This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Erich Jung

Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit

J. F. Lehmann's Verlag
München

GIFT OF
ERNST A. DENICKE

UNIV. OF
CALIFORNIA

Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit

Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Geistesform

Von

Dr. phil. E. Jung

J. F. Lehmanns Verlag, München
1922

UNIV OF CALIFORNIA

B4763
J8

Urheber und Verleger behalten sich alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vor.

Copyright 1922. J. F. Lehmann, München.

Arnold

Druck Dr. F. P. Datterer & Cie. München-Freising.

Inhalt.

		Seite
	Vorwort	5
1.	Deutsche Denkmälerforschung als Hilfswissenschaft der deutschen Geschichte, insbesondere der Geistesgeschichte	10
2.	Der Hain des Schwertgottes (die gefüllten Bogenfriese der Schwertslocher Kapelle)	24
3.	Der Untergang der alten Götter (die Freisinger Säule; das Schottentor in Regensburg; der Kreuzgang in Berchtesgaden)	39
4.	St. Jehanns Minne (der Kelch in der Dominikanerkirche in Regensburg)	59
5.	Der einarmige Schwertgott und der Henriswolf (Kreuzgang in Berchtesgaden)	63
6.	Thiodote, Rolandsäule, Irmensul (Obermarsberg)	76
7.	Die Lindwurmkämpfer der Heldensage (der Säulenkopf in Basel; die Bogenfelder in Straubing und Altenstadt; das Kirchentor in Andlau; das Werkstück auf der Wartburg)	92
8.	Gottesurteile (das Flachbild am Züricher Großmünster; der Naumburger Domchor)	103
9.	St. Oswald und der Wanderer im grauen Mantel; die Raben (die Tafel im Münchener Nationalmuseum)	115
10.	Die hl. Kümmernis (Kümmerniskapelle und Heidenstein bei Burghausen)	126
11.	Der reitende Gott mit Mantel und Lanze (die sog. Jupitergigantensäulen Westdeutschlands; der Reitergott auf fränkischen und alemannischen Erzscheiben; der Stein von Hornhausen)	136
12.	Die drei Abgötter am Kirchturm (Peter Paul in Hirsau; das Flachbild an der alten Kapelle in Regensburg; der Säulenfuß von Speyer; das Wildberger Steinbild)	154
13.	Gnomen und Kobolde (Johanniskirche in Gmünd; der Säulenfuß aus Marktoberdorf im Allgäu; Zeus von Peter Fischer)	170
14.	Die drei Schicksalsschwestern (das Flachbild im Wormser Dom; die Matronensteine am Rhein)	177
15.	„Dem unbekannten Gotte“ (der Altar am Palatin; die Allergötterfsteine)	183
16.	Die ritterlichen Heiligen, Georg, Michael und Martin	189
17.	Der Lanzenschwinger und Seelenführer Wodan-Michael (der Michelsberg bei Kleebronn)	193
18.	Der wilde Jäger (Johanniskirche in Gmünd; San Zeno in Verona)	203
19.	Der Wettermacher Donar—St. Peter (Groß-Linden bei Gießen; Petersberg im Inntal; Petersberg bei Fulda)	210
20.	Sonnenverehrung (die steinernen Flachbilder an der Spitalskirche in Tübingen, an der Walderichskirche vor Murrhardt und in Bietenhausen; der Goldfund von Eberswalde)	218

515232

Seite

21. Kreuz und Sonnenrad (der Sonnenwagen von Thrundholm; frühchristliche Grabsteine am Rhein; Sonnenräder an christlichen Kirchen; das Mainzer Rad; der Krummholzer Stuhl bei Dürkheim) . . . 232
22. Hakenkreuz und Sonnenrosse (germanische und keltische Münzen; die Rottweiler Erzscheibe; fränkische und alemannische Erzscheiben; die Müncheberger Speerspitze) 251
23. Heidenkirchlein (das Wodansbild von Dunningen; das Slachbild von Bietenhausen; Kuppingen; Oberwittichhausen; Grünsfeldhausen; St. Kunigunde bei Burgerroth; Holzkirchen; Langenstein in Hessen) 270
24. Das Männliche (die verstümmelten Steinbilder von Emmetsheim, Rietheim, Belsen, Hemmendorf; die Kannstatter Ringe) 295
25. Tieropfer (die Stirnseite der Belsener Kapelle; das Slachbild von Oberröblingen) 304
26. Die Zuverlässigkeit der Volksüberlieferung in Sage und Sitte . . . 311
27. Die heraldische Lilie oder dreiflammige Kerze 323
28. Die Bandverschlingung oder Verknotung 339
29. Ausblicke 346
Schlagwörter-Verzeichnis 385

Die Aufnahmen zu den Abbildungen 4, 6, 8, 9, 53, 54, 60, 71, 102 sind von Kunstmaler Franz Kotzian in München gemacht, die zu den Abbildungen 39, 48, 49, 50, 66, 67, 75, 78, 82, 85, 104, 122, 125, 128 von Kunstmaler Gerth Biese in Stuttgart.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Vorwort.

Der Verfasser glaubt eine Besonderheit seines Buchs nicht grade entschuldigen, aber doch mit einigen Worten begründen zu sollen. Nämlich eine gewisse Zwiespältigkeit; nicht in den Zielen und in dem Gesamtplan, der, wie Verfasser glaubt, die wünschenswerte Geschlossenheit nicht vermissen läßt, aber in der Art der Behandlung.

Diese Zwiespältigkeit liegt in Folgendem. Der Verfasser wollte sein Buch in einer Form bringen, daß es nicht nur dem Fachmann, sondern jedem gebildeten Deutschen, dem die Geschichte seines Volkstums am Herzen liegt, genießbar sei. Als Fachmänner kommen in erster Reihe in Betracht die Vertreter der deutschen Altertumskunde; es werden aber auch dabei berührt die Aufgaben der deutschen Kunstgeschichte, der deutschen Geistesgeschichte überhaupt; an einigen Stellen besonders der Glaubens- und Kirchengeschichte. In den gesammelten und unter einem bestimmten Gesichtspunkt, den die Überschrift des Buches andeutet, in inneren Zusammenhang gebrachten Denkmälern glaube ich auch dem engeren Fachmann neuen Stoff zu bringen, der ihm beachtenswert erscheinen wird als solcher; also auch wenn er die Folgerungen ablehnt, die ich daraus gewinne.

Diese gehen auf die größeren Zusammenhänge im geistesgeschichtlichen Geschehen aus; auf die durch Jahrhunderte und Jahrtausende wirkenden Triebkräfte, die einerseits in den naturgesetzlichen Bedingtheiten aller Menschengeschicke und andrerseits in den tiefsten seelischen Grundstimmungen und Lebenszielen der Völker und Rassen gegeben sind.

Verfasser hofft, wie gesagt, daß seine Ausführungen, obwohl er auch dem Fachmann an einer Reihe von Stellen Neues zu bieten glaubt, doch auch für den gebildeten Leser überhaupt lesbar bleiben. Für diesen letzteren nun bilden die einzelnen Nachweise aus Büchern und der Staub der Werkstatt, der dadurch stehen geblieben ist, zweifellos eine Belastung. Darüber ist sich der Verfasser klar. Wenn er trotzdem diesen Ballast an Stellennachweisen und Bücheranführungen noch mitführt, so hat er eine bestimmte Absicht dabei.

Es steckt ganz sicher an weit zerstreuten Stellen im Lande, in einzelnen Landkirchen, in kleinen Sammlungen, vor allem in mündlicher Überlieferung, noch ein ungeheurer Stoff, der für Unter-

suchungen wie die vorliegenden fruchtbar gemacht werden kann. Dieser Stoff kann nur durch die freiwillige Mitarbeit vieler Einzelner, Ortsgelehrter, Pfarrer, Lehrer, aber überhaupt aller Liebhaber und Freunde der vaterländischen Geschichte nutzbar gemacht werden. Für diese wollte ich die bücherlichen und sonstigen Nachweise im Einzelnen stehen lassen, weil ihre Arbeit dadurch gefördert werden kann. Wenn ich dabei etwa noch erreicht haben sollte, diese erhofften künftigen Mitarbeiter teilnehmen zu lassen an den kleinen Entdeckerfreuden und dem Herzenstrost überhaupt, den mir diese Schürfgänge in den unerschöpflichen Tiefen des deutschen Volkstums in schwerster Zeit verschafft haben, so wäre das eine Nebenwirkung, die mich mit innigster Befriedigung erfüllen würde.

Und noch eine weitere Eigentümlichkeit der nachfolgenden Schrift bedarf vielleicht einer besonderen Rechtfertigung; daß nämlich an manchen Stellen diese auf deutsche Altertumsforschung gerichteten Untersuchungen Ereignisse unserer allerjüngsten Vergangenheit, aus dem Weltkriege, gelegentlich heranziehen und sich darüber äußern. Das hängt aber mit dem Grundgedanken dieser ganzen Schrift zusammen; daß nämlich uralte Vergangenheit unseres Volkstums noch weit wirksamer und lebendiger in die Gegenwart hineinragt und wirkt als man gemeinhin weiß. Der uralte Gegensatz zwischen Nordseewelt und Mittelmeerwelt, zwischen germanischer und semitisierter Gesittungsform, zwischen Gesinnungskultur und Sinnenkultur, war auch die tiefste Ursache des Weltkriegs.

Die Prophezeiung von der Entscheidungsschlacht am Birkenbaum in Westfalen[1]) birgt nach rückwärts sicherlich die Erinnerung an jene Entscheidungsschlacht an der „Weserfestung" im Teutoburger Walde, die im Jahre 9 nach Christi Geburt darüber entschied, daß der Schwerpunkt der europäischen Gesittung sich für — bis jetzt — anderthalb Jahrtausende nach der Nordseewasserscheide und zu den Germanen verschoben hat. Franz Bacon sagt in seiner Plauderei über Weissagungen (Essays, Nr. 35): „Oft verwandeln sich glaubliche Vermutungen oder dunkle Überlieferungen in Weissagungen, solange die menschliche Natur sich nach Hellseherei sehnt, und sich nicht scheut, das vorauszusagen, was sie tatsächlich nur folgert." Dieselbe Weissagung von der Entscheidungsschlacht in Westfalen hat die abergläubische Einbildungskraft der Franzosen noch kurz vor dem Weltkriege und im Weltkrieg selbst lebhaft beschäftigt.[2])

[1]) Friedrich zur Bonsen, Die Sage von der Völkerschlacht am „Birkenbaum". Köln 1897.

[2]) Stephan Steinlein, Über die Herkunft der Sage und Prophezeiung von der letzten Weltschlacht am Birkenbaum in Westfalen. Leipzig 1915.

Und diese Weissagungen waren nicht lediglich ein Spiel der Einbildung oder des Aberglaubens. Wie die alte deutsche Sage von der Entscheidungsschlacht in Westfalen auf die geschichtliche Tatsache der Hermannsschlacht im Jahre 9 n. Chr. zurückverweist, so wies jene französische Weissagung ebenfalls auf geschichtliche Tatsachen, nämlich auf die Zukunft, auf französische Pläne hin. Die Weissagungen der Madame de Thebes in Paris wären für unsere Staatsmänner sehr beachtlich gewesen; denn sie sagte in ihrem Almanach für 1913 die Ermordung des österreichischen Thronfolgers und den Untergang Österreichs voraus; sie hatte nämlich, wie sie selbst dann im Almanach von 1914 berichtete, sehr gute Beziehungen zu allslavischen Kreisen, die damals schon die Ermordung des Erzherzogthronfolgers beschlossen hatten.

Uralte Schicksale vollziehen sich aufs neue; weil das deutsche Volk das gleiche geblieben ist; in seiner ungeheuren Stärke, solange es mit seinem Gewissen eins ist; in seiner gleich unglaublichen Schwäche, wenn ihm sein Inneres gestört ist; sei es auch nur durch kluggesetzten Trug des Feindes, den zu durchschauen ihm nicht gelingt; wie immer der Arglose, der selber die Waffe der Lüge nicht führt, die Beute des Trugkundigeren wird.

Uralte Geschicke vollenden sich; weil das deutsche Volk dasselbe geblieben ist und seine Lage in der Herzgegend Europas, die nach allen Seiten offen liegt. Aber diese merkwürdigen Zusammenhänge der jüngsten Geschichte mit der ältesten gehen noch weiter, in Einzelheiten, die uns ganz wunderbar anmuten; daß uns fast ein Grauen beschleichen möchte ob diesen uralten Vorbestimmungen und ihrer geheimnisvollen Vollstreckung. Uralter Fluch der deutschen Kaisergeschichte vollzieht sich aufs neu; deutscher Bruderkampf der Welfen gegen die Waiblinger. Der schwache Mann einer englisch-welfischen Frau stößt den Hohenzollernkaiser, den Waiblinger, vom Thron, indem er zur falschesten Stunde, wo die Abdankung als Fahnenflucht vor dem Feind erscheinen mußte, bewußt wahrheitswidrig die Abdankungserklärung des Kaisers in die Welt schickt und so in dem Augenblick, wo der Feind an der Grenze stand, dem Heer die Spitze und die Fahne raubt.

Es sinkt der Aar vom Zollern, aufsteigt das Sachsenroß,
Ins Elend reitet der Kaiser, sie flaggen im Welfenschloß.
Es herrscht ein Prinz von Baden, den eine Welfin gefreit,
Wie Brünhild wird sie ihm raten, dem Siegfriedenkel zu leid.

Der Nibelungen Klage rauscht wieder vom Donaustrom,
Und trauernd läuten die Glocken zu Worms im alten Dom.
Den Helden entsinken die Schwerter, sie stehen stumm und bleich
Und wieder hat ein Ende die Mär vom Deutschen Reich.

(Theodor Mauch, 1918.)

Aber noch weiter zurück in die deutsche Vergangenheit führen uns diese Zeichen. Die starke welfische Frau des schwachen Ludwig, der deshalb der Fromme heißt, die Kaiserin Judith, hat für ihren Sohn jene Teilung des Frankenreichs im Vertrag von Wirten (Verdun) vom Jahre 843 erzielt. Diese Teilung hat ein germanisches Land, Nordfrankreich, sprachlich verwelscht; und zugleich hat sie zu stets neu versuchten Lösungen und neuen Kämpfen geführt; von den Verträgen der Jahre 870, 879, 880, von Mersen, Ribemont und wieder Verdun; über 925, das die für Deutschlands Sicherung allein ausreichende Maasgrenze brachte; über 1552, als die Maasgrenze dem Deutschen Reiche von Frankreich wieder geraubt wurde; über 1648, 1681, 1738 beziehentlich 66, 1797, 1814 und 15, 1871 und 1919; welch letzterer Zeitpunkt ganz sicher nicht die endgültige Lösung dieser Grenzfrage darstellt.

Also; es ist nicht bloße Abschweifung, wenn die Untersuchungen dieser Schrift, die auf das Weiterleben uralter Bestände der Volksseele in der Gegenwart gerichtet sind, gelegentlich Vorgänge der allerjüngsten Vergangenheit zur Erläuterung heranziehen. Dabei ist freilich die Erregung über diese Ereignisse noch etwas zu spüren; oder vielmehr, der Verfasser hat sich sogar nicht einmal besondere Mühe gegeben, jeden lebhafteren Gefühlsausdruck zu unterdrücken; mich über unser Schicksal nur mit der abgeklärten Ruhe eines scheinbar Unbeteiligten zu äußern, ist mir eben einfach nicht möglich gewesen. Jene Bemerkungen geben sich ja auch ganz offen als kleine Nebenbetrachtungen bei der eigentlichen wissenschaftlichen Untersuchung und es schadet darum nichts, meines Erachtens, wenn sie sich im Tone ein wenig unterscheiden von der kühlen Sachlichkeit, die für den rein wissenschaftlichen Teil selbstverständlich ist.

Die ganze Deutschwissenschaft, nämlich das Werk der Brüder Grimm, ist ja ursprünglich entstanden aus einer leidenschaftlichen Bejahung; aus einem ausgesprochenen Willen zum deutschen Volkstum, der dann auch den Weg wies zu den neuen rein wissenschaftlichen Ergebnissen. „Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht und sein Altertum viel zu niedrig gestellt waren, wollte ich das Vaterland erheben", schrieb Jakob Grimm in den 40er Jahren und wollte damit, rückblickend auf sein Leben, den Ausgangspunkt seiner Lebensarbeit bezeichnen. Und in der an Gervinus gerichteten Widmung seiner 1848 erschienenen Geschichte der deutschen Sprache schreibt Jakob Grimm: „In wie ungelegener Zeit mein Buch erscheine, ist es doch, wer aus seinem Inhalt Aufgabe und Gefahr des Vaterlandes ermessen will, durch und durch politisch. Es lehrt, daß unser Volk nach dem abgeschüttelten Joch der Römer seinen

Namen und seine frische Freiheit zu den Romanen in Gallien, Italien, Spanien und Britannien getragen, mit seiner vollen Kraft allein den Sieg des Christentums entschieden und sich als undurchdringlichen Wall gegen die ungestüm nachdrückenden Slaven in Europas Mitte aufgestellt hat. Von ihm zumal gelenkt wurden die Schicksale des ganzen Mittelalters. Aber welche Höhe der Macht wäre ihm beschieden gewesen, hätten Franken, Burgunder, Langobarden und Westgoten gleich den Angelsachsen ihre angestammte Sprache behauptet. Mit deren Aufgeben gingen sie uns und großenteils sich selbst verloren: Lothringen, Elsaß, die Schweiz, Belgien und Holland sind unserem Reich, wir sagen noch nicht unwiderbringlich, entfremdet."

1. Deutsche Denkmälerforschung als Hilfswissenschaft der deutschen Geschichte; besonders der Geistesgeschichte (Kulturgeschichte).

„Von der der deutschen Kulturgeschichte eigentümlichen Überschätzung der schriftlichen Zeugnisse und Quellen", spricht ein bekannter deutscher Altertumsforscher (Paul Clemen, Über merowingische und karolingische Plastik, Bonner Jahrbücher, B. 92). Der darin liegende Vorwurf hat ganz sicher seine Berechtigung. Vielleicht bezeichnet er sogar eine allgemeine Schwäche des deutschen Denkens. Ein Amerikaner hat, jetzt im Weltkrieg, den Grund der merkwürdigen Überlegenheit der Deutschen in vielen Dingen und ihrer ebenso merkwürdigen Unterlegenheit im zweckbestimmten Handeln und in der Staatskunst darin gesehen, daß die Deutschen die Gewohnheit hätten, sich mehr aus Büchern als durch Anschauung der Dinge zu unterrichten. Jene Überschätzung der schriftlichen Überlieferung hat verursacht, daß die deutsche Altertumsforschung, die in vielen Richtungen und besonders nach der Seite der Sprachgeschichte so eifrig betrieben wird, eine besondere deutschmittelalterliche Denkmälerkunde bisher im Grunde noch gar nicht ausgebildet hat. Das Wesen der Denkmälerkunde als eines besonderen wissenschaftlichen Zweiges wird dabei so verstanden, wie sie Friedrich Köpp für die griechisch-römische Denkmälerforschung bestimmt; also was man bisher mit dem, wie Köpp mit Recht sagt, „wunderlichen und nur durch den Gebrauch verständlichen Namen" Archäologie bezeichnet hat. In der Wissenschaft vom griechisch-römischen Altertum hat sich die Denkmälerforschung als ein besonderer Zweig der Wissenschaft gegen die auch dort früher alleinherrschende Sprach- und Schrifttumswissenschaft durchgesetzt. In der deutschen Altertumswissenschaft ist das dagegen noch nicht der Fall.

An folgenden Beispielen sei nur kurz erläutert, wie die bisher so einseitig auf die schriftliche Überlieferung gegründete Altertumswissenschaft durch die Denkmälerforschung unterstützt werden kann. Die rätselhafte Gestalt der mannweiblichen heiligen Kümmernis oder Wilgefortis hat vielleicht — vielleicht — weit in die Vergangenheit zurückreichende Zusammenhänge mit vorchristlichen Überlieferungen.

Aber diese sind jedenfalls nicht in der schriftlichen Überlieferung zu finden. „Die volkstümliche Vorstellung von Kümmernis ist uns fast ausschließlich kultisch vermittelt, weshalb denn auch die bildlichen Darstellungen die schriftstellerischen an Zahl und Darstellung beträchtlich überwiegen." (Karl Albrecht Bernoulli, Die Heiligen der Merowinger, S. 170).

Vielfach kann eine Frage der Altertumswissenschaft, die große Schwierigkeiten bietet, wenn sie lediglich mittels der schriftlichen Quellen zu lösen versucht wird, durch eine einfache Denkmälervergleichung rasch und restlos geklärt werden. In der Stuttgarter Altertümersammlung findet sich ein halberhabenes Steinbild aus Stocksberg, Oberamt Brackenheim; es stellt in sehr unbeholfener und sichtlich sehr unfreier Arbeit eine beleibte schleierumhüllte weibliche Gestalt dar, mit einem Pfau zur Seite und einem rätselhaft formlosen Gegenstand auf dem linken Arm (Abbildung bei Baum, Alt. d. Plastik, Nr. 434). Das Gebilde ist sichtlich nicht römisch; es gibt aber keine Heilige mit einem Pfau in dieser Gegend und die andere Beigabe ist schon gegenständlich völlig unklar. Bei Haug-Sixt ist nun durch eine einfache Zusammenstellung zweier Abbildungen überzeugend erwiesen, daß da der mittelalterliche Steinmetz ein dort zufällig über der Erde erhaltenes antikes Junobild nachgemeiselt hat.

Wie sehr die Denkmälerforschung als Nebensache betrachtet wurde, zeigt sich besonders auffällig darin, daß sehr häufig in germanistischen Werken die Verfasser sich bezüglich der Denkmäler auf den bloßen Bericht oder eine höchst mangelhafte, von Buch zu Buch übernommene Abbildung beschränken, ohne sich das Denkmal selber anzusehen. Ich bringe unten Beispiele dafür von angesehenen Forschern, die sicherlich gegenüber ihren schriftlichen Quellen eine so mangelhafte und bloß mittelbare Quellenkenntnis bei sich und anderen scharf getadelt hätten.

Wie wichtig die mündliche Überlieferung, Brauch und Sitte des Volks, neben den schriftlichen Urkunden sein kann, wurde eigentlich auch erst von einer sehr jungen Wissenschaft, von der Volkskunde, richtig veranschlagt. Gebräuche, Sagen und Sitten des Volks sind für die deutsche Altertumsforschung eine äußerst wichtige Quelle, weil sie vielfach uralten Bestand aufs treueste bewahren. Wir Deutsche sind das einzige der großen europäischen Völker, das nie im Ganzen erobert worden ist; wie die Gallier von Römern und Franken; wie die Briten von Römern, Sachsen, Nordmännern. Wir dagegen — woraus besonders englische Forscher das absonderliche Glück und das absonderliche Unglück unserer Geschichte erklären zu können glaubten — haben seit den ersten geschichtlichen Nachrichten

Sprache, Sitze und Eigenart festgehalten. Deshalb muß bei uns Volkssage und Volkssitte eine viel ergiebigere Quelle für die Altertumswissenschaft sein als bei den britisch-sächsischen und den gallisch-fränkischen Mischlingen. „Selten sind wir so günstig gestellt wie bei der deutschen Heldensage", sagt der Schwede Martin P. Nilsson (Primitive Religion S. 110), wo er das Hineinragen geschichtlicher Vorgänge in Märchen und Sagen erörtert.

Die vorwiegend auf schriftliche Überlieferung und auf Sprachwissenschaft gegründete Deutschkunde ist im wesentlichen von den Gebrüdern Grimm geschaffen. Auch für die deutsche Denkmälerforschung kann man einen ganz bestimmten Namen nennen, als den ersten Bahnbrecher und Begründer, nämlich Ludwig Lindenschmit. Lindenschmit hat zuerst erkannt, daß die frühgermanischen Altertümer, aus der Zeit der Völkerwanderung und aus merowingischer Zeit, von eingeborenen Werkmeistern hergestellt sind; er hat in seinen „Altertümern unserer heidnischen Vorzeit" und in seiner Schöpfung, dem römisch-germanischen Zentralmuseum in Mainz, der vergleichenden Denkmälerforschung, hier freilich nach dem Vorgang nordischer Gelehrter, einen Mittelpunkt geschaffen. „Lindenschmit der ältere ist gewissermaßen der Begründer der deutschen Archäologie"[1]) (Otto Piper, Bedenken zur Vorgeschichtsforschung S. 145).

Die deutsche Denkmälerforschung wäre also Hilfswissenschaft der deutschen Geistesgeschichte; wie die griechisch-römische Denkmälerforschung Hilfswissenschaft ist für die Wissenschaft vom Geist des griechisch-römischen Altertums. So darf man jetzt wohl das Wort Philologie übersetzen. Nachdem sowohl die deutsche wie die alte Philologie aus ihrer früheren Enge herausgekommen sind oder herauszukommen im Begriff sind; aus der früheren Enge, in der sie sich nur als die Wissenschaft von den betreffenden Sprachdenkmälern oder selbst noch enger als die Wissenschaft von den betreffenden Sprachen betrachteten.

Die stetige Erweiterung der Wissensgebiete sollte öfter, als es tatsächlich geschieht, dazu führen, daß die Fachabgrenzungen in der Wissenschaft einmal nachgeprüft werden. Der Vertreter der Religionsgeschichte ist heutzutage von Haus aus meist Altsprachler. Daß er sich bei seiner Forschung vom Vertreter der alten Denkmälerforschung und vom Sprachgeschichtler gelegentlich Auskunft holen muß, ist anerkannt. Denn es ist einerseits einfach nicht mehr möglich,

[1]) Verfasser dieses hat noch persönliche Erinnerung an den „alten" Lindenschmit; mit seinem völlig weißen, aber in voller Haarfülle prangenden Feuerkopf; aus der Zeit als er, nämlich Verfasser dieses, bei Bestandsaufnahmen im römisch-germanischen Zentralmuseum in Mainz als Schüler helfen durfte

daß ein und derselbe Mensch alle Fächer fachmännisch beherrscht; andrerseits ist die Welt der Erscheinungen nicht so reinlich und nett in Fächer aufgeteilt, wie es die Wissenschaft wohl wünschen möchte.

Für die Deutschwissenschaft oder die besondere Wissenschaft von der deutschen Menschheitsform und von ihrem geistig-sittlichen Vollbringen ist an sich, was der herrschenden Facheinteilung entspricht, wohl die Kenntnis des deutschen Schrifttums zunächst das wichtigste. Sicherlich ist das der der Forschung am leichtesten zugängliche Stoff, weil er der großen Masse nach gedruckt und in jeder Bücherei greifbar vorliegt. Hier ist die Aufgabe schon im wesentlichen auf das Sichten und Durcharbeiten des vorhandenen Stoffs beschränkt; nur in geringerem Maße handelt es sich noch um das Auffinden und Sammeln von neuem Stoff. An Wichtigkeit für die Deutschwissenschaft kommt der schriftlichen Überlieferung aber fast gleich die lebende Überlieferung in Sitten, Sagen und Gebräuchen des Volks, vor allem des niederen Volks.

Auch die Familien des alten Adels hegen vielfach sehr alte und deshalb für die Altertumswissenschaft wichtige Überlieferungen. Unter altem Adel ist hier zu verstehen der hohe Adel; das sind die Reichsunmittelbaren und Fürsten; und die uradeligen (nicht briefgeadelten) Geschlechter des niederen Adels: die ja zum Teil, wie die Grafen Preysing, älter als irgendein deutsches Fürstenhaus sind; zum Teil auch reiner von Blut als die Fürsten, die die Nachkommen einer lettischen Dirne oder napoleonischer Marschälle beliebiger Abstammung sofort als ebenbürtig ansehen, wenn sie nur irgendwie, einerlei auf welchem Weg, einmal zu einer regierenden Stellung gelangt sind.

Es kann auf den ersten Blick auffällig erscheinen und ist doch unschwer zu erklären, warum grade die oberste Schicht und die unteren Schichten — das heißt von diesen die bodenständigen Schichten, natürlich nicht der Handarbeiter des Großgewerbes — unseres Volks deutscher und altertümlicher geblieben sind als die mittleren und beweglicheren Bevölkerungsteile. Jene beiden Stände stehen fester in der Überlieferung als die bewegliche Mittelschicht. Und beide haben sich, von ihrer noch mehr naturalwirtschaftlichen Grundlage aus, wirksamer gewehrt gegen das eine der beiden Schwergeschütze des mittelmeerischen semitisierenden Einflusses; gegen das römische Recht, das vermöge seines geldwirtschaftlichen Zuschnitts ebenso begreiflicherweise der städtischen Bevölkerung willkommen sein mußte.

Das sogenannte Privatfürstenrecht, das sind die Rechtsgewohnheiten und Satzungen der landesherrlichen Familien, ist eine Fundgrube alter deutschrechtlicher Vorstellungen. Auch die Bauerschaften

haben sich vielfach wie die Fürsten die römische Vergabungsfreiheit vom Leibe gehalten und sind in der durch den Blutsverband gegebenen Bindung der Erbfolge und der Bevorzugung des Ältesten verharrt.

Von den mittelmeerländisch-semitisierenden Bestandteilen der Kirchenlehre konnte der Bauer aber schon um deswillen freier bleiben, weil er eben überhaupt mehr in der mündlichen Überlieferung lebt. Seine lebendigen Gewissensüberzeugungen und Glaubenshoffnungen sind daher nicht in dem Maße wie bei den sogenannten Gebildeten, das heißt den vorwiegend auf die Aufnahme schriftlicher Geistesnahrung Eingestellten, von der Schrift und der amtlichen Kirchenlehre beeinflußt worden. Der Theologe Paul Gottfried Drews hat seinerzeit bemerkenswerte Untersuchungen angestellt darüber, daß der wirklich lebende Glaube einer Volksgruppe keineswegs übereinzustimmen braucht mit der amtlichen Kirchenlehre, auch wenn die Bauern sich mit ihrem gelehrten Pfarrer an sich ganz gut vertragen.. Es ist übrigens im Recht nicht anders. In gewissen Gegenden Niederhessens ist Majoratserbfolge tatsächlich die Regel; bloß durch Familiensinn und Überlieferung, die den jüngeren Sohn ächten würde, der auf seinen gesetzlichen Erbteil — es wird vielfach nicht einmal durch Testament gemacht sondern durch spätere freiwillige Vereinbarung der Erbberechtigten — oder auf seinen gesetzlichen Pflichtteil, gegen ein den Ältesten zum Alleinerben einsetzendes Testament, klagen würde.

Wie schon oben gesagt, hat erst ganz neuerdings die sogenannte Volkskunde (Folklore) den ungeheuren Stoff, der im Volksmunde und in Volkssitten steckt, zu sammeln und zu verarbeiten begonnen. Hier ist noch viel zu tun und noch manche Entdeckung zu machen.

Die Kenntnis der Denkmäler aber, oder der sogenannten Realaltertümer, — im allgemeinsten Sinne, in dem sie alle unmittelbar noch bestehende Hinterlassenschaft der Vorzeit umfaßt, also etwa im Sinne von Heinrich Bergners Handbüchern der kirchlichen und bürgerlichen Kunstaltertümer, wenn wir die Beschränkung auf Kunstaltertümer dabei fallen lassen, — ist jedenfalls an dritter Stelle, nämlich hinter der Schrifttumsgeschichte und der Volkskunde, wichtig für die geistesgeschichtliche Forschung; wichtiger als die eigentliche Sprachgeschichte, die noch regelmäßig als die besondere Fachausbildung des Germanisten oder Vertreters der Deutschwissenschaft betrachtet wird.

Sprachvergleicher, wie Bartholomae und Andere, glauben daraus, daß gewisse Worte wie z. B. Buche, Aal, Lachs gemeinindogermanisch sind, also schon dem Urvolke angehört haben müssen, und daß Buche, Aal, Lachs gemeinsam nur in Mitteleuropa

ungefähr westlich der Linie Königsberg-Odessa und ungefähr östlich der Linie Dünkirchen-Genua vorkommen, Schlüsse ziehen zu können auf die indogermanische Urheimat. Das würde ja nun eine äußerst wichtige Bereicherung der Urgeschichte von der Sprachgeschichte her bedeuten. Daß Victor Hehn bei seinen kulturgeschichtlichen Forschungen über Kulturpflanzen und Haustiere die Sprachgeschichte übermäßig und einseitig bewertet hat, ist heute wohl anerkannt.

Jakob Grimm hat einen deutschen Gott Froh rein sprachgeschichtlich aus dem nordischen Freyr erschlossen. Das war sehr kühn, wenn man dagegen hält, wie die anderen deutschen Götter bezeugt sind, durch schriftliche Quellen, nämlich die Geschichtsschreiber und die kirchliche Bekämpfung; durch Denkmäler (vgl. Abschnitt 5, 6, 23) und selbst durch das Weiterleben im heutigen Volksaberglauben, bis auf den Namen (vgl. unten Abschnitt 18).

Otto Seeck hat in seinem Untergang der antiken Welt den Gesittungsstand der alten Germanen geschildert. Er hat dazu als Quellen fast nur die schriftlichen Berichte der alten Schriftsteller benutzt. Was uns davon erhalten ist, findet im wesentlichen Platz in einem handlichen Bändchen der von den Herausgebern der Monumenta Germaniae veranstalteten Sammlung: Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit.

Seeck hat ein sehr ungünstiges Bild von der Gesittung und der Geistesart der alten Germanen entworfen. Dieses Bild ist ohne jeden Zweifel falsch. Die wichtigsten Dinge des Ackerbaues, des Holzbaues, die Kleidung werden in unserer Sprache mit Wörtern von germanischem Wortstamm bezeichnet; im Gegensatz z. B. zu Obst- und Weinbau, außer dem Apfel, die von uns heute noch mit den lateinischen Ausdrücken benannt werden. Das beweist, daß jene Werkzeuge der Gesittung, vor allem das wichtigste, der Ackerbau, bei den Deutschen schon vorhanden waren, ehe die römische Welt mit dem Norden in Berührung kam. Daß die Deutschen schon in der Zeit der großen Völkerwanderungen selbst die Metalle zu bearbeiten verstanden, ist sicher; ungeprüft vorläufig, woher sie es gelernt haben. Was haben die Griechen und Römer von den älteren ägyptischen und mesopotamischen Gesittungsformen gelernt, die nebenbei bemerkt unvergleichlich viel älter waren im Verhältnis zur hellenistischen Kultur als diese im Vergleich zur unseren. Daß in noch früherer Zeit schon der Norden die Erzarbeit selbständig ausgeübt hat, ist jetzt, durch die Funde von Gußformen, Herstellungsorten, durch Lagerfunde erwiesen.[2])

[2]) In der Stettiner Sammlung befindet sich ein Stück, das nichts anderes sein kann als der Musterkoffer eines Geschäftsreisenden der Erzzeit, um diesen Ausdruck

Aber abgesehen davon ist ja die äußere Beherrschung der Natur, die sogen. „Zivilisation", in der natürlich der Süden weiter fortgeschritten war, nicht ausschließlich ausschlaggebend für den Rang eines Gemeinwesens in geistig sittlicher Hinsicht, für seine „Kultur". Es ist doch unverkennbar, mit welcher Achtung Tacitus vielmehr gerade in dieser Richtung von den Germanen spricht. Es ist keineswegs die herablassende Art, mit der etwa heute der kulturmüde Europäer von den glücklichen Inselbewohnern der Südsee und ihren einfachen Zuständen spricht; Tacitus fürchtet vielmehr schon die organisatorische Kraft der Germanen. „Denn deutsche Freiheit ist stärker als des Arsaces Königtum". Und er setzt seine Hoffnung allein auf die deutsche Eigenbrödelei und die deutsche Uneinigkeit; wie Lloyd George in der geheimen Kabinettssitzung vom Frühjahr 1917: „Deutsche können nur durch Deutsche besiegt werden".

Cäsar berichtet von der Boden- und Sozialpolitik der germanischen Fürsten, die ein Eindringen der Geldwirtschaft in ihre naturalwirtschaftlichen Gemeinwesen (Gallischer Krieg IV. 1. 2.) und eine allzu große Ungleichheit der Vermögen zu bekämpfen suchten. (Gallischer Krieg VI. 22).

Wir wissen von der Ausfuhr westfälischer Schinken, von Seife, von Gelduber Rübchen nach Rom. Martial erzählt, daß man in Rom mit deutscher Seife sich die Haare blond färbte, und blonde Perücken aus Deutschland trage. Caracalla bemühte sich wie ein Deutscher auszusehen; zunächst freilich um seinen deutschen Garden zu gefallen. Aber jene allgemeine Neigung, germanischem Aussehen sich zu nähern, hat sicherlich tiefere Beziehungen. Die Mode, die äußere Form des Auftretens in Körperpflege und Tracht, bedeutet, wie R. W. Emerson beobachtet hat, immer eine mehr oder minder bewußte Nachahmung dessen, was einem beeindruckt, was man für höher hält, was man gern sein möchte. Man ahmt nie den nach, den man für niedriger hält. Die deutschtümelnde Mode des kaiserlichen Rom war eine unbewußte Verbeugung der damals schon in Rom maßgebenden syrisch-italischen Mischlinge vor den nordischen Menschen.

Bronzezeit noch einmal zu gebrauchen und ohne damit die so bezeichnete Stufenfolge, besonders deren genau zeitliche Abgrenzung, schlechthin anzuerkennen. Ein Musterkoffer: nämlich in zwei im Moor trefflich erhaltenen halbrunden Hälften eines durchschnittenen Baumstamms, die aufeinander passen, sind Hohlräume ausgeschnitten, in denen wie bei dem ausgefütterten Behälter für ein ärztliches Besteck, verschiedene erzene Gebrauchsgegenstände, männlicher und weiblicher Gebrauchsbestimmung, liegen; diese Sachen zeigen keinerlei Gebrauchsspuren und können, schon wegen der großen Verschiedenheit ihrer Zweckbestimmtheit, nicht etwa für den Gebrauch so zusammengestellt sein. Es kann tatsächlich, wie der Gegenstand im Stettiner Museum auch bestimmt ist, nur der Musterkoffer eines Geschäftsreisenden sein und gehört doch ohne Zweifel Zeiten an, die wir üblicherweise als vorgeschichtliche zu bezeichnen pflegen.

„Die Fürsten der Sueven tragen das Haar noch zierlicher. Solche Sorgfalt wenden sie auf ihr Äußeres" schreibt Tacitus (Germania 38). Gute Körperpflege gilt immer mit Recht als das Zeichen einer gewissen Gesittungsstufe.

Alles dies kann an dieser Stelle nur angedeutet werden. Aber es muß angedeutet werden. Es hängt zusammen mit der wichtigen Unterscheidung, die zu machen ist zwischen Kultur und Zivilisation. In dieser, in der äußeren Beherrschung der Mittel zur Lebenssicherung und zum Lebensgenuß, war natürlich die reichere Mittelmeerwelt dem Norden voraus. Aber etwas ganz anderes ist Kultur, die feste Geistesform eines Volkes. Diesen Unterschied hat die bisherige Kulturgeschichte noch nicht in ausreichendem Maße gemacht.

Die schriftliche Überlieferung, die Seeck bei seiner Einschätzung des germanischen Kulturstandes fast allein als Quelle benutzt hat, kann, abgesehen von der besonderen Ausbildung des Geschichtsforschers zur Quellenkritik, jeder Gebildete selber nachprüfen, und, milde gesagt, den starken Zuschuß dichterischer Gestaltungskraft feststellen, mittelst dessen allein Seeck zu einem solchen Urteil kommen konnte.

Sicherlich gehört dichterische Gestaltungskraft zum Geschichtsschreiber. Aber es kommt auf das Maß an: Seeck schildert die Gesinnung und Denkart Diokletians mit einer Genauigkeit, wie man nach einem langen Leben weder die eigene noch die Seele seiner Frau zu kennen behaupten wird, sofern man sich nichts vortäuscht.

Der Vorwurf war begründet, den man (Kossinna) gegen Seeck erhoben hat, daß nämlich hier noch anderer Stoff hätte herangezogen werden müssen, der zur Zeichnung jenes Bildes eben notwendig ist, und, nebenbei bemerkt, sehr viel mehr unmittelbare Quelle ist als Berichte von Geschichtschreibern; nämlich die Hinterlassenschaft jener Zeit, die der Spaten ans Licht gebracht hat. Wenn auch vieles, was Kossinna, Montelius und andere inzwischen herbeigebracht haben, erst der neueren und neuesten Zeit angehört; die Arbeiten des Altmeisters der deutschen Denkmälerforschung, Ludwig Lindenschmits, lagen damals schon lange vor, als Seeck schrieb. Die deutsche Denkmälerforschung hatte also ihre damaligen Ergebnisse schon zugänglich gemacht und den Schwesterwissenschaften vorgelegt; denn das kann man ja dem Geschichtschreiber, dessen Hauptquelle eben die schriftliche Überlieferung ist, vielleicht nicht zumuten, daß er sich den Denkmälerbestand in den einzelnen Sammlungen und an Ort und Stelle zusammenholt. Der Verfasser der neuesten deutschen Altertumskunde, Friedrich Kaufmann, 1913, hat ein eigenes Durchforschen der Sammlungen allerdings für unerläßlich gehalten und weist

mit Recht besonders darauf hin. Und jedenfalls dann, wenn die Geschichtschreibung oder die Deutschwissenschaft ausdrücklich Denkmäler zu Beweisen heranzieht, müßte sie es mindestens in ihrer Fassung erkennbar machen, ob der Verfasser sich das Denkmal selber angesehen hat oder nur auf Grund von mittelbaren Quellen, mangelhaften Abbildungen oder Berichten urteilt.

„Es dürfte", schreibt Friedrich Kaufmann, am ebenangeführten Ort, „wenn wir Sprache und Literatur mit allen anderen, naiven und künstlerischen Formen des deutschen Lebens durch den Stilbegriff verketten, die Archäologie als Mittlerin an erster Stelle berufen sein. Ich habe daher, alter verständiger Mahnung gehorchend, der Archäologie nicht bloß aus Büchern, sondern auch durch Wanderung in den weit zerstreuten Museen mich zu bemächtigen versucht, um für die älteren Zeiten deutschen Volkslebens und für die anonymen Perioden des Altertums nicht bloß meine grammatischen, literarischen und folkloristischen Erfahrungen, sondern zugleich die archäologischen Denkmäler verwerten zu können". — (Vgl. auch Ed. Norden, Die germanische Vorgeschichte in Tacitus Germania, 1920, S. V.)

Die Bedeutung der eigentlichen Denkmälerforschung und zugleich die Nachteile ihrer bisherigen Vernachlässigung können schließlich noch an einer sehr bekannten und volkstümlichen Frage der Geschichtsforschung überzeugend erläutert werden; an der Frage nach dem Schauplatz der Niederlage des Varus. Vor einigen Jahren wurde die neunzehnhundertjährige Wiederkehr des Tages gefeiert, an dem es sich entschied, daß Europa nicht in der sterbenden semitisierten Gesittungsform der Mittelmeerländer untergehen sollte, sondern von seinem Nordseeabhang aus und mit einer germanischen Völkergrundlage eine neue, auf einer neuen Gesinnung aufgebaute Gesittung erleben sollte: die christlich-germanische Geisteswelt. Diese neue Gesinnungsform konnte nur auf dem Boden der frischen Völker entstehen. Das bald orientalisierte Christentum der Mittelmeerländer, die ja übrigens auch vom siebenten Jahrhundert ab zum größten Teil an den Islam[4]) verloren gingen, hätte diese neue Grundlage nicht schaffen können.[5])

[4]) H. Welzhofer, Buddha, Jesus, Mohammed, S. 254. „Der Islam wurde durch die schärfere Betonung des Monotheismus sogar dem Christentum überlegen, dem er in der Tat weite Gebiete entriß. Aber in der Neuzeit ist diese Überlegenheit dahingeschwunden".

[5]) Ein sozialdemokratischer Schriftsteller jüdischer Abstammung schrieb nach unserem Zusammenbruch von 1918: „Wäre es nicht besser gewesen, wenn Arminius nicht gesiegt hätte und wir Deutschen wären auch Lateiner geworden wie die Gallier." Dieser Mann weiß sicher selber nicht, wie großen weltgeschichtlichen Zusammenhängen er damit

Im Jahre 1909 jährte sich jener Schlachttag um ein weiteres Jahrhundert; nach Zangemeister am 2. August, indem die Deutschen klüglich die Feier des Kaisersgeburtstags zu ihrem Angriffe benutzten; der 1. August war der Geburtstag des Augustus. „So lange schon ist man beständig dabei, Deutschland zu besiegen"; tam diu Germania vincitur, schrieb Tacitus ums Jahr 100 nach Christi und konnte damit sogar schon meinen die Zeit etwa von 113 vor Christi ab bis zu der Tätigkeit Trajans am Rhein vom Jahre 98 nach Christi. Tam diu! Es sind inzwischen 1900 Jahre verflossen und was damals dem römischen Weltreich gegen die damals schätzungsweise zwei Millionen Deutsche nicht gelungen ist, ist nun wieder der vereinigten ganzen Welt doch nicht so gelungen wie es gewünscht war.

Jene Jahrhundertfeier gab den Fachmännern Anlaß, das sehr umfangreich gewordene Schrifttum über die Varusschlacht einmal auf seine Ergebnisse zu überblicken. Vgl. u. a. E. Wilisch, Der Kampf um das Schlachtfeld im Teutoburger Wald, in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum usw. 1909. Da ergibt sich nun als sicher nur so viel, daß die schriftliche Überlieferung eben schlechthin nicht eine sichere Entscheidung erlaubt. Auch Friedrich Köpp, der als Denkmälerforscher von Sonderfach und mit dem Sitz in Münster besonders berufen ist zu einem Urteil in dieser Sache, kommt zu

gefühlsmäßigen Ausdruck gab; wie sehr er in diesem Augenblick durch uralte Zusammenhänge seines ererbten Bluts bestimmt war, als er derart seine innere Neigung zur Sinnenkultur oder zu der rein auf Lebensgenuß und dementsprechend auf die bestmögliche Ausbildung der kraftstofflichen Unterlagen des Lebens gerichteten Gesittungsform des Mittelmeers und der Spätantike aussprach und damit auch zu der materialistischen Lebensform der alljüdisch-allbritischen Sieger im Weltkrieg. — Carl Schuchhardt glaubt (Alteuropa S. 198) aus der sprachlichen Sonderstellung und aus dem Bestand an Gefäßformen sowie aus sonstigen Tatsachen der Denkmälerforschung folgern zu können, daß die Etrusker ein Rest der alten Mittelmeervölker seien, der sich im Gegensatz zu anderen Südländern gegenüber nordischen Einflüssen seine Selbständigkeit bis späthin gewahrt habe. Diese Meinung würde nun von der allgemeinen Geistesgeschichte unterstützt werden können; nämlich durch die Tatsache, daß die etruskische Gesittungsform, wie die Denkmale und die römische Überlieferung beweisen, in einseitigster Weise auf stofflich-sinnlichen Lebensgenuß gerichtet war; wie umgekehrt etwa die makedonischen Lanzenkämpfer Alexanders eben durch ihre Denkart und ihre Ehrbegriffe ihre nahe Beziehung zur nordischen Menschenform beweisen.

„Der deutsche Heldengeist muß erschlagen werden", schrieb ein links gerichteter Tagesschriftsteller in der Schweiz. Man kann sich ja auch ungefähr denken, wie er es meint; er glaubt, dann sei kein Krieg mehr möglich und daher notwendig allgemeiner Friede. Daß vielmehr die ausschließliche Richtung aller auf Lebenserhaltung und Lebensgenuß zum unbedingten Vernichtungskrieg Aller gegen Alle führen muß, daß die bloße Absicht auf den Lohn niemals ein menschliches Getriebe zusammenhalten kann, und daß alles, aber auch alles an wirklicher Kultur auf Heldengeist, d. h. auf selbstlose Arbeit und auf Hingabe aufgebaut ist und nur durch diese errungen werden konnte, das weiß der arme Teufel natürlich nicht; obwohl ein Blick auf die antike Kultur es ihn lehren könnte, die nur wenige Jahrhunderte die „Ausrottung der Besten", der Helden, in den römischen Bürgerkriegen überlebt hat.

diesem Verzicht. Wir können nur hoffen, daß der Spaten, das heißt hier die Denkmälerforschung, vielleicht einem Glückskind wie Schliemann einmal die Mittel liefert, um die Frage nach dem Schauplatz der Varusschlacht sicher zu beantworten. Der Mühe wert wäre es, denn dieser Sieg war, zusammengenommen mit der Schlacht gegen die Araber 732, die den semitischen Ansturm Asiens, und mit den Schlachten von 955 und 1241 und 1914 (Tannenberg), die den turanisch-mongolischen Ansturm Asiens gegen die nordeuropäisch-germanische Gesittung abwiesen, die wichtigste kriegerische Entscheidung der nordeuropäischen Geschichte.[6])

[6]) Vgl. die ausgezeichnete, auf knappsten Raum zusammengedrängte Darstellung der deutschen Geschichte von Heinrich Wolf, in: Das Jugend- und Lebensgeleitbuch. Leipzig 1920. Diese Zusammenstellung ist nach den Erfahrungen des Weltkriegs und des Zusammenbruchs geschrieben, die uns die großen Zusammenhänge der Weltgeschichte in vielen Richtungen klarer erkennen haben lassen. Aber die Grundgedanken hatte Heinrich Wolf schon früher ausgesprochen. Besonders aber hat der große staatsmännische Denker Alexander von Peez, der kurz vor dem Weltkriege gestorben ist, nachdem er übrigens zwölf Jahre vorher dessen Ausbruch, sogar dem Zeitpunkt nach genau, vorausgesagt hatte — „wenn die Ziffern des deutschen Außenhandels die des englischen erreicht haben", das wäre 1915 eingetreten — die großen weltgeschichtlichen Zusammenhänge unseres Schicksals aufgewiesen; des Schicksals der Deutschen, die wir die Herzfestung Europas halten müssen; die Herzfestung Europas mit seinen drei Abhängen oder Wasserscheiden; dem Abhang nach der Nordsee, der die Heimat der germanischen Völker und der nordeuropäischen nachchristlichen germanischen Kultur ist; dem Abhang nach dem Mittelmeer, dem Schauplatz der antiken hellenistisch-semitischen Kultur und der Öffnung nach den weiten Ebenen des Ostens, aus dem immer wieder die turanisch-mongolischen Völker, die Kulturzerstörer (Heinrich Wolf) andrängen. Das rätselhafte Arabien, die Südostecke des Mittelmeers, aber ist die Heimat der Semiten, der „Kulturschmarotzer", die immer wieder herandrängen, um die von den nordischen Menschen geschaffene Kultur mitzugenießen und die dabei doch notwendig, nach dem Lebensgesetz des Nomaden, immer die Kultur zerstören müssen, auf der und von der sie leben möchten. So war es in der Antike; so wird es mit der nordeuropäischen Kultur werden, wenn sich die Völker nicht besinnen; wenn sich der Deutsche nicht besinnt; denn nur auf ihn kommt es an, wie der Feind richtig erkennt. Dieser, der Semit, und der durch das Geldwesen semitisierte keltische Bourgeois Frankreichs und Englands kann die Kultur nur als Zivilisation verstehen, als Mittel zur Sicherung und Verannehmlichung des Einzellebens. Er kann weder die ästhetische noch gar die ethische Kultur verstehen und darum haßt er sie. Dieser große geistesgeschichtliche Gesichtspunkt, nämlich daß die antike mittelmeerische Kultur vorwiegend ästhetisch, die nordeuropäisch-germanische vorwiegend ethisch gerichtet war, stammt meines Wissens von Sören Kierkegaard.

In der Semitisierung der tartarischen Chasaren am Nordufer des schwarzen Meers im Mittelalter (vgl. von Kutschera, Die Chasaren) ist dem semitischen Feinde eine höchst gefährliche Flankierung des Ariers gelungen. Das Bolschewikentum, dessen Führer Juden, dessen Kerntruppen Mongolen sind, ist der Ausdruck dieser vielleicht für den Arier lebensgefährlichen Verbindung. Eine Verbindung, die das Zusammenwirken ermöglicht, besteht sicher zwischen den beiden alljüdischen Heeresflügeln, zwischen den alljüdischen Geldherrschern bei den Westmächten und den Leitern des Bolschewikentums in Rußland. Wahrscheinlich bezeichnet Walter Rathenau, wenigstens für die deutsche Ordensprovinz, die Dreh- oder Verbindungsstelle der beiden Flügel; Walter Rathenau, der einerseits zu den dreihundert Finanzmännern gehört, die, nach seiner eigenen Aussage, die Weltgeschicke leiten, der andrerseits den Generalstreik in seinen

Wenn überhaupt eine Lösung jener geschichtlichen Frage nach dem Schauplatz der Varusschlacht möglich ist, muß die Denkmälerforschung sie bringen. Und diese könnte auf die Spur gebracht[7]) werden — denn man kann nicht ganz Westfalen und gar Hannover noch dazu umgraben — durch die Volkskunde, durch die lebende Überlieferung des Volks, in Sagen und vor allem in Ortsnamen und Flurnamen. Der Hinweis auf Ortsnamen muß ja freilich den vorsichtigen Forscher derzeit mit Recht etwas abschrecken, nach allem was hier an Vermutungen und Willkürlichkeiten der sprachlichen Ableitung geleistet worden ist; aber die Flurnamen, die bekanntlich ungeheuer langlebig sind, sind längst noch nicht genügend durchforscht und können noch einmal etwas verraten.

Es hat einen gewissen Sonderbarkeitsreiz, daß gerade die räumlich am weitesten auseinanderführenden Lösungen der Frage nach dem Schlachtfeld des Varus auf solche Grundlagen aufzubauen suchen; nämlich die Antwort Dünzelmanns, der das Schlachtfeld in der Nähe von Marl am Dümmersee, also an der nördlichsten von den bisher vorgeschlagenen Stellen, sucht, und die südlichste Lösung (Hülsenbeck), die es bei Werl zu finden glaubt. Jener knüpft an späte Nachrichten von einem erst im siebzehnten Jahrhundert zerstörten Steindenkmal an, in dem er das von Germanikus errichtete Denkmal der Gefallenen vermutet. Der Vertreter der südlichsten Lösung, Hülsenbeck, will die noch heute lebendige Sage von der Entscheidungsschlacht am Birkenbaum zwischen Unna und Werl wenigstens unterstützend verwenden; er erblickt in dieser Sage den Niederschlag der geschichtlichen Erinnerung an die Schlacht. Daß Weissagungen der Zukunft umgekehrt aus Ereignissen der Vergangenheit entstanden sind, kommt häufig vor (vgl. oben). Es wäre an sich sehr auffallend, wenn die Erinnerung an die Stätte der Varusschlacht im Volksmund ganz verloren gegangen wäre. Tacitus berichtet ja ausdrücklich, daß die Tat des Arminius von der deutschen Volksdichtung gefeiert worden sei. Dann muß sie erst recht in der örtlichen Überlieferung weiterleben. Unten im Abschnitt 26 bringe ich einige, wie der Leser zugeben wird, verblüffende Beispiele dafür, mit welcher fast unbegreiflichen Treue oft die mündliche Überlieferung des Volks bestimmte geschichtliche Ereignisse durch viele Jahrhunderte festhält. Dazu kommt, daß das gewaltige Ereignis jener Schlacht einen sehr viel

Betrieben anordnete und in Deutschland überhaupt durch riesige Geldunterstützung (46 Millionen?) in Gang brachte, um den Kapp'schen Versuch auf Wiedereinrichtung einer deutschen Regierung zum Scheitern zu bringen.

[7]) W Langewiesche-Bünde, Vortrag auf der 11. Tagung des nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung, Bückeburg 1920; Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 1920, Nr. 7, 8.

tieferen Eindruck auf die Gemüter gemacht haben muß als jene verhältnismäßig minder bedeutsamen Umstände, von denen in den dort berichteten Fällen der Volksmund noch nach vielen Jahrhunderten einen wahrheitsgetreuen Bericht aufbewahrt hat.

Auch die Meinung, die das Schlachtfeld des Varus in die Gegend von Barenau und Bramsche verlegt, stützt sich auf Funde; nämlich auf die zahlreichen Münzen aus augusteischer Zeit, die bei Barenau am großen Moor gefunden worden sind.

Diese Meinung und ihre Begründung ist nun in diesem Zusammenhang, nämlich für die Bedeutung fachmännischer Denkmälerkenntnis, besonders lehrreich. Denn hier hat zwar der Geschichtsforscher einmal auf Denkmälerforschung aufgebaut. Aber die Benutzung der vorhandenen „Realaltertümer" war nicht fachmännisch, archäologisch, genug. Die bisherige Vernachlässigung der Denkmälerforschung hat sich in diesem Falle gerächt. Theodor Mommsen hat aus den Barenauer Funden augusteischer Münzen zu rasch seine Schlüsse gezogen. H. Veltmann (vgl. E. Wilisch a. a. O. S. 345) hat das nachgewiesen; insbesondere durch den Hinweis auf andere noch umfangreichere ähnliche Münzfunde, u. a. bei Ratibor in Oberschlesien, wo von einem römischen Heer nicht die Rede sein kann. Auf jeden Fall aber ist die Beweiskraft der Barenauer Münzfunde für die Varusfrage aufgehoben durch die westfälischen Münzfunde von 1907 und 1909.[8] [9])

Mommsen scheint sich die Örtlichkeit in Barenau nicht selber angesehen zu haben und erklärt es für „Kindertraum oder Kinderspiel", nach Varuslagern zu suchen; er kann aber selber seine sehr scharf vorgetragene Meinung — er spricht von „orthodoxen Varus-

---

[8]) Vgl. Henke und Lehmann, Die neueren Forschungen über die Varusschlacht. Gütersloh 1910.

[9]) Auf Wollin, an der vermutlichen Stelle der alten slavischen Handelsstadt Julin, hat man in Masse arabische Münzen gefunden. Das sei hier erwähnt, nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem obigen Meinungskampf Veltmanns gegen Mommsen, sondern als ein weiteres Beispiel für die geschichtliche Unterlage von Sagen. Die Sage von der ins Meer versunkenen Handelsstadt Vineta enthält die geschichtliche Erinnerung an die alte slavische Handelsstadt Julin und vielleicht damit verschmolzen die Erinnerung an die in noch erhaltenen Heldenliedern verherrlichten Kämpfe um die dort gelegene Jomsburg der Wikinger. Bewahrt der Zug der Brünhildsage von dem gläsernen Wall und dem Feuerzauber, der die Walküre umhegt, die geschichtliche Erinnerung an die alten Stätten der Feuer- und Sonnenverehrung und an ihre durch Feuer zu Schlacke verhärteten Böschungen (Willy Pastor, Germanische Monumentalkunst)?? Die Hetschburg, die Otternburg in Thüringen sind an den Wällen verschlackt; vgl. G. Ebe, Der deutsche Cicerone, Architektur Bd. 1, S. 7. Auf der Regensburg-Salzburger Anthropologenversammlung von 1881 berichtete Schaaffhausen über verglaste Wälle in der Nahegegend und an anderen Orten; vgl. Bonner Jahrbücher Heft 72, S. 178.

gläubigen", von „verdrießlichen Ortsgelehrten" — über die Schlacht bei Barenau fast nur auf archäologische Beweise aufbauen; er beherrschte eben nur nicht genügend, wie Veltmann zeigt, den vorhandenen Denkmälerbestand. Mommsen sprach im Tone des Inhabers der Lehrgewalt, deren dreifache Krone er ja damals für die alte Geschichte sozusagen trug.

Unfehlbarkeitston ist aber in wissenschaftlichen Dingen immer falsch. Selbstverständlich kann einer nicht alles beherrschen; aber die Wissenschaft der Denkmälerforschung muß sich eben als Fachwissenschaft mit ihren besonderen Verfahrensarten durchsetzen.

Es verstieß durchaus gegen deren notwendige Grundlagen, wenn Mommsen, wie jene Äußerungen deutlich machen, nicht viel hält vom örtlichen Augenschein, von der Arbeit des Spaten; und vor allem, wenn er die „Ortsgelehrten" entbehren zu können glaubt. Wohl hat in der Frage der Varusschlacht die Heimatliebe mancher Schriftsteller, die grade eben in ihrem Kirchspiel unbedingt den Schlachtort finden wollten, eine zuweilen geradezu kindliche Rolle gespielt. Aber: ohne Ortsgelehrte ist die Arbeit der Denkmälerforschung und -Sammlung nicht zu leisten; denn diese erfordert nun einmal einen ganz anderen Aufwand an Zeit, an Kosten usw. als die Durchforschung der längst vollzählig in handlicher Form gedruckten wenig zahlreichen Schriftquellen über die Varusschlacht. Das kann einer bequem in seinem Arbeitszimmer machen; die Übersicht über den vorhandenen Denkmälerbestand dagegen nicht, weil diese zerstreut sind, weil man sie nicht aus Büchern allein zusammenbekommen kann. Dazu braucht man die Mithilfe vieler Einzelarbeiter und daher der „Ortsgelehrten".

Daß die Frage des Varusschlachtfeldes nur durch die Denkmälerforschung gelöst werden kann, kann man mit Bestimmtheit sagen,[10]) wenn man auch diese Lösung selbst heute noch nicht mit Bestimmtheit geben kann. Sagengeschichtliche Überlieferung und die Funde treffen aber zusammen für die Hülsenbecksche Meinung, daß die Vernichtung

[10]) So auch mit gutem Grund Schuchhardt zu einer neuen Meinung über den Schauplatz der Varusschlacht, die Langewiesche-Bünde auf der Bückeburger Tagung des nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung 1920, vortrug. — Selbstverständlich ist auch die Denkmälerforschung, wenn sie auch sich an greifbare Dinge zu halten durch ihr Wesen gezwungen ist, nicht vor den allzukühnen „Konjekturen" der Sprach- und Schrifttumsforscher sicher. In den Bonner Jahrbüchern, Heft 121, 1917, zieht Adolf Schulten daraus, daß ein einzelner römischer Bleibarren von 13 kg Gewicht 40 km östlich von Oberraden, als dem bisher nach unserem Wissen östlichsten Punkt einer festen römischen Niederlassung gefunden worden ist, den Schluß, daß in der Nähe des gefundenen Bleibarrens, bei Soest, auch eine solche feste Niederlassung gewesen sein müsse; denn dieser Bleibarren „sei kein den Germanen willkommener und deshalb weit verschleppbarer Gebrauchsgegenstand".

im Ostteil des Arnsberger Waldes mit dem Abschluß in der Ebene südlich Werl stattgefunden habe (vgl. O. Henke und B. Lehmann, Die neueren Forschungen über die Varusschlacht). Dort sind, wie schon erwähnt, ganz neuerdings Münzfunde gemacht worden, die sehr auffällig sind. Dort lebt die Weissagung, das ist die Erinnerung von einer großen Entscheidungsschlacht zwischen dem Norden und dem Süden. Dort finden sich die Steinhügel, in denen Hülsenbeck und die letztgenannten Forscher die Bestattungsarbeiten erkennen wollten, die die Legionen des Germanikus bei dessen Besuch des Schlachtfeldes im Jahre 15 ausgeführt haben.

Wenn die Hügel nicht ganz neuer Zeit angehören, können sie nach der Massenhaftigkeit und Gleichmäßigkeit der Anlage eigentlich nur der Römerzeit angehören; die Massenhaftigkeit der Haufen, ihre Anlage nach einem ganz bestimmten und gleichmäßigen Plane, setzt eine entwickelte Massenarbeit unter einheitlichem Befehl und demnach eine gesellschaftlich-staatliche Ordnung und Machtform voraus, die in dieser Gegend das ganze Mittelalter nicht zur Verfügung hatte, sondern nur die römische Zeit und der neuzeitliche Staat. Auffällig bleibt freilich, daß sich nach den Berichten gar keine Knochen oder sonstige Reste in den Steinhaufen gefunden haben. Es soll an der raschen Zersetzung liegen, die der Salzgehalt des dortigen Bodens bewirkt. Im Jahre 1912 haben Schuchhardt und Weerth vierzehn Tage lang dort gegraben und eine ganze Anzahl jener Steinhaufen untersucht; es wurde gar nichts von Leichenresten oder ähnlichem gefunden, was irgendwie die Meinung Hülsenbecks bestätigen könnte. Demnach müßte man also auf diese erhoffte Unterstützung der Hülsenbeckschen Meinung vom Schauplatz der Varusschlacht verzichten.

2. Der Hain des Schwertgottes (Schwertsloch bei Tübingen).

„Das Stiftungsmahl auf dem Berge Wurmlingen bei Tübingen", sagt Ludwig Uhland (Schriften Bd. 8 S. 61), „macht weniger den Eindruck einer christlichen Feier, als den eines heidnischen Opfers. Das bemessene Vorführen der nach Beschaffenheit und Alter genau bestimmten Schlachttiere auf den heiligen Berg, das Ausspannen der ausgezogenen Stierhaut auf dem Kirchhof, damit die armen Leute sich darum zur Speisung lagern, der Beginn des Essens mit den Schweinsköpfen, die Fülle des dreifachen Bieres, mit dem auch den Armen die Becher gefüllt werden, die ganze Verbindung der gottesdienstlichen Handlung mit dem volkstümlichen Schmause gemahnt überall an Vorstellungen und Gebräuche des germanischen Heidentums, an Götter- und Opferberge, an das abergläubische Sitzen auf der Haut des geopferten Tieres, an die Hochhaltung des Eberhauptes, an den festlichen Gedächtnistrunk zu Ehren der Geister und der Verstorbenen, an die Begängnisse auf den Gräbern; dann insbesondere an die Opfer der Alemannen und die dabei abgeschnittenen

Tierhäupter; zumal aber an das Fest, in dessen Begehung der Heidenbekehrer Columban die Alemannen am Zürichsee begriffen fand, wobei sie eine große Bierkufe in die Mitte gestellt hatten, um ihrem Gott Wodan zu opfern."[11])

Bischof Burchhard von Worms führt in seiner Aufzählung heidnischer Gebräuche, die abgeschworen und mit Buße belegt werden sollen, an der Wende des ersten nachchristlichen Jahrtausend noch ausdrücklich an als einen solchen heidnischen Aberglauben: „Hast Du Dich auf einer Ochsenhaut auf den Scheideweg gesetzt."

Die Wurmlinger Kapelle bei Tübingen, auf der das eben geschilderte Festmahl gefeiert wurde, ist dem hl. Remigius geweiht. „Es ist auffallend, daß sich gerade in nächster Nähe noch mehrere rein fränkische Titelheilige finden; wie der hl. Briccius, der Nachfolger des Martin von Tours, und der hl. Theoderich."[12]) Zu diesen fränkischen Heiligen im Alemannenlande gehört auch und zwar als der erste und am häufigsten vertretene der eben schon erwähnte hl. Martin selbst. Das Christentum kam in diese alemannischen Gegenden mit den fränkischen Eroberern; doch nicht so gewaltsam, wie später diese fränkischen Eroberer unter Karl dem Großen den Sachsen das römische Kirchentum aufzwangen.

Schon allein die Lage der Wurmlinger Kapelle auf der steilen Höhe und weit entfernt von den Niederlassungen im Tale macht es sehr wahrscheinlich, daß die Kirchenstiftung an eine ältere vorchristliche Stelle des Gottesdienstes anknüpfte; daß die Vertreter des neuen Glaubens das Kirchlein um deswillen gerade an dieser Stelle, so schwer zu erreichen für die Umwohner, begründeten, um einen dort schon eingebürgerten vorchristlichen Gottesdienst zu verdrängen. Sie befolgten dabei nur jene weise, weltkluge und zugleich tief menschliche Anweisung, die Papst Gregor der Große in dem Brief an Abt Mellitus vom Jahre 601 gegeben hatte; man solle die heiligen Stätten der zu bekehrenden Völker nicht zerstören, sondern deren überlieferte Ehrfurcht für diese Stätten gerade benutzen, um den an dieser Stelle bestehenden Gottesdienst zu verchristlichen und den wahren Gott an Stelle der Heidengötter zu setzen. Anders als heutige

[11]) Vgl. Eduard Paulus, Die Kunst- und Altertumsdenkmale des Königreichs Württemberg, Schwarzwaldkreis, S. 288 Über das Wurmlinger Festmahl vgl. auch J. W. Wolff, Beiträge zur deutschen Mythologie, S. 49.

[12]) Albert v. Hofmann, Historischer Reisebegleiter für Deutschland, Bd. 3 S. 106. Diese ganz hervorragenden kleinen Bücher Albert v. Hofmanns, von denen bis jetzt erschienen sind die Bändchen für Hessen, Baden, Elsaß-Lothringen, bayer. Pfalz und Altbayern nebst bayer. Schwaben sind längst noch nicht nach Verdienst bekannt. Sie sollten in der Hand eines Jeden sein, der in jenen Gegenden wandert, und vor allem in der Hand aller Schüler der oberen Klassen höherer Lehranstalten.

christliche Missionare in China, die den ungeheuerlichen Frevel empfehlen, die Ahnenkapellen absichtlich zu zerstören, hatte Papst Gregor der Große so viel wirkliches religiöses Gefühl, daß er die Ehrfurcht als solche achtete; die Voraussetzung aller Überwindung der Ichsucht und damit die erste Voraussetzung aller religiösen Gestimmtheit. Und er war läßlich, weil er innerlich sicher und wirklich überzeugt war, daß er eine höhere und bessere Glaubensform bringe. „Weil sie zu Ehren der Götter viele Ochsen zu schlachten pflegen, soll auch dies in ein Fest verwandelt werden.... Wenn man ihnen äußerlich einiges Vergnügen zugesteht, werden sie sich an die innerlichen Freuden um so leichter gewöhnen." (Gregor der Große an Abt Mellitus).[13])

Der hl. Remigius war ein Franke und war mit dem Frankenheere gezogen, das ums Jahr 500 die Alemannen besiegte, die Deutschen — wie noch das deutsche Legendenbuch, das sog. Passionale von 1471, im Leben des hl. Remigius die Alemannen im Gegensatz zu den Franken nennt: „Da waren die Deutschen noch nicht gläubig . . ."; gemeint sind die Alemannen.[14])

Den Alemannen, die da an der Tübinger Neckarhalde und am Spitzberg wohnten, wird es hart angekommen sein, vor dem fremden Gotte, der mit dem fränkischen Landesfeind gekommen war, die Knie zu beugen und den feindlichen Kirchenfürsten Remigius als Heiligen zu verehren; wenn auch noch erhebliche Zeit verstrichen sein mag zwischen jener Niederlage von 496 und der Stiftung jenes Kirchleins für den hl. Remigius. „Solange die Alemannen selbständig waren, blieben sie ein heidnisches Volk" (Albert Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands Bd. I S. 97). Von Verlust der Selbständigkeit kann man in diesen, auch nach der Niederlage von 496 alemannisch gebliebenen Gegenden frühestens von 536 ab, der Herrschaft des Frankenkönigs Theudebert, reden; eigentlich sogar erst von 748 ab, der Aufhebung des alemannischen Volksherzogtums durch die Absetzung des Herzogs Lantfrieds II. Die Alemannen werden jenen Titelheiligen zunächst und noch lange Zeit so wenig geliebt haben, wie

[13]) Gregor der Große hätte sicherlich nicht die unglaubliche Rohheit eines seiner Vorgänger im 5. Jahrhundert gebilligt, der das geweihte Wasserbecken im Heiligtum der Juturna auf dem römischen Forum ausdrücklich in eine öffentliche Latrine verwandeln ließ; vgl. O. Kämmel, Rom und die Campagna, S. 36. Gregor der Große war von ältestem römischen Adel; er hatte sicher geschichtlichen Sinn und Achtung vor dem Glauben seiner Vorfahren; wenn auch nicht in dem Maß wie Radbod der Friesenfürst, der lieber zu seinen Ahnen in die Hölle als mit den Neuerern in den Christenhimmel wollte.

[14]) Vgl. Der Heiligen Leben und Leiden von 1471 bzw. 88, Bd. 1, Winterteil S. 21, Neudruck des Inselverlags von 1913.

das ganze staatliche und kirchliche Wesen, das ihnen von den fränkischen „Nordlichtern" aufgezwungen wurde; sie werden das alles so wenig geliebt haben, wie den großspurigen fränkischen Bezirksoffizier, der seine auffällige und vom allgemeinen Brauch abweichende vergoldete Pickelhaube so stolz einher trug und sogar ins Grab mitnahm; vgl. den Helm von Gammertingen in der fürstlichen Sammlung zu Sigmaringen.[15])

Am östlichen Ausläufer der Spitzberggruppe am Neckar, deren westliches Ende durch die Wurmlinger Kapelle bezeichnet ist, liegt Tübingen. Die Tübinger Stiftskirche ist den Heiligen Georg und Martin geweiht. Martin ist ebenfalls, wie Remigius, ein fränkischer Bischof gewesen. Mit der Zusammenstellung aber gerade dieser beiden Heiligen, Georg und Martin, hat es eine besondere Bewandtnis. Auch hier merkt man jene kluge Anweisung Gregors des Großen. Der hl. Martin mit seinem Mantel und Roß, der Ritter und Krieger, der nach der Legende den ihm gemachten Vorwurf der Zagheit nicht auf sich sitzen lassen kann, paßte sich dem Empfinden der Germanen besser an als andere Heilige. „Die heimatlichen Götter der Germanen wandelten sich fast alle in kriegerische Heilige um" (sagt Johann Nep. Sepp, Die Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand S. 344). Es war freilich falsch, fast in jedem Heiligen einen alten Heidengott zu sehen, wie man zeitweilig versuchte. Viele Heilige, wie die heilige Cäcilia, der heilige Severinus, der heilige Ulrich, der heilige Wolfgang sind ja durchaus geschichtliche Gestalten. Es ist auch schon etwas zu stark ausgedrückt, wenn der übrigens gut katholische Sepp sagt, die germanischen Götter wandelten sich in kriegerische Heilige um; als ob die germanische Göttersage den Hauptteil hergegeben habe. Aber: viele alteingesessene Vorstellungen wurden übertragen auf die neuen Namensträger. Und die Kirche war klug genug, das zu befördern und stellte deshalb auch kriegerische Heilige zur Verfügung, um die kriegerischen Götter zu verdrängen. Das wurde hier erleichtert dadurch, daß nur Martin eine geschichtliche Gestalt war, dagegen Michael und Georg rein sagenhaft; auch

[15]) Vgl. Gröbbels, Der Reihengräberfund von Gammertingen. Die prachtvolle, durch die Freigebigkeit des Fürsten von Hohenzollern ermöglichte Veröffentlichung weist neun Helme dieser Form nach; von sehr verschiedenen Fundorten: Frankreich, Oberitalien, Dalmatien; zweie, mit dem Baldenheimer Helm, wenn man diesen noch vor die fränkische Eroberung Straßburgs setzen will, sogar dreie aus alemannischem Stammesgebiet. Gröbbels weist an einer langobardischen Metallarbeit nach, daß die Spitze einen abnehmbaren Helmbusch trug. — Ludwig Lindenschmit hat den ersten bekannten Helm dieser Form sofort richtig in diese frühe Zeit gesetzt; entgegen der Meinung der damaligen Fachgenossen, die ihn erheblich später setzte. Es ist die Helmform der großen deutschen Heldengedichte aus der Wanderungszeit; der Helm der Nibelungen und des Dieterich von Bern.

Georg, der Kappadozier, war nach dem eigenen Zeugnis des Papstes Gelasius völlig ungeschichtlich.

„Finden wir Martins-Kirchen in der ganzen Welt, so sind sie doch nirgends so auffallend häufig, wie gerade in Deutschland und Belgien." (J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie Bd. I S. 39). Belgien ist ja im wesentlichen niederdeutsch und zwar niederfränkisch von Volkstum. „Als Ritter vertrat St. Martin den alten Kriegsgott" (Karl Simrock, Deutsche Mythologie S. 229). „Schon in seiner äußeren Erscheinung sah St. Martin Wuotan auffallend ähnlich. Mantel, Roß und Schwert hatte er mit ihm gemein. Auch St. Michael und Georg, die Drachentöter, soferne sie reitend und mit geschwungenem Schwerte dargestellt werden, glichen Odin."

„Der hl. Georg aber ist der ritterliche Lindwurmtöter, der Befreier der bedrängten Sonnenjungfrau, der Kampfesheld. Er stand durch alle diese besonderen Eigenschaften und Überlieferungen den alten kriegerischen Göttern, dem Weltvater Wotan, dem starken Donar, dem alemannischen Schwertgott Ziu näher als andere christliche Heilige." Und auch sein Zubehör, der Drache, auf deutsch der Wurm oder Lindwurm, aus dessen Klauen der hl. Georg die Jungfrau befreite, ist in jener Neckargegend von altersher heimisch.[16])

„So zeigt man zu Wurmlingen am Fuße der ‚Wandelburg' unweit Tübingens die Lindwurmhöhle und in den benachbarten Orten Schwertsloch und Kalkstein Georgskapellen und Darstellungen des Drachens. Die Herren von Wurmlingen führten den Drachen im Wappen" (Ernst Krause, Die Trojaburgen Nordeuropas S. 208).

An der letztangeführten Stelle wird die Schwertslocher Kapelle, die jetzt nur noch wirtschaftlichen Zwecken dient, als Georgskapelle bezeichnet; anderweit (vgl. z. B. Paulus a. a. O.) wird freilich berichtet, sie sei dem hl. Nikolaus geweiht gewesen.

Alexander von Peez, Haine und Heiligtümer, Wien 1899 S. 104, vermutet gerade auch beim hl. Nikolaus Zusammenhänge mit germanischen Göttergestalten. Darauf deutet jedenfalls das Zusammenwachsen des hl. Nikolaus mit dem Knecht Rupprecht. Diese sagen-

[16]) Franz Paul Zauner, Münchens Umgebung in Kunst und Geschichte, S. 48: „Die Missionäre der römischen Christianisierungsperiode stellten z. B. St. Georg und St. Johann Baptist dem Mithras, wiederum St. Georg und St. Michael dem Herkules, desgleichen spezifisch St. Michael einer heidnischen Seegottheit gleich. In der bayuvarischen Missionszeit dagegen verdrängte St. Martin, St. Georg, St. Stephan den Wodan, St. Peter den Donar, St. Michael ebenfalls den Wodan und Donar." In der mittelmeerländischen Welt läßt sich, weil die schriftlichen Quellen so viel reichlicher fließen, diese Nachfolge von Heiligen in die Stelle und in die Wirksamkeit früherer Heidengötter freilich meist sehr viel eingehender im einzelnen nachweisen; so unter andern bei den heiligen Kosmas und Damianus, die an die Stelle antiker Heilgötter, besonders des Asklepios, getreten sind, vielfach auch örtlich an der Stelle des alten Heiligtums; vgl. Ernst Lucius, Die Anfänge des Heiligenkults, S. 256.

geschichtlichen Zusammenhänge sind leider noch sehr wenig geklärt. Peez vermutet jene Zusammenhänge im besonderen für die Ostseegegenden, wo die Kirchen meist entweder der Maria oder dem Nikolaus oder Jakob geweiht sind.

Die Schwertslocher Kapelle liegt an der Nordseite des mehrerwähnten Spitzberges. Den Namen „Schwertsloch", heute amtlich Schwärzloch geschrieben, deutet zuerst Uhland, Schriften Bd. 8 S. 594, als Schwertesloh, gleich Wald des Schwertgottes, d. i. des Alemannengottes Ziu; so jetzt auch Paul Jmm. Fuchs, Deutsches Wörterbuch auf ethymologischer Grundlage, zu Schwert: Ortsname Schwerzloch, gleich Swertisloh, Hain des Schwertgottes. Das entspräche dem Eresloh, dem sagenhaften Erkla-Walde bei Regensburg (Quitzmann, Religion der Baiwaren S. 149). Ear, Erch war der bayerische Name für Ziu. Den Namen Tübingen selbst leitet Uhland von dem unverschobenen Namen des Gottes Tiu ab; also vor der Lautverschiebung, die das T zum Z machte: Ziu (vgl. Karl Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie 5. Auflage S. 277). Man (Arnold, Wanderungen und Siedelungen deutscher Stämme) hat die Vermutung aufgestellt, alle die mit Lohe endigenden Ortsnamen (Peraloh, Haigerloh, Mandelsloh, Nützloh, Markloh, der Versammlungsort der Sachsen, Hohenlohe, Gütersloh) bezeichneten alte Hainheiligtümer. Lohe ist das alte Wort für Gehölz, Wäldchen, das sich im heutigen Sprachgebrauch auf die engere Bedeutung der Eichenrinde, Gerberlohe, zurückgezogen hat. Bei einigen dieser Namen Eschenlohe, Buchloe ist die Bedeutung noch klar. Keferlohe bei München, Möckenlohe bei Kelheim sind sehr alte Orte mit vorgothischen Kirchen, die außer Verhältnis stehen zur Unbedeutendheit der Niederlassung, die, soweit wir wissen, auch in früheren Zeiten nicht größer war. Das ist immerhin auffällig. In Hessen gibt es eine Anzahl Orte mit der bisher sprachlich ungeklärten Endung lar; Wetzlar, Dorlar bei Gießen, Fritzlar, Collar bei Gießen; Mecklar bei Bebra; Aßlar bei Wetzlar; um mit Asen zusammenzuhängen, müßte es in der dortigen, mitteldeutschen Sprachgegend, nach v. Pfister-Schweighusen, freilich Anslar lauten. Ein Sprachforscher möge einmal genauer untersuchen, ob die weiteren Zusammenhänge, die sich einem bei jenen Ortsnamen sofort aufdrängen, möglich sind nach den Gesetzen der Sprachveränderung und Lautverschiebung; nämlich Wetzlar zu Wode, vgl. Wednesday; Dorlar zu Donar; Fritzlar zu Frigga oder Freya; oder bedeutet Fritzlar Friedeslar, d. h. den durch Frieden geschützten Ort?

Wilhelm Arnold, Studien zur deutschen Kulturgeschichte, S. 88, ist der Meinung, daß die Namen auf lohe „Stätten des religiösen

Kultus bezeichnen"; er leitet Dorla bei Fritzlar, auch Dorlar geschrieben, von Thurisloun, Riesenwald, ab.

Dabei müßte aber genau ermittelt werden, wie die Ortsnamen im Volksmunde wirklich ausgesprochen werden. Die Amtsstuben sind in der Schreibweise vielfach sehr willkürlich und verständnislos verfahren; der hessische Berg Wissener oder Weißner ist durch einen falsch gelesenen Anfangsbuchstaben zum Meißner (!) geworden; der Name Vogesen ist aus verschriebenem Vosagus (Wasgau) entstanden. In Hessen liegt ein Ort, der Schummedewoog heißt, das heißt auf Schriftdeutsch schäumende Woge: von einem Wasserlauf. Die Kartenaufnahme verstand den mundartlichen Ausdruck nicht und verdeutschte ihn kecklich als Schönmattenwag! Ein Streifen Altwasser des Rheins bei Oppenheim heißt von alters die Arschkerbe; auf neuen Karten prangt er mit dem schönen Namen: die Eiskarpfe! Also gerade bei Ortsnamen wäre es wichtig, die lebende Form genau festzustellen, ehe man sprachgeschichtliche Folgerungen daraus zieht. Einige gröbliche „Verschönerungen" der Amtssprache könnte man freilich sofort richtig stellen. Das frühere Amanaburg heißt jetzt Ohmeneburg, weil der Fluß Amana jetzt ebenfalls Ohm heißt. Die Amtssprache nennt den Ort aber Amöneburg.

An der Kapelle in Schwertsloch befinden sich alte Bildhauereien, die schon vielfach besprochen und beschrieben worden sind. Die meisten von ihnen sind in einem gefüllten Rundbogenfries d. h. also in den nach unten geöffneten Halbkreisen eines Rundbogenfrieses, verteilt. Diese gefüllten Rundbogenfriese sind im übrigen Deutschland verhältnismäßig selten; sie finden sich z. B. in Königslutter, in Berchtesgaden. In alemannischen Landen sind sie häufiger; u. a. in Gmünd, in Faurndau, in Brenz, in Obersteinfeld, in Murrhardt. Die Kirchen von Faurndau, Gmünd und Brenz, die jene gefüllten Rundbogenfriese in reicher und zum Teil künstlerisch sehr hoch stehender Form aufweisen, stammen aus jener wundervollen baukünstlerischen Blüte, die Deutschland in der ausgehenden Hohenstaufenzeit erlebte.

„Geschmeidige Kraft, Fülle ohne Unruhe, leichter Fluß der ornamentalen Erfindung, schöne Sicherheit des plastischen Ausdrucks und vor allem ein unbeschreibbar bis auf den heutigen Tag nicht verflüchtigter poetischer Duft, dies zusammen lassen die Hohenstaufenzeit als die glücklichste in der Geschichte der deutschen Baukunst erscheinen"; Georg Dehio, Kunsthistorische Aufsätze S. 21.

Die Schwertsloch er Bildnereien machen einen viel roheren und deshalb auch zunächst altertümlicheren Eindruck, als etwa die von

Faurndau und Gmünd. Aber der Schwertslocher Bau im ganzen wird allgemein in den Anfang des 13. Jahrhunderts gesetzt,[17]) und die Füllungen der Rundbogenfriese müssen hier gleichzeitig sein mit dem Bau; anders z. B. in Berchtesgaden, wo die füllenden Bildhauereien später eingefügt sind.

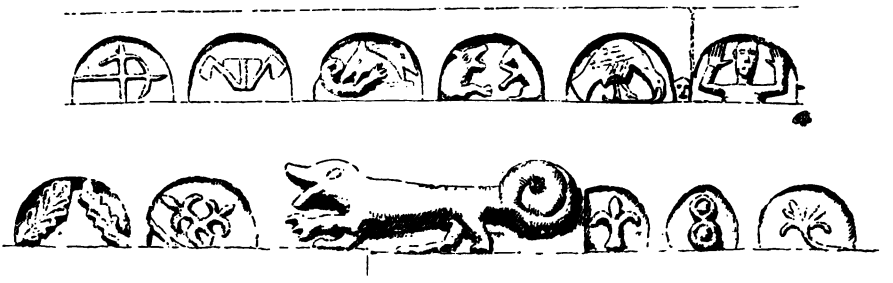


Abb. 1. Füllungen des Bogenfrieses an der Kapelle zu Schwertsloch bei Tübingen.

Bei jeder bildlichen Darstellung aus älteren Zeiten, sobald sie nicht mehr ganz verständlich ist, sondern einer Erläuterung bedarf, taucht die Frage auf, ist diese bildliche Darstellung nur Schmuckform, also nur das, was sie künstlerisch dem Auge bietet; oder hat sie noch eine weitere sinnbildliche und dann regelmäßig mit der Glaubensform zusammenhängende Bedeutung. Man hat, wie das der langsame und schwierige Aufstieg der menschlichen Erkenntnis so mit sich bringt, abwechselnd nach der einen und nach der anderen Richtung übertrieben; d. h. man ist, nachdem man in einer Reihe von Fällen frühere Annahmen über sinnbildliche Bedeutungen als irrtümlich erkannt hatte, dann auch wieder umgekehrt in eine allzu große Verzichtstimmung verfallen gegenüber „diesen bald abenteuerlichen, bald tiefsinnigen Spielereien, tiefdunkle symbolische Rätsel bietend" (Robert Dohme, Geschichte der deutschen Baukunst S. 79); ähnlich wie der angehende Jäger, nachdem ihm mehrfach widerfahren ist, daß er einen Baumstrunk für ein Reh gehalten hat, nun umgekehrt durch diese Erfahrung wieder allzu mißtrauisch wird gegen seine ersten Eindrücke, so daß es ihm nun widerfährt, in übertriebener Besorgnis vor Selbsttäuschungen den wirklichen Rehbock nicht zu beachten, weil er denkt, es wird ja doch wieder nur ein Baumstrunk sein.

[17]) Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bd. 3; Gradmann, Kunstwanderungen in Württemberg und Hohenzollern, S. 189; v. Hofmann, Historischer Reisebegleiter durch Württemberg und Hohenzollern.

Ein gutes Beispiel für solche übertriebene, wenn auch einem an sich lobenswerten „kritischen Bestreben" entspringende Zweifelsucht bietet gerade die Germanenforschung in ihren Anfängen; „der große Zweifler Agrippa von Nettesheim" erklärte, nachdem er die Unechtheit des sogenannten Berosus richtig erkannt hatte, der Einfachheit halber nun auch den Jordanes, Widukind, Gregor von Tours, Paulus Diaconus und Tacitus für Fälschungen (vgl. Theobald Bieder, Geschichte der Germanenforschung).

Die zierlichen, fast überzierlichen Füllungen von Faurndau bei Göppingen, vorwiegend pflanzlicher und selbst rein linienhafter Art, sind wohl bloße Verzierung und ohne sinnbildliche Absichten; mindestens müssen wir dies zunächst annehmen. Es fehlt ja, wie schon betont, noch an einer besonders ausgebildeten deutsch-mittelalterlichen Denkmälerkunde; im Gegensatz zu der eingehenden Pflege der griechisch-römischen Denkmäler in unserem Wissenschaftsbetriebe.

Die Drudenfüße im Innern der Faurndauer Kirche[18]) haben aber sicherlich eine solche besondere Bedeutung; sie sollen unheilabwehrend die bösen Geister ferne halten, die bekanntlich — man denke an die Stelle im Faust — durch das Zeichen des Drudenfußes gebannt werden. Eine bayerische Verfügung von 1611 gegen Aberglauben erwähnt noch ausdrücklich den Fünfstern. „Die Grenze zwischen bedeutungsvoller Symbolik und bedeutungsloser Ornamentik ist im Mittelalter stets fließend gewesen . . ."[19]) Es gibt aber Fälle, wo aus der Art der Darstellung erhellt daß sie nicht lediglich dem Schmuck dienen will, sondern eine weitergehende Bedeutung haben soll. Es gibt Bilder, die einen besonderen Sinn haben müssen, weil ohne diesen der Künstler sie sicherlich nicht in dieser Weise gestaltet hätte; weil sie, wenn lediglich als Zier gemeint, völlig verfehlt wären und in offenbarem Widerspruch stünden mit dem sonstigen Können und der ganzen Art des betreffenden Künstlers. Und das ist der Fall mit den Schwertslocher Füllungen.

Der ungebogene Dreizink- oder sagen wir die vereinfachte Kerze oder Lilie, die zwei gekreuzten Lilienstengel sollten ganz sicher etwas besonderes sagen. Ein anderes Bogenfeld zeigt einen adlerähnlichen Vogel, der eine Schlange zu verschlingen scheint. An der Liebfrauenkirche in Neuenburg in der Schweiz findet sich eine ganz ähnliche Darstellung als Steinmetzzeichen. „Blavignac nimmt an, daß es Steinmetzen der Züricher Bauhütte waren, die von der Gräfin Reginlinda

[18]) Abbildung bei Eduard Paulus, Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg; ähnlich in Herrenalb, Abbildung eben dort.

[19]) Heinrich Bergner, Handbuch der kirchlichen Kunstaltertümer, S. 557.

auf die Bitte ihrer Tochter, der Königin Berta von Burgund nach Neuenburg gesendet wurden; diese seien die Schöpfer dieser Sinneszeichen gewesen" (Bonner Jahrbücher, Heft 88, S. 153). Die Bauhütten pflegten bekanntlich sehr alte und streng geheim gehaltene Überlieferungen, in denen sich sicher vorchristliche Erinnerungen bergen.

Bloß um zu zieren, hätte der Künstler ganz gewiß andere und schmuckvollere Darstellungen gewählt. Im Zusammenhange mit den übrigen Bildern der Reihe, etwa gegenüber den stark gefüllten Halbbogen der Tierkämpfe, des Beters, wirken jene Lilien dünn und dürftig und bilden durchaus nicht eine als Raumwirkung jenen anderen Füllungen gleichwertige und entsprechende Zier. In Faurndau sind die Füllungen vom Künstler offenbar sorgfältig abgewogen nach ihrer raumfüllenden Wirkung. In Schwertsloch dagegen ist dieser Gesichtspunkt völlig vernachlässigt. Die ganze Reihe in Schwertsloch macht den Eindruck eines Bilderrätsels oder einer geheimen Bilderschrift. Sie erinnerte einen Rechtskundigen an die bei Groß, Handbuch des Untersuchungsrichters, gegebenen Beispiele neuzeitlicher Gaunerzinken.

Die menschliche Halbgestalt stellt einen Betenden dar und zwar, wie schon Eduard Paulus im württembergischen Denkmälerwerk hervorhebt, einen solchen, der in vor- und frühchristlicher Weise mit aufgehobenen, nach vorne geöffneten Händen betet. Unter den Füllungen des Bogenfrieses der Kirche zu Brenz findet sich ebenfalls wie in Schwertsloch ein äsender Vogel; ferner ein Krebs, eine Schildkröte, ein Hirsch. Aber in Brenz ist vieles „vernewert" und daher Mißtrauen am Platz.

Der Hauptgott der Alemannen war Ziu; der Dienstag, der Tag des Kriegsgottes, des Mars, mit dessen Namen die Römer den germanischen Schwertgott benannten, heißt alemannisch Ziestag. Die Schwaben bezeichnet eine althochdeutsche Glosse als Ziuwaren, d. h. Marsdiener, Männer des Ziu.[20]) Die schwäbische Hauptstadt Augsburg heißt Ziesburg (Karl Simrock, Deutsche Mythologie S. 271).

Aus „Tyrs Symbol", dem Schwerte, erkläre es sich, daß die Rune, welche des Gottes Namen trägt, die Gestalt des Schwertes zeigt.[21]) ↑ Die auf Schwert weisende angelsächsische Rune ist offen-

[20]) Anders deutet Ludw. Wilser den Beinamen Tiuvari; es bedeute: glänzende Männer; Wilser, Die Herkunft der Baiern, S. 13.

[21]) Nach Ernst Krause, Tuiskoland, S. 242, bedeutet die Ziurune nicht ein Schwert, sondern einen Pfeil, die ältere Waffe. Das Planetenzeichen des Mars, das genau in seiner jetzt noch üblichen Form schon auf einer vorgeschichtlichen Steinaxt in Upsala auftrete, sei das Bild von Pfeil und Bogen. ♂

bar aus der Rune für Tyr ᛏ differenziert" (Quitzmann, Die heidnische Religion der Baiwaren S. 68; Simrock a. a. O. S. 273). Die umgebogene Lilie und die gekreuzten Lilien des Schwertslocher Frieses haben nun eine große Ähnlichkeit mit dieser Rune, die auch so ᛉ überliefert wird. t; z; Tiu; Ziu. Die Umbiegung, Niederbeugung dieses Zeichens, seine Durchkreuzung durch das gleiche Zeichen, würde dann bedeuten, daß die Zauberkraft des feindlichen Gottes, des Unholdes, dadurch gebrochen, unschädlich gemacht werden solle; etwa so, wie im Volksaberglauben der falsche Schwur unschädlich gemacht oder der Fluch durchgeleitet wird, wenn der Schwörende gleichzeitig mit dem Aufheben der drei Schwurfinger die drei Finger der linken Hand heimlich nach unten streckt. Daß das Zeichen der Ziurune etwas verändert ist, spricht noch nicht gegen unsere Deutung, sondern wäre leicht zu erklären; sowohl aus der Absicht, die Geheimnisse zu verhüllen, wie auch aus der Scheu, aus der heraus man den Namen des bösen Geistes nur verblümt aussprechen will; z. B. den Teufel „Gott-sei-bei-uns" nennt. Auch stehen die Schriftzeichen einer wenig verbreiteten oder gar geheim gehaltenen Schrift nicht so fest; erst recht nicht zu einer Zeit, in der diese Zeichen von der Kirche verpönt waren. Das war wohl damals der Fall; anders als noch im 6. Jahrhundert, als der Bischof von Poitiers, Venantius Fortunatus, einen Freund auffordert, er solle ihm seine Briefe doch in der Volkssprache statt lateinisch abfassen und mit Runen auf Holz ritzen, statt sie auf Pergament zu schreiben.

Über die Haus- und Familienmarken hat der Deutschrechtler C. G. Hohmeyer in zwanzigjähriger Arbeit einen gewaltigen Stoff zusammengetragen. In ihnen stecken vielfach Runen; ob und bis in welche Zeiten damit noch wirklich bestimmte Vorstellungen über deren Bedeutung verbunden wurden, bleibe dahingestellt. A. Schmidt, Haus- und Familienmarken aus dem Amt Vlotho, in den Ravensberger Blättern, August 1908, bringt eine Reihe solcher Hausmarken, noch in den letzten Jahrhunderten in Gebrauch, von denen er mit Recht sagt: „Die Ähnlichkeit einiger Zeichen mit altdeutschen Runen ist unverkennbar." Vertreten sind unter den achtundzwanzig Marken, die Schmidt bringt, besonders die T-Ziu-rune, die Hagalrune und die N-rune.

„Daß die Hausmarke im deutschen Norden seit dem dreizehnten Jahrhundert mit der heidnischen Rune zusammentrifft und wirkliche Runenzeichen enthält, ist durch zahlreiche und gewissenhafte Untersuchungen bestätigt" (E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit, S. 176).

Auf einem andern Bogenfelde in Schwertsloch ist ein langhalsiger Vogel abgebildet wie schon erwähnt. Dieser ist durchaus ähnlich einem Tier, das auf einem am Hadrians-Wall von niederdeutschen Reitern gestifteten Altar des Mars Thingsus neben diesem steht. Diesen Mars hält man allgemein für den germanischen Ziu,[22]) den Vogel für eine Gans (Hoops, Reallexikon).

Man könnte bei diesem dreispitzigen Zeichen, das an der eben besprochenen Stelle durch ein gleiches gekreuzt ist, das an einer anderen Stelle desselben Bogenfrieses mit am Boden liegenden Stengel, also offenbar absichtlich entzaubert erscheint, auch an die dreiflammige Kerze oder heraldische Lilie denken. Von dieser wird unten gezeigt, daß sie sicher eine vorchristliche Zauberbedeutung hatte. Aber das hier behandelte Dreispitzzeichen ist eben doch anderer Art, mit seinem langen schmalen Stiel und seinen sehr viel spitzeren, schlankeren Enden. Es wird um so sicherer mit diesem Zeichen hier etwas anderes gemeint sein, weil das andere Zeichen, die Flamme oder Lilie, in der üblichen Form ebenfalls an dem Schwertslocher Bogenfries sich findet.

Der Steinmetz des 12. oder 13. Jahrhunderts, der diese Schwertslocher Bogenfüllungen schuf im Auftrag christlicher Bauherren und daher auch vermutlich im inneren Einverständnis mit ihnen, wollte mit diesen Erinnerungen an den alten Gott, der früher an dieser Stelle hauste, ihn bannen; nicht etwa ihm heimlich huldigen.

Man muß zwei Arten solcher Steindenkmale von vorchristlicher Beziehung unterscheiden; solche der eben bezeichneten Art, die den alten Gott nun als bösen Dämon bannen wollen; und andererseits solche Denkmale, die noch zur Verehrung der alten Götter geschaffen sind. Diese wurden dann zuweilen, soweit sie nicht absichtlich vernichtet wurden, später an christlichen Kirchen außen eingemauert, um sie so zu bannen; wie das als Bild des Slawengottes Svantevit gedeutete Steinbild zu Altenkirchen auf Rügen, das absichtlich verkehrt eingemauert ist, so daß die Gestalt, die als stehende gemeint ist, nun auf der Seite liegt. An der Außenwand wurden die Dämonen eingemauert um so zu bekunden, daß sie vom Inneren der Kirche und von ihren Wohltaten ausgeschlossen waren. „Wo christliche Kirchen an die Stelle heidnischer Tempel traten, pflegte man, was sich von Götterbildern noch unzerschlagen erhalten hatte, außen einzumauern, wohl um den Sieg des Christentums zu veranschaulichen“[23])

[22]) Abbildung nach Hoffory, Eddastudien; bei Krause, Tuiskoland, S. 245.

[23]) An St. Agatha in Aschaffenburg sind einige kleine Bildhauereien eingemauert, die offenbar älter sind; sie wären einer näheren Untersuchung wert. Sie sind freilich sehr zerstört. Die Überlieferung bezeichnet sie als heidnisch; auch Mader im bayr. Denkmälerwerk, Bd. Aschaffenburg.

(Karl Simrock, Deutsche Mythologie S. 519). Denkbar ist freilich auch, daß der heimische Steinmetz im Herzen noch den alten Göttern anhing oder wenigstens noch Reste seines alten Glaubens in der Furcht vor bestimmten Dämonen bewahrte und darum, gezwungenerweise heimlich und dann freilich notwendig in verhüllter Form, seine alten Götter mit der Anbringung ihrer Zeichen beschwichtigen wollte.[24])

Auch wenn wir, mit der üblichen Meinung, das Christentum etwa um 600 n. Chr. als die amtliche Glaubensform in Alemannien ansehen, ist seit dieser amtlichen Einführung des neuen Glaubens bis zu der Zeit, der die Schwertslocher Bildhauereien angehören, nicht viel mehr als ein halbes Jahrtausend verflossen. Das ist für glaubensgeschichtliche Entwicklungen kein großer Zeitraum, wenn man die ungeheure Kraft des Beharrens bedenkt, mit der die Gewissensüberzeugungen und Glaubenshoffnungen eines Volks, seine Ehrfurchtsform (religio), in der Volksseele haften. „Bei der Volksart der Alemannen ist kaum anzunehmen, daß sich ihre Bekehrung ganz im Frieden vollzogen habe. Es sind immer die besten Völker, die sich gegen Missionen wehren" (Albert v. Hofmann, Politische Geschichte der Deutschen Bd. 1 S. 245).

„Bei St. Matthias in Trier war eine antike Venus aufgestellt, die später auf dem Kirchhof in Ketten aufgehängt wurde" (Heinrich Bergner, Handbuch der kirchlichen Kunstaltertümer S. 591); hier ist ja sehr deutlich, wie das gemeint war, nämlich daß die Abgöttin auf diese Weise unschädlich gemacht werden sollte.

„Frau Venus, edle Jungfrau, fein, Ihr seid ein Teufelinne", singt der Ritter Thannhäuser im alten Volkslied. Am Sebaldusgrab von Peter Fischer wird Frau Venus von Tod und Teufel bedrängt.

Das Schicksal der Frau Venus in christlicher Zeit zeigt jene Verwandlungen besonders deutlich, indem sie teils zur Unholdin, Valandin, teils zur Heiligen wird; wie Wodan zum Hackelberend und dämonischen wilden Jäger wird, aber auch dem hl. Oswald Züge leiht; wie Donar zum bösartigen Wettererreger einerseits; aber andererseits die hl. Kümmernis (Abschn. 10) nach K. A. Bernoulli, vgl. unten, und der Wettermacher Petrus durch die Erinnerung an Donar beeinflußt werden (vgl. unten Abschnitt 16, Petersberge). Venus Pelagia mußte sich freilich sehr verändern bei der Verwandlung in

[24]) Kolb, Zwei Frobilder (?) in den württemberger Vierteljahrsheften, neue Folge, Nr. 12, S. 62: „Als Trophäe in die Außenseite der Kirche eingemauert"; Barthel Hanftmann, Hessische Holzbauten, S. 163: „durch Einmauern in Friedhof- und Kirchenmauern zu bannen"; Friedrich Seesselberg, Die frühmittelalterliche Kunst der germanischen Völker, glaubt in zwei Bildhauereien der Unterkirche zu Lund Spottbilder auf Thor und Freya zu erkennen.

die hl. Pelagia; nur die Nacktheit und Schönheit und die frühere Buhlschaft ist ihr geblieben. Das deutsche Heiligenbuch von 1488 erzählt von der hl. Pelagia, daß sie noch dem Bischof gefährlich wird: „doch hätt er sie länger angesehen, als der anderen eine". „Wahrlich," ruft der Bischof hernach reuig aus, „ich habe ein Wohlgefallen gehabt an ihrer Schöne, deß sollen wir Reue haben... und leget sich auf das Erdreich und schlägt sein Haupt auf die

Abb. 2. Taufe der heiligen Pelagia.
Nürnberger Heiligenbuch von 1488; Neudruck des Inselverlags.

Erde ... Herr, ewiger Gott, sei mir gnädig! Mich hat die Zierde des Weibes in einer Stunde überwunden".

Die alten Götter leben in der neuen Kirche weiter; aber sie spalten sich vielfach; nach der einen Seite wandeln sie sich in Unholde, deren Macht zu schaden von der Kirche bekämpft wird; in andern Eigenschaften werden sie zu Heiligen, deren Fürsprache man gewinnen will. Die frühchristliche Kirche leugnet nicht das Bestehen der alten Götter; sie bekämpft sie nur als böse Geister und erweist, daß ihr Gott der Stärkere sei.

Vgl. Emil Friedberg, Aus deutschen Bußbüchern S. 23: „Überhaupt wurde das Bestehen der alten heidnischen Götter christlicherseits nicht geleugnet..., aber wo eine christliche Umformung nicht möglich schien, wurden sie in böse, unholde Geister verwandelt."

In dem Schreiben des Patriarchen Maxentius von Aquileja an Karl den Großen über die Taufe[25]) heißt es ausdrücklich: „Denn du siehst ja, daß jene Heidengötter nicht Götter sind, sondern Dämonen." Daß sie sind, wird nicht bestritten.

An der Kirche zu Tiefenort in Thüringen (vgl. Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens, Heft 37 S. 61) findet sich ein Türsturz aus vorgotischer Zeit. Er zeigt in der Mitte ein Kreuz; rechts und links davon je zwei Gebilde, einer mehrblättrigen Palmbaumkrone oder einer Lilie ähnlich. Auch hier möchte man an verhehlte Ziurunen denken. Der Ort hieß früher Dieffeshart; Hardt heißt waldiger Berg und ist als Ortsname in Deutschland sehr häufig; der Harz, die Hardt, sylva Hercynia (?); (vgl. M. Höfler, Wald- und Baumkult III Hart); der erste Teil des Namens könnte mit Tiu zusammenhängen, dann hätten wir auch hier einen Hain des Schwertgottes.[26])

Das Wort „loch" in Schwertsloch würde dem bei bayerischen Ortsnamen sehr häufigen „lach" entsprechen, wenn M. Höfler, Wald- und Baumkult, Recht hat, daß dieses „lach" allgemein aus „lohe" entstanden ist; urkundlich Perlach = 784 peralohe.

In Keferlohe bei München findet Anfang September mitten im Wald noch heute ein großer Jahrmarkt statt mit ehemaliger Wallfahrt. „Da geht es keferloherisch zu", ist eine Bezeichnung für den Ausbund von Roheit, Sinnlichkeit und Schwelgerei, die ja bei den heidnischen Festen zur Regel gehörten (Höfler). Die Ortssage führt freilich das Bestehen des Keferloher Markts nur auf die Niederlage der Ungarn vom Jahre 955 zurück; die in der Schlacht erbeuteten Pferde seien damals dort verkauft worden und daraus sei der berühmte Keferloher Pferdemarkt entstanden (Fr. P. Zauner, Münchens Umgebung in Kunst und Geschichte S. 285).

Johann Nepomuk Sepp (Die Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand in Volkssagen, Aufzügen und Festbräuchen bis zur Gegenwart, München 1890) glaubt in dem Haberfeldtreiben einen Rest bajuwarischen Widerstandes gegen die volksfremden Glaubensboten und ein altes germanisches Rügegericht erkennen zu dürfen. „Der Haberbund war ursprünglich gegen die Verkünder des Christentums gerichtet; daher stehen die Erben der alten Götter, Karl der Große für Wodan, an der Spitze. Daß der heilige Emmeran in Helfendorf unsern Weyarn vom Erbprinzen Lambert niedergeworfen und entmannt ward, und der heilige Korbinian aus Altbayern flüchten mußte, ist gewissermaßen das erste Haberfeldtreiben. Beide waren

[25]) J. M. Heer, Ein karolingischer Missionskatechismus, 1911, S. 83.
[26]) Irrenlohe in Bayern, von Er, dem bayerischen Ziu?

vielmehr politische Sendlinge der Frankenkönige, um die Agilolfinger unterwürfig zu halten. Emmeran brauchte einen Dolmetsch und eignete sich schon darum nicht zum Glaubensprediger, war auch nach Aussage seines Lebensbeschreibers Arbeo als Liebhaber von Frauen verrufen.... Mit Recht oder Unrecht sind seit jener Zeit hauptsächlich Geistliche mitgenommen worden."

Ein besonders anschauliches Beispiel für die Verwandlung vorchristlicher Verehrungsstätten in Tummelplätze von unholden Geistern und Hexen ist der Kreuzweg und seine Rolle im späteren Volksaberglauben. Er ist in christlicher Zeit verrufen, an ihm haben die bösen Geister Gewalt. Und gerade der Kreuzweg wird übereinstimmend von allen erhaltenen Quellen der christlichen Bekehrer als Stätte der heidnischen Gottesverehrung erwähnt und bekämpft; von Martin von Braccara (gestorben 580), der das Heidentum der Sueben in Gallaezien vor Augen hat; von Eligius von Noyon (gestorben 650), der die Opferbräuche seiner Franken bekämpft. Bischof Burchard von Worms (gestorben 1024) bedroht mit Buße den, der „an Kreuzwegen eine Kerze oder eine Fackel angezündet habe zur Verehrung des Orts oder Brot oder eine andere Opfergabe dahin gebracht oder dort davon gegessen habe". Das gemeinsame feierliche Mahl als gottesdienstliche Handlung ist uralt.

3. Der Untergang der alten Götter (Freising, Regensburg).

Man hat vermutet, daß die ganze Sage vom Untergang der alten Götter im großen Weltbrande, die sogenannte Götterdämmerung, schon auf christlichem Einfluß beruhe. Das ist nicht beweisbar und wohl sicher nicht zutreffend. Aber — mit der vollendeten Anpassungsfähigkeit, die die frühchristliche Kirche auszeichnet, machte diese sich jene ältere Lehre für ihre Zwecke nutzbar. Dieser Teil der germanischen Sage, der Sturz der alten Götter, konnte der neuen Kirche willkommen sein. Man hat umfangreiche, bildhauerische Darstellungen an christlichen Kirchen, deren Deutung im Sinne der christlich-kirchlichen Überlieferungen sehr große Schwierigkeiten bietet, so aufgefaßt, daß in ihnen die sogenannte Götterdämmerung der germanischen Überlieferung dargestellt sei. Besonders die reich verzierte Säule in der Unterkirche des Doms zu Freising und die Bildhauereien an der Nordseite der Jakobskirche in Regensburg hat man so gedeutet. Sighart, Geschichte der bildenden Kunst im Königreich Bayern, sah in der Freisinger Säule, die der Steinmetz Liutprecht des 12. Jahrhunderts geschaffen hat, die

Sigurdſage dargeſtellt. Quitzmann a. a. O. S. 207 findet in ihr eine Darſtellung der Götterdämmerung.

Sighart, der an ſeiner erſten Deutung feſthält, gibt doch zu, „daß viele Momente für Quitzmanns ſcharfſinnige Deutung ſprechen".

Abb. 3. Die Freiſinger Säule.

Abb. 4. Widar.

Jedenfalls, ſagt Sighart, ſei nur mehr die Wahl zwiſchen beiden Deutungen. Johann Nepomuk Sepp, Frankfurt das alte Askiburg, S. 9, ſpricht einfach von „den Weltuntergangsſzenen an der Jakobskirche zu Regensburg und der Domgruft zu Freiſing".

Ganz neuerdings in einem am 7. Mai 1921 in der Münchener Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrage hat Professor Karl Borinski eine neue Deutung vorgeschlagen. Er sieht an der Freisinger Säule einen Vorgang aus der Thidrekssage dargestellt, wie Dietrich

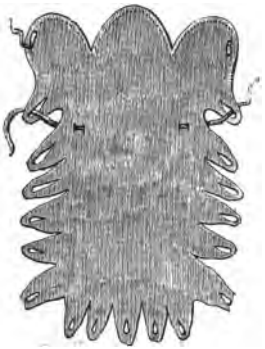


Abb. 5. Germanischer Schuh aus den Alemannengräbern bei Oberflacht, aus L. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde, Verlag Vieweg & Sohn, Braunschweig.

von Bern und sein Gefährte einen Ritter, der im Schlafe von einem Drachen überfallen worden und schon halb verschlungen ist, nach hartem Kampf befreit.

Man vergleiche einmal die Abbildung 4 der Freisinger Säule mit folgender Stelle aus Gylfis Verblendung (Gylfaginning), dem Bericht vom Weltuntergang in der Snorra Edda (Übersetzung von Hugo Gering). „Der Wolf verschlingt den Odin und das ist des Gottes Tod; dann aber eilt Widar herbei und tritt mit einem Fuß dem Wolf in den Unterkiefer. Widar besitzt nämlich den Schuh, zu dem das Leder alle Zeit zuvor gesammelt ist und zwar aus den Flicken, die die Menschen vor den Zehen und an der Ferse aus ihren Schuhen schneiden — der germanische Buntschuh wird aus einem Stück Leder geschnitten — und darum soll ein jeder, der gewillt ist, den Asen zu Hilfe zu kommen, diese Flicken fortwerfen (vgl. Abb. 5).

Abb. 6. Odin, der Fenriswolf und Widar.

Man vergleiche weiter mit der zweiten Aufnahme (siehe Abbildung 6) die folgende Stelle: „Mit der einen Hand faßt nun Widar

den Oberkiefer des Wolfes und reißt ihm den Rachen entzwei, und dadurch findet der Wolf seinen Tod."

Nach einer anderen Form der Überlieferung, in der Völuspa, stößt Widar dem Wolf die Klinge ins Herz. Die verschiedenen Formen der Sage können natürlich leicht ineinander übergehen; so auch auf unserer Säule.

Hermann Schweitzer, Geschichte der deutschen Kunst, 1505, sagt von den Bildhauereien in Freising, Straubing, Altenstadt: „Es sind die Erinnerungen an längst verklungene Mythen, an Sigurds Kampf gegen den goldhütenden Drachen, Wuotans und Donars Streit gegen die Midgardschlange."

Die oben als Widar vermutete Gestalt trägt nach germanischer Sitte den Sporn nur an einem Fuß; sie trägt Schwert und Schild wie ein Ritter der Zeit. Dieser letztere Punkt ist nicht unwichtig. Das wird unten für die Deutung der Drachenkämpfer von Altenstadt bei Schongau, Andlau, Basel, Straubing noch näher auszuführen sein. Adolf Goldschmidt will in seinem Buch über den Albanipsalter allgemein die Darstellungen von Drachenkämpfen und besonders die Bekämpfung eines Untiers, das einen Menschen schon halb verschlungen hat, durch einen zu Hilfe eilenden Kämpfer, in geistigem und übertragenem Sinne deuten als die Seele im Kampfe gegen die Sünde, die die Hilfe Gottes herbeiruft. Auf dem Psalterbild, das Goldschmidt für die Richtigkeit seiner Auffassung anführt, ist aber der Helfer deutlichst durch Heiligenschein, Gewand, Haar- und Barttracht als Christus gekennzeichnet. Der Helfer in Freising, Altenstadt, Straubing, Basel, Andlau (vgl. unten) dagegen trägt überall die Waffentracht seiner Zeit. In Basel trägt er sogar ein Wappen auf dem Schild, was für die damalige Zeit einer Namensbezeichnung gleichkommt. In Andlau (vgl. den unten anzuführenden Aufsatz von Georg Weise) halten hinter dem Kämpfer seine Knappen die Pferde. Dadurch ist bei diesen Darstellungen die Deutung Goldschmidts einfach ausgeschlossen. Man hat den zu Hilfe eilenden Kämpfer in Altenstadt und Straubing (vgl. unten) als den hl. Michael erklärt. St. Michael erscheint aber, in ganz fester Überlieferung, immer nur mit Flügeln[27]), in anderem Gewande; in ganz anderem Größenverhältnis zum Lindwurm; und in ruhiger Haltung des Siegers; nicht wie hier im schwersten Kampfe begriffen.

Das steinerne Flachbild des heiligen Michael auf dem Hohenzollern zeigt ihn in dieser bildgeschichtlich vorgeschriebenen und fest-

[27]) Auf einem Teppich im Dom zu Halberstadt ist ein Kämpfer ohne Flügel dargestellt, der als hl. Michael angesprochen wird; vgl. Georg Dehio, Deutsche Kunstgeschichte, Bd. 1. Abbildung Nr. 386. Das wäre eine der sehr seltenen Ausnahmen.

stehenden Form (vgl. unten). Auch wo er lebhafter bewegt ist, wie an der Kirche in Erwitte (vgl. unten), behält er doch deutlich genug seine Kennzeichen und unterscheidet sich scharf von dem Lindwurmbekämpfer etwa des Altenstädter Bogenfeldes, der durch Tracht, Größe und bedrängte Lage im Kampf sichtlich abweichend gebildet ist.

Abb. 7. St. Michael auf dem Hohenzollern. Aus „Fastenau, Romanische Steinplastik in Schwaben". P. Neff Verlag (M. Schreiber), Eßlingen.

Auch daß aus dem Rachen des bekämpften Lindwurms ein anderer Mensch halb verschlungen noch eben herausragt, kommt, soweit ich sehe, bei sicheren Darstellungen des Erzengels nicht vor; auch nicht bei dem sehr rohen Steinbild in Reichenhall am Tor der Zenokirche, wo der Gedanke anklingt.

Es wird unten nachgewiesen werden, daß diese zusammengehörigen Darstellungen von Basel, von der Wartburg, von Altenstadt bei Schongau, von Straubing und vor allem von Andlau einen Vorgang aus der gotischen Heldensage schildern. Der Lindwurmbekämpfer hier, an der Freisinger Säule, gehört aber nicht zu diesen.

Die oben vorgetragene Auffassung, daß der Künstler eine Stelle aus der Sage über den letzten Kampf der alten Götter schildern wollte, wird bestätigt durch eine zweite Darstellung des gleichen Gegenstandes, die unser Denkmälerbestand uns liefert. Der bildgeschichtliche Zusammenhang, in dem diese weitere Schilderung des Lindwurmkämpfers erscheint, beseitigt meines Erachtens jeden Zweifel an der Richtigkeit unserer Deutung der Freisinger Säule.

Im Kreuzgang der Stiftskirche zu Berchtesgaden ist, wie im folgenden Abschnitt nachgewiesen wird, der einarmige Schwertgott mit dem gefesselten Mondwolf dargestellt, der, als er sich durch die Zauberfessel gefangen fühlt, dem Gotte den Arm abgebissen hat, den ihm dieser vorher in den Rachen gelegt hatte, um ihn sicher zu machen.

In demſelben Kreuzgang nun findet ſich die untenſtehende Darſtellung: ein Kämpfer, im langen Mantel mit Gürtel, faßt dem Lindwurm, der einen andern Kämpfer ſchon ſo weit verſchlungen hat, daß nur noch der Kopf aus dem Rachen herausragt, in den Kiefer; ganz genau ſo, wie der Kämpfer auf der Freiſinger Säule. Dieſer

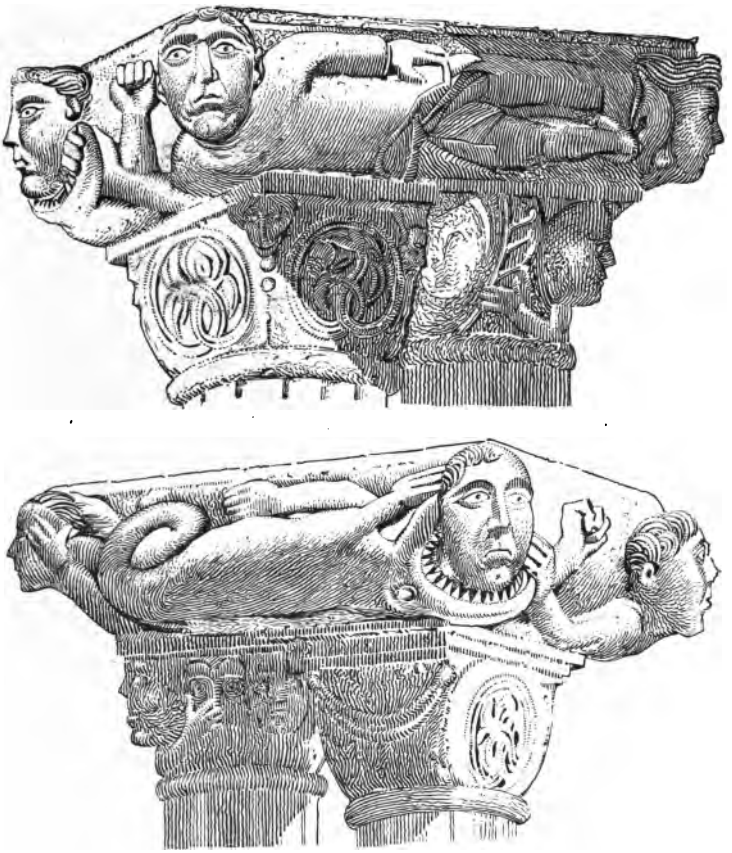


Abb. 8 und 9. Vom Kreuzgang in Berchtesgaden.

Griff in den Kiefer, als Kampfhandlung, iſt ſicher ſehr auffällig. Daß der Künſtler dieſe Darſtellung wählte, iſt nur erklärlich, wenn ihm das irgendwie vorgeſchrieben war durch eine beſtehende Überlieferung, die eine derartige merkwürdige Kampfweiſe berichtet. Wir haben eine ſolche Überlieferung in der oben angeführten Stelle der Edda, wo geſchildert iſt, wie Widar den Untergang Odins an dem Fenriswolfe rächt, der den Gott verſchlungen hat. „Mit der einen Hand faßt nun Widar den Oberkiefer des Wolfs und reißt ihm den

Rachen entzwei; dadurch findet der Wolf seinen Tod"[28]) (Gylfaginning).

Die Bildhauereien an der Nordseite der Regensburger Schottenkirche St. Jakob will J. A. Endres aus dem Hohenliede erklären (Das St. Jakobsportal, Kempten 1903; Ztschr. für christl. Kunst, 1894). Der gelehrte und feinsinnige Priester hat sehr reichen Stoff zusammengetragen zur Unterstützung seiner Deutung. Aber das Hohelied ist ein gefährliches Gebiet. Die kirchliche Deutung hat es bekanntlich fertig gebracht, die heißen Liebesgedichte des Hohenliedes aufzufassen als geistliche Huldigung an die Kirche. Daß das Hohelied nicht so gemeint war und daß diese Deutung später hineingetragen ist, darüber ist man sich doch heute einig.

In einer Ebersberg-Münchener Handschrift des 11. Jahrhunderts ist eine ostfränkische Übersetzung des hohen Liedes erhalten. „Der Winter ist hin, der Regen ist vorüber, die Blumen scheinen in allem Lande, des Rebenschnittes Zeit ist da. Die Stimme der Turteltauben wird vernommen in unserem Lande. Die Weingarten blühen

[28]) An dem Stuttgarter Kunstausstellungsgebäude von Theodor Fischer finden sich Säulenköpfe, die durch die Berchtesgadener angeregt zu sein scheinen. Wie viel reizvoller sind sie als die sonst üblichen von den Bauschulmeistern vorgeschriebenen Säulenköpfe der griechischen Baukunst; schon wegen ihrer Vielgestaltigkeit und der Liebe zum Werk, die man darin spürt, daß der Künstler jeden Säulenkopf als ein selbständiges und besonderes Werk gestaltet hat, unbeschadet ihrer Einfügung in den Gesamteindruck. — Dem neuen Stuttgarter Theater von Max Littmann steht eine reiche Säulenhalle vor, mit jonischen Säulenköpfen; sehr groß von Abmessungen, in dem schönen Sandstein, der bei Stuttgarter Bauten vorherrscht. Wie öde ist doch im Grunde die ewige Wiederholung dieser beiden Schnecken. Durch die Jahrtausende schleppen sie sich nun hin; weil, als vor mehreren Jahrtausenden ein chaldäischer Baumeister auf den Gedanken kam, den Palmbaum als Stütze zu verwenden, er die Palmwedel zusammenrollte und festmachte, damit sie nicht so unordentlich in der Luft herumführen. Dieser von v. Luschan sehr wahrscheinlich gemachte Ursprung des jonischen Kapitäls ist wirklich ein erschütterndes Beispiel dafür, wie unverstandener alter Kulturballast durch die Jahrtausende mitgeschleppt wird, weil die Menschen Gewohnheitstiere sind und sich so gern mit dem vorhandenen Gedankenvorrat begnügen. Die Nachahmung dieser Palmwedel in Stein ist übrigens geradezu häßlich; denn sie weckt, sobald sie als jene Nachahmung nicht mehr verstanden wird, die unangenehme Vorstellung von einem weichen Stoff, der durch den Druck von oben seitlich herausgequetscht wird. — Ein ebenso anschauliches Beispiel dafür, wie sich die Menschen an alte Formen anlehnen, um sich die geistige Anstrengung neuer Lösung zu ersparen, ist die Form unserer Tintenflaschen, die in Glas die Form eines Holzfasses mit Reifen nachahmten, weil das römische Glasgewerbe am Rhein, dessen Betrieb den Untergang des römischen Reichs überdauerte, von Germanen oder Kelten das nordische Holzfaß kennen gelernt hatte und dann in dem ihnen geläufigeren Glasstoff wiedergab; vgl. Bericht des historischen Museums der Pfalz Nr. 1, S. 12.

Die sog. Bubenschenkel, die bei besonderen Gelegenheiten, u. a. wenn der Rhein zugefroren ist, auf dem Eise des Rheins zwischen Magontiacum (Mainz) und Kastellum (Kastel) von den Kasteler Bäckern hergestellt werden, haben eine besondere Form, um als Opfergaben zu dienen; nämlich sie sind Sinnbilder der Fruchtbarkeit in einer grob-deutlichen Form, die — man kann sagen glücklicherweise — nicht mehr verstanden wird. Aber die Überlieferung des Bäckergewerbes hält sie nun bald zweitausend Jahre fest.

und die Blüte macht süßen Ruch.[29]) Stehe auf, meine Freundin, mein Gemahel, und komm, meine Taube, die du nistest in Steinlöchern unter dem Heckenhollunder. Zeige mir dein Antlitz. Deine Stimme schalle in meinen Ohren, denn deine Stimme ist süß und dein Antlitz schön." Zwar setzte der Übersetzer die Worte: Stimme Christi (vox Christi) vor diese Zeilen und die Worte: Stimme der Kirche (vox ecclesiae) vor die Antwort der Geliebten; aber er wußte doch sicher, wenn er die Sprache so gut verstand, daß er eine solche Verdeutschung fertig brachte, ganz genau, wie es ursprünglich gemeint war. Selbst wenn nachgewiesen würde, daß die Bildhauereien an der Schottenkirche in scholastischen Schriften einmal in jenem Sinne gedeutet wurden, so beweist das noch lange nicht, daß sie ursprünglich vom Künstler in dieser Meinung gestaltet waren. Solch verstiegene und erkünstelte Deutungen mögen nachträglich an die vorhandenen Bildnereien sich anranken; im Gemüt eines völlig in jenen vergeistigten Gedanken und sinnbildlichen Deutungen befangenen Geistlichen, wie des irischen Augustinerbruders Honorius in seiner Erläuterung der Salomonischen Dichtung.

Otfried von Weißenburg hat die Einteilung seines Evangelienbuchs in fünf Bücher, die er selber und erst im Laufe der Arbeit, nachträglich, vorgenommen hat, später in Beziehung gesetzt zu den fünf Sinnen, durch welche wir die Sünde an uns heranlassen.

Die nach Sinnbildern suchende, übertragende Deutung war bekanntlich der mittelalterlichen Gottesgelehrsamkeit ein sehr viel verwendetes Mittel, um zwischen unbequemen Stellen der heiligen Schriften doch die Verbindung zu finden, die sie haben wollte. Papst Gregor der Große schreibt, „daß die mosaische Religion in Sinnbildern das enthält, was die katholische Religion uns als Wirklichkeit kund tut". Die angeblichen Entsprechungen des alten Testaments mit dem neuen und die angeblichen Weisagungen jenes auf dieses spielen eine große Rolle im mittelalterlichen Schrifttum und in besonderen Richtungen auch in der bildenden Kunst des Mittelalters.

Kirchliche Bauten waren ein beliebtes Feld solcher Sinndeutungen, auch noch verhältnismäßig spät. „Die Türme stellen die Prediger dar, die die Seelen erheben sollen, das Dach die christliche Nächstenliebe, drei Tore die heilige Dreifaltigkeit" (D. K. Huysmanns, Die Geheimnisse der Gotik S. 5).

Dafür aber, daß häufig solche Deutungen nachträglich an das schon vorhandene Kunstwerk herangebracht werden, bietet gerade Regensburg noch ein sehr anschauliches Beispiel; die Ramwold-Krypta zu St. Emmeran. „Wir erfahren mit Erstaunen, wie viele mystische

[29]) Im althochdeutschen Wortlaut heißt es: „süßen Stank".

heilige Beziehungen grübelnde Träumer in so schlichten Raum hineingeheimnissen konnten. Zwei Pfeiler: Gottesliebe und Nächstenliebe tragen das Leben des Christen. Drei Schiffe: die eine Gottheit offenbart sich in Vater, Sohn und hl. Geist. Vier Wände: alle menschliche Weisheit ist in vier Evangelien beschlossen. Fünf Altäre: der Alte Bund ruht auf fünf Büchern Moses" (Hans Hildebrandt, Regensburg, S. 22). Hier ist es doch außer jedem Zweifel, daß ein schweifendes Mönchsgehirn diese Deutungen nachträglich in den Bau hineingetragen hat und daß nicht etwa der Baumeister, der vier Wände brauchte, und zwei Pfeiler, von jenen Deutungen ausging. Und entsprechend liegt es sicher mindestens bei der Mehrzahl der von J. A. Endres beigebrachten Deutungen der Bildnereien am Schottentor. Die Gestalt mit den Otterbälgen oder abgezogenen Fellen deutet auch Endres einfach als eine Beziehung auf den Pelzhandel Regensburgs nach dem Osten. Unter den vier Gestalten der mittleren Reihe oben rechts findet sich eine, die Schlangen am Busen nährt. Im Münchener Nationalmuseum stehen vier kleine vergoldete erzene Sitzbilder; sie stammen aus dem Bamberger Dom und werden dem Ende des 12. Jahrhunderts zugeschrieben (Führer durch das bayer. Nationalmuseum 1913 S. 46). Sie sind durch lateinische Inschriften deutlich als Darstellungen der vier Grundstoffe Feuer, Wasser, Luft und Erde bezeichnet. Die Erde, Terra, nährt eine Schlange am Busen. Die Schlange, die nach der Volksmeinung von Erde lebt, bezeichnet die Erde und dann auch die Unterirdischen, die in der Erde leben wie die Schlange. Der Deutschrechtler Ernst Mayer in Würzburg (der Ursprung der germanischen Gottesurteile, in Seeligers Historischer Vierteljahrsschrift 1920) faßt Erdordal, Wasserordal, Feuerordal so auf, daß damit „die Entscheidung der großen Naturgewalten angerufen werde, das heißt jener Götter, die älter und heiliger sind als die späteren heroischen Götter der Germanen und anderer Arier". Die übersinnliche Bedeutung der vier Elemente ist vorchristlich und kirchlich höchstens geduldet. Sie stehen daher am Regensburger Jakobstor räumlich zwischen den christlichen Darstellungen oben und dem Heidentum unten. Diese Anordnung steht bildgeschichtlich durch Jahrhunderte fest. Am Sebaldusgrab von Peter Fischer tritt sie noch deutlich hervor; dieses gehört freilich, trotz seiner Zeit, 1507—1519, und seiner äußeren Anklänge an Renaissance, künstlerisch und geistig noch durchaus dem deutschen Mittelalter und der Gotik an.

Auf einem elfenbeinernen Diptychon des Bamberger Domschatzes, aus dem 10. oder 11. Jahrhundert, findet sich auch eine Gestalt mit der Schlange am Busen neben einem gehörnten Mann

mit einem Wassergefäß. Dieser stellt das Wasser vor, jene Gestalt die Erde. Hier ist die Deutung durch die sonstigen Darstellungen des Flachbildes gesichert; so auch Ernst Förster, Denkmale deutscher Kunst Bd. 9 S. 30, der noch weitere Beispiele bringt, an einem Kreuz in St. Omer und einem anderen Elfenbein-Diptychon; dafür, daß Erde und Wasser durch Schlange und Wassergefäß gekennzeichnet werden. Von den Münchener Erzbildchen trägt die als Wasser bezeichnete — unda fluit — ebenfalls die Wasserkanne.

Auf einer Handschrift aus Montecassino, im britischen Museum, ist die Erde dargestellt; sie nährt die Schlange am Busen; Abbildung bei Andre Michel, Historire de l'art, Bd. I S. 809.

Diese Bildgedanken sind uralt und nicht erst von der christlichen Kunst geschaffen; schon auf den großen Steinbildern der Mithrasverehrer wird Wasser und Erde durch Mischkrug und Schlange gekennzeichnet (vgl. Albr. Dietrich, Die Religion der Mithras, Kleine Schriften S. 259).

Die Münchener Erzbildchen der vier Elemente haben alle zahlreiche Armbänder am Unterarm; am nackten Unterarm, also zweifellos sind es Armbänder, die heidnische Weihegabe; siehe Abschn. 20. Auch die Säume des Ärmels sind freilich vielfach in ganz ähnlicher Weise bildhauerisch hervorgehoben; so an den Kämpfern in Zürich: siehe Abschnitt 8; an einem Pultträger im Mainzer Dom.

Die Ungetüme mit den runden Scheiben vor dem Rachen will Endres ebenfalls aus dem Hohenliede deuten; in einer Weise, die vielleicht einem der „überſinnlich-sinnlichen" Erläuterer des Hohenliedes nicht allzu gezwungen erscheinen mag, der sich eingeredet hatte, die heißen Liebesgedichte des Hohenliedes seien in einem gänzlich anderen Sinne gemeint. Dem Künstler des Schottentors lag diese verstiegene Deutung sicher sehr ferne (Panzer, Beiträge zur deutschen Mythologie). Man hat das Untier hinter der runden Scheibe, das doch anscheinend im Begriffe ist, diese zu verschlingen, gedeutet als den Mondwolf oder Mondwurm (Managarmu), der beim Weltuntergang die Himmelslichter verschlingt. Ich will nicht behaupten, daß diese Deutung unbedingt sicher ist. Ich will nur auf folgende, in diesem Zusammenhange noch nicht gebrachte Tatsache hinweisen. Im Verzeichnis der heidnischen und abergläubischen Gebräuche, die der Franke Karl der Große den gerade erst durch Gewalt bekehrten Sachsen verbietet,[30]) ist noch ausdrücklich der Aberglaube erwähnt, daß man nicht glauben solle bei Mondverfinsterungen, das Gestirn sei in Gefahr, vom Mondwurm verschlungen zu werden; und man

[30]) Nach Hefele ist der Indiculus superstitionem et paganiarum noch etwas älter, von 742.

müsse dem Gestirn zu Hilfe kommen durch Geschrei: Siege Mond, vince luna.

Im sogenannten Muspilli,[31]) der Schilderung des Weltuntergangs aus der Zeit Ludwig des Deutschen, ist gesagt, daß der

Abb. 10.
Unteres Drittel der rechten Seite am Eingang der St. Jakobskirche (Schottenkirche) in Regensburg.

Mond vom Himmel fallen wird, wenn die Erde in Flammen aufgeht. Im Kreuzgang in Berchtesgaden, wie in einem späteren Abschnitt dieses Buchs nachgewiesen wird, ist der einarmige Schwert-

[31]) Karl Helm, Deutsche Religionsgeschichte, will (S. 108), nach G. Grau, im Muspilli nichts heidnisches mehr erkennen. Das angeführte Buch von Grau ist mir derzeit nicht zugänglich. Ist denn die Vorstellung von einem Untergang der Welt in Feuer irgendwie aus christlichen Quellen ableitbar??

gott Ziu dargestellt und der gefesselte Fenriswolf, der ihm den Arm abgebissen hat, als er sich gefesselt fühlte.

„Fenris aber ist der Dämon, der den Mond zu verschlingen droht, und ihn, wenn er abnimmt und noch mehr bei Mondfinsternissen, wenigstens zum Teil und auf Zeit schon in seinem ungeheueren Rachen hat" (H. Rückert, Kulturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Übergangs vom Heidentum in das Christentum). Die Vorstellung von diesem Ungetüm war, wie das Steinbildnis in Berchtesgaden beweist, um diese Zeit noch im bayrischen Volke lebendig. Noch die Bußbücher Burchards von Worms vom Ende des ersten Jahrtausends nach Christus bedrohen ausdrücklich mit Kirchenbußen den, der mit Geschrei dem Himmelslicht habe zu Hilfe kommen wollen. Noch Johannes Fischart spottet über diesen Aberglauben (Grimm, Mythologie, Bd. I, S. 203). So lebendig war also damals noch diese vorchristliche Überlieferung.

Man (Franz Xaver Kraus) hat ganz allgemein gegen eine Deutung der Freisinger und Regensburger Bildnereien aus der germanischen Sage den Einwand erhoben, daß diese germanische und vorchristliche Überlieferung damals in der deutschen Bevölkerung nicht mehr so lebendig gewesen sein könne.[32]) Dieser Einwand ist aber sicher unbegründet. Freilich mußten ihre heimlichen Anhänger die nichtchristliche Überlieferung versteckt halten, und selbst die Kirche, die diese Überlieferung verfolgte, nannte sie nicht gern öffentlich, sondern zog vor, sie zu verdecken und zu verkleiden, wo sie nicht schlechthin auszurotten war. Mindestens in späterer Zeit, nach den Jahrhunderten der eigentlichen Heidenmission in Deutschland, zog sie dieses Verfahren vor. Aber immerhin eifern noch Trierer Konzilien von 1230, 1310 und selbst noch von 1423 gegen heidnische Mißbräuche und heimlichen Götzendienst, der in der Quirinuskapelle zu Luxemburg, einer den Externsteinen bei Horn ähnlichen Grottenanlage, getrieben werde (s. Schädel, Das Mainzer Rad).

Aber viel bedeutsamer als dieses immerhin vereinzelte bewußte Festhalten am Heidentum war das unbewußte Weiterwirken der vorchristlichen Götter- und Heldensage in der Volksseele. Albert Hauck berichtet in seiner Kirchengeschichte Deutschlands (2. Teil, 3. und 4. Aufl., S. 784) von Hrabanus Maurus, der im letzten Viertel des achten Jahrhunderts in Mainz, also in einer schon verhältnismäßig frühe christlich gewordenen Gegend, geboren war, folgendes. „Wenn er, der gelehrteste Theologe Deutschlands, Gott in der Himmelsburg wohnen läßt, so entnahm er diesen Gedanken

[32]) So jetzt wieder Julius Abele, Der Dom zu Freising, 1919, und G. Schnürer, Die Kümmernis- und Volto-Santobilder in der Schweiz; Freiburger Gesch.-Blttr. 1903.

weder der Bibel noch der altkirchlichen Literatur; es ist eine volkstümliche, in ihren Wurzeln aus der deutschen Mythologie stammende Anschauung." Wenn das dem grünen Holze der höchsten Gelehrsamkeit widerfuhr, wie mag es erst im dürren Holze des Volksglaubens ausgesehen haben.

Wenn man aber gar gefragt hat, wie denn die Eddischen Sagen so weit über Land und Meer bis in das südliche Deutschland gedrungen sein sollten,[33]) so ging man dabei von der irrigen Meinung aus, daß die ferne Insel im Eismeer, wohin sich die deutsche Sage vor den priesterlichen Verfolgern flüchten mußte, auch die Heimat dieser Sagen sei. Die Mistel, aus der Hödur die Waffe schnitzt, kommt in Island und schon im nördlichen Schweden nicht mehr vor; sie ist südlich vom 60. Breitegrad zu Hause. Also muß die Erzählung von Balders Ermordung durch Hödur eine südlichere Heimat haben; das heißt hier: eine deutsche Heimat.

Die vorchristliche Überlieferung ist selbst heute noch lebendiger als man weiß. Dafür werden unten noch Beweise gebracht werden, von denen nur ein Beispiel hier im Zusammenhange mit den oben erwähnten Bußbüchern Burchards von Worms noch angeführt sei. Schon das oben erwähnte Verzeichnis von abergläubischen und heidnischen Gebräuchen aus der Zeit der gewaltsamen Sachsenbekehrung (Indiculus superstitionum et paganiarum) und über 200 Jahre später Burchhard von Worms schärfen ein, daß es abergläubisch und daher verboten sei, kleine Nachbildungen von menschlichen Gliedern, von Tieren usw. zu opfern; in der Hoffnung, dadurch Heilung von Krankheiten an diesen so abgebildeten Gliedern oder an diesen Tieren von der Gottheit zu erreichen.

Die Kirche hat also diesen „heidnischen Aberglauben" von jeher eifrig bekämpft; aber sie hat bis auf den heutigen Tag damit wenig Erfolg gehabt. Man besuche nur in katholischen Gegenden eine beliebige Landkirche, um zu erkennen, wie lebendig dieser „Aberglaube" noch heute ist (M. Höfler, Über Votivgaben; in: Volks-

[33]) Vgl. Heider und Eitelsberger, Mittelalterliche Kunstdenkmäler des Österreichischen Kaiserstaats, Bd. 1 S. 200. — Dort wird bekämpft eine von Artur Martin, Melanges d'archeologie aufgestellte Meinung, daß in einem romanischen Leuchterfuß des St. Veitsdomes zu Prag dargestellt sei, wie Tyr dem Fenriswolf seinen Arm in den Rachen steckt, um ihn zu der probeweisen Fesselung gefügig zu machen. In diesem Falle halte ich, mit dem Berichterstatter, diese Deutung aus der deutschen Sage nicht für richtig; aber lediglich auf Grund des Denkmalbefundes, der zu jener Deutung keinen ausreichenden Anhalt gibt; keineswegs aber aus jenen allgemeinen Gründen. Vielmehr glaube ich im nächsten Abschnitt zufällig sogar gerade diesen Gegenstand, wie der Schwertgott durch den Mondwolf einarmig wird, als Steinbild an einem spätromanischen Kreuzgang nachzuweisen.

medizin und Aberglaube in Bayerns Gegenwart und Vergangenheit).

Gallus v. Clermont fand, wie Gregor v. Tours schreibt, am Anfang des 6. Jahrhunderts in Köln, „daß das Volk Bildwerke anbetete wie Gott, und wenn einen ein schmerzendes Leiden befiel, so ließ er das betreffende Glied in Holz aushauen" (Theodor Hänlein, Die Bekehrung der Germanen, 2. Teil, S. 7).

„Machet keine Glieder aus Holz, um sie an den Kreuzwegen oder an den Bäumen oder sonstwo anzubringen, denn sie können euch ja doch keine Heilung verschaffen," sagt der heilige Pirmin in seinem Auszug aus einzelnen kanonischen Büchern.

In Eichstätt an der Altmühl, dem alten Bischofsitz, der auch heute noch diese Überlieferung in Denkmälern und Gesamtstimmung so treu bewahrt, steht die Kirche der heiligen Walburg, einer Nichte des heiligen Bonifazius. Die Kirche ist, trotz der uralten Gründung, im wesentlichen ein Werk des 17. Jahrhunderts. Hinter dem Hochaltar liegt das Grab der heiligen Walburg. Die Stirnwand des Grabes reicht in eine vertiefte aber offene Gruft hinunter und erstreckt sich der Höhe nach bis zur Decke der Kirche. Diese ganze riesige Fläche ist mit Unmassen kleiner Weihebildchen, nach Art der Marterln, und Weihegaben bedeckt; Beine; Arme; Herzen; Augen, lang gestielt; Wickelkinder; Tiere aller Art, aus Wachs, Eisen, selbst Silber. Sie stammen aus junger und jüngster Zeit.

Die heilige Walburg hat ihren Namenstag am 1. Mai. Die Nacht zum 1. Mai, der Walpurgis- oder Maiabend, ist im Volksaberglauben aber von altersher besonders hervorgehoben, als der Beginn einer den zwölf Weihnächten der Wintersonnenwende entsprechenden besonderen Weihezeit; ursprünglich wahrscheinlich die Hochzeit des höchsten Götterpaares Wodan und Freya; später mit dem vordringenden Christentum, als die alten Götter zu Unholden geworden waren, die Nacht der Hexenausfahrt auf den Brocken und auf ihre sonstigen Tanzplätze; überhaupt eine Nacht, in der die bösen Geister Gewalt haben.

Rudolf Reichhardt, Die deutschen Feste in Sitte und Brauch, S. 134; J. H. Albers, Das Jahr und seine Feste, S. 204 ff.; ebenda S. 205: „Nur im Elsaß und Deutsch-Lothringen hat sich der Maibaum erhalten, welche beiden Länder nicht allein sprachlich, sondern auch, was Sitte und Gebräuche betrifft, vielfach auf demjenigen Standpunkt stehen geblieben sind, den sie bei der Lostrennung von Deutschland einnahmen."

Diese Beobachtung über das Elsaß ist sehr richtig. Das Elsaß hatte, weil es von Sitte, Sprache und Art deutsch ist, keinen Zusammenhang mit dem französischen Leben. Von dem deutschen war es durch die staatliche Schranke getrennt. So mußte es sich in sein Sonderleben zurückziehen. Es hat dadurch — alles das ist nur von

dem Lande und den kleinen Städten gesagt — etwas besonderes, eingesponnenes, das in seiner Art sicherlich seinen Reiz hat; es hatte aber doch auch ohne Zweifel dadurch etwas stark altväterliches, kleinstädtisches und gehemmtes.

In den vierzig Jahren deutscher Herrschaft hatte sich das langsam gewendet. Das Land hat in dieser Zeit eine hohe Blüte erlebt; nicht etwa nur wirtschaftlich. Das wird nun wieder alles zerstört. Ein altelsässischer Anwalt klagte mir jetzt, Januar 1920, in leidenschaftlichen Worten seine Besorgnis vor der geistigen Verödung, der die Franzosen das platte Land nun ausliefern werden, indem sie ihm die deutschen Bildungsquellen verschließen, während das wenige, was ihm Frankreich bieten wird, dem Elsässer eben wegen der fremden Sprache unverständlich bleibt. Übrigens handeln die Franzosen dabei durchaus planmäßig. Ein französischer Oberst sagte kürzlich, „wir brauchen ein straff einheitliches Land. Da es nun nicht angeht, die französische Provinz auf die zweifellos höhere Bildungs- und Kulturstufe des Elsasses zu heben, so muß dieses eben auf den Durchschnitt der französischen Provinz herabgedrückt werden". — Man lese in den Lebenserinnerungen des altelsässischen Grafen Eckbrecht Dürkheim nach, wie dieser, als französischer Präfekt vor 1870 zeitweise nach dem inneren Frankreich versetzt, über den Kulturstand der französischen Provinz urteilt. Oder was der Schweizer Otto Hauser, der Rassenforscher und Entdecker der frühen Menschenformen, über die französische Provinz sagt. Vgl. auch A. Alien (Deckname für eine neutrale Schriftstellerin), Das Märchen von der französischen Kultur.

Die hl. Walpurgis sollte nun gegen diese Zaubermächte und unholden Geister schützen. Vermöge einer merkwürdigen, aber doch auch wieder naheliegenden Umstellung, ist sie dann aber selber bei diesen Zauberkünsten beteiligt worden. Und so hängen denn auch an ihrem Grabe genau dieselben Weihegaben, die in vorchristlicher Zeit in den geweihten Hainen und an sonstigen Weihestätten aufgehängt wurden; vielleicht an derselben Stelle, wo der merkwürdige Quell zeitweilig hervorbricht, dessen Wasser für wundertätig gehalten wird.

Der prunkhafte Barockbau hat alles Alte zerstört. Das neue, auf irdische Machtziele gerichtete, vom Jesuitenorden geführte Rom fühlte sich als Sieger nach dem Ausgang des Dreißigjährigen Krieges, der die Gegenreformation aufrecht erhalten und, wenn er auch die Ketzerei nicht gänzlich ausgerottet hatte, so doch das deutsche Mutterland der Ketzerei auf Jahrhunderte hinaus ohnmächtig gemacht hatte. Die sich überall erhebenden neuen Kirchen im Jesuitenstil haben die älteren Anlagen beseitigt und damit, besonders in Oberschwaben und Bayern, unersetzliches an alter deutscher Baukunst zerstört.

„Es zeigt sich hier", es ist die Rede vom Dom in Salzburg, „so recht, wie die Fremden, denen Deutschland durch die Gegenreformation ausgeliefert wurde, ohne geistigen Zusammenhang mit deutscher Art, mit deutschen Bauten verfuhren und alles rücksichtslos der römischen Kunst opferten, die für sie allein zu Recht bestand, wie der römische Glaube auch" (v. Hofmann, Historischer Reisebegleiter durch Deutschland, Bd. 4, S. 223).

Das deutsche Heiligenbuch erzählt im Leben des hl. Wolfgang, daß Kaiser Otto II. diesen seiner Gelehrsamkeit und Würdigkeit wegen zum Bischof von Regensburg gemacht habe; dort sei ein tatkräftiger Kirchenfürst besonders notwendig „wann es waren

noch Heiden da". Zur Zeit Otto II., am Ende des ersten Jahrtausends! Selbst wenn darunter nur benachbarte Slawen verstanden sein sollten, so ist doch damit erwiesen, daß heidnische Überlieferungen damals und dort noch nahe lagen.

Der schwache und romfürchtige Kaiser Ludwig, der Fromme genannt von den kirchlichen Geschichtsschreibern, soll die von Karl dem Großen gesammelten deutschen Heldenlieder haben vernichten lassen, weil sie aus vorchristlicher Zeit stammten.[34]) Sein Sohn Ludwig der Deutsche war der erste fränkische König, dessen Herrschaftsgebiet vorwiegend von Deutschen bewohnt war und zugleich die Hauptmasse der deutschen Stämme enthielt; wenigstens nach der zweiten und dritten Teilung; nach dem Vertrag von Mersen von 870, und dem von Ribemont an der Oise 879, der von deutschen Stämmen nur die Niederfranken des späteren Flanderns draußen ließ.

Ludwig der Deutsche dachte glücklicherweise anders als sein Vater über den Wert der alt-einheimischen Volksüberlieferungen. Man nimmt sogar an, daß die Münchner Handschrift mit den Versen vom Weltbrande (muspilli) Ludwig dem Deutschen zu eigen gehört hat; jene schon erwähnten, leider nur lückenhaft erhaltenen Verse, die den Weltuntergang schildern.

So entbrennen die Berge, der Bäume steht
nicht einer in der Erde.
Die Wasser all vertrocknen;
die See verschwindet,
es schwält in Lohe der Himmel,
der Mond fällt,
Mittelgard brennt . . . . . .
es fährt mit Feuer,
den Frevler zu weisen,
Darne kann kein Schwertmage
vor dem Weltbrand (Muspille) helfen.

Sowohl diese Aufzeichnungen vom Weltuntergang, wie das Wessobrunner Gebet von der Weltschöpfung weisen auf Bayern. Ludwig der Deutsche hatte seinen Hauptsitz in der alten Bayernhauptstadt Regensburg.

Ein Märchen aus der Oberpfalz zeigt eine merkwürdige Übereinstimmung mit einer in der Edda überlieferten Sage von dem Untergang aller Menschen in einem ungeheuren Winter. Nur ein einziges Menschenpaar entrinnt dem Tode, indem es sich versteckt, und begründet dann ein neues Menschengeschlecht (von der Leyen, Deutsche Sagen vom Weltuntergang, in der Münchener Monatsschrift Volks-

[34]) Man kann die bekannte Nachricht der Quellen freilich auch in einem etwas andern Sinne deuten.

kunst und Volkskunde, 5. Jahrg., Nr. 3). Dabei ist aber die bayrische Form ziemlich sicher die ursprünglichere. Die eddische Fassung ist spät; die vorchristlichen Überlieferungen konnten sich eben im Norden länger halten, weil das Christentum später hinkam. Im fränkischen Sagenkreis um Sigurd und im bayrisch-ostgotischen Sagenkreis um Dieterich ist es ja sicher, daß die Edda aus südgermanischen, also deutschen Quellen schöpft. Der dänische Forscher Axel Olrik weist aber nach, daß auch in den rein dänischen Sagenkreis von der Königsfamilie der Sicklinger[35]) „aus dem alten ostfränkischen Hildebrandslied, das älter ist als irgendein erhaltenes nordisches Gedicht", die Gestalt „des grauhaarigen Hunnenkämpfers", nämlich des alten Hildebrand, ganz willkürlich und für den Zusammenhang der dänischen Sage sogar eher störend übernommen ist.

Die Göttin Hludana der Festlandsgermanen ist sicher gleichbedeutend mit der Hlodyn der Edda, wenn man diese Gleichsetzung auch zeitweilig bestritten hat.

Die großen Heldengedichte der Germanen sind naturgemäß da entstanden, wo die großen geschichtlichen Schicksale der Germanen sich vollzogen haben. Dieses große Schicksal war der Kampf der Germanen gegen die römische Welt- und Geldmacht und die Zeit der Wanderungen. Dieser in gewissem Sinne einheitliche Vorgang begreift schon die Kämpfe des Arminius und umfaßt noch die Wikingerzeit. Diese, in der die Nordmänner, die bis dahin abseits der großen Weltgeschicke Europas geblieben waren, ihrerseits selbständig hervortreten, muß auch noch zur Völkerwanderungszeit gerechnet werden; das heißt zu der Zeit, als die europäische Gesittung neu aufgebaut werden mußte auf der Grundlage einer neuen Gesinnung; weil die alte Gesittungsform, die mittelmeerisch-römische, in ausschließlicher Sinnenkultur und geldmächtlicher Auflösung zugrunde gegangen war.

„Der nächst unserem Gräberfeld" (Max von Chlingensperg-Berg, Das Gräberfeld von Reichenhall) „gelegene Küblerbauer von Reichenhall erzählt, daß, wenn Kaiser Karl die Schlacht auf dem Walserfelde gewonnen hat, er mit der Siegesfahne auf einem dreifüßigen Schimmel davon reiten wird. Mit dieser Vorstellung wird Wuotan bereits Anführer der Seelen".

Wir besitzen noch andere Anzeichen dafür, daß vorchristliche Überlieferung dort und damals, sogar gerade in dem engeren Kreise der sogen. Schottenbrüder von Sankt Jacob, noch sehr lebendig waren.

---

[35]) Ich führe an nach Friedrich Ranke in „Volkskunst und Volkskunde", Jahrg. 5, Heft 4).

Es hat sich die sogenannte Schottenlegende erhalten, in einer Handschrift, die man dem Ende des 13. Jahrhunderts zuschreibt. Sie enthält eine Reihe von Erzählungen und Berichten zur Verherrlichung der Schottenbrüderschaft.[36]) In dieser Schottenlegende ist eine große Schlacht geschildert zwischen einer christlichen Heerschar der Franken und den heidnischen Bayern, die „Hunnen" genannt werden; auf einem Schlachtfeld zwischen Salzach und Inn, bei Ötting. Da bringt in höchster Not ein Reiter, der auf weißem Rosse vom Himmel herniedersteigt, den Sieg. Das ist, wie schon mehrfach hervorgehoben wurde, offenbar eine Erinnerung an den Siegbringer Wodan.[37])

Ich schließe mich nicht der Deutung Quitzmanns und Sigharts aus der Götterdämmerung schlechthin an. Ich behaupte nicht, daß der bärtige Mann im Königsmantel am Schottentor (siehe Abb. 10) Wodan darstelle, wenn ich diese Deutung andererseits auch nicht gerade für unmöglich halte. Insbesondere halte ich sicher für nicht richtig, aus den zusammengepreßten Knien dieser Gestalt etwas besonderes zu schließen, wie dort geschieht; daß das eine Zauberstellung sei und Wodan so die Geburt der neuen christlichen Welt verhindern wolle. Die nach innen gewendeten zusammengepreßten Knie treten vielmehr bei einer großen Zahl der Gestalten am Schottentor und auch anderweit (Isen) auf. Sie erklären sich meines Erachtens einfach aus einer künstlerischen Unbeholfenheit, ähnlich wie die ägyptische Flachbildhauerei die Vorderansicht des Kopfes vermeidet und diesen sowie die Beine immer in der Seitenansicht gibt, auch wenn die Brust von vorn gesehen ist. So will offenbar hier der Künstler die verkürzte Ansicht der Beine in der Sitzstellung vermeiden und sie möglichst in der ihm anschaulicher scheinenden Seitenansicht geben; dazu muß er, wenn er die Gestalt im übrigen sitzend von vorn gibt, die Beine so verdrehen.[38])

Allgemein kann man dagegen meines Erachtens folgendes bestimmt sagen. Daß an der Außenwand der Kirchen vielfach die dem Christentum feindlichen Mächte im Bilde festgehalten wurden, um sie zu bannen, dafür gibt es eine ganze Reihe von Beispielen. Mit Vorliebe wird der untere Teil des zur Verfügung stehenden Raums

[36]) Vgl. A. Dürrwächter, Die Gesta Caroli Magni der Regensburger Schottenlegende, 1897. Der irische Verfasser der Legende schreibt die wunderbare Glaubenskraft seiner irischen Landsleute dem Umstande zu, daß „das christenmörderische Volk der Juden sich seinem Heimatlande ferngehalten habe".

[37]) So auch Kampers, in einer Besprechung der oben genannten Dürrwächterschen Schrift, Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft, 1898, S. 95.

[38]) Vgl. das Tor der Pfarrkirche zu Isen, Bezirksamt Wasserburg; vgl. auch die Männlein an der Kirche in Biburg bei Abensberg in Niederbayern.

mit solchen Gestalten belebt, während oben die siegreiche Kirche und ihre Vertreter dargestellt sind; so zum Beispiel an der Johanniskirche in Gmünd in Schwaben (vgl. unten Abschn. 18). Die Reihe ganz oben am Schottentor stellt ohne Zweifel Christus und die Apostel vor. Die Ungetüme unten stellen sicher etwas „Unholdes" vor. Und ebenso die anderen Gestalten unten, auch wo wir sie im Einzelnen nicht deuten können; wenigstens die Mehrzahl dieser Gestalten soll sicher etwas dem Christenmenschen Feindliches bedeuten, das durch die Kirche im Zaum gehalten wird. Einige der Gestalten, u. a. links vom Beschauer, im Gewände der Tür, zeigen deutlich Fesseln am Oberarm. „Ich glaube", schreibt Ernst Förster, Denkmale deutscher Kunst, Bd. 9, 1864, „daß die an den Säulen der Laibung auf verschiedene Weise gebundenen Gestalten als Vertreter des verstockten Alten Bundes, die Gestalten aber an den äußeren Pfeilern als Vertreter des Heidentums aufgefaßt werden können. Ja, ich glaube in der Gestalt mit dem Hammer um so eher den Tor erkennen zu dürfen, als gerade er öfter auf mittelalterlichen Bildwerken wiederkehrt, z. B. am Portal der Kirche in Großlinden bei Gießen" (davon noch weiter unten im Abschnitt 19). Die eine Gestalt oben links im Türgewände trägt eine Anzahl abgezogener Tierbälge am Gürtel; rechts die zweite Gestalt ist offenbar ein Spielmann. Es (vgl. oben J. A. Endres) mögen auch ganz einfach Vorwürfe aus dem Leben dem Künstler Anregung gegeben haben, ohne weitere tiefsinnige Anklänge.

Von der mittleren Reihe halte ich die vier Gestalten rechts für die vier Grundstoffe Wasser, Feuer, Luft und Erde, die als heidnische Vorstellung gelten. Die ihnen entsprechenden Gestalten links stellen vielleicht die Todsünden dar. Die mittlere Reihe würde dann vermitteln zwischen den siegreichen Christenmächten oben und den überwundenen Heidenmächten unten.

Das Christentum kam zu den Bayern nicht so gewaltsam wie zu den Sachsen durch den Sachsenschlächter, den Franken Karl, der ja selbst später ein anderes als dieses gewaltsame Verfahren einschlug, das schon sein Zeitgenosse und Hauptmitarbeiter in der Verbreitung des Christenglaubens, Alkuin, verurteilt hat. Der neue Glaube wurde den Bayern in sanfterer und allmählicherer Weise beigebracht.

Die Bekehrung der Heiden und die Befestigung der Neubekehrten war noch Jahrhunderte lang nach dem Eindringen des Christentums unter den Bayernaposteln Ruodberth und Hemmrhamm eine dringende Aufgabe in Bayern. Der Karolingische Missionskatechismus, der sich im Kloster des heiligen Emmeran in Regensburg erhalten hat, „war im 10. Jahrhundert in der Hand deutscher Mönche, wie die deutschen Namen Engilfrit und Hiltolf lehren, die

am Rande stehen. Der Kodex wird schon ursprünglich in oder für Regensburg geschrieben sein (J. C. Heer, Ein karolingischer Missionskatechismus S. 47).

Zwischen dieser urkundlich belegten Heidenmission und den Bildhauereien von Freising, Berchtesgaden, Regensburg liegt nur ein Zeitraum von rund zwei Jahrhunderten. Es ist also unrichtig, daß die vorchristlich-germanischen Vorstellungen damals nicht mehr so lebendig im Volk gewesen sein könnten, als daß eine Deutung jener Bildhauereien aus der germanischen Sagenwelt wahrscheinlich sei. Glaubensgeschichtliche und sagengeschichtliche Entwicklungen pflegen sehr lange Zeiträume zu umfassen; das Volk hängt mit Gebräuchen und mündlichen Überlieferungen unglaublich zäh an seinem alten Besitz. Was die Bußbücher vor tausend Jahren bekämpft haben, wird noch heute im Volke geübt, wie oben nachgewiesen wurde. Im Verzeichnis der heidnischen und abergläubigen Gebräuche aus dem 8. Jahrhundert ist ausdrücklich verboten, die Heiligenbilder um die Felder zu tragen (de simulacro, quod per campos portant); es geschieht aber heute noch. Der schon vom liptinischen Konzil 743 verbotene Leichenschmaus „lebt bis auf den heutigen Tag im bayrischen Volke fort"; (von Chlingensperg-Berg, Das Gräberfeld von Reichenhall; Fr. Ant. Mayer, Ingolstadt 1824, Über die vom liptinensischen Konzil aufgestellten Gebräuche).

Alboin, König der den Bayern verwandten und benachbarten Langobarden, zwang die gewaltsam zu seiner Gattin gemachte gepidische Königstochter Rosamunde, aus der zum Trinkgefäß umgearbeiteten Schädeldecke ihres erschlagenen Vaters zu trinken. Das galt schon damals als ein urtümlich roher Brauch, und Alboin erlag der Blutrache der Rosamunde. Im Kirchenschatz von Au am Inn, unweit nördlich Wasserburg, wird ein erst verhältnismäßig spät im Mittelalter gearbeitetes Trinkgefäß, aus der Hirnschale des heiligen Vitalis, aufbewahrt; „die abgesägte innere, mit vergoldetem Silber gefaßte Hirnschale des heiligen Vitalis diente zu gewissen Anlässen als Trinkgerät, ähnlich wie in Ebersberg das Cranium St. Sebastiani" (Kunstdenkmäler des Kgr. Bayern, Bd. I, Oberbayern).

In der dem heiligen Lubentius geweihten Kirche zu Dietkirchen an der Lahn wurde bis zum Jahre 1630 ein silbernes Schiffchen aufbewahrt und gezeigt als eine angebliche Weihegabe alter Zeit an den heiligen Lubentius. Dieses silberne Schiffchen ist sicher eine vorchristliche Weihegabe gewesen, die sich hier, an der alten Mahl- und Tempelstätte, erhalten hatte. Man hat in Norddeutschland und Dänemark vielfach eine ganze Anzahl solcher Schiffchen beisammen in Niederlagefunden festgestellt; sie werden ein-

wandfrei als Weihegaben gedeutet, die durch Vergraben oder Versenken im Moor den Göttern geopfert wurden. Die Kirche zu Dietkirchen (gleich Volks-, einheimische Kirche) gehört mit denen von Arnstein und Limburg zu den drei romanischen Kirchen auf hohem Fels, die einen so unvergleichlichen Schatz des Lahntals bilden.

4. St. Jehanns Minne. (Der Kelch in der Dominikanerkirche in Regensburg.)

Die Bayern sind unter den großen deutschen Stämmen die spätesten im Christentum, wenigstens bis zu seiner völligen Durchführung. Die Sachsen haben sich zwar noch schärfer gegen die von den fränkischen Eroberern gebrachte Kirche gewehrt; aber schließlich wichen sie doch der Gewalt und nahmen den neuen Glauben wenigstens der Form nach in Massen an. Die Bayern dagegen begaben sich im Anfang des 6. Jahrhunderts freiwillig unter die Oberherrlichkeit des Frankenkönigs Theudebert, unter Wahrung ihrer inneren Freiheit.[39]) In Bayern vollzog sich daher, wie schon erwähnt, die Verchristlichung nicht so gewaltsam, daher auch langsamer und allmählicher. Diese Form der Überführung vom alten zum neuen Glauben zwang begreiflicherweise die Vertreter des neuen Glaubens zu größeren Zugeständnissen. Dabei mußte sich mehr von der alten vorchristlichen Überlieferung erhalten als anderweit, wo ein alter Glaube mit Feuer und Schwert ausgerottet wurde und ein neuer unvermittelt an die Stelle gesetzt. „Ein Volk wechselt seine Götter nicht", sagt Joh. Nep. Sepp.

In der Dominikanerkirche in Regensburg wird ein Kelch aufbewahrt, „eine Kokosnußschale auf kupfervergoldetem Ständer, aus dem Anfang des XIV. Jahrhunderts, der sich als zu dem am 27. Dezember gefeierten Trinken der St. Johannisminne bestimmt durch seine Inschrift: ‚Trinckd Sant Jhans min. Daz ju bol geling' ausweist" (vgl. Heinrich Otte, Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie, 5. Auflage S. 217).

Der „kalte Johannistag" liegt dem uralten Fest der Wintersonnenwende nahe. Dabei muß man sich, zu St. Jehanns Minnetrunk, erinnern, daß die Kirche das Abendmahl bis zum 13. Jahrhundert in beiderlei Gestalt spendete, in einzelnen Klöstern noch bis in die Zeit der Reformation. In anderen süddeutschen Städten wie Würzburg, Bamberg, Nürnberg wird geweihter Wein ausgeteilt zu

[39]) Vgl. S. A. Quitzmann, Die älteste Geschichte der Bayern bis zum Jahre 911, S. 145.

dieser Zeit, am „kalten Johannistag". „Ähnlich ist ein am Johannistage, den 24. Juni (?),[40]) getrunkener Johannissegen ....; er ist unzweifelhaft eine von deutschen heidnischen Trankopfern abstammende uralte Sitte, die nur christlich umgestaltet wurde" (Grötzinger, Reallexikon der deutschen Altertümer, Johannisminne). Auch die Gertrudenminne wird zum Schutz und zur Weihe getrunken. „Nun trinket, Ritter, Sankt Johannes Geleit, das muß euch frommen", rät in einem alten Volkslied die heilige Gertrud einem Ritter, der sich dem Teufel verschrieben hatte, und er wird gerettet. Das ist der uralte Weihetrunk, und am kalten Johannistage die Feier der Wintersonnenwende durch Festmahl und Festtrunk; die Feier, bei der der heilige Kolumbanus, wie in seinem Leben erzählt wird, die Alemannen am Züricher See überraschte.

Im Chiemgau reicht heute noch bei Hochzeiten der Pfarrer den Hochzeitsgästen in der Kirche feierlich den Minnetrunk. In derselben Gegend, von der im Leben des heiligen Emmeran, also noch aus dem siebenten Jahrhundert, berichtet wird, das Volk, obwohl dem Namen nach christlich, stecke noch so tief im Heidentum, daß es aus einem Kelch das Blut Christi und den Opfertrunk genieße.

Albrecht Dürers Mutter starb am Erchtag (Er=Ziu) den 17. Mai 1514 in Nürnberg; nach Dürers Tagebucheintrag „begehrt sie auch vor dem Tod zu trinken St. Johannes Segen, als sie dann tät".

In dem Aktenstück des Basler Rats über die Körperschaft der Bettler und Gauner aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, heißt es von diesen, „in der Herberge verlangten sie Gansbraten und gebackene Hühner und Johannes gnug"; das ist Wein.

„Noch heute wird in Ebersberg, Oberbayern, dem Volk aus St. Sebastians Hirnschale Wein zu trinken gegeben, eine Sitte, die sicher an die Stelle eines heidnischen Minnetrunks getreten ist" (M. Höfler, Tölz, Wald= und Baumkult; vgl. auch F. J. Bronner, Von deutscher Sitte und Art, Volksbräuche in Bayern, 1908 S. 97).

Von der Gertrudenminne ist in den alten Quellen häufig die Rede. „Sollte nun, wie dies bei der Minne St. Johannis des Evang., der St. Johannis Baptistae, der St. Michaelis, der St. Martini und der Minne St. Stephani wirklich der Fall ist, der Brauch seinen Namen Gertrudenminne erst von dem Kalendertag, auf welchen er von der Kirche festgesetzt wurde (27. März), erhalten haben, und wäre er erst dann auch auf andere Dinge, welche nach christlicher

[40]) Das ist vermutlich ein Irrtum; nicht am Tag Johannis des Täufers, sondern an dem Johannis des Evangelisten, dem 27. Dezember, werden diese Bräuche gefeiert.

Mythologie mit der Person der heiligen Gertrud in Verbindung gestellt wurden, als Reisen und anderes, übertragen, so würde sicherlich dieser Minnetrunk von dem heidnischen Frühjahrsopfer nicht zu trennen sein" (Ulrich Jahn, Die deutschen Opfergebräuche S. 120).

Die wichtigen Kalenderzeiten, die auf diese Weise verchristlicht und damit aus heidnischen zu christlichen Festzeiten gemacht wurden, wären beim warmen und beim kalten Johannistag die Sommer- und die Wintersonnenwende, bei Michael die herbstliche Tag- und Nachtgleiche, bei Martin das Erntedankfest (vgl. J. H. Albers, Das Jahr und seine Feste), bei Stephan eine der zwölf Weihnächte nach der Wiederkehr der Sonne.[41]) Nach Grimm wurde noch zu seiner Zeit alljährlich am 27. Dezember zu Otbergen bei Hildesheim der vom Priester geweihte Wein als Johannissegen getrunken.

Als Mabillon 1683 die Schweiz bereiste, traf er diese Sitte in jedem Gasthause: „Im Augenblick der Abreise trinkt man Euch noch eine Gesundheit zu von St. Johannis wegen" (E. L. Rochholz a. a. O.; Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit S. 231).

„Das Minnetrinken", schreibt der gut katholische Professor Johann Nepomuk Sepp, „ist die Kommunion der alten Deutschen". „Der Kelch Christi ist von Rom den Laien vorenthalten; den alten Heidenkelch hat sich aber das Volk nicht nehmen lassen."

Neuere religionsgeschichtliche Forschung (Albr. Dieterich) hat wahrscheinlich gemacht, daß in dem Brauch der katholischen Kirche, wie der Priester mit verhüllten Händen den Kelch hochhebt, in dessen Flüssigkeit der Gott selbst anwesend ist, uralte Formen der Osirisverehrung aus Ägypten weiterleben. Das Bestreben, sich den Gott selbst körperlich einzuverleiben, um dadurch irgendwie seiner Eigenschaften und seiner Stärke teilhaftig zu werden, ist nachweislich eine uralte vorchristliche Vorstellung, die für eine bestimmte geschichtliche Stufe des religiösen Empfindens kennzeichnend ist und einem Gesetze der völkerpsychologischen Entwicklung zu entsprechen scheint. Da nun nachweislich das feierliche Nehmen und Opfern eines Tranks

[41]) Über den etwaigen Zusammenhang der germanischen Göttin Nehalennia mit der hl. Gertrud von Nivelles, zwischen Brüssel und Charleroi, schreibt J. H. Albers, Das Jahr und seine Feste, S. 121: „Noch 1133 mußte die Geistlichkeit diesen heidnischen Umzug der Nehalennia in ihrem auf Rädern ruhenden Schiff, den die Volkssitte und die weltliche Obrigkeit schützte, mit Eifer und harten Worten bekämpfen, und als es geglückt war, ihn zu unterdrücken, wurde ein altes Bild der Nehalennia in die Kanzel des Aachener Münsters eingelassen, damit es dort jeder predigende Priester als überwundenen Rest des Heidentums mit Füßen trete". — (Nehalennia, die Herrin von Nistheim (?). Über die sonstigen Bräuche bei Martins- und Johannisminne vgl. R. J. Reichhardt, Die deutschen Feste in Sitte und Brauch, 1908.

zu dem vorchristlichen religiösen Vorstellungsgehalte der Deutschen gehört, wäre es sehr merkwürdig, wenn Einflüsse von dort her nicht ebenfalls in den christlichen Gebrauch des Kelchs geflossen wären.

Noch im Jahre 1007 erschien, wie schon erwähnt, Heinrich dem Zweiten die Aufgabe, das noch immer vorhandene Heidentum unter den Slawen am Main auszurotten, als ein Hauptzweck seines neugegründeten Bistums Bamberg. In der vorgeschichtlichen Sammlung des Münchener Akademiegebäudes sind die merkwürdigen Steinbilder noch zu sehen, die bei Bamberg gefunden wurden und wahrscheinlich slawische Götter darstellen. Das vom Frankenapostel Kilian bei Würzburg in den Main gestürzte, in späten Jahrhunderten wieder aufgefundene und an den Stufen des Doms aufgestellte Götterbild ist leider spurlos verschwunden.

Die Bayern waren also am nördlichen Rande ihrer Stammsitze, über Regensburg hinaus und gegen Bamberg zu, noch vielfach in Berührung mit nichtchristlichem Volke.

Im Leben des heiligen Emmeran wird ausdrücklich erzählt, daß der christliche Glaube bei den Bayern sehr lose sitze und daß noch viel Heidentum dort stecke; ein römisches Kapitular von 716 macht der ganzen damaligen bayerischen Kirche den Vorwurf der Ketzerei. Der Freisinger Steinmetz Liutprecht, der die Säulen in Freising meißelte, der Regensburger Steinmetz, vielleicht von einer lampartischen Hütte, der die Nordseite der Jakobskirche in Regensburg schmückte, lebten nur wenige Jahrhunderte später als Heinrich II. und seine Heidenmission. Es ist also einfach nicht richtig — wie schon erwähnt —, daß die vorchristliche Überlieferung zu ihrer Zeit nicht mehr so lebendig gewesen sein könne.

Diese Überlieferung ist, wie früher schon zu betonen war, sogar heute noch lebendiger als man gemeinhin annimmt. Die altsprachliche Wissenschaft, besonders die Religionsgeschichte, hat aus den Mittelmeerländern neuerdings eine Menge Stoff zusammengetragen, aus dem hervorgeht, wie lebendig dort noch vorchristliche,[42]) antike Überlieferungen sind. Gerade das kirchliche und religiöse Leben zeigt das Weiterbestehen uralten Kulturgutes in bloß äußerlich veränderter Form besonders deutlich; daß unter bloßem Wechsel des Namens an Stelle einer antiken Göttin der Pferde nun eine Heilige mit der ganz entsprechenden Aufgabe verehrt wird; daß an die Stelle eines antiken Heilgottes nach der Einführung des Christentums einfach die Verehrung der Heiligen Kosmas und Damianus und

[42]) Vgl. Trade, Das Heidentum in der römischen Kirche.

ihrer ärztlichen Kunst tritt. Das Volkstum und sein Leben wird aber im Norden nicht so grundsätzlich verschieden sein von dem im Süden und wird ebenfalls das Bestreben gehabt haben, sich seine alten Götter und Glaubenströstungen nicht so ohne weiteres von dem neuen Kirchenwesen rauben und entweihen zu lassen. Nur hat die deutsche Geistesgeschichte diesen Stoff längst noch nicht in dem Maße zusammengetragen und verarbeitet, wie die Wissenschaft vom griechisch-römischen Altertum. Gobineau führt an einer Stelle aus, daß die überlieferten Glaubenshoffnungen und Gewissenströstungen im Volk viel zu fest verwurzelt sind, als daß es sie hergäbe, ehe es einen neuen Glauben besitzt. Wird ein Volk zu einer Änderung seiner Glaubensform gezwungen, so kann sich dieser Vorgang der allmählichen Auswechslung und Umbenennung alter Glaubenströstungen und Beistandshoffnungen durch viele Jahrhunderte erstrecken.

M. Höfler, Über Votivgaben, in Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, Bd. 8 1889, berichtet von einem in einem römischen Grab der Oberpfalz gefundenen Krötenamulett aus Ton, das vollkommen übereinstimme mit den Kröten, die heute noch in Tölz bei Gebärmutterleiden in Wachsnachbildern gelübdegemäß geopfert werden.

5. Der einarmige Schwertgott und der Fenriswolf. (Der Kreuzgang in Berchtesgaden.)

Wir besitzen nun ein Denkmal, das den Freisinger Bildhauereien sicher (vgl. u. a. von Hofmann, Historischer Reisebegleiter Bd. 4 S. 151) nach Zeit und künstlerischer Art nahesteht. Der Gegenstand dieser Darstellung ist aus der germanisch-vorchristlichen Überlieferung sehr einfach und einleuchtend zu erklären; er versagt sich dagegen völlig einer Deutung aus dem griechisch-römischen und aus dem christlich-kirchlichen Stoffkreise.

Im Kreuzgang der Stiftskirche zu Berchtesgaden finden sich eine Reihe von reichgeschmückten Säulenköpfen; teils tragen sie bloß pflanzliche und linienhafte Verzierung; andere stellen ein üppiges Geschlinge dar von Menschengestalten und Untieren verschiedener Art, wie Lindwürmern, Flügeldrachen. Die Menschen stehen im Kampfe mit diesen Drachen; einige stecken mit einem Teil ihrer Körper schon im Rachen der Untiere; andere bekämpfen die Lindwürmer und Schlangen. Die Menschengestalten tragen die Tracht

ihrer Zeit; insbesondere sind lange Leibröcke und Gürtel mit herabfallenden Gürtelenden deutlich gekennzeichnet.

Es wurde im vorvorigen Abschnitt ausgeführt, daß diese Kämpfe von Menschengestalten mit Untieren aller Wahrscheinlichkeit nach Vorgänge aus der sogenannten Götterdämmerung, dem letzten Kampf der alten Götter, vorstellen sollen.

Abb. 11. Aus dem Kreuzgang in Berchtesgaden.

In der Mitte der Kreuzgangflügel hebt sich je eine dickere Säule von etwa einem halben Meter Durchmesser ab aus dem Kreise der zierlicheren gekuppelten Säulchen, die die Bogenöffnungen des Kreuzganges nach dem inneren Kreuzganghof tragen. An einer dieser dickeren Säulen ist in etwa halber Lebensgröße und in flacher Erhebung die nebenstehende Darstellung eingemeißelt.[43]) Ein Mann mit langem Haar und einer halbrunden, randlosen Kopfbedeckung, bekleidet mit Leibrock und Gürtel, an den Füßen Schuhe aus Pardelfell oder aus einem anderen gefleckten Rauhwerk, faßt sich mit dem einen Arm nach der anderen Schulter, wo nur noch der Stummel eines Armes sitzt. Die eiförmigen Flecken auf dem Lederwerk des Schuhes sind sehr stark hervorgehoben. Sie sollen sicher ein geflecktes Pelzwerk bedeuten. Man wird erinnert an ein Steindenkmal der Mainzer Steinhalle aus Bingen, den Grabstein des Diederich, des Sohnes des Go — — und der Drulinda, die älteste Steininschrift deutscher Sprache. Das Gewand dieses Diede-

[43]) Ein Beispiel unter vielen, die im Laufe dieser Untersuchung noch berührt werden, sei hier gebracht für die Verranntheit, mit der vielfach die räumlich und zeitlich fernliegendsten Dinge und die ausgespitztesten Gedankenspiele zur Erklärung von einheimischen Denkmälern herangezogen werden von der herrschenden Richtung der Kunstgeschichte und Denkmälerforschung, die eben ganz einseitig auf Antike und Mittelmeerwelt eingestellt sind. Bei L. Gehring, Kunsthistorische und geschichtliche Denkmäler Berchtesgadens, heißt es über unseren Kreuzgang: „Die grotesken Tier-

rich, der sonst sehr roh gemeißelt ist, zeigt auch diese hier blattförmigen Flecken, die doch wohl auch nur gemeint sein können als Andeutung eines gefleckten Pelzwerkes, aus dem der Rock gemacht ist.

Abb. 12. Grabstein aus Bingen; Altertumsammlung Mainz.

„Der germanische Buntschuh entstand, im Gegensatz zum römischen calceus, aus einem einzigen Stück Fell oder Leder, welches in bestimmter Form ausgeschnitten war, und sowohl über der Ferse als

und Menschengestalten ... des Berchtesgadener Kreuzgangs weisen durch ihre höchst seltsame Eigenart direkt auf den Orient, ja geradezu auf altindische Dekorationsformen hin ... Das Ungermanische und Nichtromanische dieser dekorativen Hieroglyphen steht für den Fachmann fest. Ebenso für den Kleriker das tiefe Dunkel der Symbolik dieser mystischen Zierglieder." — Der zu große Kopf, die langen Haarsträhnen und das falsch eingesetzte Auge des Ziu erinnern allerdings etwas an orientalische Miniaturen; eine künstlerische Beeinflussung könnte ja auch vorliegen.

über dem Fußrücken zusammengezogen wurde... Das Schuhwerk auf altpersischen Skulpturen stimmt mit dem germanischen Buntschuh genau überein."[44])

Gleich rechts neben diesem Steinbild findet sich auf der Rundung derselben Säule die Darstellung eines Untieres, eines Wolfes, der die Beine geradeaus von sich streckt, als ob sie gefesselt wären. Von der Fessel selbst ist nichts zu sehen. Unter ihm sitzt ein (tierfüßiger?) Spielmann mit einer Harfe.

Abb. 13.
Kreuzgang in Berchtesgaden.

In den eben geschilderten Steinbildnereien ist die berühmte Stelle aus der nordischen Überlieferung dargestellt, wie der Schwertgott seinen Arm verliert: Der Fenriswolf soll gefesselt werden; er läßt es sich gefallen, zerreißt aber immer wieder spielend die starke Fessel. Da lassen die Asen eine Zauberfessel bereiten aus dem Schall von Katzentritten, aus dem Atem der Fische und dem Barte der Weiber und noch drei anderen gleichfeinen Dingen. Aber als ihm diese Fessel gezeigt wird, glatt und weich wie ein seidenes Band, wird der Wolf mißtrauisch, ob da kein Zauber dahinter steckt. „Da ist der Ase, der Tyr heißt. Er ist überaus kühn und mutig und hat die Hauptentscheidung über den Sieg in den Schlachten... Damals hat er einen Beweis seiner Unerschrockenheit und Tapferkeit gegeben, als die Asen den Fenriswolf dazu bringen wollten, sich die Fessel Gleipnir anlegen zu lassen. Der Wolf wollte ihnen nicht glauben, daß sie ihn wieder lösen würden, und so mußten sie ihm als Pfand die Hand Tyrs in den Rachen legen. Als nun die Asen ihn wirklich nicht befreien wollten, biß er dem Tyr die Hand ab an jener Stelle, die seitdem Wolfsglied heißt und der Gott besitzt nun nur eine Hand" (Gylfaginning der Snorra Edda, übersetzt von Hugo Gering, Ab-

[44]) Schaafhausen in einer Besprechung von L. Lindenschmits Handbuch der deutschen Altertumskunde. Bonner Jahrbücher, Bd. 82, 1886. — Im bayerischen Denkmälerwerk, Band Oberbayern, S. 2949, ist der Spielmann als Orpheus gedeutet; die Gestalt scheine tierfüßig zu sein. Für die linksstehende Gestalt mit dem Armstummel, dem Gürtel und den Schuhen aus gefleckten Rauhwerk versucht das Denkmälerwerk keine Erklärung.

schn. 25). „Da sah einer der Asen den anderen an; doch wollte niemand seine Hand hergeben; bis endlich Tyr (Ziu) seine Rechte vorstreckte und sie dem Wolf in den Rachen legte." ....„Als nun der Wolf völlig gefesselt war und die Fessel nicht zerreißen konnte, so wild er zerrte, da lachten sie alle; nur Tyr nicht, denn er mußte seine Hand lassen" (Gylfis Verblendung, Abschnitt 34).

Der Spielmann mit der Harfe, der auf der Berchtesgadener Säule unter dem Wolfe sitzt, entspricht ebenfalls genau der eddischen Erzählung.

— — — Ostwärts saß die Alte im Eisenwalde
und gebar allda die Brut des Fenrir[46]) . . .
von allen diesen wird einer einmal
der Erwürger der Sonne in Wolfsgestalt.
Auf dem Hügel saß dort, die Harfe schlagend,
der Hüter der Riesin, der heit're Eggther.

(Vers 40 und 42 der Völuspa.)

Man hat, wie schon erwähnt, die Füße der harfeschlagenden Gestalt als Tierfüße aufgefaßt; sie scheinen allerdings besonders und nicht als Menschenfüße gebildet zu sein. Da kann eine besondere Sagenform der südgermanischen Überlieferung vom Weltuntergang im Spiel sein; wir besitzen eben nur die eddische Sagenform.

Der Vernichtungsfeldzug, den die Römlinge Ludwigs des Frommen gegen die alten deutschen Überlieferungen geführt haben, hat uns der deutschen Form der Weltuntergangssage, abgesehen von dem kleinen Bruchstück, dem sogenannten Muspilli — dazu noch vielleicht das Wessobrunner Gebet, obwohl es sicher schon stark christlich beeinflußt ist —, beraubt. Besäßen wir eine solche einheimische Überlieferung, so könnten wir wahrscheinlich sehr viel zahlreichere bildliche Darstellungen so zweifelfrei aus der germanischen Überlieferung deuten, wie die eben erwähnte aus Berchtesgaden. Da die Überlieferungen bei ihrer Wanderung aus der deutschen Heimat nach dem Norden sich unzweifelhaft verändert haben, ist es begreiflicherweise nun erschwert, den unmittelbaren Zusammenhang zwischen den deutschen Denkmalen und der schriftlichen Überlieferung nachzuweisen. Die bayerischen, alemannischen, sächsischen usw. Bildhauer hatten sicherlich eine anders lautende Form der Sagen vor sich als die der Edda. Daß die Sagen, die uns nur in der Edda erhalten sind, aus dem germanischen Haupt- und Mutterlande, aus Deutschland, stammen, ist ja nicht mehr zweifelhaft.

[46]) „Fenrirs Kinder, die er mit einer ungenannten Riesin, der „Alten im Eisenwalde", erzeugt, sind die Wölfe Skoll und Hati, von denen der erste die Sonne, der zweite den Mond verschlingen wird. Diesen Mythus haben die Verfinsterungen der Himmelskörper hervorgerufen." Die Edda, von Hugo Gering, S. 11.

„Es ist ziemlich sicher", schreibt Holtzmann, Ältere Edda S. 9, „daß die Lieder nicht im Norden entstanden sind, sondern in Deutschland." Darauf deuteten schon die Erwähnung des Hunnenvolks, des Gotenvolks, des Flusses Rin (vermutlich der Rhein), der Gnitaheide (bei Paderborn?) hin. „Die Lieder kamen nach dem Norden zugleich mit den aus Deutschland nach Norden einwandernden Völker. Zur Zeit des Tacitus waren noch keine Germanen im Norden" (?). „Des Südens Held", nennt das kurze Sigurdslied seinen Helden; damit „erkennt die Sage ihren deutschen Ursprung an" (Hugo Gering, Die Edda S. 227). Wenn auch der Kern der Sage, der Kampf des Lichtbringers gegen die feindlichen Mächte der Finsternis und die Befreiung der Sonnenjungfrau, gemeingermanisch und selbst allgemein arisch sein mag, so beweist das spätere Zusammenwachsen der Sage mit bestimmten geschichtlichen deutsch-mitteleuropäischen Ereignissen doch, daß damals und schon vorher die Sage in Deutschland einheimisch und bodenständig war. Der geschichtliche Untergang des sagenberühmten Burgunderreichs am Rhein, 437 durch die hunnischen Söldner des Aetius und 451 durch Attila selbst, die geschichtliche Gestalt des großen Dietrich von Bern sind in das Nibelungenlied verwachsen. „Ein im römischen Solde stehendes hunnisches Korps überfiel die Burgunder und brachte ihnen jene schwere Niederlage bei, die den geschichtlichen Kern des Nibelungensanges bildet. Gundachar fiel im Kampf; mit ihm seine ganze Sippe" (Ludwig Schmidt, Allgemeine Geschichte der germanischen Völker bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts, v. Below und Meineckes Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte S. 70). Vielleicht (vgl. Bruinier, Deutsche Heldensage) klingt auch der geschichtliche Streit der Königinnen Fredegunde und Brünhilde im merowingischen Hause, mit deren einer ja sogar die von Siegfried befreite und ursprünglich auch gefreite Sonnenjungfrau den gleichen Namen trägt, im Nibelungenliede weiter, im Streite zwischen Brünhild und Kriemhild. Albert von Hofmann nimmt an, daß auch die auf Anstiften seiner Stiefmutter geschehene Ermordung eines Burgunderprinzen, Sohnes des Königs Siegismund, im Anfang des 6. Jahrhunderts im Nibelungenlied beziehentlich Sigurdlied wiederklingt: in der auf Anstiften eines Weibes erfolgten Ermordung Siegfrieds, des Sohnes Siegmunds. Auf die Franken und damit auf Westgermanen und Deutschland deuten auch die zahlreichen mit Siegi zusammengesetzten Namen der Nibelungensage (Bruinier). Dabei bleibe noch unerwogen die doch immerhin mögliche oder selbst wahrscheinliche Verbindung der Erzählung von Siegfrieds Tod mit der Ermordung des Arminius durch die eigenen Landsleute; jenem schauervollen Sinn-

bild der deutschen Geschichte von den ersten Jahrzehnten nach Christi Geburt bis zum 9. November 1918.

Man hat einen der Göttin Hludana geweihten Altar im römisch besetzten Germanien gefunden; „es liegt", wie schon erwähnt, „wirklich kein Grund vor", diese Hludana nicht mit der Hlodyn, die in der Voluspa erwähnt wird, Vers 55, gleich zu setzen.

Noch zur Zeit des Burchhard von Worms war die abergläubige Furcht, daß feindselige Ungetüme die Himmelslichter verschlingen könnten, so verbreitet, daß die Bußbücher diesen Glauben besonders bekämpfen. Es liegt, wie oben ausgeführt wurde, mindestens sehr viel näher für volkstümliches Empfinden, das Regensburger Untier mit der Kugel vor dem Rachen so zu deuten als in der verstiegenen, übertragenen Weise der mönchischen Erläuterung zum Hohenliede. Das Untier, das hinter den Himmelslichtern herrennt, um sie zu verschlingen und das sie am Tage der Götterverdunkelung verschlingen wird, ist eben der Fenriswolf der nordischen Überlieferung. Auch auf einem früh-mittelalterlichen Steinbild in Ladenburg finden wir ein lindwurmähnliches Ungetüm mit einem kugeligen Gegenstand im Maul; s. Lindenschmit, Altertümer unserer heidnischen Vorzeit Bd. 5 Tafel 48 und ähnliches in Großenlinden bei Gießen (vgl. unten). Daß die Ungetüme nicht gerade die Gestalt eines Wolfes haben, sondern eher die eines Drachen, schließt an sich noch nicht aus, daß wir in der Darstellung den Fenriswolf sehen dürften, der die Gestirne verschlingt; denn dieser wird durch seinen Namen Managarmr auch als Schlange, Drache bezeichnet.

Goldschmidt, Albani Psalter, will in den Regensburger Untieren mit der Kugel die Schlange mit dem Apfel der Eva erblicken und bringt eine ähnliche Darstellung aus einer Stuttgarter Handschrift zum Vergleich. Dort in Regensburg ist aber eben keine Schlange dargestellt, sondern ein lindwurmähnliches Gebilde. Das beweist hier gegen Goldschmidt, denn im Gegensatz zu jenen vorwiegend nur mündlichen und durch die kirchliche Verfolgung erschwerten Überlieferungen der germanischen Sagen wird die jüdische Schöpfungssage in einer ganz bestimmten schriftlich festgelegten Form überliefert, von der der Künstler nicht abweichen durfte. Deshalb ist es unwahrscheinlich, daß mit dem Lindwurm die Schlange der Eva gemeint ist.

„Zu den Zeiten waren noch etliche Menschen Heiden in der Stadt Regensburg," heißt es im deutschen Heiligenbuch der Ausgabe von 1488, vom Bayernapostel, dem hl. Heimrhamm (Emmeran). Dieser wurde 652 erschlagen; angeblich weil er mit der Tochter des Bayernherzogs verbotenen Umgang gehabt hatte.

Im Leben des Heiligen heißt es: „Das Land war reich und anmutig und zog selbst Wein; das Volk war schlanken und kräftigen Wuchses, sehr wohlwollend und menschlich, aber der Abgötterei noch ergeben, indem man größtenteils aus einem Kelch das Blut Christi und den Opfertrunk genoß." Diese Verbindung, an der Bischof Aribo von Freising in seiner Lebensbeschreibung des heiligen Emmeran so großen Anstoß nimmt, ist, wie die oben berichtete Sitte im Chiemgau zeigt, selbst heute noch nicht völlig zerrissen. „Man sieht, das Volk hatte früher christlichen Unterricht empfangen, war aber jetzt vernachlässigt und schnell den alten Gebräuchen wieder zugefallen," fügt Sighart a. a. O. hinzu. Dieser Rückfall scheint besondere Gründe gehabt zu haben. Die Legende erklärt zwar den Vorwurf, den man dem hl. Emmeran machte, daß er die Herzogstochter verführt habe, für unbegründet. Aber in der ältesten Lebensbeschreibung des Heiligen wird erzählt, er sei wirklich etwas schwach im Fleische gewesen. Der hl. Emmeran war Südländer, wahrscheinlich geborener Jude; vielleicht hat ihm die unbeherrschte Sinnlichkeit des Südländers doch wirklich bei der Herzogstochter einen Streich gespielt. Jedenfalls scheint seine Missionstätigkeit durch die Art und Weise geschädigt worden zu sein, wie er die blonden Frauen der Baiwaren zu bekehren suchte. „Das Gebaren des Judenchristen Emmeran machte einen schmerzlichen Eindruck und ist nicht ohne Nachwirkung geblieben bis zur Stunde," schreibt Joh. Nep. Sepp, Religionsgeschichte von Oberbayern, S. 32. „Das in seiner angestammten sittlichen Haltung und in seinem Stolz verletzte Volk der Berge ward mit Widerwillen gegen die Neulehrer erfüllt und wandte sich wieder den alten Göttern zu; es bildete sich ein Geheimbund zum Widerstand gegen die fränkischen Sendboten." Im Haberfeldtreiben glaubt man einen letzten Rest jenes Geheimbundes von damals erblicken zu dürfen, vgl. oben S. 38.

Der Sohn des Herzogs, der den Sendboten Emmeran erschlagen hatte, weil er die Sippenehre durch ihn geschändet glaubte, wurde übrigens der Nachfolge beraubt und verbannt. In den damaligen wilden Zeiten wurde sonst ein Totschlag, begangen von einem Herzogssohn, und in dem Glauben an sein Recht auf Sühne, meist nicht so schwer gebüßt. Aber der Sohn des Herzogs hatte die Macht Roms und die Macht Judas zu gleicher Zeit verletzt in dem römischen Sendboten jüdischen Stammes.

Wenn wir nun in Berchtesgaden eine den Freisinger und Regensburger Bildnereien nach Zeit und Kunstart naheſtehende Darstellung haben, die zweifellos ihren Gegenstand aus der germanischen Sage schöpft, so wird damit immerhin diese Deutung auch

für jene Orte wahrscheinlicher. Der Stoff ist nur noch nicht im genügenden Umfange zusammengetragen. Heinrich Bergner, der im übrigen sehr zurückhaltend ist in dieser Richtung, erwähnt zustimmend (Handbuch S. 591) für die sehr urtümlichen Steinbilder aus der Mansfelder Gegend die Deutungen als Hel, Baldur und Hödur (in Müllendorf), und als Thor, Siph und Loki für die Steinbilder in Quenstätt. Ich kann darüber zunächst nur berichten, da ich die Darstellungen nur in ungenügenden Abbildungen gesehen habe.[46])

Von dem Steinbild im Schlosse Freyburg bei Naumburg sagt Heinrich Bergner, Naumburg und Merseburg 1909, S. 21: „Der sogenannte Haingott, vor Zeiten auf dem Eraberge gefunden, das einzige fraglos echte Bild des altgermanischen, einarmigen Er oder Tius."

Die Freiburger Gestalt trägt den langen Leibrock, aber keinen Bart; sie ist ausgesprochen dickwanstig und anscheinend absichtlich sehr häßlich gebildet; sie ist, wenn die Deutung auf Ziu zutrifft, wohl sicher in christlicher Zeit und als Spottbild gestaltet.

Wir können nun in dem Berchtesgadener Flachbild eine zweite, mindestens so sichere und künstlerisch viel höher stehende Darstellung des Schwertgottes hinzufügen.

In Schwertsloch könnten die beiden Tierkämpfe auf den Untergangskampf der alten Götter hinweisen. Der betende Mensch auf dem Felde dahinter würde dann den neuen Gott, den siegreichen Christengott, begrüßen.

Das Feld hinter den gekreuzten Ziuzeichen zeigt ein zwar klar umrissenes, aber dem Gegenstande nach schwer zu erkennendes Gebilde. Nach den beiden Seiten ragen zwei Äxte heraus. Die Axt ist ein uraltes, heiliges Sinnbild, dessen Verbreitung sehr groß ist.[47]) Weist es hier auf den Hammergott?

---

[46]) Berthold Riehl, Bayerns Donautal, 1912, hebt den „Zusammenhang des Regensburger Jakobstores mit der Michelskirche in Pavia und mit der langobardischen Kunst überhaupt hervor, S. 58. Für die Deutung der Regensburger Bildnereien verweist Riehl aber nur auf die neuesten Erklärungen aus dem Psalter (Goldschmidt) und aus dem Hohenliede (Endres); die älteren Forscher Sighart, Quitzmann und ihre Erklärungen aus der germanischen Überlieferung erwähnt Riehl gar nicht. Dabei sind an den langobardischen Bauten, auf die Riehl ausdrücklich in diesem Zusammenhange verweist, germanische Gegenstände der Darstellung ganz zweifellos nachgewiesen. Sie sind glücklicherweise in einigen Fällen, wie in Verona, durch ausdrückliche Beischriften gegen die jüdisch-antike Traumgebanntheit deutscher Schriftgelehrten geschützt; Dietrich von Bern; das Schwert Rolands; der Paladin Karls des Großen Olivier, sind dort ausdrücklich bezeichnet; vgl. unten.

[47]) Seemannsche Kunstchronik, Nr. 1 von 1920, berichtet von einer Abhandlung über das äußerst ausgedehnte räumliche Vorkommen des Kultmotivs der Doppelaxt; aus dem amerikanischen Journal für Archäologie.

Das Grab der thüringischen Fürstin in der städtischen Sammlung zu Weimar wird einer sehr frühen Zeit zugeschrieben. Das Halsband der Fürstin weist die heilige Axt in künstlerisch sehr hochstehender Form auf; als silberne Anhänger, die zwischen den andern Kleinoden des Halsbandes verteilt sind. Es ist keine Doppelaxt, sondern eine einfache.

Man setzt, wie gesagt, das Grab frühe an, in das vierte Jahrhundert; vielleicht war die hier begrabene Fürstin, mit sehr reichen Grabbeigaben, eine Ahnfrau jener beiden thüringischen Königstöchter, die so ausgesprochen gegensätzlich unter einander doch zusammen noch der lebendigste Überrest des alten Thüringerreiches in der deutschen Geschichte geblieben sind; der gewaltigen Basena und der sanften hl. Radegunde, die von Venantius Fortunatus verehrt und besungen wurde. Die irdischen Reste der Basena sind ebenfalls zutage gekommen; die Reste eines zweiten menschlichen Gerippes, die man 1653 zu Doornik im Grabe ihres 481 bestatteten Gemahls Childerich des Ersten fand, sind wahrscheinlich die ihren. Jene übermenschenhafte Thüringerkönigin, die wie Brünhild, nur des stärksten Helden Gattin sein wollte; die, wie Brünhild ihren Walküreneid, ihre geschworenen Bande dem Vaterlande und dem Gatten brach, um dem Besieger ihrer Heimat zu folgen; die dann aber auch den Löwen gebar, Chlodwig, der das gesamtfränkische Reich und damit mittelbar auch den späteren deutschen Gesamtstaat geschaffen hat. Man hat freilich bezweifelt, ob diese gewaltige Gestalt geschichtlich ist; man hat sie auch dem angeblichen linksrheinischen Thüringerstamm zuweisen wollen (vgl. Oskar Gutsche und W. Walter, Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern, S. 52), der wohl nie bestanden hat (vgl. Konrad Plath, Dispargun in den Bonner Jahrbüchern, 1894). In dem ebenerwähnten Grabe, das in der Weimarer städtischen Sammlung als ein kostbarer Schatz aufbewahrt wird, fand sich aber ein silberner Löffel mit der Aufschrift Basenae. Wir wollen selbstverständlich daraus nicht allzuviel folgern. Aber bemerkenswert ist die Tatsache immerhin. Was hat es schließlich den wissenschaftlichen Wert Schliemannscher Entdeckungen beeinträchtigt, daß er sie die Burg des Priamus und das Grab des Atreus nannte; es war in einem tieferen Sinne ja sogar zutreffend. — Im Jahre 1847 hat man in Köln beim städtischen Waisenhause Schädel gefunden mit einem Nagel in der Stirn, die man weiblichen Personen im Alter von 24 bis 26 Jahren zuschreibt und als aus Oberägypten stammend bestimmen zu können glaubt. 1863 machte man auf der Severinsstraße ähnliche Funde. Man hat sie mit dem Martyrertum der sog. zehntausend Jungfrauen in Verbindung gebracht. Auch die „Heldendichtung des Mittelalters", die Heiligenlegende, hat vielfach einen geschichtlichen Kern, wie die große Heldendichtung der Wanderungszeit ihn immer hat.[48])

[48]) In dem Grabe jener Thüringerfürstin, das in Weimar aufbewahrt wird, lag um den Hals ein Geschmeide, in dem, wie schon erwähnt, zwischen Bernsteinperlen und sonstigem Schmuckwerk zierliche silberne Äxte von feinster Arbeit hängen; ein altheiliges Sinnbild. Dieses Zeichen gäbe ein treffliches, übrigens auch künstlerisch hochstehendes Abzeichen für den alten Thüringerstamm, der sich ja jetzt grade in dem geplanten Verwaltungsbezirk Großthüringen wieder etwas zusammenzuschließen scheint. Der Sondertrieb der deutschen Stämme muß und wird in der furchtbaren Not unserer Zeit für die staatliche Gestaltung Deutschlands nach Außen völlig und auf immer verschwinden; um so lebendiger soll die Sonderart der Stämme geistig und kulturell sich betätigen. Die germanische Münze, gefunden auf dem Kästrich in

Ein Bogenfeld in Schwertsloch enthält zwei Doppelkreise, die beiden Himmelslichter? Sie spielen bei den Weltuntergangsschilderungen eine große Rolle;[49]) in dem Felde vorher die Kerze oder Lilie; sicher ein heidnisches Sinnzeichen (vgl. unten Abschnitt 27), wahrscheinlich des Feuers.

Ich glaube unten, im Abschnitt 20 und 27 den sicheren Beweis bringen zu können, daß die sogenannte heraldische Lilie lange vor ihrer heraldischen Verwendung ein Zauberzeichen war und daß diese ihre vorchristliche heilige Bedeutung der Kirche noch im hohen Mittelalter bekannt war. Der Mondwurm oder -wolf, der die Himmelslichter zu verschlingen droht, ist daneben in Stein gehauen, um ihn so zu bannen, unschädlich zu machen. Das würde sich im Gedanken unserer Deutung der anderen Zeichen (Abschn. 2) durchaus einfügen.

Warum stellt sich die germanische Göttersage gerade den Schwertgott einarmig vor? Wir wissen, daß die Heldensage an geschichtliche Vorgänge anknüpft. Sie will ursprünglich Tatsachenbericht sein und keineswegs „Dichtung". Die isländischen Sagas lassen uns dieses ursprüngliche Wesen noch deutlich erkennen. Es sind die Familiengeschichten jener edelsten und trotzigsten Germanen, die lieber das härteste Leben unter der feindlichen Natur des eisigen Nordens wählten, als daß sie einen aufgezwungenen Herrn über sich anerkannt hätten. Ihnen war das größte Übel, daß sie hätten tun müssen, was ihnen unwürdig schien, nicht Entbehrung an äußeren Gütern. Diese Denkweise ist das eigentliche Kennzeichen der Gesinnungskultur; der nordischen Gesittungsform, im Gegensatz zur mittelmeerischen, zur Kultur der Sinne. Das Wesen einer Kultur macht aus, was ihre Träger für das höchste Gut und was sie für das schlimmste Übel halten. Die Göttersage ist nun von einem bestimmten Zeitpunkte ab nicht so grundsätzlich verschieden von der bloßen Heldensage; nämlich von dem Zeitpunkte ab, wo die Vorstellung von den übermächtigen Zusammenhängen und den dauernden Wirkungen vermenschlicht und dann auch sofort

---

Mainz, der Mainzer Lagerfestung (Kästrich = castrum) mit dem Sonnenkreis und dem Sonnenroß (vgl. unten Abschn. 22) wäre ein geeignetes Stammesabzeichen für die Niedersachsen, die ja immer das Sachsenroß als Wappentier geführt haben; das Hakenkreuz aus Pferdeköpfen aus der Rottweiler Sammlung (vgl. Abschn. 22) wäre ein Stammesabzeichen für den großen Alemannenstamm. Wir brauchen, wie kürzlich einer gesagt hat, in dieser verschlammenden Sintflut der Zeit den heraldischen Sinn, der geschichtliche Ehrfurcht hat und Sinnbilder ehrt.

[49]) Eine ähnliche Verbindung zweier Kreise und ebenfalls offenbar mit sinnbildlicher Bedeutung auf vorchristlichen Denkmalen in Schottland; vgl. Romilly Allan, Early Christian Monuments of Scottland.

herabgemenschelt wird; von dem Augenblick ab, wo neben die alten reinen Sinnbilder, — wie den siegreichen Kampf des Sonnenjünglings mit dem Winter, seine Niederlage gegen die wiederkommenden Winterriesen im Herbst — sich nun die menschenähnlichen Gestalten stellen; wenn die Spaltung der ursprünglichen einen Gottheit nach ihren verschiedenen Eigenschaften eintritt; in einzelne getrennte Träger mit menschlichen Besonderheiten und menschlichen Schwächen. Von diesem Augenblicke der Entartung oder Herabmenschelung des Gottesbegriffs an ähnelt die Götterſage der Heldensage; d. h. sie knüpft an menschliche Vorgänge und damit an geschichtliche Tatsachen an. Es sei gestattet, hier eine sagengeschichtliche Vermutung zu äußern, wenn sie auch etwas gewagt ist. Die Vorstellung von dem einarmigen Schwert- und Kriegsgott ist doch sicher zunächst befremdlich, da ein Kämpfer wahrlich doch seine zwei Hände braucht. Diese Vorstellung verlangt nach einer besonderen Erklärung, wie sie die Einäugigkeit Wodans in dem einen Himmelsauge, der einzigen Sonne, findet. Sollte nicht die Vorstellung von dem einarmigen Schwertgott anknüpfen an eine besonders beeindruckende geschichtliche Gestalt der Frühzeit, an irgendeinen zu seiner Zeit berühmten Krieger, den selbst der Verlust des einen Armes, den er in einem früheren Kampfe erfahren hat, nicht abhielt, auf neue Kriegsgefahren auszuziehen.

Auch die keltische Volkssage kennt eine solche Gestalt, den König Nuada, der in der Schlacht die rechte Hand verloren hat und der dafür eine silberne Hand erhält (E. Windisch, Das keltische Britannien, S. 117).

Sicherlich kann solche Unverwüstlichkeit oder solcher „Opfersinn" die Gemüter stark beeindrucken. An der deutschen Front gegen Rußland stand der einarmige General H., er hatte einen Adjutanten, einen jungen Gelehrten H. aus T., der ebenfalls im Weltkriege einen Arm verloren hatte und trotzdem in der Front geblieben war. Die Feinde hatten davon erfahren. Nach Eintritt des Waffenstillstandes baten die gegenüberstehenden Russen, die beiden Herren möchten doch einmal herüberkommen, sie möchten diese Männer gerne einmal kennen lernen und ihnen ihre Verehrung ausdrücken.

Im Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst, 1889, S. 188, ist eine Schwertscheide beschrieben, die in Gutenstein in Baden, an der Hohenzollernschen Grenze, gefunden wurde und jetzt in Berlin im Völkerkundemuseum aufbewahrt wird. Naue datiert im Verein mit Lindenschmit die Scheide in das achte Jahrhundert; die Verwaltung des Völkerkundemuseums

setzt sie früher, in das 5. bis 7. Jahrhundert. In einer Gestalt[50]) mit Wolfshelm und mächtigem Schwert sieht der Berichterstatter (Naue) den Tyr, den Kriegsgott. Er stehe durch die Bändigung des Fenrir mit dem Wolfe in Verbindung. Seine Einarmigkeit sei in der verstümmelten linken Hand angedeutet.

Abb. 14. Schwertscheide aus Gutenstein; Völkerkundemuseum, Berlin; aus Popp, Germanenkunst.

Wenn die Deutung richtig ist, dann haben wir in dieser Darstellung den einarmigen deutschen Kriegsgott mit einem künstlichen Ersatz für den verlorenen Arm; ein Bild, das wahrlich in unserer Zeit eine merkwürdige Bedeutung und Eindrucksamkeit gewänne.

Der einarmige Ziu, der seinen Arm bewußt geopfert hat für die Genossen, ist ein sehr einfaches und verständliches Sinnbild des „Opfersinns", der der eigentliche Kern aller höherstehenden Ehrfurchtsformen (Religio) ist.

Dieser Ziu im Berchtesgadener Kreuzgang wäre heute noch, wenn man nur gerade dem Volke diese einfache Geschichte dazu erzählen würde, ein verständliches Sinnbild der Hingabe für andere; gerade heute, wo so viele Einarmige unter uns leben, die dieses Opfer für die Volksgenossen gebracht haben. Dieses Sinnbild wäre verständlicher jedenfalls und sicher viel christlicher als die antike Götterwelt, die zwar nicht gerade an Kirchen, aber in den der Kirche doch ihrem Zwecke nach verwandten öffentlichen Lehranstalten sich tummeln, an Wänden in Farben und auf Gesimsen und Säulen in Stein.

Von dem nordischen Himmelsgott Ziu, der im Griechenmunde zum Zeus wird, ist uns als ein menschlich-persönlicher Zug gerade diese Tat der Aufopferung für die Freunde berichtet. Vom Zeus

[50]) Es ist sicher ein heruntergezogener Helm in Gestalt eines Wolfrachens gemeint; nicht etwa ein Mann mit Wolfskopf. Auf zwei getriebenen Erzplatten, die in Öland gefunden sind, steht neben zwei Kriegern mit dem Eber als Helmzier und einem dritten mit den Hörnern eines Stiers auf dem Kopf, eine vierte Gestalt; an dieser sitzt wie auf der Gutensteiner Schwertscheide ein Wolfsrachen und -Kopf zwischen den Schultern; aber sie zieht mit der rechten Hand das Schwert und hält in der linken die Lanze. Aus der Zusammenstellung dieser Gestalt mit den drei anderen Kriegern geht hier klar hervor, daß auch mit ihr ein Krieger und nicht etwa eine wolfsköpfige Sagengestalt gemeint ist.

berichtet die südlichere Göttersage als solche besondere menschliche Züge im Grunde nur seine mannigfachen Liebesabenteuer; was der niedrigere Mensch, der dunkle, der Südländer sich ausdenkt, daß er tun würde, wenn er ein Herrgott wäre.

6. Thiodute, Rolandssäule, Irmensul.

„Zeter, Mittelhochdeutsch gleichlautend, ursprünglich auf Veranlassung einer gewaltsamen Rechtsverletzung erhoben, Zetergeschrei" (Hermann Paul, Deutsches Wörterbuch).

Zetermordio schreien ist in Mitteldeutschland noch heute ein üblicher Ausdruck, um ein starkes Geschrei zu bezeichnen. „Zeter, Zetergeschrei, Zetermordio; sollte Zeter ursprünglich Schlachtruf gewesen sein und zu Ziu gehören? (Paul M. Fuchs, Deutsches Wörterbuch auf sprachgeschichtlicher Grundlage.)

Mordio ist nachweislich ein Fachausdruck des Rechtslebens; die Bezeichnung für das Gerüfte, mit der Zeugen herbeigerufen werden gegen den Friedensbrecher. Die ältere Form von Zeter ist Zioter.[51])

In der erwähnten, sehr sorgfältigen Untersuchung weist Petersen nach, daß dem oberdeutschen Zioter, später Zeter, ein niederdeutsches Thiodute, später Jodute entspricht; daß dieser Ruf den Ruf zu den Waffen bedeutet, das Gerüfte der mittelalterlichen Quellen; das Gerüfte über Mord, Notzucht und gewaltsamen Frevel überhaupt, das die handhafte Tat feststellen und Zeugen herbeirufen soll, die später bezeugen können, daß die nun vom Rufer angewendete Waffengewalt von seiner Seite kein Friedensbruch ist, sondern durch die Gewalttat des Angreifers gerechtfertigt.

Petersen erklärt Thiodute als das Mal (Strunk, Säule) des Thio. In der hochdeutschen Form Zioter ist für den Namen des Gottes die Lautverschiebung eingetreten; an Stelle des Wortes Tüte (mundartlich mitteldeutsch Dutt) für das zugespitzte Mal oder

[51]) Chr. Petersen, Zioter (Zeter) oder Tiodute (Jodute), der Gott des Kriegs und des Rechts bei den Deutschen. Eine rechtsgeschichtliche und mythologische Untersuchung, Forschungen zur deutschen Geschichte, Bd. 6, Göttingen 1866. — Es wird im Lauf der Untersuchungen dieses Buchs vielfach auf ältere germanistische Schriften zurückgegriffen. Es steckt in diesem älteren Schrifttum sehr vieles, was noch fruchtbar werden kann. Wie mir scheint, haben die Germanisten das reiche Erbe aus dem ersten Halbjahrhundert ihrer Wissenschaft, als die Grimms noch wirkten und die erste Begeisterung über dieses neuentdeckte Reich noch lebendig war, nicht so ertragreich verwaltet wie es sein konnte. Das mag mit dem Umstand zusammenhängen, den Albert Grünstein in seinem berühmt gewordenen Aufsatz im „Kunstwart" von 1912: „Deutsch-jüdischer Parnaß" triumphierend hervorhebt.

den Strunk (Säule) sei das Wort ter, das alte Wort für Baum getreten, Wachhol-der, Affol-ter, vgl. englisch tree.

Heinrich von Herford berichtet, daß die Sachsen im Jahre 1114 nach ihrem Sieg am Welfesholz über Kaiser Heinrich V. ein Steinbild errichtet hätten, den Thejodute oder Thiodut; das Bild eines Geharnischten, der auf einer Säule steht mit einem Schwert, einer Keule und einem Schild. In der Schlacht habe auch ein Weidenstamm Zeter und Jodutte gerufen, als der Sieg zuerst zweifelhaft schien für die Sachsen.

Eine braunschweigische Reimchronik von 1211 berichtet, wie Beatrix, die Tochter des durch Otto von Wittelsbach ermordeten deutschen Königs Philipp von Schwaben, zur Verfolgung des Mörders die Hilfe des Gegenkönigs Otto anruft, im Vertrauen auf die Ritterlichkeit des Gegners.[51a])

In einem züchtigen Fall
legt Beatrix, das Mägdelein,
das so schön war und fein,
sich vor des Königs Füße nieder
mit großem Harme schrie sie: Sidher
und bat über den Mörder Rache,
der ihren Vater ohne Ursache
ermordet hatte und erschlagen.

„Die Chronik hat einen eigentümlichen oberdeutschen oder hochdeutschen Grundton, sei es, daß sie eine individuelle Sprachmischung des Verfassers oder die dem späteren Hochdeutschen zugrunde liegende Mischsprache der Kaiserhöfe ist" (Petersen a. a. O. S. 246).

Beatrix, durch ihren Vater eine Enkelin Kaiser Friedrich Barbarossas, wird diese Sprache gesprochen haben. Der Name des

---

[51a]) Otto war der Gegenkönig des Ermordeten und durch den Fall ihres Vaters entlastet. Das Vertrauen der Beatrix auf die Ritterlichkeit des Welfen wurde trotzdem nicht enttäuscht; der König lieh der Tochter seines ermordeten Feindes seine Unterstützung. — In den Zeiten des gemeinsamen Bandenüberfalls der Mindereuropäer oder europäischen Randvölker auf den Europäer, den Deutschen, klingt solche Ritterlichkeit wie eine ferne Sage. — Als 1912 die Balkanstaaten über den Türken herfielen, der sich grade eines räuberischen Überfalls der Italiener zu erwehren hatte, erinnerte ein Franzose — wenn ich nicht irre, Pierre Loti — seine Landsleute daran, daß die Araber in Algerien 1870 einen Aufstand planten gegen die französische Herrschaft in Nordafrika; daß sie aber davon Abstand nahmen, als der deutsch-französische Krieg ausbrach, weil sie es für unvornehm hielten, die Notlage der Feinde derart auszunutzen. Es waren halt Araber, „thumbe Heiden", die so dachten.

Sollte je wieder ein Franzose oder Engländer oder gar ein Amerikaner, welch letztere ja erst in diese „ehrenvolle" Gemeinschaft eintraten, nachdem Deutschland drei Jahre lang gegen eine fünffache Übermacht gekämpft hatte, etwa die Stirne haben, ihr beliebtes Wort vom fair play, vom guten und gerechten Kampf, in den Mund zu nehmen?

Schwertgottes wird angerufen, um Zeugen und Rechtsſchutz gegen Gewalttat herbeizurufen; das Gerüfte iſt zugleich die Ankündigung der gewaltſamen Selbſthilfe und die Bitte um Rechtsſchutz durch die Gemeinſchaft. Der letztere Zweck iſt der alleinige, wenn nach Lage der Sache ein wirkſamer Selbſtſchutz nicht mehr in Frage kommt, etwa weil der Verletzte wie hier Beatrix ſelber nicht ſtark genug iſt zur Selbſthilfe. Überall iſt das gerichtliche Verfahren oder die Bitte des Verletzten um Rechtsſchutz durch die öffentliche Gewalt urſprünglich aus der geordneten und von der Gemeinſchaft gebilligten Selbſthilfe hervorgegangen; in der römiſchen wie in der deutſchen Rechtsgeſchichte tritt das beſonders klar hervor. Laßt zunächſt einmal ſelber Hand ab vom Streitgegenſtand (mittite ambo hominem), ſagt der Prätor; und er befiehlt, zunächſt und bis zu ſeiner Entſcheidung über die Rechtslage die begonnene Selbſthilfe einzuſtellen; mit dieſem kraft des Gerichtsbannes (imperium) gegebenen Friedensbefehl beginnt das gerichtliche Verfahren. In der Anevancsklage des deutſchen Rechts zeigt ſich dieſe Herkunft des richterlichen Rechtsſchutzes aus der Selbſthilfe des Verletzten ebenfalls noch ſehr deutlich. Der Begriff Recht hat, wie ſchon Grotius und Schopenhauer hervorgehoben haben, zunächſt einen verneinenden Inhalt; Recht iſt, was nicht Unrecht iſt; Recht habe ich, wo ich innerhalb einer Gemeinſchaft gegen einen Genoſſen dieſer Gemeinſchaft Gewalt anzuwenden in der Lage bin, ohne daß die Genoſſen und der beteiligte Gegner ſich demgegenüber auf den Rechtsfrieden in der Gemeinſchaft berufen, dieſe Gewaltanwendung ſelber als Friedensſtörung anſehen können. „Das Schwert, welches unſere Rolande tragen, iſt keine Kriegswaffe — die Scheide hängt nicht am Gürtel —, ſondern ein Sinnbild; das eine der beiden Schwerter, welche, nach dem Sachſenſpiegel, Gott dem Erdreiche verlieh zur Beſchirmung der Chriſtenheit . . ., dem Papſt das geiſtliche, dem Kaiſer das weltliche" (Georg Sello, Der Roland von Bremen S. 25).

Das Schwert, die Waffe des Kriegs, iſt zugleich das Sinnbild der Rechtspflege und des Gerichts. Das Gemeinſame iſt dabei ſeine Aufgabe der Friedensbewahrung. „Wo das Schwert nicht wäre und Frieden hielte, müßte alles, was in der Welt iſt, durch Unfriede verderben", ſagt Luther einmal. Die deutſche Staatsgewalt entwickelt ſich merkwürdigerweiſe tatſächlich und geſchichtlich derart, daß dieſes eigentliche und urſprüngliche Weſen der öffentlichen Gewalt, die Wahrung des Friedens, geradezu in begrifflicher Reinheit hervortritt. Der Germane billigt der Geſamtheit nur ſehr widerſtrebend und widerwillig die für die Durchführung ihrer Aufgaben notwendigen Befugniſſe zu. Deshalb tritt die öffentliche Gewalt zunächſt nur

als Heerbann und Gerichtsbann in Erſcheinung, bis ſie mit der Weiterſpannung der gemeinſam verfolgten Geſittungsaufgaben auch Wohlfahrtszwecke, Kulturpflege, Erziehung und ähnliches ergreift.

„Da der Krieg als der nur durch Gottesurteil zu entſcheidende Prozeß gedacht wurde, ſo ſcheint in Zius Schutz nachmals auch das öffentliche Recht geſtellt geweſen zu ſein, da auf ſeinen Wochentag die Gerichtstage anberaumt waren" (E. L. Rochholz, Deutſcher Glaube und Brauch im Spiegel der heidniſchen Vorzeit Bd. 2 S. 200).

Dem Mars Thingſus iſt ein am Hadrianswall in England gefundener, von deutſchen Reitern in römiſchem Dienſt geſtifteter Altar geweiht; hier tritt die von der Rechtspflege hergenommene Bezeichnung des Ziu gleichgeordnet neben ſeinen Namen als Kriegsgott. „Der Kriegsgott Tius war zugleich der Gott des Gerichts" (Heinr. Brunner, Deutſche Rechtsgeſchichte Bd. II S. 416).

Die merkwürdige und reizvolle Gruppe von Denkmälern, die wir als Rolandſäulen bezeichnen, hat die Geſchichtsforſcher ſchon vielfach beſchäftigt; vgl. aus neuerer Zeit Archivrat Georg Sello,[52]) der wohl der beſte Kenner dieſes Denkmälerſtoffs iſt, und Siegfried Rietſchel. Trotz erheblicher noch beſtehender Meinungsverſchiedenheiten darf man doch nun gewiſſe Dinge als feſtſtehend betrachten: daß die Rolandſäulen nichts mit dem beſonderen Marktrecht zu tun haben, wie Richard Schröder wollte, wohl aber mit der Ausübung des Gerichtsbannes; daß ſie meiſt auf der Thing- oder Gerichtsſtätte ſtehen;[53]) daß ſie im oſtfäliſch-niederſächſiſchen Gebiet ihren Verbreitungsmittelpunkt und deshalb auch vermutlich ihre eigentliche Heimat

[52]) Georg Sello, Der Roland zu Bremen, 1901; Beſprechung von Siegfried Rietſchel, Ein neuer Beitrag zur Rolandforſchung, Hiſtoriſche Zeitſchrift 1889, S. 457. Sicher mit Recht lehnt Rietſchel Sellos Meinung ab, die Rolandſäulen ſeien Bilder der Städtegründer. Schon allein der Umſtand ſpricht dagegen, daß ſie über größere Zeit- und Raumſpannen ſo feſtſtehend von Form und Art ſind; das iſt nur erklärlich, wenn ſie Sinnbilder von allgemeiner Bedeutung ſind; nicht aber, wenn ſie an beſtimmte geſchichtliche Ereigniſſe und ſogar an beſtimmte Menſchen erinnern ſollen.

[53]) Von dem Prenzlauer Roland, der 1496 erneuert, im achtzehnten Jahrhundert durch einen Sturmwind zerſtört und leider nicht mehr wiederhergeſtellt wurde, heißt es, was hier nur als ein Beiſpiel unter vielen angeführt ſei: „In der unmittelbaren Nähe des Standbildes befand ſich wie in vielen Städten, ſo auch hier, das Hochgericht, auf Grund wovon ihm die Bedeutung eines Gerichtszeichens beigelegt wurde; vgl. Mitteilungen des Uckermärkiſchen Muſeums- und Geſchichtsvereins, 1902. — Prenzlau, die freundliche Hauptſtadt der fruchtbaren Uckermark, ſollte ihren Roland, deſſen Reſte noch vorhanden ſind, einmal wiederherſtellen. Freilich, dringlicher noch wäre es, die Schmach zu beſeitigen, daß in ihrer wundervollen Marienkirche, einem Kleinod deutſcher Baukunſt, die Tafel der Gefallenen des Weltkriegs, die neben anderen, ſehr würdigen und ſchönen Ehrentafeln von 1813 und 1870/71 dort hängt, nur die Worte trägt: Im Weltkrieg fielen; ohne ein Wort der Ehrung, ohne ein Wort von König und Vaterland; weil die Kirchenverwaltung, die allein das Hausrecht hat in der Kirche, ſich vor den roten Stadträten fürchtete, den gefallenen Helden eine Ehrung zu erweiſen. Ein ſchauerliches Denkmal unſerer Schande.

haben. Durch eine beſondere geſchichtliche Beziehung, nämlich unter Kaiſer Siegismund dem Luxemburger, der auch Markgraf von Brandenburg war, iſt der niederſächſiſche Schwertträger als an ſeinen ſüdlichſten Punkt (außer dem andersartigen Roland der Heldenſage in der Stadt Bernadietrichs, in Verona, die ja ſo zahlreiche Verbindungen zum Norden und zum deutſchen Weſen hat) nach Raguſa gekommen. In der Fremde, wo er nicht einheimiſch und volkstümlich war, bedurfte er natürlich beſonders der Erklärung. Eine Aufzeichnung von 1440 ſagt über dieſen raguſaniſchen Roland: „Dieſe Säule werde Orlandus genannt und trage ein Schwert als Zeichen der Gerichtsbarkeit.“ [54])

„Die ungemeine Verbreitung der Rolandſäulen in vielen Städten des nördlichen Deutſchland (außerhalb Niederſachſen, Weſtfalen, Oberſachſen und Thüringen kommen ſie nicht vor, namentlich auf fränkiſchem Boden nicht) iſt merkwürdig genug. Ihr bloßer Bezug auf den Marktbann oder die Ausübung der Gerechtigkeit reicht nicht aus. Der Sitte des ſächſiſchen Volks, ſolche Säulen aufzurichten, muß ein uralter, wahrſcheinlich noch in dem Heidentum wurzelnder Grund untergelegt werden. Die Benennung nach Roland iſt ſpäter, ſchwerlich vor dem 12. oder 13. Jahrhundert, hinzugetreten. Unter einem Volksſtamm, der früher an die Irminſäule gewohnt war, begreift ſich das Haften der Rolandſäulen ohne Mühe (vgl. Deutſche Mythologie S. 692). Es ſcheint, daß die älteren Götterbilder nach der Bekehrung noch eine Zeitlang als Heldenbilder mit teilweiſe oder gänzlich verändertem Namen geduldet wurden.“ Vgl. Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik, 1841, Sp. 804, Beſprechung von J. M. Lappenberg, Bremiſche Geſchichtsquellen.

Dieſe Beſprechung rührt von keinem geringeren als von Jakob Grimm her, dem Begründer der deutſchen Geiſtesgeſchichte. Grimm erwähnt nicht den Platz, wo eine ſichere geſchichtliche Überlieferung und ein noch heute vorhandenes Denkmal Irmenſul und Rolandſäule zuſammenbringen: das Städtchen Obermarsberg im Sauerland. Dort ſteht heute noch eine, freilich ſpäte Rolandſäule; dort hat Karl der Große im Juli 772 eine Irminſul zerſtört, nachdem er die Sachſenfeſte Eresburg, die das Heiligtum barg, oder in deren dichter Nähe es ſtand, erſtürmt hatte. Dieſer Vorgang wird von verſchiedenen Quellen, unter anderen den Lorſcher Jahrbüchern, berichtet.

---

[54]) Zeitſchrift der Savignyſtiftung für Rechtsgeſchichte, germ. Abt., Bd. XXX, S. 399: quae quidem columna charrus et Orlandus dicitur, ensem manu tenentis, in signum justitiae, quae ibi exercetur. Roland apud Langobardos statua armati hominis gladium ferentis, hoc jus supremum, quod jus gladii, ostendentis.

Freilich iſt der Obermarsberger Roland in ſeiner heutigen Geſtalt ſehr ſpät, nämlich von einer Erneuerung von 1737. In der Inſchrift wird die Geſtalt als St. (!) Rolandus bezeichnet. Doch läßt noch dieſe Erneuerung von 1737 erkennen, daß ſie ein älteres Vorbild vor Augen hatte. Wichtiger aber iſt die ſchriftliche Überlieferung dazu:

O Mars, du vermeinter Gott,
Hier ſteh ich dir zum Hohn und Spott,
Vor Zeiten riefen dich die Heiden an,
Jetzt rufen wir im wahren Glauben Chriſtum an.

Das iſt ein Zug, der, wie auch der Irrtum des Bildhauers und Stifters, daß ſie von einem heiligen Roland ſprechen, den doch die Kirche nie gekannt hat, dieſem Obermarsberger Roland, ſoweit ich ſehe, allein gehört. Der Staatsrechtler und Deutſchrechtler Zöpfl[55]) ſchrieb dazu in ſeinen Altertümern des deutſchen Reichs und Rechts: „Der Verfaſſer der Inſchrift betrachtet wohl den Roland ſelbſt als einen chriſtlichen Heiligen. Er bringt ihn nach der allgemein verbreiteten Sitte, alles Alte auf Karl den Großen zurückzuführen, auch mit dieſem Kaiſer in Verbindung.... Der Verfaſſer der Inſchrift ſagt darnach, dieſes Standbild des angeblichen heiligen Roland ſei ein Trutzbild gegen den früher an dieſem Ort verehrten Heidengötzen, den er Mars nennt. Da nun aber bei oder auf der Eresburg einer der Hauptſitze des Kultus des unter dem Namen Irmin oder Aer verehrten Schwertgottes, des deutſchen Mars, war, ſo enthält dieſe Inſchrift eine unverkennbare Andeutung, daß die Rolandsſäule an die Stelle der Irminſäule getreten iſt."

Zöpfl ſieht eine Beſtätigung dieſer ſeiner Anſicht noch weiter darin, daß die Kirche, die an der Stelle des Heiligtums des Schwertgottes geweiht wurde, gerade dem ſchwertführenden Apoſtel, dem Petrus, geweiht wurde.

Bedeutſamer noch ſcheint mir, daß eine örtliche Volksüberlieferung die Unterkirche der Obermarsberger Stiftskirche von altersher als Heidenkeller bezeichnet (vgl. J. W. Fiſcher, Die Eresburg S. 34). Es wird noch vielfach im Lauf der in dieſem Buch geführten Unterſuchungen darauf hinzuweiſen ſein, wie zuverläſſig ſolch alte Überlieferung des Volks meiſt iſt; wenigſtens ſolange ſie nicht durch Gelehrte und Schrifttum verwirrt wird.

Die Zerſtörung des alten Götterbildes der Sachſen durch die Franken beſchäftigte die Zeitgenoſſen lebhaft; hatte ſie doch auch eine

[55]) Ich entnehme die angeführten Worte Zöpfls dem Buche von Johann Wilhelm Fiſcher, Die Eresburg, Ober- und Niedermarsberg; Paderborn 1889. Vgl. noch zu der ganzen Frage als ſorgfältige Stoffſammlung: Bernhard Kahlmann, Eresburg und Irmenſul; Paderborner Gymnaſialprogramm, 1899.

große machtstaatliche Bedeutung, weil die Widerstandskraft des Sachsenvolks gegen die fränkische Übermacht einen guten Teil ihrer Stärke aus der Anhänglichkeit an den alten Volksglauben zog.

Den deutschen Mannen gereicht's zum Ruhm,
daß sie gehaßt das Christentum,
bis Herrn Karolus leidigem Degen
die edlen Sachsen unterlegen. (Goethe.)

Ludwig der Fromme soll bei der Grundlegung des Klosters Corvey die Irmensäule wieder gefunden haben, die Karl der Große nach ihrem Umsturz dort hatte vergraben lassen. Die Säule wurde nach Hildesheim in den Dom verbracht, wo noch jetzt eine Steinsäule als solche gezeigt wird. Sie ist allerdings gründlich verchristlicht. Sie ist geschliffen, trägt oben ein Marienbild und ringsum erzene Lichtträger. Aber die Überlieferung ihrer unchristlichen Vergangenheit besteht, wie erwähnt, noch heutigen Tags. Eine ältere, am Fuße der Säule befindliche und auf Arminius den Cheruskerfürsten bezogene Inschrift, zu dessen Ehren die Säule nach der Meinung einiger errichtet worden sein soll, lautete: Einst war ich Herzog und Gott der Sachsen. „Gegenwärtig ist leider von dieser Inschrift keine Spur mehr vorhanden", fügt der Geschichtsschreiber hinzu, dem ich die Nachricht entnehme.[56])

Dieser letztere Umstand, nämlich daß die Kirche noch in verhältnismäßig später Zeit diese Schrift entfernen zu lassen für gut hielt, ist ein starker Beweisgrund dafür, daß jene Überlieferung des Volks von der heidnischen Herkunft der Säule zutreffend war. Die Vermutung für die Richtigkeit einer Volksüberlieferung ist von vornherein dann gegeben, wenn diese Überlieferung sich gegen den Widerstand der beherrschenden Gewalten durchsetzen und erhalten konnte. Eine solche Lebenskraft der Überlieferung ist nur erklärlich, wenn sie einen festen Boden im Volke hatte, und dieser feste Boden ist eben in den meisten Fällen die geschichtliche Erinnerung des Volks an eine wirkliche Begebenheit. Und die Kirche würde nicht ihr schweres Geschütz auffahren, wenn sie das nicht wüßte.

Wenn die Archive des Vatikans einmal reden werden, wird man in ihnen ganz sicher unvergleichlich viel mehr und zuverlässigeren Stoff über alten deutschen Volksglauben finden als wir daheim in unserer in jeder Weise von Staat und Kirche verfolgten und deshalb teils vernichteten teils in alle möglichen Verkleidungen gezwungenen

[56]) G. v. Schmid, Die säkularisierten Bistümer Deutschlands, 1858, Bd. I, S. 205: Saxorum olim ego Dux fui et Deus, adorat me populus Martis; quae me veneratur gens aciei cornua gubernari concedo.

Überlieferung bisher finden konnten. Die Beamten der Römiſchen Kirche hatten ſich berufsmäßig mit dieſen von ihnen zu bekämpfenden Volksvorſtellungen aus vorchriſtlicher Zeit zu befaſſen. Sie werden in ihren Berichten nicht die ſonſt zweckmäßige Behandlungsart des Verſchweigens geübt haben. Die einzige deutſche Abſchwörungsformel, die uns an Stelle der üblichen allgemeinen Formel von Unholden oder Dämonen beſtimmte Götternamen überliefert — vorsagistu Thunar ende Wodan end Saxnote (vgl. unten Abſchnitt 12) —, iſt in der vatikaniſchen Bücherei gefunden worden.

In Obermarsberg findet ſich noch ein weiteres eigentümliches Denkmal. Man wird es zunächſt als einen Kak, einen Pranger anſprechen. Auf einer breiteren Säule, die etwa dem Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts entſtammen mag, erhebt ſich eine erheblich ſchlankere, ſteinerne Rundſäule, ohne Kopfſtück, mit eiſernen Bändern und Riegeln, vielfach geflickt. Zwiſchen beiden Säulen liegt ein ſchmiedeeiſerner Roſt mit Geländer. Einen Zugang hat dieſer Roſt nicht, deſſen ſehr weite Bändermaſchen auch nur ſehr wenig geeignet ſind, daß jemand darauf ſtehe; Einrichtungen zum Feſſeln von Händen und Hals wie andere Pranger hat dieſer Obermarsberger Kak nicht. Ich möchte die Vermutung ausſprechen, freilich nur als Vermutung, daß dieſes merkwürdige Denkmal kein Pranger iſt, ſondern daß die zäh am Alten hängenden Weſtfalen dieſe Form wählten, um die obere Steinſäule, die ihnen durch uralte Überlieferung heilig war und die ſie deshalb durch viele Jahrhunderte ſorgfältig flickten, wenn ſie baufällig geworden war, gegen die Verfolgungen der Behörden zu ſchützen; mit anderen Worten, ich vermute, daß dieſe Steinſäule ebenfalls, wie der Roland von Obermarsberg, eine Erinnerung an die Irmenſul iſt.[57])

Dieſes weſtfäliſche Süderland, Sauerland, wird noch ſpät als eine Hochburg heidniſcher Vorſtellungen bezeichnet. Waldbraht, der Stifter des Kloſters Wildeshauſen, bat in Rom inſtändig um Heiltümer in Geſtalt von Heiligenüberreſten, weil ſeine Landsleute noch mehr in heidniſcher Verblendung befangen als chriſtlichem Glauben ergeben ſeien. Der Kölner Erzbiſchof beklagt 1270, daß die Güter des Soeſter Patrokluſſtifts inmitten eines ſo verderbten und widerhaarigen

[57]) In den deutſchen Geſchichtsblättern von Armin Tille, Bd. II, 1901, gibt G. Sello, der Sonderforſcher über dieſen Gegenſtand, eine ſehr gründliche und umfangreiche Überſicht über die Literatur der Rolandbildſäulen. Sello gibt dort (S. 48) ältere Berichte, von 1684 und 1718, von Obermarsberg; dieſe erzählen von einer zweiten Säule, außer dem Rolandbild. In der Stadt Brakel ſei ebenfalls die Staupſäule für eine Rolandſäule gehalten worden. Das Gemeinſame beider iſt eben die Beziehung zur Handhabung der Rechtspflege.

Volkes (in medio pravae est perversae nationis) gelegen seien (vgl. Nordhoff, Die ersten Bekehrungsversuche in Westfalen, Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft, 1890, S. 290 ff.). Ältere, freilich nicht gleichzeitige Chronisten berichten, im Jahre 1129 seien die Oldenburger, also auch Niedersachsen, dem Kult eines im Bilde dargestellten Götzen verfallen (nach Nordhoff a. a. O.).

Die 1492 in Mainz gedruckte Cronecken der Sassen bringt ebenfalls den Bericht von der zu Corvey wieder aufgefundenen Säule, „die geweſt der Sachſen Hertoghe und Gott". Die Chronik bringt sogar eine Abbildung, die zwar im wesentlichen Schöpfung des Künstlers ist, aber doch auch alte Überlieferung enthält.[58]) So ist bemerkenswert in unserem Zusammenhang, daß alle dort abgebildeten Abgötter, ein angeblicher Crodo von der Harzburg, andere „Afgötter" von Oldenburg und anderwärts, alle auf Säulen stehen (vgl. dort sowie Abschnitt 11) und daß einer ein Rad in der Hand trägt, das uralte Abzeichen der Sonne und ihrer Gottheiten (vgl. unten Abschnitt 21).

Auf alten Bildern ist vielfach der in der Legende häufige Vorgang dargestellt, daß der betreffende Heilige vor ein römisches Götterbild geführt wird, um seinen Glauben abzuschwören. Dieses Götterbild stellt der deutsche Künstler des Mittelalters sehr häufig auf eine Säule; so zum Beispiel Bartholomäus Zeitblom auf einer Tafel der Augsburger Gemäldesammlung mit der Legende des heiligen Valentin. Da tatsächlich die Antike keineswegs ihre Götterbilder auf Säulen stellte, ist dieser Umstand in unserem Zusammenhang bemerkenswert; in der Vorstellung des deutschen Künstlers von einem nichtchristlichen Götterbild wirkt uralte Überlieferung seiner eigenen vorchristlichen Vorzeit nach.

Viel erörtert worden ist von jeher die Beschreibung der Irmensul, die Rudolf von Fulda und andere in ähnlicher Form bringen. „Einen in die Höhe gerichteten Holzstrunk von nicht geringer Größe verehrten sie im Freien und nannten ihn in ihrer Sprache Irmensul,[59]) was auf lateinisch heißt: Allgemeine Säule, die alles trägt (universalis columna quasi sustinens omnia). Diese Stelle kann sicher ihrem Wortlaut nach eine besondere Bedeutung haben; aber man wird andererseits doch auch aus ihren Worten nicht zwingend

[58]) Vgl. Chr. Petersen, Die Pferdeköpfe auf den Bauernhäusern, besonders in Norddeutschland; Archiv der Schleswig-Holstein-Lauenb. Gesellschaft für vaterländische Geschichte, Bd. XIV; Kiel 1860.

[59]) Bei Eccardus, Geschichte des niederen Volks in Deutschland, S. 34, finde ich die Nachricht, südlich von Hildesheim liege ein kleines Dorf, Irmensul, plattdeutsch Armensülle genannt.

dartun können, daß ſie dieſe Bedeutung — ‚von der Weltſäule, die das All trägt‘ — haben müſſe.“ — —

Die ganze Denkmälergruppe, Rolandsſäule, Irmenſul, gibt uns aber einen merkwürdigen Fingerzeig. Der nordiſche Menſch hat von den älteſten Zeiten her bis in die neueſten einen merkwürdigen Hang dazu, bei allem Bauen und Geſtalten, das ſich auf Glaubensſinnbilder und Götterverehrung bezieht, das Werk ſeiner Hände möglichſt in die Höhe zu türmen und dieſe Richtung über jedes Zweckerfordernis und über alles menſchliche Maß hinaus zu ſteigern. Der Norden baut den Sitz für die Gottheit nicht nach dem Vorbild ſeiner, des Menſchen Behauſung. Ihm, dem Nordländer, iſt die Sonne die höchſte der aus den Naturgewalten vermenſchelten Gottheiten, der „Elementargötter“; die Sonne, die dem Nordländer nur wohltätig iſt, die nur wärmt, nicht brennt; anders als in ſüdlicheren Breiten, wo der Neger von ihr ſagt: „Kaum iſt die eine unten, ſo kommt eine neue, die um kein Haar beſſer iſt als ihre Vorgängerin“. Die Sonne aber beſcheint am Morgen zuerſt die Spitzen der Berge und ſie verweilt beim Verſchwinden am längſten auf den Bergeshöhen. Die Bergeshöhe erſcheint deshalb als die Wohnung der Sonne und deshalb ſchichtet der nordiſche Sonnenverehrer hohe Steindenkmale. „Die Sonnenverehrung hat den Menhirgedanken, den Höhen-, Pfeiler- und Säulenkultus gezeitigt“ (Carl Schuchhardt, Alteuropa S. 166).

Auguſt Rodin bringt in einer Betrachtung über die gotiſchen Kirchen die Menhirs in Verbindung mit den gotiſchen Kirchtürmen. Es iſt nun kennzeichnend, daß dieſe Neigung zum Turmbau und überhaupt zur betonten Senkrechten, die Rodin zu jener Gleichung Anlaß gab, in der deutſchen Baukunſt überhaupt und in der deutſchen Gotik viel ſtärker iſt als in der franzöſiſchen. Man vergleiche einmal, wie viel mehr die Wagrechte[60]) etwa in der Stirnſeite von Unſerer lieben Frau in Paris und des Doms in Reims vorherrſcht als etwa in der Schauſeite des Kölner Doms oder des Ulmer Münſters oder gar der niederdeutſchen Backſteingotik.[61]) Bei dieſen deutſchen Bauten be-

[60]) „Die Stirnſeite von Unſrer lieben Frau in Paris, die in ihrem Gleichmaß und den ſtark betonten Wagrechten etwas Klaſſiſches hat, was im Grunde wenig gotiſch iſt“; Johannes Schinnerer, Grundzüge der gotiſchen Baukunſt, S. 14.

[61]) „In der Entwicklung von Prachtfaſſaden haben ſich die Franzoſen als Meiſter erwieſen, im Turmbau waren ſie ſtecken geblieben. Dieſe Aufgaben haben die Deutſchen unter rieſiger Höhenſteigerung und völliger Auflöſung der Maſſen zu aller Welt Bewunderung gelöſt.“ Heinr. Bergner, Grundriß der Kunſtgeſchichte, S. 112. „Es iſt kein Zufall, daß in Deutſchland erſt der gotiſche Turmbau die Höhe ſeiner Entwicklung erreicht. Unverkennbar wendet die Volksphantaſie in unſerem Lande ſich dieſem Bauteil mit Vorliebe zu. Auch iſt die Zahl der reichdurchgebildeten Türme in Deutſchland größer als in Italien und Frankreich und ebenſo finden ſich hier beſonders hohe Turmanlagen“; Rob. Dohme, Geſchichte der deutſchen Baukunſt, S. 204.

herrscht das senkrechte Streben schlechthin den Eindruck. Und den gewaltigen Turmaufbauten gehört ja ohne Zweifel die besondere Liebe und Kraft der deutschen Baumeister schon in der vorgotischen Zeit der Baukunst; man denke an die großen Dome aus der Zeit der Salier und Sachsen mit ihren sechs Türmen. In Frankreich, obwohl dort die baufachliche Grundlage der neuen Bauart, nämlich die Wölbung auf länglichem, nicht gleichseitig-viereckigem Grundriß, zuerst geübt wurde, blieben die hohen Turmaufbauten, die an sich und dem Plane nach aus dem neuen Baugedanken erwuchsen, meist stecken. Bei den Germanen Nordfrankreichs war durch den Verlust ihrer Sprache und die sonstige Mischung mit den verrömerten Kelten Galliens jene nordische Neigung zur hochgetürmten Sonnensäule geschwächt, die sich im reiner germanischen Deutschland durchsetzte.

Nirgendwo anders ist die Säule mit einem Bilde darauf so verbreitet als Brunnenzier wie in Deutschland. Auch hier mag eine uralte Vorstellung unbewußt weiterwirken. Daß überhaupt der Wasserstelle so viel Liebe bezeugt und daß so viel Schmuck für sie aufgewendet wird, hängt sicher mit der uralten Verehrung der Deutschen für die Quellen zusammen, die noch die Bußbücher Burchards von Worms ums Jahr 1000 bekämpfen, die sich übrigens noch heute in katholischen Gegenden Deutschlands in aufgehängten Weihegaben und anderem rührend äußert. Deutschland hat die schönsten und zahlreichsten Brunnendenkmäler in den Ländern nördlich der Alpen. Wie kam man dazu, gerade eine hohe Säule als Fuß zu wählen für diese Helden, Heiligen, Meerweibchen, wie es meist der Fall ist. Ihre Senkrechte widerspricht eher der notwendig gegebenen Wagrechten des Wasserbeckens. Die welsch gedachten Brunnen, wie z. B. die Salzburger, schaffen eine breite Wasserfläche.

Im Dorfe Questenberg in der Grafschaft Stolberg-Roßla wird das Questefest zur Erinnerung an die glückliche Errettung eines Kindes gefeiert: „man hängt am sogenannten dritten Pfingstfeiertage Kränze und Sträuße feierlich auf an einem geschälten Eichenstamm, der zuvor auf dem steilen felsigen Questenberg mühsam aufgerichtet ist ... man ist in der Tat berechtigt, bei dem aufgerichteten Baume an die Irminsäulen zu denken, zumal auch ein Arminsberg in der Nähe liegt, und das Dorf Questenberg eine Rolandsäule, das Zeichen höchster Gerichtsbarkeit, besitzt" (Otto Richter, Bilder aus dem westlichen Mitteldeutschland, S. 435).

Die Vorliebe der Deutschen, irgend welche Darstellung auf eine Säule zu stellen, tritt auch in den Bildstöcken hervor. Es liegt doch an sich gar kein Grund vor, eine in halberhabener Flachbildnerei ge-

gebene Kreuzigung oder Beweinung auf eine hohe Säule zu stellen. Vielmehr wird die Darstellung bei ihrem kleinen Maßstab dadurch dem Auge zu sehr entfernt. Die schönsten und zahlreichsten Bildstöcke, meist aus der Barockzeit, gibt es, soweit ich sehe, in den mittleren Maingegenden mit ihren vielfachen verschiedenen weltlichen und geistlichen Landesherrschaften.

Abb. 15. Gollenstein bei Blieskastel, aus F. Sprater, Urgeschichte der Pfalz.

Carl Schuchhardt bemerkt an der eben angeführten Stelle weiter: „Die Irminsul der Sachsen schließlich ist die universalis columna quasi sustinens omnia, nach dem Bericht des Rudolf von Fulda um 850, die ‚Weltsäule, die das All trägt'." Mit diesen Worten bezeichnet, wie schon erwähnt, Rudolf von Fulda um 850 die auf der Eresburg, der sächsischen Festung, im Jahre 772 von Karl dem Großen eingenommene und verschleppte, nach anderen zerstörte Irmensul. In einem Bericht des Widukind von Corvey, nach 950, wird erzählt von einer Säule, die die Sachsen

als Siegeszeichen nach ihrem übrigens durch eine gemeine Einkreisung erreichten und deshalb nicht gerade sehr rühmlichen Siege über die Thüringer vom Jahre 531 errichteten. Hertlein, Die Jupitergigantensäulen, übersetzt die schwierige und unklare Stelle Widukinds, über die sich schon Pertz und Jakob Grimm unterhalten haben, folgendermaßen: „und einen Siegesaltar errichtend verehrten sie nach ererbtem Irrwahn ihre Heiligtümer mit der ihnen eigenen Verehrung, namentlich den Mars, mit dem Bild von Säulen, den Herkules darstellend, anstatt den Sonnengott, den die Griechen Apollo nennen". „Die Irminsäule", fährt Hertlein fort, „wiewohl dem Mars errichtet, erinnert Widukind an die Säulen des Herkules. Solche Säulen stellen nach seiner Meinung die Sachsen deswegen dar, weil sie glauben, damit ein Symbol des Sonnengottes zu haben; er weiß also, daß jener Mars gleich Ziu mit der Sonne in enger Verbindung steht."

Es ist noch eine nicht unbeträchtliche Zahl aufrecht gestellter Steinmale in Deutschland erhalten, die nicht Grabstätten bezeichnen und bei deren Betrachtung man an die Worte des Rudolf von Fulda und des Widukind von Corvey über die Irmensul und die Ziusäule von 531 erinnert wird. Sie sind wahrscheinlich der Mehrzahl nach Grenzzeichen, die ja von altersher und bei verschiedenen Völkern gern unter besondere göttliche Weihung gestellt wurden, um sie wirksamer zu schützen.

Bei Maden, dem Hauptort der Chatten und der obersten Gerichtsstätte für den fränkischen Hessengau, steht noch der Malstein (Abbildung bei Karl Heßler, Hessische Landes- und Volkskunde, Bd. I, 2. Hälfte, S. 285).

Der Gollenstein bei Blieskastel (vgl. F. Sprater, Die Urgeschichte der Pfalz) wird unmittelbar für ein Sonnensinnbild gehalten (Sprater). Am Süntelgebirge steht der Süntelstein. Eine halbe Wegstunde nordwestlich von Kirchhain in Hessen liegt das Dorf Langenstein. In der Mauer um die Kirche ist eingebaut ein über zwei Mann hoher aufrecht stehender Stein. An der Kirche finden sich die unten zu besprechenden Bildhauereien, die auf eine vorchristliche Bedeutung des Platzes als gottesdienstlicher Stätte hinweisen. Der Stein in der Kirchhofsmauer hatte sicher auch eine besondere Bedeutung. Seine besondere Wichtigkeit geht schon daraus hervor, daß das Dorf, wie es offenbar der Fall ist, nach ihm genannt wurde. Ob er auch als Grenzstein diente oder eine ausschließliche Weihebedeutung hatte, ist zweifelhaft. Er steht jetzt umgeben von hessischem Stammesgebiet; aber bei den ewigen Kämpfen zwischen Sachsen einerseits und Hessen-Franken andrerseits, die bis zur Unterwerfung

der Sachſen unter Karl dem Großen ſtattfanden, könnte wohl die auch jetzt nicht allzu weit entfernte Sachſengrenze zeitweilig einmal hier gelegen haben.

Die Bonner Jahrbücher, Heft 68, 1880 (S. 161), berichten aus der Pfalz von einem großen Grenzſtein, über anderthalb Meter hoch, der ſich als Schlußſtein ganz gut einfüge in der von St. Ingbert bis

Abb. 16. Kirche zu Langenſtein. Nach einer Zeichnung von Prof. Ubbelohde.

nach Kolgenſtein an der Pfrimm reichende Reihe von Grenzſteinen aus vorhiſtoriſcher Zeit.

Hertlein will die ſogenannten Jupitergigantenſäulen (vgl. unten Abſchnitt II) mit den Irmenſulen in Verbindung bringen: „Ich ſage, dieſe heiligen Säulen der romaniſierten Germanen, die zu oberſt den Himmelsgott vom Erdrieſen getragen darſtellen, ſind germaniſche, in die Formenſprache römiſcher Steinkunſt übertragene Irminſäulen.“ Daß die Jupitergigantenſäulen nordiſche, nicht mittelmeerländiſche Glaubensvorſtellungen darſtellen, wird unten noch näher ausgeführt werden. Ob ſie wirklich mit der Irminſäule verwandt ſind, bleibe dahingeſtellt. Es war nur im Zuſammenhang dieſer Aus-

führungen auf jene, sicher mit beachtlichen Gründen gestützte Meinung Hertleins zu verweisen. Auch der Hinweis darauf, wie auffällig überhaupt das germanische Empfinden das Hochtürmen der Bauten und die senkrechte Gliederung bevorzugt, ist hier nur als ein vorläufiger Hinweis auf gewisse Möglichkeiten von Zusammenhängen, nicht als die bestimmte Behauptung geschichtlicher Zusammenhänge gemeint.

Jedenfalls aber dürfen wir die Jupitergigantensäulen in dieser einen Richtung für unseren Zusammenhang anführen, das heißt, sie in Verbindung bringen mit den Rolandsäulen, als jene Neigung des germanischen Menschen zur Säule oder dem aufrechtstehendem Pfahl doch eben offenbar in diesen beiden Gruppen von Denkmälern gleich deutlich hervortritt.

Die Rolandsäule hat, wie schon erwähnt, ein ganz bestimmtes Verbreitungsgebiet; sie ist eine Besonderheit des niedersächsischen Stamms, vorzüglich der Ostfalen. Die Jupitergigantensäulen haben ebenfalls ein ganz bestimmtes Verbreitungsgebiet, wie Hertlein und andere festgestellt haben, das im westlichen Mitteldeutschland liegt. Hier ist aber sehr viel schwieriger festzustellen, welche besondere Stammesunterlage etwa diese Denkmalform hat. Wahrscheinlich ist eine solche naturgemäß von vornherein. Hertlein spricht die Trevirer als diesen Stamm an, weil er deren Grenzen festlegen zu können glaubt auf das durch die Funde von Jupitergigantensäulen nun mit ziemlicher Genauigkeit umschriebene Gebiet.

Es sei gestattet, eine Vermutung zu äußern. Wir wissen sehr wenig über die Entstehung der großen deutschen Völkerbünde, die etwa vom dritten Jahrhundert nach Christus ab die alten Völkerschaftsnamen fast ganz, mit Ausnahme der Chatten, Friesen und noch einiger weniger, verdrängen. Man hält sie im allgemeinen für Bündnisse verwandter Stämme zum Zweck gemeinsamer Verfolgung von Machtzielen nach außen. Die Stämme sind bekanntlich das dauerhafteste und lebenszäheste staatliche Gebilde, das wir Deutsche fertiggebracht haben; es hat unsere wiederholten Zusammenbrüche überdauert. Die Vereinigung war also eine politische und bewußte; sie hatte aber sicher andererseits auch eine gewachsene Unterlage in der Stammesverwandtschaft. Der eine oder der andere Bestandteil mag bei den verschiedenen Bünden verschieden stark gewesen sein. Die Hessen haben, wie es scheint, erst zu dem thüringischen und dann zum fränkischen Bunde gehört. Die Hessen hätten also ihre Bundeszugehörigkeit, entsprechend ihrer von Tacitus hervorgehobenen überlegten Art, durchaus nach staatsmännischen Zweckmäßigkeitserwägungen gewählt. Die Sachsen waren wohl der Abstammung nach ver-

hältnismäßig ſehr einheitlich. Daß die Stämme ein gemeinſames Heiligtum hatten als Gewähr und Sinnbild ihrer Einheit, wird uns von dem großen Suevenvolke ausdrücklich berichtet.

In ſpäterer geſchichtlicher Zeit gehört das auffällige und bemerkenswerte Sinnbild der Rolandsſäule, wie geſagt, dem Sachſenvolke an. Ein Zuſammenhang mit jenem älteren Wahrzeichen und Sinnbild ihrer Gottesverehrung, der Irminſul, dem Bilde des Schwertgottes Er, Saxnot, Ziu, iſt mindeſtens wahrſcheinlich. Die Franken werden als ausgeſprochene Anhänger des neuen Himmels- und Kriegsgottes Wodan geſchildert im Gegenſatz zu Sachſen und Alemannen, die noch dem älteren Himmelsgott Saxnot, Ziu anhängen, deſſen Waffe das Schwert iſt; im Gegenſatz zur Lanze, die die Waffe des neuen Gottes iſt. Die Nordgermanen ſcheinen noch ſpät den uralten Donnergott, deſſen Waffe das Steinbeil oder der Hammer iſt, als Hauptgott verehrt zu haben. Es wird unten (Abſchnitt II) näher ausgeführt, daß der Galoppreiter mit der Lanze auf den ſogenannten Jupitergigantenſäulen ein germaniſcher Gott und am wahrſcheinlichſten Wodan iſt. Dann müßte das Verbreitungsgebiet dieſer Denkmalsform das Gebiet eines Stammes bezeichnen, der Wodan als Hauptgott verehrt hat. Das wären die Franken. Freilich taucht der Name der Franken erſt im Jahre 253 zum erſtenmal auf. Die Jupitergigantenſäulen fallen früher, nach Haug in die Zeit zwiſchen 170 und 246 nach Chriſtus. Bei der Lückenhaftigkeit der ſchriftlichen Überlieferung würde dieſe kleine zeitliche Unſtimmigkeit nichts beweiſen; der Kern des Frankenbundes könnte ruhig ſchon erhebliche Zeit früher beſtanden haben als er in der uns erhaltenen Überlieferung auftritt. Er könnte überdies einen anderen Namen geführt haben. Denn darüber iſt man ſich in der Forſchung ſchon ſeit langem einig, „daß an dieſen Franken, wie ſie im dritten Jahrhundert erſcheinen, nichts neu iſt als der Name, für Völker, welche den Römern zu den Zeiten des Auguſtus ſchon ſehr wohl bekannt waren.[62]) Schwieriger liegt es mit der Örtlichkeit. Wir vermuteten bisher den Kern des ſpäteren Frankenbundes in Stämmen, die nördlicher wohnten als das Verbreitungsgebiet der Jupiterſäulen dem Hauptteile nach liegt. Später ſind große Teile dieſes Gebiets freilich von Franken beſetzt. Ungefähr aus der Zeit der Jupitergigantenſäulen wird uns ein Wiedererſtarken der einheimiſchen Glaubensformen und ſelbſt der Druiden in Nordmitteleuropa berichtet. Es iſt die Zeit, zu der das römiſche Heer ſchon ganz vorwiegend von Fremden und zwar hauptſächlich von Germanen geſtellt wurde. Auffällig iſt auf jeden Fall,

[62]) Anführung aus Löbell, 1839, bei Theobold Binder, Geſchichte der Germanenforſchung, 1921, S. 12.

daß wir mit dieser Denkmälergruppe von ausgesprochener Eigenart, die ein entsprechend ausgebildetes Gemeinschaftsbewußtsein der dieses Gebiet bewohnenden Bevölkerung voraussetzt, keinen bekannteren Völkernamen in Verbindung bringen können, falls nicht Hertlein mit seiner Beziehung auf die Trevirer Recht hat.

Daß die deutsche Landschaft, die heute Franken heißt und früher Ostfranken genannt wurde, nicht die Heimat des Frankenvolks ist, ist sicher. Sie ist ja verhältnismäßig spät erst von Franken erobert und besiedelt worden, nach der Besiegung der Thüringer ums Jahr 531 und der Alemannen um 500.

Der südöstliche Teil des Verbreitungsgebiets der Jupitergigantensäulen war später von Alemannen besetzt. Aber diesem Stamme können sie nicht angehören, denn sie erscheinen nur in einem kleineren nordwestlichen Teil des alemannischen Gebiets.

7. Die Lindwurmkämpfer der Heldensage. (Basel; Altenstadt; Straubing; Andlau.)

Die Reihe der Füllungen in Schwertsloch wird auffällig unterbrochen durch die Gestalt eines Lindwurms. Er fällt ganz aus der Reihe der übrigen Bilder heraus nach Maßstab und Ort der Anbringung; er sitzt aber offenbar an der ursprünglichen Stelle, während zwei andere gegeneinandergekehrte Ungetüme (Abbildung bei Paulus, Kunst- und Altertumsdenkmale in Württemberg) von einer anderen Stelle des Baues herrühren und an ihrem jetzigen Standort erst später eingemauert sind.

Der Lindwurm, der ungeflügelte Drache, ist überhaupt an jenem Berghang zwischen Tübingen und Wurmlingen in der Überlieferung sehr lebendig. Die Herren von Wurmlingen führten den Lindwurm im Wappen. Am Berg soll noch seine Höhle gezeigt werden. „Unsern Tübingen, bei Wurmlingen, hat Dieterich Bernhard (von Bern) den Kampf mit dem Drachen bestanden" (Johann Nepomuk Sepp, Frankfurt, Das alte Askiburg, S. 14).[63]) Die mehrerwähnte Kapelle in Schwertsloch, am Nordabhang des Tübinger Bergrückens, soll dem Lindwurmtöter, dem heiligen Georg, geweiht sein; nach anderer Überlieferung allerdings dem heiligen Nikolaus. Sepp a. a. O. S. 20: „So wenig als ein Leart oder ein Leonhard durfte bei einer germanischen Niederlassung ein Nikolaus fehlen." Da die Kapelle schon lange entweiht ist und die Gegend altprotestantisch ist, ist die Überlieferung des Titelheiligen etwas verwischt; ich konnte ihn nicht einwandfrei feststellen.

[63]) Woher Sepp diese Überlieferung hat, weiß ich freilich nicht.

Die Tübinger Stiftskirche auf dem östlichen Gipfel der Spitzberggruppe ist dem heiligen Georg geweiht. Man hatte wohl besondere Ursache, den ritterlichen Georg hierher zu setzen, „nachdem man nach Beendigung der Kreuzzüge in einem heiligen Drachenbesieger die geeignete Persönlichkeit gefunden hatte, um damit das Andenken der nationalen Drachenbezwinger, der Donar, Beowulf, Siegfried" — und Dieterich fügen wir hinzu — „in den nordischen Ländern auszulöschen" (Ernst Krause [Karus Sterne], Trojaburgen Nordeuropas S. 2). „Der Kampf gegen den Wurm der Finsternis, der die Sonne und die Wärme gefangen hält, und die Befreiung der Sonne, der Maikönigin, ist das uralte, dramatische Frühlingsfestspiel aus vorchristlicher Zeit. Wir dürfen wohl annehmen, daß der Drachenkampf und nicht die Passion das Urschauspiel der Germanen und ihrer Nachbarvölker gewesen ist, aus denen sich nicht allein die Anfänge der dramatischen Kunst, sondern auch die Ritterspiele, Schwerttänze und größeren Festreigen entwickelt haben" (Krause ebenda). „Noch im Jahre 1878 suchten die Priester die Feier des Drachenstichs zu Furth i. W. zu verhindern, weil der Ritter nicht Georg und die Befreite nicht Margarete heiße, als ob Held Siegfried neben dem syrischen Lichtkämpfer nicht ebenbürtig dastünde" (J. N. Sepp, Die Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand S. 77). „Noch deutlicher tritt die symbolische Bedeutung dieser Kämpfe hervor,[64]) wenn man die vielfachen Drachensagen — die merkwürdigerweise gerade in solchen Gegenden am häufigsten vorkommen, wo man die Überreste jener Rieseneidechse gefunden hat — im einzelnen näher betrachtet. Gewöhnlich ist es ein alter verfallener Heidentempel, in dem der Drache haust, um alle, die sich ihm nähern, zu erwürgen."[65])

Beides trifft, nebenbei bemerkt, auf unsere alemannische Gegend am Neckar zu. Der Wurmlinger Berg, in dem der Drache haust, war aller Wahrscheinlichkeit nach eine Stätte vorchristlicher Götterverehrung und Versteinerungen von Riesenechsen werden nicht allzuweit davon gefunden.

Die uralte Natursage vom Kampf gegen den Wurm der Finsternis hängt sich dann an bekannte Träger; sie sucht neue Belebung

[64]) Heinrich Alt, Die Heiligenbilder oder die bildende Kunst und die theologische Wissenschaft, S. 84.

[65]) W. Schäfer, Versuch einer Deutung der Reliefs am Portale der Kirche zu Großen-Linden, Hessen; Archiv für hessische Geschichte und Altertum, Bd. III, 1844: „Vornehmlich ist Hessen das Land" (?), „wo sogar die Sage vom Lindwurm durch die Geognosie eine Art historischer Basis erhielt, indem man in Hessen und auch in dem benachbarten und stammverwandten Thüringen in Kalksteinformationen die antediluvianische Rieseneidechse vorfand."

dadurch, daß sie sich mit anerkannten geschichtlichen Helden verbindet. „So finden wir denn auch eine Menge Drachensagen in dem benachbarten Franken und Schwaben, in denen der Name des Helden zwischen Siegfried und Georg schwankt" (Quitzmann, Die heidnische Religion der Baiwaren S. 148). Die Sage knüpft im Umkreise des fränkischen Stammes, der durch die spätere Machtentfaltung der Franken auch auf die anderen Stämme übergreift, an den fränkischen Helden Siegfried an. Über den südgermanischen Ursprung der Sigurd-Sage, wenn uns auch der Norden die ursprünglichere Überlieferung erhalten hat, kann ohnedies, wie oben schon erwähnt wurde, kein Zweifel sein. Sigurds Vater wird in der nordischen Überlieferung ausdrücklich König der Franken genannt.

Abb. 17. Fahnenträger vom Teppich von Bayeux mit Drachenfahne. Aus Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterthumskunde.

Die Stadt Worms, die von der Sage in engere Verbindung gebracht wird mit Siegfried, trägt den Lindwurm im Wappen. Das kurzlebige Reich der Burgunder um Worms hat durch diese Verbindung mit der Heldensage im Nibelungenlied einen unvergänglichen Nachruhm erworben. Die häufige Verwendung des Lindwurmkopfs als Wappen ist wohl so zu erklären, daß man den Kopf des erschlagenen Untiers als Siegeszeichen zur Schau trug. Noch auf dem Teppich von Bayeux, der die Eroberung Englands durch die Nordmänner feiert, wird die uralte Drachenfahne getragen; das Haupt eines Untiers auf einer Stange mit einem Schlangenleib aus Tuch, den bei der Bewegung der Wind aufbläht.

Im bayerisch-ostgotischen Sagenkreis ist Dieterich von Bern der Hauptheld und daher auch der Lindwurmkämpfer. Auch hier verbindet sich die uralte Natursage mit bestimmten geschichtlichen Vorgängen und geschichtlichen Helden. Alemannen und Bayern hatten ganz bestimmte staatlich-völkische Gründe, den Ostgotenhelden zu ehren. Theoderich der Große hat die von den Franken geschlagenen Alemannen vor völliger Vernichtung geschützt und teilweise auf von ihm beherrschtem Gebiet angesiedelt; sein Brief an den Frankenkönig Chlodwig ist noch erhalten, in dem er ihn zur Mäßigung gegenüber dem Besiegten mahnt. Zugunsten der Westgoten ist Theoderich sogar mit den Waffen dem Franken entgegengetreten. Theoderich hatte eine Art von gesamtdeutscher Stellung und zwar in einer bundesfreundlichen, die Eigenart der andern Stämme schonenden Art;

nicht in der gewaltsamen Art, wie später die Frankenkönige diese Stellung ausfüllten. Anfänge eines gesamtdeutschen völkischen Bewußtseins sind überhaupt älter als gemeiniglich angenommen wird. Als Magnentius, der Oberst der germanischen Leibwachen, im Jahre 350 zum Kaiser ausgerufen wurde, schlossen sich ihm die rechtsrheinischen Franken und Sachsen an. Mittelbar ist das Vorhandensein eines gewissen gesamtdeutschen Bewußtseins auch schon aus den Schilderungen von Cäsar und Tacitus zu entnehmen. Sowohl Tacitus wie Cäsar können kaum so eingehende Kenntnisse von Sprache und Art der deutschen Stämme gehabt haben, daß sie in dieser Vielheit die Einheitlichkeit so klar hätten erkennen und so scharf hätten aussprechen können, als sie es tatsächlich tun. Das ist eigentlich nur aus einem ihnen bei den Germanen selbst entgegengetretenen Gefühl der Gemeinsamkeit verständlich. Auch was Cäsar von den Trevireren berichtet, daß sie zwar nach Art und Anschauungen mehr gallisch seien, sich aber als Germanen bezeichneten, weil das für vornehmer gälte, beweist ja offenbar das Vorhandensein eines gemeingermanischen Bewußtseins. — Das ruhmvolle Ostgotenreich ist dann bald zugrunde gegangen an allzu weit gespannten Aufgaben und an allzu großer Nachgiebigkeit gegen die südlich-mittelmeerländische Gesittungs- und Lebensform.

Abb. 18. Säulenkopf vom Münsterchor in Basel.

Im Ostteil des Mainzer Doms ist an einem Säulenkopf ein Drachenkämpfer dargestellt. Es kann nicht der heilige Michael gemeint sein, weil dessen notwendige Abzeichen und Beigaben, vor allem die Flügel, fehlen. Es kann auch nicht der heilige Georg gemeint sein, weil diesen, den Georg von Kappadozien, die Überlieferung zu der frühen Zeit, aus der der Mainzer Ostbau stammt, noch nicht zum Drachenkämpfer gemacht hatte.

Am Baseler Münsterchor ist an einem Säulenkopf dargestellt, wie ein Ritter, in der Waffentracht der Zeit, einem Anderen, der

schon zur Hälfte von einem Drachen verschlungen ist, zu Hilfe eilt, indem er den Drachen angreift. Den Baseler Drachenbekämpfer hat man schon frühe als Dieterich von Bern gedeutet in Verbindung mit einer ganz bestimmten örtlichen Sage. Das Schildzeichen des Erretters sei ein Löwe und dies weise mit Sicherheit auf Dieterich von Bern, der damit „für Deutsche des Mittelalters ebenso bestimmt bezeichnet war, als wenn man den Griechen einen Helden zeigt in der Löwenhaut und mit der Hydra kämpfend".[66]) Es finden sich dort am Münster zu Basel vier ähnliche, zusammengehörige Darstellungen. Auch die drei andern stellen Kämpfe vor; hier gegen Bären, Löwen und Wisente.

Abb. 19. Bogenfeld in Altenstadt bei Schongau; Dieterich von Bern rettet Sintram. Nach einer Zeichnung von Bezirksbaumeister A. Stuhlfauth.

Obwohl die kämpfenden Ritter durchaus die Bewaffnung und Tracht ihrer Zeit tragen, obwohl zwei davon, wie erwähnt, sogar Wappen auf dem Schilde führen, sollen sie doch, nach Paul Ganz, Geschichte der heraldischen Kunst in der Schweiz 1899, „den siegreichen Streit der christlichen Kirche gegen die Ungeheuer der Sünde und des Unglaubens verbildlichen". Das scheint mir genau so wahrscheinlich — aber auch so unwahrscheinlich — wie daß der Dichter des Hohenliedes nur die Heilswahrheiten der Kirche gemeint habe, wenn er die Haut und die Gestalt und die Augen der Geliebten besingt. An der Peterskirche in Straubing und an der Michaelskirche in Altenstadt bei Schongau finden sich auf zwei Bogenfeldern Darstellungen ganz ähnlicher Art.[67]) Ein großer Lindwurm hat einen

[66]) Wilhelm Wackernagel, Die deutsche Heldensage im Lande der Zähringer und in Basel; in Moritz Haupts Zeitschrift für das deutsche Altertum, Bd. 6, 1848, S. 156 ff.

[67]) Abbildung des Straubinger Steinbildes bei Sighart, Geschichte der bildenden Künste im Königreich Bayern, S. 186, des Altenstädter Steinbildes in den Kunstdenkmälern des Königreichs Bayern.

Menschen schon halb verschlungen; ein Bewaffneter eilt zu Hilfe herbei und bekämpft den Lindwurm. Die beiden Kirchen stehen auf bayerischem Stammesgebiet. Der bayerische und der ostgotische Sagenkreis stehen in besonderer Berührung und die Bayern hatten, wie schon erwähnt, auch besondere staatlich-völkische Beziehungen zu dem großen Gotenhelden, der sie gegen die Franken stützte. Wackernagels Deutung des Baseler Lindwurmkämpfers als Dietrich von Bern könnte also auch hier zutreffen. Wackernagel hat freilich für Basel noch eine besondere Anknüpfung in einer örtlichen Sage.

Die Untersuchung über diese Darstellungen aus der deutschen Heldensage an christlichen Kirchen ist neuerdings sehr glücklich aufgenommen worden von Bezirksbaumeister A. Stuhlfauth in der Altbayerischen Monatschrift, Bd. 15, Heft 2. Borinski in dem oben erwähnten Vortrag vor der bayrischen Akademie der Wissenschaften über den gleichen Gegenstand erwähnt diesen einige Jahre vorher erschienenen wichtigen Beitrag zu dieser Frage nicht, ebensowenig wie die Ausführungen Georg Weises (vgl. sofort) über den Lindwurmkämpfer am Kirchentor in Andlau im Elsaß. Stuhlfauth beschreibt die Michaelskirche in Altenstadt unter Beigabe vortrefflicher Abbildungen. Zu dem Bogenfeld mit dem Lindwurmkämpfer bringt er die Stelle aus der Thidrekssaga, wornach Dieterich und sein eben gewonnener Genosse Fasolt einen von einem Flügeldrachen schon zur Hälfte verschlungenen Helden nach hartem Kampf befreien; der Befreite gibt sich nachher als Sintram, des Reginbald Sohn, zu erkennen.[67a])

Daß man den Lindwurmkämpfer Dieterich gerade hier darstellte, mag durch den Gedanken an den Drachenkampf des Erzengels veranlaßt sein. Aber der Erzengel Michael, wie Dehio vermutet, ist ganz sicher nicht gemeint in der Gestalt des den Lindwurm bekämpfenden Ritters. Der hl. Michael als Erzengel ist, wie schon erwähnt, immer mit Flügeln dargestellt und fast immer in ruhiger Siegerhaltung, in wallendem Gewand; er führt regelmäßig die Lanze und

[67a]) Erst während der Drucklegung finde ich bei Karl Heßler, Hessische Landeskunde, 2. Band, S. 607, folgende Aufzeichnung, die ich hier zu Abschn. 3, Untergang der alten Götter, nachtrage. „Noch eines freilich außerordentlich seltenen Brauchs mag hier Erwähnung geschehen, der einen tief mythologischen Hintergrund hat. Die Fingernägel des Kindes werden anfänglich von der Mutter abgebissen und sofort verbrannt; denn nach dem Mythus vom Weltuntergang wird kurz vor Eintritt dieses Ereignisses das aus den Nägeln Verstorbener angefertigte Totenschiff — Naglfar — flott. Um nun die Vollendung dieses Schiffs, also den Weltuntergang, möglichst hinauszuschieben, beschneidet man nicht nur die Nägel der Toten, sondern vernichtet auch die Nägel der Neugeborenen, weil diese bei dem Bau des Schiffes mitverwandt werden."

nicht das Schwert (vgl. Berthold Riehl, St. Michael und St. Georg in der bildenden Kunst). Der Lindwurmbekämpfer hier, in Altenstadt und Straubing, ist dagegen in der Waffenrüstung seiner Zeit dargestellt und im kleinen Maßstab gegenüber dem großen Lindwurm. Auch der hl. Georg kann mit diesen Darstellungen nicht gemeint sein; dafür sind sie zu alt. Die Kunstgeschichte (vgl. Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler), setzt die Bauten in das 12. Jahrhundert, gegen Ende. Um diese Zeit kommt der hl. Georg als Drachenkämpfer noch kaum vor. „Die Zeit der Übertragung des Drachen auf den abendländischen Georg, der bis dahin ausschließlich als der ritterliche Märtyrer aufgefaßt wurde und nichts vom Drachenkampf wußte, fällt in die Kreuzzüge" (D. H. Albers, Das Jahr und seine Feste). In den Denkmälern tritt der Drachenkämpfer Georg aber noch später auf als in der Legende. Er ist übrigens später nahezu immer beritten und die Darstellung läßt, im Gegensatz zu unserer vorliegenden, keinen Zweifel, daß der Drachenbekämpfer siegreich sein wird.

Jan Fastenau, Romanische Steinplastik in Schwaben S. 29, sieht in der Altenstädter Darstellung wie üblich, nachdem Adolf Goldschmidt einmal die Weisung aufgestellt hat, einen Hinweis auf die Hilfe Gottes, die dem Menschen im Kampfe gegen die Sünde zuteil wird. Ähnlich Heinrich Bergner, Handbuch der kirchlichen Kunstaltertümer S. 570. An einer Peters- und an einer Michaelskirche treten diese fast genau übereinstimmenden Darstellungen eines Drachenkämpfers auf, beide, wie schon erwähnt, im bayerischen Stammgebiete.

Professor Karl Borinski hat in dem schon erwähnten Vortrag der Maisitzung 1921 der Münchener Akademischen Wissenschaften auf die oben erwähnte Deutung Wackernagels zurückgegriffen, daß das Säulenkapitäl am Baseler Münsterchor Dietrich von Bern als Drachenkämpfer darstelle. Borinski erklärt dann das Altenstadter und Straubinger Bogenfeld in der gleichen Weise.

An der Klosterkirche zu Andlau in Unterelsaß ist ein ähnlicher Vorgang wie in Altenstadt und Straubing dargestellt. Aus dem Rachen eines Lindwurm, dessen Leib noch zur Hälfte in seiner Felsenhöhle steckt, ragt halb verschlungen ein Bewaffneter hervor. Ein anderer mit Kettenpanzer, Schild und Schwert greift den Drachen an. Dazu schreibt Georg Weise, Studien über Denkmäler romanischer Plastik am Oberrhein, in den Monatsheften für Kunstwissenschaft 1920 Heft 1: „Es kann sich hier nicht um die Wiedergabe irgend eines bloß symbolischen Gedankens, etwa der Befreiung aus der Macht des Bösen handeln. Die epische Ausgestaltung der Szene, speziell genrehafte Züge, wie das Halten des Handpferdes, deuten

an, daß der Künstler einen ganz bestimmten Vorgang im Auge gehabt haben muß." Georg Weise will in dem Andlauer Drachenbekämpfer ebenfalls Dietrich von Bern erkennen, der in der Heldensage des Oberrheins besonders beheimatet ist; seine Volkstümlichkeit wurde sicherlich gefördert durch die staatlich-völkischen Beziehungen der

Abb. 20. Fries in Andlau. Aus den Monatsheften für Kunstwissenschaft 1920.

Alemannen zu Theoderich dem Großen. Die Alemannen nannten eine Stadt ihm zu Ehren Theodoricopolis. Ob freilich die gewaltigen heute noch sichtbaren Befestigungen des Hohenneuffen wirklich von dem Gotenhelden errichtet sind, wie Eduard Paulus behauptet, bleibe dahingestellt.

Der südgermanische Ursprung der Thidrekssage ist zweifellos, auch wenn es der isländische Dichter nicht ausdrücklich erwähnen würde, daß ihm Westfalen, Männer aus Soest, die Sage gebracht hätten. „Von zwanzig Heldenliedern der Edda sind nur drei Sagen nordischer, die übrigen deutscher Herkunft" (Otto Diriczek, Die deutsche Heldensage S. 52).

Verfasser der Thidrekssaga ist „ein Nordländer — ob Isländer oder Norweger, ist umstritten — aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, dem von Haus aus die deutschen Sagen etwas fremdes sind" (vgl. Hans Friese, Thidrekssaga und Dietrichsepos, 1914, in der Sammlung Palästra). Dieser neueste Bearbeiter der Thidrekssaga kommt zu dem Ergebnis, „der Nordländer hat die Persönlichkeit Dietrichs nicht verstanden". „Dietrich von Bern, der seit langem *der* Held der Deutschen ist, gegen den selbst der fränkische Siegfried verblaßt; Dietrich von Bern, der so friedliebend ist von Haus aus und den Kampf solange zu vermeiden wünscht, daß er selbst dem Anschein und dem Vorwurf der Zagheit sich aussetzt, der aber dann, wenn seine Duldsamkeit zu Ende ist und der Berserkerzorn ihn erfaßt hat, unüberwindlich ist. Bei der Thidrekssaga liegt klar vor Augen, was aber auch für den größten Teil der Edda zutrifft, daß ihr wesentlicher Inhalt aus Deutschland stammt; nur der Umstand, daß die Nord-

länder sich erst so viel später mit diesen Dingen befaßt haben, hat die Erhaltung ihrer Bearbeitungen begünstigt; die so viel älteren deutschen Urbilder waren eben durch ihr Alter und durch die früher nach Deutschland gekommene römische Kirche sehr viel mehr der Zerstörung und dem Verlust ausgesetzt. —

„. . . . und allverkannt, wenn schon aus deiner Tiefe die Fremden ihr bestes haben." — Der norwegische Reichstag hat Wilson den Friedenspreis der Nobelstiftung zugesprochen; Wilson, der den Krieg durch die Lieferungen von Kriegsmitteln an den Vielverband um Jahre verlängert hat; Wilson, der dann nach seiner eigenen Aussage wegen der siebzehn an den Raubverband geliehenen Milliarden in den Krieg eintrat und dadurch diesen Frieden besorgt hat, der notwendig den Kriegszustand in Europa verewigt. Diese Ehrung Wilsons, des Geschäfts wegen, sollten wir den Norwegern nie vergessen; wir sollten eher den Engländern ihre berufsmäßige Piraterei, die nun einmal die ihnen biologisch notwendige Lebensform ist, verzeihen; ja selbst den Franzosen könnten wir vielleicht ihre jetzige angstgeborene Hysterie schließlich noch eher, nach Jahrhunderten, verzeihen, als dem unbeteiligten norwegischen Volke diese abgründlich gemeine und feige Beleidigung des am Boden liegenden deutschen Volks, daß diesem Wilson der Friedenspreis verliehen wurde.

Auf der Wartburg wird ein den Baseler und Altenstadt-Straubinger Darstellungen sehr ähnliches Steinbild aufbewahrt, das sich ursprünglich am Torturm befand: die Befreiung eines Ritters aus dem Rachen eines Lindwurms (Abbildung siehe Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens Bd. III, 2 S. 53).

Lamparter Steinmetzen werden für Altenstadt und Straubing vermutet (Dehio), wie an vielen anderen Bauten dieser Zeit in Deutschland; besonders auch für Hirsau, wovon unten noch zu reden ist. Wenn die Annahme lombardischer Arbeit hier zutrifft, so würde die Deutung aus der germanischen Heldensage nur noch wahrscheinlicher werden (vgl. A. Stuhlfauth a. a. O. S. 76). Denn in der Heimat dieser lamparter Steinmetzen sind die Darstellungen aus der nordischen Heldensage besonders häufig und hier zum Teil durch ausdrückliche Inschriften vor verstiegenen Deutungen und „theologischen Spitzfindigkeiten" geschützt. Am Eingang von San Zeno in Verona reitet Dietrich von Bern, inschriftlich bezeichnet, als wilder Jäger mit Hunden hinter dem Hirschen her, der ihn, den Arianer, in die Hölle lockt. Am Eingangstor der Bischofskirche in Modena sind Vorgänge aus der Geschichte des König Artus dargestellt; am Dom in Verona Olivier und Roland; dieser durch die Aufschrift seines Schwertes Durandarte gekennzeichnet (Albert Kuhn, Geschichte der Plastik S. 353).

Die Stirnseite und der Eingang der Michaelskirche in Pavia, also der Kirche des Hauptheiligen der Langobarden in ihrer Hauptstadt, ist mit reichen Bildhauereien überdeckt, die sicher mindestens zum Teil ihre Gegenstände aus der germanischen Überlieferung schöpfen.

Es findet sich dort in Pavia eine Schmiede, die ja in der deutschen Sage eine so große Rolle spielt. Auch unter den bisher noch nicht genügend erklärten Steinbildern in der Kirche zu Großlinden bei Gießen scheint oben rechts am Bogen eine Schmiede dargestellt zu sein. Daß die Schmiede von der Sage besonders gefeiert werden, ist vielleicht schon allgemein kulturgeschichtlich zu erklären durch die

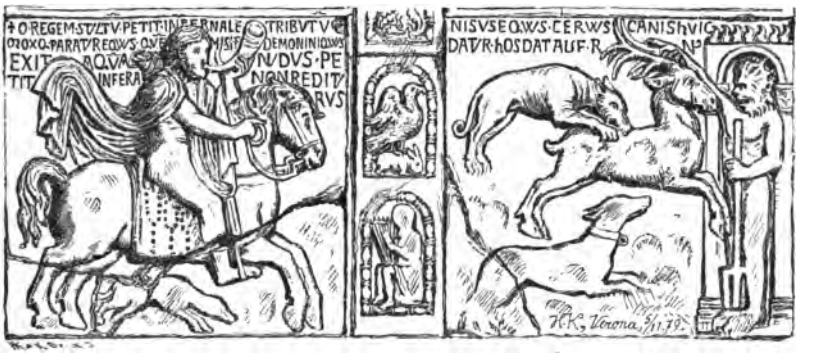


Abb. 21. Dietrich von Bern als wilder Jäger, San Zeno in Verona.

große Bedeutung der Metallarbeit. Auf einer bestimmten Stufe der Gesittung erringt der ein großes Übergewicht, der das Metall zu bearbeiten und deshalb die besseren Waffen herzustellen versteht; vor allem an Stelle der Steinwaffen, Keule oder Hammer, das Schwert, das nur aus Metall gefertigt werden kann. Vgl. Mohrmann u. Eichwede, Germanische Frühkunst Bd. I S. 3: „Die Tatsache, daß die Römer in den letzten Jahrhunderten vor Christi aus dem damals noch nicht unterworfenen Norikum (Steiermark usw.) Eisen und Waffen bezogen, gibt zu denken und läßt die Mutmaßung einzelner neuerer Forscher, daß Eisen schon sehr frühe, vielleicht gar zuerst, im Gebiet nördlich der Alpen gewonnen sei, nicht gar zu weit hergeholt erscheinen." Die neuere Forschung, besonders skandinavische Forscher, haben an der Hand der Niederlagenfunde und der gefundenen Gußformen nachgewiesen, daß die sehr hoch entwickelte Kunst der Erzbearbeitung in Nordeuropa altheimisch ist, und daß keineswegs, wie man früher annahm, diese hochstehenden Erzsachen nur etruskische Einfuhrware sind.[68])

Rechts über dem Haupteingang der Michaelskirche in Pavia

[68]) Alb. Kiekebusch, Der Einfluß der römischen Kultur auf die germanische im Spiegel der Hügelgräber des Niederrheins, S. 5. „Tischler, Montelius, Kossinna und andere sind mit Energie und tiefer Gründlichkeit für die Bodenständigkeit der germanischen Kultur und vor allem auch der hochentwickelten Metalltechnik (natürlich unter Annahme mannigfacher Anregungen von Süden her) eingetreten. Ihrer Ansicht haben sich Gelehrte wie Höfer, Götze, Seeger angeschlossen."

ist die Bekämpfung eines Lindwurms durch einen Reiter dargestellt. Dieser Reiter ist nicht etwa der hl. Michael; dieser ist zweimal an demselben Eingang in einem Türsturz und noch einmal darüber an der Wand dargestellt; aber beidemal zu Fuß in feierlicher Haltung und mit Flügeln, also in der vorgeschriebenen Gestalt. Der ritterliche Lindwurmtöter ist also vermutlich Dietrich von Bern. An den anderen heiligen Lindwurmtöter, an Georg, ist nicht zu denken, schon allein um deswillen, weil man einen andern Drachenheiligen nicht gerade in Wettbewerb und Vergleich stellen wird an einer und derselben Kirche mit deren besonderem Namensheiligen. Die zahlreichen kleinen rechteckigen Felder, aus denen die äußerste Rundung sich zusammensetzt, sind mit kleinen Flachbildern bedeckt, von denen ein großer Teil sicher irgend etwas erzählen will, wenn auch andere wieder aus bloßer Freude an der Zier ihren Gegenstand gewählt haben mögen. Rechts unten finden sich vier verschiedene Kämpfe zwischen Mann und Tier. Links u. a. drei gleiche Gestalten (Schicksalsschwestern?); ferner einer, der in ein Horn bläst, während ein Erschlagener vor ihm liegt und von hinten ein Dritter sich naht: Roland bei Ronzeval?

Eine Seejungfer, mit Fischschwänzen als Beinen, deren Flossenenden sie mit beiden Armen nach oben hält, kommt häufig vor; auf gotischen Bodenfliesen im Züricher Museum; an der geschnitzten Holztüre der Stiftskirche in Altötting, am Gewände der Kirchentür in Biburg, als Wappen eines Nürnberger Geschlechts. Nach A. Goldschmidt, Albanipsalter (S. 83), ist die Sirene ein Bild der Verführung zum Sinnengenuß, „sowohl nach der Bibel (Jesaias XIII, 22) als nach der Sage des Odysseus". Moritz von Schwind hat sie als Wappen des Melusineturms verwendet. Der Kentaur kommt verhältnismäßig häufig an christlichen Kirchen vor, so an der Johanneskirche in Gmünd, an einem Eingang im Schloß Tirol, am Mainzer Dom und anderweit, und der Kentaur kann ja freilich nur auf antiken Ursprung zurückgehen, soweit wir wissen.

Das Tor des Pfarrhofs in Remagen zeigt den Meerbewohner mit den aufgebogenen Flossenbeinen ausnahmsweise männlich. Es treten hier noch mehrere Wesen mit Fischleib auf; dann u. a. ein berittener Jäger mit Horn und Hund; eine Sau mit säugenden Ferkeln; ein Königskopf auf einem merkwürdigen Fahrzeug von zwei Untieren gezogen; dies letztere Bild wie das entsprechende im Chorumgang des Münsters in Freiburg wird gedeutet als Alexander der Große auf der Fahrt durch den Weltraum, nach dem mittelalterlichen Alexanderroman.

An den Schranken des Kanzelaufgangs in der Franziskanerkirche zu Salzburg findet sich, etwa aus der Zeit der salischen

Kaiser, in rotem Trienter Marmor die künstlerisch sehr schöne Darstellung eines Ritters, der unter einem drachenähnlichen Untier liegt, ihm aber das Schwert von unten in den Bauch gestoßen hat; das Schwert ist abgebrochen. Auf dem Rüssinger Stein in Speyer

Abb. 22. Türsturz von Rüssingen; Pfälzisches Museum in Speyer.

stößt auch eine unter einem Drachen liegende menschliche Gestalt dem Drachen ein Schwert in den Leib. Man hat den Rüssinger Stein als eine Darstellung aus der Siegfriedsage gedeutet. Das ist freilich sehr wenig sicher; die beiden letztgenannten Denkmäler können auch ganz allgemein einen Menschen im Kampf mit feindlichen Gewalten irgend welcher Art darstellen wollen.

8. Gottesurteile. (Zürich; Naumburg.)

Ritterliche Kämpfe sind vielfach an christlichen Kirchen dargestellt; u. a. in Andlau an der Klosterkirche und in Zürich am großen Münster. Man hat, weil man anders keine kirchliche Deutung finden konnte, auch hier zu den verstiegensten, sinnbildlichen Deutungen vom Kampfe gegen die Leidenschaften und gegen die Sünde gegriffen; auch wenn solche Deutungen dem Augenschein, schon wegen der völligen Gleichstellung der Kämpfenden — während sonst, wo jene Sinnbildlichkeit sichergestellt ist, auch immer die Mächte der Sünde und die des Heils deutlich verschieden gebildet werden —, ferner wegen der Zeittracht, offensichtlich lebhaft widersprachen. In Zürich ist der Kampf „mit so besonderen Zügen ausgestattet, daß man sogar an die Widergabe eines geschichtlichen Vorganges denken könnte" (Heinrich Bergner, Kirchliche Kunstaltertümer S. 566). Ich glaube diese Kampfdarstellung — siehe die umstehende Abbildung — restlos erklären zu können und zwar allerdings als einen geschichtlichen Vorgang, wenn dieser sich auch noch nicht zeitlich und örtlich genau festlegen läßt. Es handelt sich

um ein Gottesurteil, das durch Zweikampf ausgetragen wurde. Wenn ein solcher im Rechtsstreit als Gottesurteil ausgetragener Zweikampf einen besonders auffälligen oder unerwarteten Ausgang gefunden hatte, so beeindruckte das natürlich die Mitlebenden lebhaft. Man sah dann eben einen besonderen Fingerzeig Gottes in dem Ausfall des Kampfs; und es lag nahe, dieses Ereignis an einer Kirche zu verewigen. Das großartigste Beispiel davon sind die Stiftergestalten des Naumburger Domchores; der unterlegene Graf

Abb. 23. Fries am Groß-Münster in Zürich;
aus Paul Ganz, Geschichte der heraldischen Kunst in der Schweiz.

Dietmar, der des Verrats an Kaiser Heinrich III. angeklagt war, ist ausdrücklich als solcher mit Namen bezeichnet: Dietmarus comes occisus.[69]) Auch bei dem einen der beiden Kämpfer in Zürich, der sichtlich am Unterliegen ist, ist ein Name angebracht, Guido; der Name steht auf dem Schwert. Dieser Guido wird fallen; das Messer des Gegners sitzt ihm schon am Halse, während seine Schwerthand durch einen der Kampfzeugen von hinten festgehalten wird. Es fällt an dem Bild sofort auf, daß die Kämpfer verschieden bewaffnet sind. Der eine Kämpfer führt das lange Schwert, die Spatha, während der andere nur eine kurze Waffe führt. Zwar kommt es vor bei Gottesurteilen, daß ungleiche Waffen den Kämpfern vor-

[69]) Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte, Bd. II, S. 417, weist die Darstellung eines Gottesurteils durch Kampf aus dem 11. Jahrhundert nach.

geschrieben werden, um eine vorhandene Ungleichheit der Kräfte auszugleichen; so kann, wenn eine Frau mit einem Manne zum Gottesurteil durch Kampf antritt, dem Manne auferlegt sein, daß er ohne Schutzwaffen und nur mit einem Knüppel kämpft. Vielleicht ist der nackte Oberkörper auf dem Grabstein aus Wölchingen (vgl. gleich unten) so zu deuten (?). Aber hier zwischen den beiden Männern ist die Ungleichheit der Waffen sehr auffällig.

Noch auffälliger ist aber nun, daß dem Kämpfer mit dem Schwerte von hinten ein Kampfzeuge in den Arm fällt und ihn festhält. Kampfzeugen und nicht etwa beim Kampfe Beteiligte sind die vier Menschen, die die Darstellung noch außer den beiden Kämpfern zeigt, ohne Zweifel. Dieser Eingriff eines Dritten in den Zweikampf ist um so auffälliger, als dem so Gehemmten das Messer des Gegners am Halse sitzt. Hinter dem Manne, der den Schwertarm des Kämpfers festhält, steht ein anderer, der ein gleiches Langschwert wie es der Kämpfende führt, vor sich hinhält. Ich verstehe die Lage so: die beiden Kämpfer hatten ihre Langschwerter abgeben müssen, und sollten den Zweikampf nur mit dem Kurzschwert oder Haumesser, dem Sax, austragen. Der eine hat nun während des Kampfs gegen die Kampfregel zum Schwert gegriffen; deshalb greift der Kampfzeuge ein. Diese Deutung wird unterstützt durch die auffällige Erregung der Kampfzeugen auf der anderen Seite. Sie laufen lebhaft durcheinander; offenbar suchen sie nun nach einem Langschwert für ihren Kämpfer. Ein Rechtsarchäologe wendet gegen die Deutung des Vorgangs als Gottesurteil ein, daß die Kämpfer so schwer, mit Helm und dieser Schildform, bewaffnet seien. Zu so früher Zeit, in die man das Steinbild setzen müsse, könnten die Kämpfer im Gottesurteil nicht so angetreten sein. Ich lasse dahingestellt, ob wirklich so genaue Zeitangaben, kunstgeschichtlich, für das Steinbild, und rechtsgeschichtlich, für den Kampfbrauch im Gottesurteil möglich sind. Daß es sich bei unserem Vorgang um einen vereinbarten Kampf vor Zeugen, nicht um Meuchelmord oder Krieg handelt, ist meines Erachtens klar zum Ausdruck gebracht durch den Künstler.

A. Goldschmidt will die kämpfenden Ritterpaare, die vielfach in der kirchlichen Bildhauerei auftreten als Sinnbild der geistlichen Kämpfe der Seele deuten. Er bringt dazu ein Bild aus dem Psalter mit zwei kämpfenden Rittern. Zu diesem bemerkt die gleichzeitige Erläuterung, so wie die Kämpfer sich körperlich dem Zorn und der Wut hingeben, entsprechend müßten wir demütig, friedlich und besonnen sein; entsprechend d. h. umgekehrt, lucus a non lucendo. Im südlichen Kreuzarme des Domes zu Trient hängt an

dem Grabesgitter des seligen Adelpret eine getriebene Kupferplatte; sie zeigt oben Christus am Kreuz mit Maria und Johannes; unten zwei Lanzenkämpfer zu Pferde. Die beiden Gestalten unten sind in diesem Fall durch eine ausdrückliche Beischrift vor der ihnen sonst ohne Zweifel zuteil werdenden Umdeutung ins Sinnbildliche geschützt. Es ist die Ermordung des Bischofs Adelpret durch den Ritter Aldigret dargestellt; der Gleichmäßigkeit halber ist auch der Name des Mörders wie der des seligen Bischofs in einem um den Kopf gezeichneten Heiligenschein angebracht (Abbildung bei Atz, Kunstgeschichte Tirols, S. 318). Der oben erwähnte Erläuterer des Psalters hat seine Gedanken offenbar nachträglich an die vorher vom Künstler geschaffenen Kämpfe angeknüpft. Der Maler aber hat diese Gegenstände einfach aus Freude an der künstlerischen Erscheinung und zum Schmucke seiner Handschrift gewählt; genau so wie (vgl. die oben berichtete kirchlich übersinnliche Deutung der Unterkirche des Ramwold) selbstverständlich die vier Wände und die Säulen, an die der Erläuterer seine Gedankengespinste anknüpft, durch das künstlerische und bauliche Bedürfnis vorgeschrieben waren. Sehr richtig schreibt Heinr. Bergner, Kirchliche Kunstaltertümer, S. 566: „Denn wenn eine lange geistliche Auslegung eines solchen Reiterkampfes im Albanipsalter mit der Bemerkung schließt, nos autem oportet, omnem artem, quam hi duo bellatores parant corporibus suis, ordinare spiritibus nostris, so ist das dieselbe nachträgliche gelehrte Symbolik wie beim Durandus."

Das alemannische Volksrecht[70]) setzt das Langschwert als die regelmäßige Waffe im Gottesurteil voraus. Für den Zweikampf im großen Münster in Zürich kommen natürlich zunächst alemannische Beteiligte in Frage. Andere Stämme wie Salier und Langobarden kämpften den gerichtlichen Zweikampf mit der Keule oder dem Kampfstock. Der an der Großlindener Kirche dargestellte Zweikampf (vgl. unten Abschnitt 19) ist anscheinend mit der Keule ausgefochten. Aber auch das kurze Haumesser wird als Waffe im Zweikampf genannt. Die Ripuarier kämpften wie die Alemannen das Gottesurteil mit dem Langschwert aus. Karolingische Kapitularien suchen den Kampfstock allgemein einzuführen (Brunner).

Die Art, wie der Gegner des Guido diesem die Waffe an den Hals setzt, läßt zunächst eher an eine reine Stichwaffe, an einen Dolch, denken. Aber die Darstellung läßt doch auch durchaus das reine Haumesser, den Sax, möglich bleiben; dieser wäre dann gerade zum tödlichen Schnitt durch die Halsader angesetzt. Man kann übrigens bei dieser Waffe sich auch einfach den noch

[70]) Wilda, Ordalien (in Ersch und Grubers Enzyklopädie).

Abb. 24. Standbilder Ekkehards von Meißen und seiner Gemahlin Uta von Ballenstedt im Dom zu Naumburg.

heute üblichen Knicker denken. Er hat in Süddeutschland eine sehr lange Vergangenheit (vgl. Max von Chlingensperg-Berg, Das Gräberfeld von Reichenhall). „Einen wesentlichen Teil des Waffenvorrats unserer Gräber", aus dem Anfang des 6. bis Anfang des 8. Jahrhunderts, „bilden außer diesen typischen germanischen Schwertern eine Menge im Griffe feststehender Messer, welche häufig an dem rechten Oberschenkel des Toten liegen; es sind dieselben Messer, wie sie gegenwärtig an gleicher Stelle in einer besonderen Hosentasche" (wir fügen hinzu, im Stiefelschaft) „von unseren Jägern und der bäuerlichen Bevölkerung als Waid- und Raufmesser sowie für den Hausgebrauch allgemein getragen werden".

„Auf wessen Seite das Recht steht, der soll siegen und nun mögen sie kämpfen" (ut cujus sit justitia, ipsius sit victoria; et pugnent). So heißt es im alemannischen Volksrecht, wo vom Gottesurteil durch Zweikampf die Rede ist. Es lag, wie gesagt, nahe, den Ausgang des so aufgefaßten Zweikampfes an einer Kirche zu verewigen; zur Erbauung und Warnung; wenn auch das Gottesurteil durch Kampf noch aus heidnischer Zeit stammt (Brunner).[70a])

Ein Beispiel dafür ist auch die schon erwähnte größte und mit Recht berühmteste aller derartigen Darstellungen, das Bildwerk des Naumburger Domchors. Hier sind die Zuschauer geradezu die Hauptsache und der Ausdruck ihrer Empfindungen der eigentliche Gegenstand, der den Künstler reizte. Er stellte nicht den eigentlichen Kampf dar, sondern deutet uns nur den Ausgang an durch die Gestalt des Unterliegenden mit der Unterschrift Dietmarus comes occisus, der gefallene Graf Dietmar. Seine vollendete Meisterschaft wendet dieser größte deutsche Bildhauer, dessen Namen wir leider nicht kennen, nur der Aufgabe zu, den leidenschaftlichen seelischen Anteil der Kampfzeugen in ihren Mienen und Gebärden zum Ausdruck zu bringen. In einer wunderbaren, schlechthin vollendeten Weise hat der Künstler dies in den beiden Gestalten des Ekkehard und der Uta von Meißen zu erreichen gewußt; in der großartigen Gestalt des Ekkehard, der ruhig und in geschlossener Haltung dasteht, und dem man die tiefe Erregung nur am Munde und an der sichtlich, trotz ihrer äußeren Ruhe, nur mit einer gewissen Muskelanspannung erreichten Festigkeit der Körperhaltung anmerkt; in der Gestalt der Uta, der es sichtlich graut vor dem Blute, das sie gleich fließen sehen wird und die schon triebhaft eine Bewegung nach ihrem Mantel macht, um sich das

[70a]) Vgl. den auch religionsgeschichtlich sehr bemerkenswerten Aufsatz des Deutschrechtlers Ernst Mayer in Würzburg, Der Ursprung der germanischen Gottesurteile, in Seeligers hist. Vierteljahrsschrift 1920.

letzte Schrecklichste zu verhüllen, deren weibliche Neugier und Sucht nach Aufregung doch zugleich von diesem Grauen in allen Nerven, bis in die zuckende Bewegung der Fingerspitzen, aufs äußerste geprickelt werden, so daß sie kein Auge wegwendet von dem grausen Schauspiel. Es gibt in der Bildhauerei aller Zeiten keine vollendetere Darstellung seelischer Vorgänge.[71]) Die Werke gehören der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts an. Wie der Künstler sich dabei auf die Gestaltung seelischer Vorgänge einstellt, bilden sie die schärfste Verkörperung des nordischen Kunstempfindens im Gegensatz zum Mittelmeerländischen. Man denke als Gegensatz etwa an die „edle Einfalt und stille Größe" (Winkelmann) des Flachbildes, auf dem der Abschied der Eurydike von Orpheus dargestellt ist (Villa Albani in Rom; Neapel). Dort kommt der furchtbarste Schmerz über die erneute Trennung nur durch eine leise Wehmut der Haltung zum Ausdruck.

Man mag diese Milderung oder Verhüllung des Leidens, des Schmerzlichen, künstlerisch hochschätzen. Aber jedenfalls liegt kein Grund vor, dem anders und leidenschaftlicher empfindenden nordischen Menschen die ihm angemessene Ausdruckskunst zugunsten der antikischen Darstellungskunst zu verbieten wie es der Klassizismus und die Geringschätzung der mittelalterlichen Kunst tatsächlich unternahm.[72])

Kirche und Geistlichkeit wirkten bei den meisten Gottesurteilen, Feuerprobe, Kesselprobe, Probe des geweihten Bissens und so weiter, maßgeblich mit; in durchaus öffentlicher und amtlicher Form, gegen bestimmte Gebühren für ihre Mühewaltung. Abgesehen davon, daß die Gottheit im Ausgang des Gottesurteils ihren Willen kundgab — und es daher naturgemäß Aufgabe der Priesterschaft war, diese göttliche Willensmeinung zu verkünden und durchzuführen — ist es aus dieser amtlichen Beteiligung der Kirche am Gottesurteile, damit also aus zwei Gründen, begreiflich, daß die Kirche besonderen Anteil nahm an der Sache und deshalb besonders lehrreich oder erbaulich scheinende Gottesurteile gern an Kirchengebäuden verewigen ließ.

In der Johanniterkirche zu Wölchingen, bad. Kreis Mosbach, aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts (nach Dehio), finden

---

[71]) „Wie weit war die italienische Bildnerei hinter der des Nordens zurückgeblieben, als Niccolo Pisano 1260 sein erstes Hauptwerk aufstellte"; Heinrich Bergner, Grundriß der Kunstgeschichte, S. 143.

[72]) Goethe war öfters in Naumburg; nirgends schreibt er in seinem Tagebuch etwas über diese Schöpfungen, die er doch vermutlich sich angesehen hat. Und die flauesten Nachbildungen von Antiken, die er in Italien zu sehen bekommt, versetzen ihn in Entzücken.

sich zwei merkwürdige Steinplatten, die vielleicht noch etwas älter als der Bau sind: „die eine Platte zeigt in romanischer Umrahmung das halbzerstörte Flachbild eines Mannes mit nacktem Oberkörper; das andere nur ein Schwert, an welches eine Hand greift". Die Platten sind ohne jede Inschrift. In den badischen Kunstdenkmälern, Kreis Mosbach, wird das Gewand um den unteren Teil des Körpers ein härenes genannt. Die Abbildung ist mangelhaft; am Urstück sieht der Rock aus wie aus zackig ausgeschnittenen Bändern zusammengesetzt. Es sei gestattet eine Vermutung zu äußern.[73]) Sollten diese Platten nicht das Grab eines im Gottesurteil Unterlegenen bezeichnen? Damit fänden die Auffälligkeiten eine einfache Erklärung; auch der von jeglicher Kleidung und Schutzwaffe entblößte Oberkörper. Er mußte ohne Schutzwaffen, vielleicht gegen einen weiblichen Gegner, kämpfen.[74])

Unter den noch unerklärten Bildnereien der Kirchentür zu Großlinden bei Gießen findet sich links, vom Beschauer aus, am Beginn der Bogenrundung, ein Feld, das aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls einen gerichtlichen Zweikampf darstellt. Ein Behelmter kniet, offenbar überwunden und um Gnade flehend, vor einem Stehenden im Helm, der eine Waffe in der Hand hält. Diese Waffe ist deutlich als ein bloßer Knüppel gekennzeichnet; die Waffe, mit der bei den Franken, wozu die Chatten dieser Gegend gehören, regelmäßig Gottesurteile ausgefochten wurden. Daß es sich um einen vorbereiteten Zweikampf handelt, zeigt die Zuschauermenge, die ebenfalls deutlich gekennzeichnet ist; in den Köpfen, die aus den Bogenöffnungen, entweder der umliegenden Häuser, oder eines besonders zu Schauzwecken errichteten Gerüsts, zuschauen. Die Zuschauer waren wichtig beim Gottesurteil. Auf der schon erwähnten Darstellung des Gottesurteils im Naumburger Domchor sind diese Kampfzeugen, wie ebenfalls schon hervorgehoben, durchaus mit der gleichen Wichtigkeit behandelt wie die

[73]) Was Heinrich Alt, Die Heiligenbilder oder die bildende Kunst und die theologische Wissenschaft, 1845, S. VI, erstrebt, „die Leser in der Bilderwelt des mittelalterlichen Christentums auch nur halb so heimisch zu machen, als sie es in der Götterwelt des klassischen Altertums sind", ist auch heute noch nicht entfernt erreicht.

[74]) Man wird vielleicht an die französischen Königsgräber in St. Denis denken, wo die Könige und Königinnen sogar ganz nackt auf ihren Särgen liegen, zum Zeichen, daß sie ganz demütig und ohne alle Abzeichen ihrer Würde vor Gott treten und daß im Tode alle Menschen gleich sind. Aber in Deutschland sind solche Darstellungen selten. Der nackte, von Würmern und Kröten zerfressene Leichnam in der Fürstengruft der Marburger Elisabethenkirche hat seine besondere Erklärung; der auf der Jagd verunglückte Landgraf war nach Monaten so gefunden worden. — Der Kardinal Peter von Schaumburg ließ sich auf seinem 1465 vor seinem Tode gemeiselten Grabdenkmal im Augsburger Dom ebenfalls als halbverwestes Gerippe darstellen; ähnlich Markgraf Friedrich von Baden, Bischof von Utrecht, in der Pfarrkirche zu Baden-Baden.

Kämpfenden selbst; und ebenso auf dem Flachbild des Gottesurteils am Großmünster in Zürich, von dem eben die Rede war. Es sind nicht etwa abgeschlagene Köpfe, wie man die Großlindener Darstellung auch schon gedeutet hat. Eine burgundische Schnalle früher Zeit (Lichtbild im Verlag Dr. Stödtner, Berlin) stellt den Einzug Christi in Jerusalem vor; daß dieser Vorgang gemeint war, ist in diesem Falle ganz zweifellos sichergestellt durch das Maultier und die Gestalt Christi; hier finden sich nun in ganz gleicher Art wie auf dem Großlindener Kircheneingang eine Anzahl einzelner Köpfe in Umrahmungen. Das kann hier nichts anderes bedeuten als die Zuschauer. Und deshalb wird die ganz übereinstimmende Darstellung an der Großlindener Kirchentür auch nichts anderes vorstellen wollen; nämlich als die Zuschauermenge, hier die Zuschauer des Zweikampfs.

Daß man denkwürdig erscheinende Gottesurteile in Stein verewigen wollte, ist wie gesagt, sehr verständlich. Grade wenn man ehrlich in dem Ausgang des Kampfes die Stimme der Gottheit erkannte, die dem Rechte zum Siege verholfen hatte, mußte dieser Vorgang die Gemüter tief beeindrucken; und besonders dem Deutschen, dem es tiefstes Lebensbedürfnis ist, an eine waltende Gerechtigkeit glauben zu dürfen, selbst wenn dieser vermutete Richterspruch der Tatsachen gegen ihn entschieden hat. „Bei der sinnenden Beschaulichkeit seines Geschlechts, welche ihn geneigt macht, über sein Recht und Unrecht zu grübeln, gelingt ihm gar nicht leicht im Unglück feste Ruhe zu bewahren ... Niederlage betrachtet er als Vergeltung für begangenes Unrecht, als Zorn der Götter ... deshalb wird seine innere Niederlage wohl größer als die sichtbare."

So schrieb Gustav Freitag in den fünfziger Jahren und es klingt, als ob er auf das Jahr 1918 gezielt hätte. Wir Deutschen sind wirklich die alten geblieben, im Guten wie im Bösen. Es ist wahr, was Luigi Ambrosini von der Turiner Stampa im Frühjahr 1915 schrieb: „Ich habe wahrhaftig in diesen Deutschen von heute ... die wirklichen Nachkommen der alten Kampfgenossen des Arminius wieder erkannt." Aber die Nachkommen des Segestes lebten auch noch, wie der 9. November 1918 erwies. Das ist hier keine Abschweifung; denn diese Schrift will ja grade den Nachweis bringen, daß noch sehr viel mehr von uralter deutscher Art in Denkmälern und Gebräuchen, aber auch in der Gesinnung, heute noch in Deutschland vorhanden ist, als wir ahnen.

Die Fahrten der Ayesha und ihrer Mannschaft unter dem Kapitänleutnant Mücke, die sich mit dem kümmerlichen Holzschiff durch die von englischen Panzern beherrschte Südsee, dann durch Sandwüsten und die feindlichen Beduinenstämme Arabiens bis in die Heimat durchschlugen, um dort weiter zu kämpfen, übertrifft im Grunde weit jene Seefahrt der im Jahre 281 von Kaiser Probus über die Donau hinweg nach Thrakien verpflanzte Germanenschar, deren Kühnheit die antiken Schriftsteller doch so sehr beeindruckt hat. Dieser aus niederrheinischen Franken und Vandalen zusammengesetzten Schar gelang es, im Schwarzen Meer eine Anzahl Schiffe beizutreiben; sie fuhren damit die griechischen Inseln, Sparta, Karthago und Syrakus an, fuhren dann durch die Meerenge von Gibraltar um ganz Europa herum in die Nordsee und gelangten von da zu Fuß wieder in die Heimat.

In der Schlacht bei Adrianopel im Jahre 378 griffen die Westgoten mit Gesang an; was den Augenzeugen Ammianus Marcellinus wider Willen beeindruckt hat. Wie die jungen Regimenter am 6. und 7. November 1914 bei Ypern mit dem Gesang

von: „Deutschland, Deutschland über Alles" in den Tod gingen, ist zweifellos ein noch unendlich viel ergreifenderes und erhebenderes Beispiel von Heldenmut; viel ergreifender um deswillen, weil es die höchste Auslese des höchststehenden Kulturvolks war die ihn bewies; nicht ein junges Naturvolk. So falsch dieser Angriff und die Bildung von Studentenregimentern überhaupt nach dem Urteil der Sachverständigen war, die Eindruckskraft jener Tat, die gradezu religiöse Bedeutung dieses Opfersinns, ist dem deutschen Volke unverlierbar.

Die meisten der Bildnereien von mittelalterlichen Kirchen, die im Zusammenhang dieser Untersuchung hier herangeholt werden, stammen aus vorgotischer Zeit. In der gotischen Zeit werden Bauaufgaben und Bautätigkeit endgültig der unmittelbaren Ausführung durch Geistliche entzogen. Es bildete sich, wozu die wandernden lamparter Steinmetzen der vergangenen Zeit vielleicht eine gewisse Vorstufe waren, ein besonderer weltlicher Stand der Baufachleute, die in den Bauhütten eine selbst für mittelalterliche Verhältnisse besonders scharf abgeschlossene körperschaftliche Form erhalten. Diese Zeit ist die Höhezeit der kecken Baumeister- und Bildhauerscherze; besonders die spätere Gotik, als der deutsche Baugeist den westfränkischen Schulzwang überwunden hatte und zur vollen Persönlichkeit gekommen war.

Darauf ist dann freilich bald der Reif der antikischen Nachahmung, die sog. Renaissance, gekommen; wie vorher auf die wundervolle Baublüte der Staufenzeit, den sog. Übergangsstil, der Rauhfrost der westfränkischen Bauregeln oder der Frühgotik gekommen war; wie später auf die Blüte des deutschen Spätbarock oder sog. Rokoko, — deren hohen künstlerischen und Persönlichkeitswert und deren tiefinnere Verwandtschaft mit der deutschen Spätgotik man erst neuerdings ganz richtig empfindet —, der Rauhfrost der neuantikischen Bauart oder des Klassizismus gekommen ist. Dieses deutsche Trauerspiel wird natürlich, da es derartig regelmäßig, also nahezu gesetzmäßig auftritt, vermutlich seine innere Notwendigkeit haben, ebenso wie das Trauerspiel der deutschen Staatsgeschichte. Die innere Notwendigkeit jenes Umfalls auf dem Gipfel ist wahrscheinlich darin gegeben, daß in der Spätgotik, im deutschen Rokoko und wohl auch, wenn auch nicht so ausgeprägt, in der Bauweise der ausgehenden Staufenzeit der deutsche Subjektivismus oder die Schrankenlosigkeit im Streben nach Ichtümlichkeit und Ausdruck an eine äußerste Grenze gekommen war, wo es nicht mehr weiter ging und wo deshalb die Schranke durch Regel und Vorbild ihm Bedürfnis wurde. Dann trüge das deutsche Trauerspiel des ewig sich wiederholenden staatlichen Mißlingens eine ähnliche Gesetzlichkeit in sich. Die innere Ursache wäre die gleiche, der deutsche Subjektivismus, der eben auf dem staatlichen Gebiet niemals endgültig den Zwang zur Form erfahren hat, wie ihn die umwohnenden europäischen Randvölker, Russen, Gallier, Briten dadurch erfahren haben, daß sie mehrfach im Lauf ihrer Geschichte von fremden Eroberern unterworfen worden sind: die Gallier von Römern, Franken; die Briten von Römern, Sachsen, Normannen. Englische Geschichtschreiber haben die grundlegende Besonderheit der deutschen Geschichte im Gegensatz zu der ihren und, der französischen und die Ursache des mangelhaften staatlichen Zusammenhangs der Deutschen darin zu erkennen geglaubt, daß die Deutschen niemals als Ganzes von einem Erobervolk in eine staatliche Form gezwungen worden seien wie sie selber, aber auch die Franzosen, die Russen; diese letzteren von Warägern, später von Tartaren; noch später, in der Zeit von Peter dem Großen bis Alexander dem Dritten,

von Westländern, vor allem von Deutschen; und schließlich, nämlich derzeit, von chasarischen, d. h. stark mit tartarischem Blut durchsetzten jüdischen Gewaltherrschern, von den Bolschewikenführern.

Weltliche und manchmal wirklich sehr ungeistliche Dinge an Kirchenwänden und auf Kirchenmauern werden nun in der Gotik noch sehr viel häufiger als sie früher waren, als noch Geistliche die Bauleitung und selbst die unmittelbare Bauausführung in Händen hatten. Es wurde oben nachgewiesen, daß schon vorher nichtkirchliche Stoffe häufiger auch an kirchlichen Gebäuden zu künstlerischer Behandlung kamen, als man zeitweilig annahm; man vermutete kirchliche Sinnbildlichkeit, weil man den unmittelbaren Sinn der Darstellungen nicht mehr verstand oder ihn ablehnte. Wir haben den mehrerwähnten vorbildlichen Fall, daß die heißen Liebesgedichte des Hohen Liedes in ein geistliches Lied umgedeutet wurden. Aber dieser Fall ist nicht vereinzelt. Die oben berichtete Umdeutung des Regensburger Ramwoldgruftbaus ins Übersinnliche ist ebenso verstiegen.

Unsere Auffassung aber, daß auch schon in vorgotischer Zeit weltliche Darstellungen, wie zum Beispiel die in diesem Abschnitt behandelten Zweikämpfe, nichts außergewöhnliches waren, wird immerhin bestätigt durch die Tatsache, daß nun in der Gotik solche Darstellungen in so großer Menge auftreten. Das hätten die neuaufkommenden weltlichen Bauhütten nicht machen können, wenn Darstellungen solcher Art an Kirchen bis dahin etwas ganz Ungewohntes gewesen wären. Zwar ist es nicht richtig, daß die Zeit der gotischen Baublüte eine Zeit der Hochkirchlichkeit und daß die gewaltigen Bauten der Ausdruck einer höchstgestiegenen Frömmigkeit gewesen seien, wie man zeitweilig meinte. Die gewaltigen Kirchenbauten sind vielmehr vorwiegend der Ausdruck des Bürgerstolzes. Aber auch wenn wir dies bedenken, ist der Übermut und die Weltlichkeit der gotischen Steinmetzen überraschend.

Wie anmutig, aber auch wie weltlich trägt das schamhafte Königstöchterlein vom Freiburger Münster seine Nacktheit zur Schau. Oder man denke an den anderen vielabgebildeten Wasserspeier in Freiburg, der einem seine Wasserfluten aus dem herausgestreckten blanken Hinterteil aufs Haupt schüttet.

Die tanzende Salome in der Vorhalle ist freilich ein biblischer Stoff. Aber wie der Künstler den Vorwurf ausgeführt hat, beweist, daß er sicher nicht in erster Linie erbaulich wirken wollte. Salome tanzt wirklich sehr ausgelassen; sie steht auf den Händen und wirbelt die Beine nach oben.

Das nackte Königstöchterlein ist zugleich ein gutes Beispiel dafür, wie das künstlerische Wollen oder Unterstreichen einer bestimmten Wirkung auch vor einer starken

Vergewaltigung der verwendeten Lebensform nicht zurückschreckt. Der Oberkörper des Mädchens ist viel zu schlank und die Beine zu kurz; aber diese Übertreibung paßte eben dem Künstler für die von ihm gewollte Wirkung. Man nennt diesen inneren Widerstreit zwischen den Anforderungen der Darstellungskunst und denen der Ausdruckskunst heute Expressionismus und glaubt anscheinend, das sei etwas Neues. Einen Übergriff der rein subjektiven, d. h. der nicht naturnachahmenden Kunst (wie Baukunst, Tonkunst, und etwa reines Farbenspiel), in das Herrschaftsgebiet der nachahmenden Künste bedeutet sie allemal; die ein Naturgebilde darstellenden Künste sollten eben ihre Ausdruckskraft innerhalb dieser Schranken finden.

Schopenhauer stellt die Baukunst mit der Tonkunst zusammen, weil jene ebenfalls nicht durch dargestellte Naturform spricht, sondern durch selbstgewählte, nur durch die Anforderungen von Stütze und Last in Schranken gehaltene Ausdrucksmittel wirken kann. In der Gotik vergewaltigt tatsächlich der frei in Denkformen gestaltende Baumeister den darstellenden Künstler, den Bildhauer, vielfach in einer unerhörten Weise. So zum Beispiel, wenn er den Bildhauer zwingt, die in der Leibung einer Tür übereinandergesetzten kleinen Standbilder und ihre Schirmdächlein die Biegung des Bogens mitmachen zu lassen, so daß sie nun bis zur Spitze immer schiefer stehen, also für den Betrachter umfallen müssen. Das ist und bleibt eine Roheit. Es ist übrigens kennzeichnend für die Früh- und Hochgotik; die Spätgotik macht sich auch in diesem Punkt freier von dem Regelzwang.

An dem frühgotischen noch rundbogig geschlossenen Tor der Liebfrauenkirche in Trier liegen die obersten Gestalten geradezu wagrecht; das heißt sie stehen liegend; denn gedacht und gestaltet sind sie als stehend. Das ist kennzeichnend dafür, wie sehr eine schulmäßige Beeinflussung das natürliche künstlerische Empfinden schädigen kann. Die Liebfrauenkirche bezeichnet einen der eingreifendsten und frühesten Herrschaftsakte der nordfranzösischen Bauregel in Deutschland. Nur so, durch Regelzwang und Nachahmung, die naturgemäß immer das Persönliche und damit die künstlerische Ausdruckskraft schädigen müssen, wird diese Empfindungslosigkeit begreiflich.

Das nackte Königstöchterlein ist als Wasserspeier verwendet, also liegt es wagrecht. Aber das ist auch eine solche Vergewaltigung, wenigstens für mein Gefühl. Der Bildhauer hat es sicher senkrecht gedacht und erfunden.

Den Gegensatz von abbildender Kunst und einer unmittelbar das Geistige zum Ausdruck bringenden Kunst hebt klar hervor Richard Benz, Die Grundlagen der deutschen Kunst, I Mittelalter, S. 48, 53: „Tektonik und Ornamentik an sich, ohne Beziehung auf ein vermittelndes Wirklichkeitsbild" ..... „warum Baukunst dem Deutschen am meisten entsprechen mußte; weil Baukunst, wie der Deutsche sie schuf, mit abbildender Kunst nichts zu tun hat, weil sie das Geistige unmittelbar, ohne Vermittelung eines Wirklichkeitsbildes, mitzuteilen vermag."

Die völlig neue Art von Flächenzier (Bandverschlingungen, Linienspiel, Riemenwerk), die mit den Langobarden in Oberitalien ganz unvermittelt auftritt — die Tatsache als solche gibt selbst Cattaneo widerwillig zu —, ist ganz einfach eine Auswirkung des germanischen Bluts und des ihm entsprechenden Kunstgeistes (vgl. unten Abschnitt 28). Diese besondere Art des deutschen Kunstgeistes erklärt zugleich, warum die am reinsten geistige, am wenigsten stoffgebundene Kunst, die Tonkunst, in Deutschland ihre höchsten Offenbarer gefunden hat. Diese Tatsache ist wohl unbestreitbar. Bernard Shaw hat noch kurz vor dem Kriege ausgesprochen, daß die ununterbrochene Reihe der großen schöpferischen Tonkünstler in Deutschland, von Bach bis Richard Strauß und Hans Pfitzner, eine ganz unvergleichliche Erscheinung in der Geistesgeschichte sei; sie übersteige als solche noch die Aufeinanderfolge der großen Künstler in der italienischen Renaissance.

9. Heiligenlegenden; der heilige Oswald und die Raben Wodans (die Tafel im Münchener Nationalmuseum; der Hängebrakteat von Prenzlau).

„Mit dem Heiligendienst sind die antiken und nordisch-heidnischen Elemente im breiten Strom in die Kirche eingedrungen" (Gothein, die Kulturentwicklung Süditaliens S. 61). Dem heiligen Oswald dienen nach der Legende die Raben als Boten; „auf Geheiß des alten Mannes mit dem grauen langen Bart und einem Stab in der Hand; es dient ihm ein goldener Hirsch, wie der Sonnenhirsch; dem Oswald, dem Herrscher der Asen, dem über die Asen Waltenden" (Simrock, Deutsche Mythologie S. 29). Auf einem deutschen Bild des 16. Jahrhunderts (vgl. S. 117), im Münchener Nationalmuseum, ist der König Oswald und der Wanderer dargestellt.

Abb. 25. Der heilige Oswald mit den Raben; aus dem Heiligenbuch von 1488; Neudruck des Inselverlags.

In der Wiener Handschrift der Legende oder des Spielmannsliedes vom heiligen Oswald heißt es:

Als Oswalt an die Zinne kam
do sah er kommen einen Mann
zu seinem Hofe her der ging.
Oswalt ihn würdiglich empfing
er sprach: viel lieber Bruder min
wie ist der Name din?
er sprach: ich heiße Tragemunt
alle lant sind mir wol kund
zwo und siebenzig Zungen.

Im Heiligenbuch von 1488 ist die Allwissenheit des geheimnisvollen Wanderers ähnlich bezeichnet: „Nun kam alsbald ein alter Mann von dem Willen Gottes, der hätt einen grauen, gar langen

Bart, und trug eine Palme und einen Stab in seiner Hand, und sah aus als ob er ein Waller wäre. Da sprach der alte Mann, ich bin ein Weisſager und ſind mir zweiundſiebzig Länder bekannt. Du haſt einen redenden Raben an Deinem Hof zwölf Jahre erzogen. Der erwürbe Dir die Jungfrau. Darnach hieß ſich St. Oswald den Raben bringen, da wölle er nicht zu ihm fliegen; da ſprach der alte Mann: Gott der Allmächtige ſchickt Dir ihn ſchier her, und alsbald flog der Rabe vor den alten Mann auf den Tiſch und ſprach zu ihm güllich. Da ſprach St. Oswald: Nun habe ich Dich zwölf Jahre gehabt, daß ich Dich nie alſo menſchlich habe reden hören; damit verſchwand der alte Mann" (Nürnberger Heiligenbuch von 1488).

Der neueſte Herausgeber des Oswaldliedes[75]) faßt ſeine Ergebniſſe bezüglich des Münchener Oswald folgendermaßen zuſammen: „Beda erzählt, daß der nordumbriſche König Oswald die Heiden bekämpft habe; bei dem Legendenſchreiber Reginald (1165) erſcheint eine wunderbarer Rabe ... dazu der ſprechende Vogel und der berühmte Heidenkönig Harun al Raſchid; das ſind ... die Beſtandteile, die ... ſo ... ſpielmänniſch zu einer Handlung ... vereinigt werden, indem ein ſprechender Rabe, wie einer der heidniſchen Vögel, die dämoniſche Werber- und Helferrolle Alberichs übernahm .... Als Heimat und Abfaſſungszeit gab ich den Bannkreis von Aachen und die ſiebziger Jahre des 12. Jahrhunderts an. Dieſes Gedicht wurde bis 1188 in eben jener Gegend chriſtlich umgearbeitet."

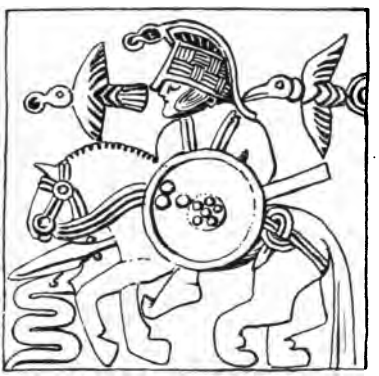


Abb. 26. Odin. Beſchlagſtück von einem Helm, gefunden in Upland in Schweden.

Auf einem in Wendel in Upland gefundenen Helmbeſchlagſtück trägt der eine der Raben, die den Reiter begleiten, auch einen Ring im Schnabel, wie auf dem oben abgedruckten Holzſchnitt des Königs Oswald aus dem Nürnberger Heiligenbuch von 1488. Der Reiter mit den Raben und der Schlange ſoll ſicher (vgl. Oscar Montelius, Kulturgeſchichte Schwedens) Wodan, oder vielmehr, da das Stück nordgermaniſcher Herkunft iſt, Odin vorſtellen.

„Der Kelch, den St. Oswald auf Bilderwerken in der Hand führt, iſt eben Odins Minnebecher" (J. N. Sepp, Die Religion der alten Deutſchen S. 30).

[75]) Georg Baeſecke, Der Münchener Oswald, 1907; derſelbe, Der Wiener Oswald, 1912.

Die ursprünglich einheitliche Vorstellung vom Herrscher der Asen, dessen Boten die Raben sind, im grauen Wolkenmantel, hat sich gespalten in die zwei Verkörperungen des Königs Oswald und des unbekannten Wanderers im grauen Mantel, als der Wodan erscheint,

Abb. 27. Der heilige Oswald, der Waller und der Rabe. Tafel im bayerischen Nationalmuseum.

wenn er unerkannt bleiben will. Solche Spaltung einer ursprünglich einzigen Gestalt in mehrere besondere Gestalten nach den verschiedenen Eigenschaften entspricht einem Gesetze der Sagenbildung. Der Mensch sucht sich ein übermächtiges Wesen näher zu bringen, zu vermenschlichen und herabzumenscheln, indem er es in eine Reihe von

Einzelgöttern oder auch in eine Menge von Heiligen zerspaltet. Es wird unten in einem ähnlichen Zusammenhange das schwäbische Märchen von den drei Brüdern Donner, Wetter und Blitz zu erwähnen sein. Das sind offenbar nur Spaltungen Donars, wie wiederum die drei germanischen Hauptgötter Wodan, Donar und Ziu aller Wahrscheinlichkeit nach ihrerseits wieder nur Spaltungen, Vermenschelungen einer ursprünglich höheren einheitlichen Gottesvorstellung bedeuten.

„Es gibt keine zweite Gestalt, an der Wodan deutlicher, unmittelbarer zutage tritt, als an Oswald", schreibt Karl Albrecht Bernoulli, Die Heiligen der Merowinger.

Bernoulli berichtet von einem Bild aus der Katharinenkirche in der Schart zu Hafling: Es ist eine mittelhohe Statue, ein König hoch zu Roß, auf seinem Szepter ein Rabe. Bernoulli bringt leider keine Abbildung und es war mir nicht möglich, eine solche zu erhalten.

Auch einem anderen Heiligen, einem alemannischen, dienen die Raben, dem heiligen Menrat: „Edel und wohlgeboren als Sohn des Grafen Berchthold von Saulgen an der Donau."[76]) Die Raben des heiligen Menrat bringen, wie die Kraniche des Ibikus, seine Mörder zur Bestrafung, indem sie sie jagen von Finsterwald und Wollruh bis zum Markt und zum Gericht nach Zürich.

Das Heiligenbuch von 1488 berichtet, ein Engel Gottes habe dem heiligen Menrat seine bevorstehende Ermordung angekündigt. „Nun sagt uns das Buch, daß St. Menrat erschrak an seiner Menschlichkeit, wann das ist natürlich." Wie nett und anteilnehmend ist das erzählt. Die älteren Berichte über die Heiligen haben keineswegs das Bestreben, sie zu Übermenschen hinauf zu loben. Es finden sich vielmehr unter diesen Heiligen viele Leute von recht zweifelhaftem Lebenswandel; wenn sie nur gottselig enden, ist es genug. Und darin kann man wohl eine tiefe Bedeutung finden. Erst die Bollandisten, also erst die verrömerte, ganz mittelmeerländisch gewordene Kirche der letzten Jahrhunderte, die sich immer nur in der Kampfstellung fühlt gegen die Reformation, bringen die

[76]) Deutsche Heilige sind sehr vielfach von edler Geburt. „St. Bernward war geboren von dem edlen Blute der Sachsen, und sein Vater war ein Graf von Sommerschenburg, geboren von den Herzogen von Braunschweig. Und seine Mutter war eine Tochter des Pfalzgrafen vom Rhein" (Heiligenbuch von 1488). Das ist ein tiefer Zug. Der Deutsche legt Wert auf Abstammung. Bei den Germanen hat auch der der nicht gerade dem obersten Kreise angehört, doch aus dem Bewußtsein seines Blutes heraus innere Sicherheit und Selbstbewußtsein genug, um die Vorzüge der Geburt anzuerkennen. Der Germane hat nicht den bittern Sklavenhaß gegen den höher Stehenden, wie ihn der unter der ihm überlegenen germanischen Rasse lebende Niederrassige so ausgeprägt aufweist.

Absicht bedingungsloser Verhimmelung in die Heiligenleben und schädigen dadurch die Wirkung und die Fruchtbarkeit der Heiligenleben als Vorbilder des Wandels.

Der heilige Oswald hat in der alten Bayernhauptstadt Regensburg eine Kirche, in Traunstein und anderwärts. Am meisten wird er freilich am Niederrhein, im besondern in Echternach, verehrt. Die Franken, die am Niederrhein, in Holland und Belgien wohnen, waren ja Wodanverehrer, während Alemannen und Bayern lange den älteren Himmelsgott Ziu (Erch) vorzogen.

Die Lieblingsheiligen jener bayrisch-alemannischen Gegenden haben, auch abgesehen von den ritterlichen Heiligen Georg und Michael, einen wohltuend heldenhaften und deutschen Zug. Der heilige Ulrich, der besondere Schutzheilige der alten Alemannenhauptstadt Augsburg (Ziesburg), der erste in feierlicher und rechtlicher Form heilig gesprochene Kirchenheilige (993), war ein Graf von Dillingen und Kyburg. Im Paulusmuseum in Worms findet sich ein großer Stammbaum des hl. Ulrich. In die große Ungarnschlacht auf dem Lechfeld bei Augsburg zog der Graf und Bischof Ulrich, der spätere Heilige, tapfer an der Seite Kaiser Ottos. „Also zog St. Ulrich mit seinem Volk in den Streit und legte eine Stola um seinen Hals und saß auf einem Pferd, und ritt hin durch Geschoß, durch Hauen und Schlagen, sicher und unversehrt und ermahnte sein Volk, freudig zu fechten" (Nürnberger Heiligenbuch von 1488).

Den heiligen Wolfgang „gar von edlem Geschlecht geboren aus deutschen Landen", machte Otto II. zum Bischof von Regensburg; „wann es waren noch Heiden da" heißt es in seiner Legende (vgl. oben). Auch St. Wolfgang ist ein Mann von Fleisch und Blut; als er sich eines schönen Tages über sich ärgert, weil er zu lange geschlafen hatte, stößt er in so heftigem Zorn mit den Füßen auf den Boden, daß deren Spuren noch heute im harten Felsen sichtbar sind (Heiligenbuch von 1488). Das ist ein uralter Sagenzug. Der Christenberg bei Marburg zeigt die Fußspur des heiligen Bonifazius.

Wie liebenswürdig und menschlich erzählt die ältere Fassung der Legenden von ihren Helden vor der nach-tridentinischen Zeit; vor der Arbeit der Bollandisten an der Legende. Sie hatte es wirklich schwer die heilige Radegunde, die thüringische Königstochter. Sie war als die edelste Beute nach der schmählichen Einkreisung des edlen thüringischen Stammes, von der er sich niemals wieder völlig erholt hat, im Jahre 531 den Franken in die Hände gefallen und später die Gattin des Frankenkönig Chlotar geworden. Sie

hatte es wirklich schwer, die heilige Radegunde, daß sie ihrem gestrengen Gemahl in der Nacht immer Anwandelungen leiblicher Notdurft vorschützen mußte, um das eheliche Schlafgemach verlassen zu können und in der Kapelle Bet- und Bußübungen zu machen. Aber man kann es andererseits verstehen, daß der König unwillig wurde, als er den frommen Betrug durchschaute; um so mehr als sich seine Frau bei diesen nächtlichen Bußübungen immer maßlos erkältete; er habe eine Frau haben wollen und keine Nonne, sagte der König unwillig.[77])

Die oben erwähnte Legende des heiligen Wolfgang ist merkwürdig. Sie wurde oben schon in anderem Zusammenhang erwähnt. Zur Zeit Ottos II. wären also noch Anhänger des alten Glaubens in Regensburg ansässig gewesen. Man hat an sich keinen Grund der Nachricht zu mißtrauen, da die älteren Quellen eher in umgekehrter Richtung voreingenommen sein werden, d. h. der heidnischen Überlieferung feindlich gegenüberstehen und sie eher verleugnen. Die Nachricht könnte sich freilich, wie ebenfalls schon erwähnt, auch auf noch heidnische Slawenvölker der weiteren Umgebung beziehen. Schriftliche Nachrichten dieser Art sind selten, weil die schriftliche Überlieferung von der Kirche beherrscht ist, die von einem gewissen Zeitpunkt solche Nachrichten über noch bestehendes Heidentum lieber unterdrückte. In anderer Form, in mündlicher Überlieferung, in Sitten und Gebräuchen hat sich ja sehr viel mehr aus vorchristlicher Zeit erhalten. Das hat uns neuerdings die Volkskunde (folklore) im großen Umfang zum Bewußtsein gebracht, so jung diese Wissenschaft noch ist. Der Heiligendienst der katholischen Kirche hat, wie mehrfach hervorzuheben war, vieles Vorchristliche erhalten. Die katholische Kirche ließ gemäß jener Weisung Gregors des Großen Vieles vom alten Volksglauben bestehen, wenn es sich nur äußerlich dem kirchlichen Rahmen und den Gebräuchen einfügte.

„Die Heiligenlegenden überliefern uns mit den verkappten Göttern das wesentliche von gut heidnischen Kultussagen" (Johann Nepomuk Sepp, Das alte Askiburg, S. 70).

Wer sich einmal in Oberbayern den Leonhardiumritt angesehen hat, etwa am 6. November in Leonhardspfunzen am Inn, sieht jenen Zusammenhang lebendig vor Augen.

In der kleinen Leonhardskapelle an einer Quelle, dicht unterhalb der auf der Höhe gelegenen größeren Kirche, an der die

[77]) Diese hl. Radegunde von Thüringen ist nicht zu verwechseln mit der hl. Radegunde in der Augsburger Gegend, die als Magd dient und von Wölfen zerrissen wird.

Pferdeweihe am Leonharditag stattfindet, hängen wächserne und hölzerne Glieder von Menschen und Tieren, zum Dank für gewährte Bitten hier aufgehängt; „in einer schweren Pferdeangelegenheit" geweiht. Das oben schon erwähnte Verbot solcher heidnischer Weihegaben, das schon Karl der Große in dem Verzeichnis heidnischer und abergläubischer Gebräuche erlassen hat, hat in diesen 1000 Jahren bisher noch wenig gefruchtet. Hier ist das Heidentum oder wenigstens das, was die Kirche die längste Zeit dafür erklärte, allerdings noch lebendig und die Lage nicht so wesentlich verändert gegen damals als ein Kölner Erzbischof 1270 den Schulzwang einführte, „damit das anoch in vielen Hertzen glimmende Heydendumb dadurch gäntzlich erloschen werden möge" (Johann Nepomuk Sepp a. a. O., S. 55). Unter den in Frankfurt aufbewahrten Funden aus dem Wüstenheiligtum des frühchristlichen ägyptischen Nationalheiligen Menas finden sich „insbesondere Votivgegenstände, Arme, Beine aus Ton .... Dieselben Regungen der christlichen Volksseele also damals .... wie zu unseren Tagen noch in Lourdes, in Altötting, ebensogut wie an der Ostra-Brama in Wilna" (Seemannsche Kunstchronik vom 7. Januar 1921).

Wer am Himmelfahrtstage auf dem Christenberg bei Marburg in Hessen den Waldgottesdienst mitgemacht hat, bedarf nicht vieler Einbildungskraft, um sich die Versammlungen der alten Chatten um die Donars-Eiche vorzustellen, die Bonifazius dann gefällt hat.

Daß dem heiligen Oswald wirklich die rechte christliche Beglaubigung fehlt und daß seine in manchen Gegenden Deutschlands sehr verbreitete Verehrung eine ältere vorchristliche Grundlage haben muß, wird dadurch bestätigt, daß die kirchenamtlichen Stellen ihm entschieden abgeneigt sind. So erscheint er in der von Georg Ott mit oberhirtlicher Genehmigung im Regensburger Verlag Pustet herausgegebenen Legende von den lieben Heiligen Gottes, 27. Aufl. 1891, überhaupt nicht. Die Verehrung des hl. Oswald ist aber, und gerade im Siedelungsgebiet des bayerischen Stamms, sehr verbreitet. Es hat also ganz sicher seinen besonderen Grund, daß ihm diese Regensburger Legendenausgabe keinen Kalendertag gönnte.

Die hl. Radegunde hat in der erwähnten Heiligenlegende von 1891 — eine völlig katholische, d. h. für die ganze katholische Christenwelt kirchenamtliche Legende, gibt es meines Wissens nicht — ebenfalls keinen Platz gefunden. In den neueren Heiligenlegenden treten begreiflicherweise die neueren Heiligsprechungen und die im Kampf gegen die Reformation neu aufgekommenen Heiligen der auf Bekehrung und Ausbreitung gestellten römischen Kirche stärker hervor; wie Ignatius von Loyola, Aloysius von Gonzaga, Karl Borromäus von Mailand, der hl. Canisius, der eigentliche Leiter der deutschen Gegenreformation. Daß die Kirchenregierung in Rom sitzt, äußert sich natürlich auch; unter gleichen Umständen werden welsche Heilige bevorzugt: „Rom, die alte Heidin" wie der gut katholische Johann Nepomuk Sepp schreibt, liebt mehr die Welschen. So werden, wie unten im Abschnitt: Die drei Schicksalsschwestern, zu berichten sein wird, den drei Schwestern Einbett, Warbett, Willbett zunächst einmal dadurch ihre heidnisch-germanischen Beziehungen zerrissen, daß die heiligen Perpetua und Felicitas an die Stelle der zweiten und dritten Schwester gesetzt werden.

Trotz dieser Römeleien tritt auch in den heutigen Legendensammlungen jene gewaltige Zeit der deutschen Geschichte, als die Stämme ihre großen Siedelungsbewegungen nach Süden, Westen und Südosten vornahmen, jene für die räumliche Ausbreitung des Deutschtums wichtigste Zeit, noch deutlich hervor; in dem hl. Fulgentius, der Dieterich von Bern bei dessen Einzug in Rom im Jahre 500 so sehr bewunderte; in dem hl. Rupert, dem hl. Walerich, dem hl. Hermenegild u. a. Der hl. Siegismund, König der Burgunden, er, der ebenfalls wie der Westgotenprinz Hermenegild für seine Verdienste im Kampf des römischen gegen das arianische Christentum heilig geworden ist, und der auch wirklich außer diesem Verdienst keine großen Ansprüche auf Heiligkeit erheben kann, ist in der neuen Heiligenlegende nicht mehr erwähnt. Siegismund ließ auf Drängen seiner zweiten Frau seinen Sohn aus erster Ehe, einen Enkel Dieterichs von Bern, ermorden. Dieser bekriegte und besiegte dann die Burgunder. Albert von Hofmann (Politische Geschichte der Deutschen, Bd. 1, S. 166) glaubt, daß diese geschichtlichen Tatsachen, die Ermordung des Königssohnes, der Sieg Dieterichs von Bern übet die Burgunden, im Nibelungenliede, wenn auch verwirrt und durcheinander geworfen, nachklingen.

Der Name Wodan selbst ist noch lebendiger in unserem Volk als man weiß.

Wode, Wode
Hol Dinem Rosse nur Foder
Nur Distel und Dorn
Övers Jahr better Korn.

Dieser Spruch ist als Erntespruch noch für unsere Zeit überliefert (Grimm, Deutsche Mythologie, S. 41).

Trotz aller Sammelarbeiten Grimms und ihrer Nachfolger ist der hierher gehörige Stoff in der schriftlichen Überlieferung, im Volksmund und in den Denkmälern längst noch nicht vollzählig zusammengetragen. Folgender Zug ist vor zwei Jahrzehnten bei Grasellenbach beobachtet worden. Dortige Einheimische, also Odenwälder Bauern, zogen, als es geblitzt und gedonnert hatte, die Mützen ab und deuteten nach der Richtung des Blitzes mit den Worten: „Da ist er hinaus". Auf die Frage wer denn, hieß es: „der Wode".

Die Raben, die dem Schlachtfelde folgen, dienen dem heiligen Oswald und dem unbekannten Wanderer mit dem langen Bart und dem grauen Mantel, der kein anderer ist als Wodan. Die Raben Wodans fliegen um den Berg, in dem der Kaiser sitzt, aus dem er hervorbrechen soll um in der höchsten Not sein Volk zu retten.

In der Nähe von Prenzlau, auf dem Rittergut Alexanderhof, dem Herrn von Heyden gehörig, wurde 1901 ein auf drei Urnen verteilter größerer Fund von sogenanntem Hacksilber und Münzen gemacht. Die Urnen werden für slawisch gehalten. Auch die zahlreichen arabischen Münzen, von der Sassanidenzeit beginnend, die sich fanden, deuten auf einen slawischen Händler als den, der

seinerzeit die Münzen in der Erde geborgen hat. Denn wir wissen aus zahlreichen anderen Funden auf der Stätte des großen slawischen Handelsplatzes Julin (Vineta), der einst auf der Insel Wollin gelegen hat, daß die Handelsbeziehungen der wendischen Ostseeanwohner nach dem arabischen Südosten sehr lebhaft waren. Die deutschen Münzen des Fundes von Alexanderhof gehören der Zeit der Sachsenkaiser an. Unter den Münzen lag auch ein Anhänger, der folgendermaßen beschrieben wird (Mitteilungen des Uckermärkischen Museums und Geschichtsvereins, 1902, Dr. Emil Bahrfeldt, Der Hacksilberfund von Alexanderhof, Nr. 124): „Amulett, Brustbild eines schnurrbärtigen Mannes, daneben links und rechts ein Vogel, um deren Hälse er die Arme geschlungen hält. Ein höchst merkwürdiges Stück, dem ich nichts ähnliches dieser Art an die Seite zu setzen weiß. Mich erinnert indessen der schnurrbärtige Kopf an die eigentümliche Form der Wikinger Köpfe, wie sie auf den ältesten dänischen Münzen aus der Zeit zwischen 870—900, sowie auf den dänischen Halbbrakteaten jüngerer Art vorkommen."

Abb. 28. Schaumünze von Prenzlau.

Hauberg, der Direktor des Münzkabinetts in Kopenhagen, äußerte sich folgendermaßen über das Stück: „Mit Sicherheit kann man nur sagen, daß das Stück nordisch ist, ob englisch, skandinavisch oder norddeutsch."

Den Schnurrbart, der mit Recht dem Münzforscher auffiel, kann man geradezu als eine Art von Leitfundstück für Beziehungen zum nordischen Menschen betrachten. Von dem sterbenden Gallier auf dem Kapitol über die obenerwähnten nordischen Brakteaten bis zu gotischen Bildgestalten; ähnlich wie der lang herabhängende Zopf der Frau,[78]) ob er in Corbeil (jetzt nach St. Denis verbracht) die Königin Chrodigilde ziert oder am Dom zu Verona eine unbekannte Frauengestalt, auch wenn man nicht wüßte, daß dort einst Ger-

[78]) Man spricht wohl von dem raschen Wechsel der Kleidermode. Aber dieser rasche Wechsel zeigt sich doch mehr an der Oberfläche; in einem doppelten Sinn an der Oberfläche; nämlich bei gewissen Oberschichten der Gesellschaft und an dem in die Augen fallenden Teil der Kleidung. Unsere Frauen tragen heute noch ärmellose Hemden, sehr verständigerweise, während wir Männer den Arm viel zu vielfach umhüllen. Tacitus erzählt (Germania, 17) die Frauentracht unterscheide sich nicht viel von der der Männer; nur trügen sie mehr Leinen „und verlängern nicht den oberen Teil des Gewandes zu Ärmeln; Arm und Schulter bleiben nackt" Oscar Montelius macht einmal darauf aufmerksam, daß die germanische Tracht der Hose, (Bruche, breech, ursprünglich getrennte Hosenbeine, daher wir noch heute von einem Paar Unterhosen sprechen) die ganze Welt erobert habe. Selbst der ferne Japaner zwängt, wenn er Kulturmensch markieren will, seine krummen und kurzen Beine in die nordische Tracht der Hose.

Abb. 29. Nordgermanische Hängebrakteaten,

manen geherrscht haben, die Gestalt als eine nordische kennzeichnen würde.

Der Schnurrbärtige umfaßt die Vogelhälse und ihre Schnäbel sind an seinem Ohre. „Auf Odins Schultern sitzen zwei Raben, die ihm alle Begebenheiten, die sie sehen und hören, ins Ohr sagen; sie heißen Hugin und Munin" (Snorra Edda, Abschnitt 38).

Hugin und Munin; Hugin = Hauch, spiritus, Geist, Seele; Munin mit Meinen zusammenhängend. — Gehugi (Gedenke) Diederiches, heißt es auf der ältesten Steinurkunde deutscher Sprache, auf dem Stein aus Bingen in der Mainzer Sammlung, vgl. oben Abschnitt 5.

„Über Midgard müssen Hugin und Munin
fliegen tagaus, tagein."

Daß der höchste und weiseste der Götter auf die Stimme der Tiere hört, ist bedeutungsvoll. Es liegt darin die germanische Ehrfurcht vor dem Halbbewußten, Triebhaften; die Anerkennung, daß das Gefühlsmäßige dem rein Verstandesmäßigen überlegen ist und häufig die tiefere Einsicht birgt. Die Ehrfurcht des germanischen Mannes vor der Frau und ihrem Seherblick beruht auf demselben Grunde.

Aus dem Vorhandensein des Muspilli, in der Niederschrift der Zeit Ludwigs des Deutschen, aus den noch erheblich späteren Darstellungen der Götterdämmerung in Freising und Berchtesgaden (vgl. oben Abschn. 3), aus den Darstellungen der Heldensage (vgl. oben Abschn. 7), wissen wir, daß die Sagen, die der vor dem Christentum nach Island geflüchtete Nordgermane uns in schriftlicher Form erhalten hat, in Deutschland im Volke lebten und zum größten Teile auch dort ihre Heimat hatten. Wir haben keinen Grund mehr, die an sich durch die Darstellung zum Greifen nahe gelegte Deutung des Prenzlauer Anhängers nicht zu wagen.

Es ist Wodan, dem seine Raben Kunde bringen von Midgard, von den Menschen.

In der Kirche zu Wannweil bei Reutlingen finden sich an den Wandecken der Altarnische auf der einen Seite Verknotungen, auf der andern ein großer Vogel und ein bärtiger Kopf.

Daß die Verknotungen irgend welche Zauberbedeutung haben, ist sicher (vgl. unten Abschn. 28). Ich verweise an dieser Stelle zur

Stütze für diese Behauptung nur auf das Rüssinger Flachbild in Speyer, wo um das beherrschende Kreuz in der Mitte alle möglichen feindlichen Mächte durch Löwe, Drache, Zauberknoten versinnbildlicht sind. Die Tür ist bekanntlich die Stelle, wo man durch das Zeichen des Drudenfußes, der drei Weihenamen Kaspar, Melcher, Balser usw., die bösen Geister am Eintritt zu verhindern sucht (vgl. unten). Der bärtige Kopf widerstrebt jeder kirchlich-christlichen Deutung. Bärtige Köpfe für sich allein kommen freilich verhältnismäßig häufig vor; wie auf dem rätselhaften

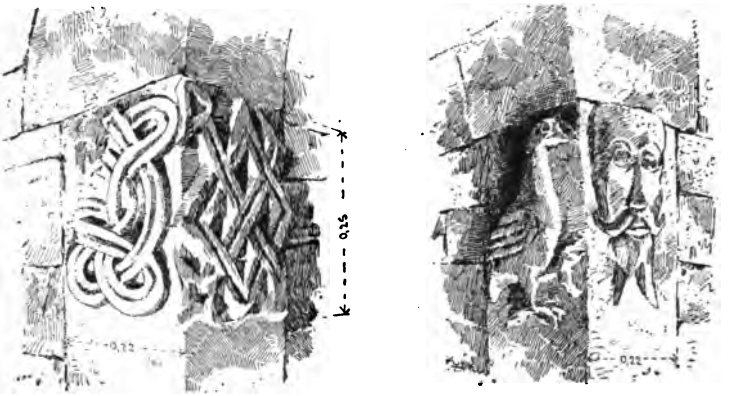


Abb. 30/31. Wannweil bei Reutlingen. Aus Ed. Paulus, Kunst- und Altertumsdenkmäler in Württemberg (Verlag von P. Neff [M. Schreiber], Eßlingen).

Bogenfeld von Pforzheim, wie an der bemerkenswerten Kirche in Biburg bei Abensberg in Niederbayern; nach Dehio aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. An einigen Stellen kommt der Kopf vor mit zusammengeflochtenen Spitzen des Voll- und Schnurrbarts; das soll einmal höfische Tracht gewesen sein, was wirklich eine fast einzig dastehende Modetorheit darstellt. Wir wissen nichts von der Bedeutung dieser bärtigen Gesichter und halten sie deshalb zunächst für rein ziermäßig. Aber in Wannweil ist dieser Kopf als Gegenstück zu den sicherlich bedeutsamen Verknotungen angebracht und an derselben Stelle, nämlich am Pfeilerkopf der Altarnische, wo der zweifellos mit der Absicht der Verhöhnung des Heidengottes verkehrt eingemauerte Altar des Apollo Grannus in Brenz sich findet. Der Wannweiler Kopf ist sicher nicht rein ziermäßig gemeint, sondern soll etwas bedeuten.

Die Kirche stammt nach Paulus aus dem Anfang des 10. Jahrhunderts, nach Dehio aus der Zeit um 1100. Unser Anhänger dagegen ist nach dem Alter der mitgefundenen Münzen etwa um

985 vergraben; sein Alter selbst ist unbestimmbar; er kann also sehr gut noch aus vorchristlicher Zeit stammen. Dieser Umstand erleichtert natürlich die eddische Deutung bei dem Anhänger, während die späte Entstehung der Wannweiler Bildnereien naturgemäß zunächst bedenklich stimmen muß gegen eine Deutung aus dem vorchristlichen Vorstellungskreise. Aber Wannweil liegt in dieser alemannischen Gegend, die uns in Tübingen (vgl. unten Abschn. 20), in Bietenhausen (vgl. Abschn. 20), in Dunningen (vgl. Abschn. 23) und anderweit so vieles Vorchristliche bewahrt hat, daß auch für die Wannweiler Bildnereien eine Deutung aus diesem Gedankenkreise nicht allzu gewagt erscheint. Übrigens braucht ihr Urheber auch keineswegs diesen vorchristlichen Vorstellungen noch innerlich angehangen zu haben. Es kann vielmehr wie in Schwertsloch so gemeint sein, daß die heidnischen Zauberknoten und der Kopf des Dämonen gerade durch die Festnagelung in der Kirche, wo die Bösen keine Gewalt haben, recht wirksam gebannt werden sollte.

10. Die heilige Kümmernis. (Die Kümmerniskapelle und der Heidenstein bei Burghausen).

Die rätselhafte Gestalt des oder der heiligen Kümmernis weist in gewissen Zügen auf alte deutsche Überlieferung. Daß sie dem, der zu ihr betet, einen ihrer goldenen Schuhe hinwirft, ist ein uralter deutscher Sagenzug, worauf schon Grimm hingewiesen hat. Bernoulli (Heilige der Merowinger, S. 75) will, wie schon vor ihm Rehorn (Germania, Bd. 32, 1887) den Donar in dem alten Kümmernisbilde in Oberwintertur sehen, das er dem 8. oder 9. Jahrhundert zuschreibt, also einer sehr frühen Zeit. Notz-Osterwald (Illustr. Zeitschr. 1876, S. 291) will einen bildgeschichtlichen und sprachgeschichtlichen Zusammenhang mit einem keltischen Merkur aus Vindonissa (Windisch im Aargau) erkennen können. In Neufahrn bei Freising ist die Hauptkirche der heiligen Kümmernis (Willgefortis, Liberata) geweiht. Es findet sich dort das hölzerne Bild eines bekleideten, bärtigen Gekreuzigten, der aber nicht als Christus sondern eben als die heilige Willgefortis, Kümmernis, aufgefaßt wird. Auch dieses Werk wird, so von Dehio im deutschen Denkmälerhandbuch, einer frühen Zeit zugeschrieben, dem 12. Jahrhundert. In fünf Gemälden von 1527 ist die Auffindung dieses alten Bildes, das auf der Isar angeschwemmt worden sei, geschildert; mit einer Reihe von häufig wiederkehrenden Wundern; daß aus dem Bilde Blut fließt, wo die Axt des Zimmermannes

hinschlägt; daß der Maler erblindet, der das Gewand des Bildes mit roter Farbe bemalt und wiederum sehend wird, als er die von der Heiligen gewünschte blaue Farbe nimmt. Ich kann in dieser, aber eben auch sehr späten Bilderreihe nichts finden, was auf vorchristliche Überlieferung hinwiese. Die kirchenamtliche,[79]) auch von Dehio angenommene Erklärung der Wilgefortis-Kümmernisverehrung ist die, daß ein altes Christusbild, das diesen noch bekleidet am Kreuz darstellte, nicht mehr verstanden worden sei und nun erst den Anlaß gegeben habe zu der ganzen Legende von der christlich gesinnten Königstochter, die nach dem Willen ihres Vaters einen heidnischen Prinzen heiraten sollte und der auf ihre Bitte Gott einen Bart wachsen ließ, um den Bewerber abzuschrecken, wofür sie dann aber der heidnische Vater ans Kreuz schlagen ließ.

Abb. 32. Die heilige Kümmernis.

Das deutsche Heiligenbuch von 1488 berichtet getrennt die Geschichte von dem Stadtheiligen von Lucca, San San Frediano und den Juden aus Cordoba — „Wo die Juden reicher waren, dann die Christen; und die Christen waren so arm, daß ihrer ein Teil den Juden dienten um Lohn" —; und die Geschichte der heiligen Kümmernis. Beide Legenden gehören offenbar zusammen und sind erst durch Spaltungen einer einzigen Überlieferung entstanden. Das Gekreuzigtwerden und das Fallenlassen des goldenen Schuhs beim Spielmann erscheint bei beiden.

Die Sage vom armen Spielmann, dem das Heiligenbild einen goldenen Schuh zuwirft für sein schönes Spiel, der dadurch in den Verdacht des Diebstahls kommt, aber durch die Wiederholung des

[79]) So auch Hyp. Delehaye, S. J., les légender hagiographiques, Kap. 6, réminiscences et survivances païennes.

Wunders von dem Verdacht gereinigt wird, hat in Schwäbisch-Gmünd eine besondere Heimat; der Geiger von Gmünd. Gmünd ist überhaupt eine Fundgrube alten glaubensgeschichtlichen Stoffs; man denke an die Unholde und Gnomen und die dreifach dargestellte wilde Jagd an der Johanniskirche (vgl. unten); auch an das Felsenheiligtum der Salvatorkirche. „Ein fast mittelalterliches Kirchenwesen blieb hier bis zum Ende der freien Reichsstadt" schreibt Albert von Hofmann über Gmünd.

Ein schönes aber verhältnismäßig spätes Kümmernisbild aus Holz besitzt die Universitätssammlung in Würzburg; ein früheres und künstlerisch sehr gutes die Einhardskirche in Seligenstadt am Main. Es ist erneuert und zwar als Christus; also mit unbeschuhten Füßen; aber die Füße sind nebeneinander angenagelt, nicht übers Kreuz. Dies, sowie die richtige Krone, nicht Dornenkrone, die die gekreuzigte Gestalt trägt, beweisen, daß ein Bild der heiligen Kümmernis (Wilgefortis, Liberata, Kummerana) gemeint war vom Künstler und nicht ein Christus.[80])

Der Sulzbacher Kalender für katholische Christen beschäftigt sich in den Jahrgängen 1864, 65, 67, 72 mit der heiligen Kümmernis. In den späteren Jahrgängen wird die ursprünglich abgelehnte Erklärung angenommen, daß die ganze Legende durch ältere wegen ihrer Bekleidetheit nicht mehr als solche verstandene Christusbilder und durch das Vorbild des Bildes in Lucca mit dem Geiger zu Füßen entstanden sei. Dabei wird aber zugegeben (Jahrg. 72), daß die Bilder der sogenannten heiligen Wilgefortis gar nichts an sich haben, was auf weibliches Geschlecht der am Kreuze hängenden Gestalt deutet; in Rankwil in Vorarlberg heißt die gekrönte und bekleidete Gestalt am Kreuz auch tatsächlich Sanctus Kummernus. Auch der zweifellos germanische, anscheinend niederdeutsch-vlämische Name der heiligen Wilgefortis paßt schlecht zur Legende von der portugiesischen Königstochter.[81])

---

[80]) G. Schnürer, Freiburger Geschichtsblätter; der Kultus des Volto-Santo und der heiligen Wilgefortis in Freiburg i. Ü., 1902; die Kümmernis- und Volto-Santo-Bilder in der Schweiz, 1903; bringt einige Abbildungen, aber nur zur Erläuterung seiner Lehre, daß alle Kümmernisbilder in Deutschland vom Volto-Santo in Lucca abstammen, was sehr unwahrscheinlich ist.

[81]) Die Legende ist dabei ja freilich oft von einer rührenden Kindlichkeit. „Die besondere Wundertätigkeit des heiligen Valentin für Epileptische beruht nur auf der Ähnlichkeit des Namens „Fallenthin" mit der hinfallenden Krankheit"; Katholischer Kalender, Jahrgang 72. Wie vielleicht der heilige Theonest, der auf einer Weinkufe im Rheine von Mainz nach Kaub fährt und dort den Weinbau einführt aus den Dionysos und seiner Verehrung entstanden ist; der „Dimesser Ort" bei Mainz, soll nach dem heiligen Theonest heißen; dort, an der Stelle des römischen Hafens, ist ein Hauptfundort römischer Altertümer.

Der germanische Name Wilgefortis sowohl wie der alte deutsche Sagenzug mit dem für den Geiger fallen gelassenen Goldschuh deuten auf germanische Gedankenkreise. Und vor allem, wie schon zu betonen war, bleibt bei der derzeitigen kirchenamtlichen Deutung der Kümmernis — freilich eine ganz amtliche Unterlage gibt es für diese dunkleren Heiligen eigentlich nicht — völlig unerklärt, wieso die bärtige bekleidete Gestalt am Kreuze, wenn man sie denn als Christus nicht mehr verstand, weil man diesen nur mit dem Lendenschurz bekleidet am Kreuze zu sehen gewohnt war, nun plötzlich weiblich wurde. Dazu lag ja an sich nicht der geringste Anlaß weder in dem Vorgang, noch in dem Bilde selbst. Also ist es immerhin doch möglich, sogar wahrscheinlich, daß weiter zurückreichende sagengeschichtliche Zusammenhänge bestehen; in der Richtung, die Johann Nepomuk Sepp vermutet; vgl. Sepp, Die Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand, S. 141 und 142: Die mannweibliche Weltmutter, die heilige Kümmernis. Warum sollte die verkleidete Christusgestalt am Kreuz völlig unverständlich geworden sein, weil man ihn später meist nur mit Lendenschurz darstellte. Es waren in der Übergangszeit sicher noch zahlreichere bekleidete Heilandsgestalten vorhanden, und außerdem mußte doch, von den Darstellungen des lebenden Heilands her, die bekleidete Gestalt mindestens so vertraut sein, daß man nicht von selber auf jene abenteuerliche Deutung mit der bärtigen Königstochter geraten konnte. Diese Legende sieht vielmehr ganz so aus, als ob sie gedichtet sei, um die vorher vorhandene und geglaubte Doppelgeschlechtlichkeit der Gestalt halbwegs zu erklären und ins Christliche hinüber zu leiten.

Nur eine sorgfältige Denkmälervergleichung wird hier, wie schon betont, Aufklärung bringen können, nicht die schriftliche Überlieferung. Denn in dieser sind die Spuren vorchristlicher Einflüsse nun ein Jahrtausend lang sorgfältig verfolgt und möglichst vernichtet worden. Diese Verfolgung hat zwar auch die Denkmäler selbst betroffen; vgl. Sepp a. a. O., S. 143, Anfeindung der Kümmernisbilder. Aber es scheinen doch noch, nach Sepp, Rochholz, Bernoulli, eine ganze Reihe von Kümmernisbildern in der alten Form erhalten zu sein. Der Umstand, daß sie von eifrigen Geistlichen zeitweilig verfolgt wurden, erweist ja gerade, daß diese etwas Vorchristliches oder Unchristliches darin sahen.

„Wir erkennen," schreibt Bernoulli kühn, „die gekrönte bärtige königlich blickende Riesengestalt: wahrhaftig es ist der Donnergott selbst . . . Seine Hüften umschlingt der Stärkegürtel, in dem der kurze Stiel des Hammers steckt. Seine Hände sind in die Eisenhandschuhe gehüllt, er legt sie an, sobald er auszieht, die Riesen

niederzuschmettern. Bernoulli bringt kein Bild des Denkmals in Oberwinterthur, woraus er diese weitgehenden Folgerungen ziehen zu können glaubt. Ein großes Steinbild der Heiligen, dort heilige Wilgefortis genannt findet sich in Beauvais.[82])

In Lucca erscheint er als der hl. Fredian. „In Belgien finden sich noch heute uralte Kultstätten der Kummernus zu Brüssel, Mecheln und bei Dieppe."

Man hat sehr verschiedene Herleitungen des Namens Wilgefortis versucht; von virgo fortis; von hillige Fartz (gleich Fratz gleich facies). In Neunburg vorm Wald (s. Bayr. Denkmälerwerk, Oberpfalz) wird ein schönes freilich ziemlich spätes Kümmernisbild aufbewahrt, mit Krone und langem Mantel; ohne Schuhe, aber die Füße nebeneinander, nicht aufeinander genagelt. Die Erläuterung dazu will alle Kümmernisbilder vom sogenannten Volto Santo in Lucca ableiten, wo sich ein altes Bild dieser Art findet und auch die Erzählung vom Geiger. Daß alle deutschen Kümmernisbilder von dem in Lucca herkommen, ist ausgeschlossen. Wenn sie wirklich aus Welschland kämen, dann fänden sie sich besonders an Stellen, wo der Verkehr mit dort lebhaft ist; in den Städten und mehr im Süden; das ist aber durchaus nicht der Fall. Die Verehrung der Kümmernis findet sich vielmehr besonders gerade an abgelegenen, weltfernen und kleinen Orten.

Man muß sich dazu vergegenwärtigen, daß die Kunstwissenschaft zunächst immer nach einer Erklärung aus mittelmeerländischen Quellen sucht, weil diese ihr bekannter und zugänglicher sind. Anton Springer wird geradezu unwillig gegenüber dem Regensburger Schottentor; er mißbilligt entschieden, daß da Dinge sich finden, die sich nicht vom Kunstgelehrten rein und nett an den Fingern abzählen lassen. Selbst Goethe gibt einer ähnlichen Stimmung gelegentlich nach: „verbräunt Gestein, bemodert widrig, spitzbogig, schnörkelhafteſt, niedrig". Dieses sogenannte „finstere" Mittelalter ist aber wirklich auch der Betrachtung wert; es war ganz sicher künstlerisch — und übrigens in vielen anderen, besonders sozialen Dingen — eine sehr hochstehende Zeit. Es wird nur seit über zweihundert Jahren durch Aufklärung und Liberalismus vernachlässigt.

---

[82]) Sehr unzuverlässige Abbildung in dem auch sonst völlig unzulänglichen, eigentlich nur auf sinnlich erregende Darstellungen ausgehenden französischen Buche von Witkowski, L'art profane a l'eglise. Abbildung einer späteren Darstellung der gekreuzigten bärtigen Jungfrau mit Schuhen bei F. X. Kraus, Geschichte der christlichen Kunst, Bd. 1 S. 435.

Die Unterkirche des Doms zu Braunschweig ist der heiligen Era geweiht; einer sonst ganz unbekannten Heiligen, deren Name aber in auffälliger Weise an einen vorchristlichen deutschen Götternamen anklingt, an Er, Erch, gleich Saxnot, Ziu. Im Dom zu Braunschweig nun wird ein sehr frühes Holzbild eines Gekreuzigten aufbewahrt, das jetzt, nach der Reformation und der durch sie erfolgten Beseitigung der Heiligenverehrung, allgemein als Christusbild aufgefaßt wird. Von diesem Holzbild sagt Oscar Döring (Braunschweig, Verlag Seemann) folgendes. Er bezweifelt, daß es ursprünglich einen Christus habe darstellen sollen, weil es bekleidet sei mit einem Ärmelrocke, während beglaubigte bekleidete Christusbilder überlieferungsgemäß einen ärmellosen Rock zeigten. Ich füge weiter hinzu, daß das Bild die Füße nebeneinander, jeden für sich angenagelt, zeigt, während die Füße Christi sonst immer aufeinander genagelt sind. Döring hält das Bild für die heilige Era, der die Unterkirche geweiht war, und von der örtlich dieselbe Sage erzählt wurde wie von der heiligen Kümmernis, Wilgefortis. „Auch sie ist gekreuzigt worden; für ihre Weiblichkeit dürften die langen gescheitelten Haare, die schmalen, elegant gedachten Füße und Hände und eine schwache Andeutung des Busens sprechen" (Döring a. a. O.).

Sollten nicht in der Mannweiblichkeit, die offenbar ursprünglich ist und zu deren Erklärung sich das Volk die merkwürdige Legende vermutlich erst eigens hinzugedichtet hat, doch wirklich uralte Vorstellungen liegen von dem Stammvater der Mannussöhne, des Ingo, Isto und Irmino; den drei Brüdern, aus denen die Ingävonen und Istävonen und Herminonen hervorgegangen sind, nach der von den römischen Schriftstellern berichteten deutschen Stammessage; an den Urvater Tuisto, den Zwitter, aus dem durch Urzeugung das Menschengeschlecht hervorging.

An dem Braunschweiger Holzbild hängen die Füße einfach herunter; die Nägelmale sehen aus, als ob sie später angebracht seien; er hängt am Baum nicht gekreuzigt, sondern wie die Edda erzählt (Havamal Vers 138):

Ich weiß, daß ich hing am windbewegten Baum
neun Nächte hindurch
verwundet vom Speer, geweiht dem Odin,
ich selber mir selbst.

Das freiwillige Opfer des Ich ist Urerlebnis und deshalb das höchste Sinnbild aller höheren Glaubensformen.

Ich behaupte natürlich nicht, daß das mehr sei als eine Vermutung. Vielleicht gibt eine genaue Durchforschung des Denkmäler-

bestandes an Kümmernisbildern einmal bessere Anhaltspunkte. Die Gestalt ist noch so völlig rätselhaft, daß man wohl auch einmal eine kühnere Vermutung wagen darf; wenn man sie nur ausdrücklich als solche bezeichnet. Die antike Archäologie leistet sich noch ganz andere Kühnheiten. Aber freilich ist das keine Entschuldigung für uns.

Wenn die amtliche Kirche Stücke ihrer eigenen Überlieferung bekämpft, wie die Kümmernisverehrung, wie die Verehrung der drei Jungfern Eimbett, Warbett, Willbett, so ist das ein fast sicheres Anzeichen dafür, daß da vorchristliche Dinge leben, die die Kirche jetzt zwar nicht mehr als solche offen nennt, die sie aber darum nicht weniger eifrig, wenn auch im stillen bekämpft; und wenn sie sich selbst mit dem Erfolg begnügt, daß die zu befreiende Sonnenjungfrau als heilige Margarete bezeichnet wird beim Drachenstich zu Furth im Wald. Die katholische Kirche, in Europa die älteste Einrichtung von ununterbrochenem Bestande, weiß, wie schon erwähnt, ganz genau Bescheid über dieses „Heidenthumb" in ihrem Schoße. Also die zweifellos vorhandene Abneigung der kirchenamtlichen Stellen gegen den Kümmernisdienst spricht dafür, daß da etwas Dunkles, d. h. Vorchristliches, im Spiel ist.

Die amtliche Erklärung, von dem nicht mehr verstandenen bekleideten Christusbild, hat noch, wie schon erwähnt, etwas weiteres gegen sich. Diese Darstellung verweist die Entstehung der Kümmernisverehrung in eine immerhin verhältnismäßig junge Zeit. Das stimmt aber nicht mit der Art der Verehrung, die vielmehr auf sehr frühe Zeiten weist, besonders in der Art der Opfergaben. „Noch älter dürften die sogenannten ‚Leonhardsrösseln und eisernen Manndl' sein, welche in Kümmernis-, Wolfgang-, Oswald- und Leonhardskapellen, auf Bergen oder Hügeln, an Bächen oder Brunnen, in Ober- und Niederbayern sowie in Österreich geopfert werden" (M. Höfler).[83])

Bei den Ruinen der Einsiedlerklause am Rudent (Ruothart) auf der bewaldeten Bürgelhöhe bei Kronberg im Taunus fand Ernst Böttticher im Sommer 1886 unter Dorngebüsch halb versunken, zwei große herzförmige Platten aus rotem Quarzit, 130 cm

[83]) Höfler berichtet, an der oberen Mangfallbrücke bei Bad Aibling habe ein altes Kümmernisbild gestanden. Man sieht heute nur noch eine kleine leere Nische in einem Bildstöckel. Dicht dabei findet sich aber, worauf Höfler ebenfalls hinweist, eine kreisrunde Anpflanzung von Bäumen; die Bäume sind nicht sehr alt, ersetzen aber sicher eine ältere ähnliche Anlage am Platz. Das neuzeitliche Denkmal zur Erinnerung an die Abreise des Königs Otto von Griechenland hat nichts damit zu tun. Hier müßte man nach örtlichen Sagen und Gebräuchen suchen, die sicher eine besondere Weihebedeutung des Platzes ergeben würden.

hoch (wenn auf die Spitze gestellt), 12 cm breit und 15 cm in der Plattenstärke, die eine roh gearbeitet, die andere gut bearbeitet, mit geglätteter, bogenförmig zur Herzspitze laufender Kante, zweifellos Menschenwerk. Diesen „roten Herzen" — schreibt Ernst Böttticher — „verdankt der Rotharteshain (Rotherzenhain) seinen Namen. Das Ruothhart, gleich Rotherz, ist altgermanisches Sinnbild (Simulacrum), der Erdmutter „Artha", Hertha, der Herzigen, unserer lieben Frau, welcher der Ruotharteshain geweiht war. Darum wurde auch hier der Kult verchristlicht und der „S. Maria und dem Dienste St^ae crucis" an dieser Stelle eine Kapelle und eine Klause erbaut, in welcher noch 1550 urkundlich ein „Rutersaltar" gestanden hat. Aus diesem Ruotharteskult entstand in christlicher Zeit der Herz Jesus- und Herz Mariä-Kult."

Wenn diese Nachricht zutreffend berichtet, so wäre das freilich auch ein sehr schönes Beispiel dafür, wie älteres und ältestes Glaubensgut unter verändertem Namen durch Jahrtausende weiterlebt. „Solange ein Volk lebt, sind seine Götter unsterblich" (Albr. Dieterich, Untergang der antiken Religion).

„Die heidnischen Götter sind keineswegs sofort beseitigt, nachdem man das Christentum angenommen hat. Sehr häufig werden die Götter von der Kirche nicht unmittelbar geleugnet, sondern einerseits zu Dämonen und Teufeln erklärt, während man andrerseits Taten und Vorstellungen heidnischer Götter auf christliche Heilige überträgt. So erhält sich das Heidentum weit länger als es amtlich besteht. Auf dem Gebiet der niederen Mythologie ist das natürlich in noch höherem Maße der Fall" (Walther Schultze, Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern, Bd. I, S. 336).

Eine halbe Wegstunde nördlich von Burghausen, dem schönen von der alten uneinnehmbaren Wittelsbacherfestung überragten Städtchen an der Salzach, liegt eine alte Stätte der Kümmernisverehrung. Es ist ein altüberlieferter Dienst, dessen Alter auch durch die Art der Verehrung bestätigt wird; massenhafte Wachsgaben auf Grund Gelöbnisses, hauptsächlich Kühe und Pferde, aber auch Kinder, gestielte Augen, einzelne menschliche Glieder, sind von Gläubigen aufgehängt. Unmittelbare Urkunden in Gestalt älterer Denkmale enthält die 1864 neu gebaute und geweihte Kapelle nicht. Aber hundert Schritte nordöstlich von der Kapelle, im Walde, liegt der sogenannte Heidenstein; ein sehr beredtes Zeugnis, daß diese jetzt christliche Verehrungsstätte der Kümmerniskapelle schon in vorchristlicher Zeit eine Stätte der Gottesverehrung war. Auch dieser Name, Heidenstein, ist bemerkenswert; die Volksüberlieferung

ist sehr viel zuverlässiger als man bisher wußte; und um so mehr eine Überlieferung von etwas Heidnischem; denn diese Überlieferung wurde sicher kirchlich und amtlich zunächst bekämpft. Wenn das Volk sich trotzdem den Namen nicht rauben ließ, so war er sicher begründet. Wer weiß, wie lange noch das Bayernvolk dieser Berge an diesem Stein heimlich seine Gebräuche geübt hat; wenn die Kirche noch 1864 eine Umweihung der Kapelle auf Maria hier oben für nötig hielt. Der Heidenstein besteht aus zwei Felsblöcken; einem größeren länglichen Stein, muldenförmig ausgehöhlt, zweifellos von Menschenhand; in der Mulde liegt ein kleinerer Felsblock, wie ein Pfirsichkern in der Frucht; dieser Stein ist etwa 1½ m lang, 1 m breit und 1 m hoch; am oberen Grat dieses Steins ist eine quergehende Rille eingeschnitten. Man hat die Vorstellung, als ob der Kern in der Mulde irgendwie bewegt worden sei, etwa um eine Opfergabe zu zermahlen. Diese Bewegung des oberen Felsblocks wäre freilich nur mit großem Kraftaufwand, also durch Zusammenwirken vieler Menschen und durch besondere Einrichtungen, möglich gewesen. Seine besondere Bedeutung hat dieser Block in der zugehauenen und ausgeschliffenen Mulde sicher gehabt; und diese besondere Bedeutung kann nur in ihrem Zusammenhang mit dem Gottesdienst und den Glaubensvorstellungen der Umwohner liegen. Deshalb jedenfalls, weil das Volk diese Stätte immer wieder aufsuchte mit seinen Anliegen und Gelübden, haben die christlichen Priester dann auf diesem abgelegenen Hügel die Kümmernisverehrung und ihre Kapelle zugelassen, um die Sache wenigstens äußerlich und dem Namen nach zu verchristlichen. Das Heidentum darin war der Kirche stets bewußt; aber mit jener Klugheit und Duldsamkeit, die die frühere Kirche auszeichnete, ging man ganz allmählich vor. Man ließ dem Volke vorläufig seine alten Ehrfurchtsformen (religio), die es sich doch nicht ohne weiteres hätte nehmen lassen; selbstverständlich unter grundsätzlicher Wahrung des Standpunkts, daß aller kirchenamtlich nicht gebilligte Glaube Aberglaube ist. Aber die Kirche kann warten, und wenn es tausend Jahre sind. Am Anfang des 6. Jahrhunderts kamen die Bayern in dieses Land und damals entstand wohl diese Verehrungsstätte. Wesentlich im 8. Jahrhundert wurden die Bistümer eingerichtet, und das freilich vielfach „annoch glimmende Heidenthumb" amtlich beseitigt. 1864 wird der Name der heiligen Kümmernis getilgt.

Bei Obermarsberg, auch Stadtbergen genannt, im westfälischen Sauer(Süder)lande, in den Ausläufern des Osning, des wahrscheinlich nach den Asen genannten Gebirgszugs, in dem das alte Volksheiligtum der Teutoburg stand, liegt ein Waldstück, das der Heiden-

post genannt wird. „In diesem Waldstück befindet sich ein Abhang, auf welchem in einem Halbkreise eine Terrasse sich bildet, gleichsam zum Sitzen und zum Anschauen dessen, was sich zu den Füßen darstellt, einladend. Am Fuße dieses, nur einige Fuß hohen Abhanges steht ein breiter gleichseitig viereckiger Steinwürfel, neben ihm liegt ein anderer, ganz von gleicher Gestalt, welcher augenscheinlich früher auf dem anderen ersteren gelegen hat" (vgl. J. W. Fischer, Die Eresburg, S. 225). Alte Überlieferung berichtet, daß hier eine heidnische Opferstätte gewesen sei. Die Einrichtung mit den beiden Steinblöcken, die vermutlich aufeinander bewegt werden sollten, sieht nach dieser Schilderung dem Burghausener Heidenstein sehr ähnlich.

Man findet, wie schon gesagt, an Denkmälern nichts Altes mehr in der Kapelle bei Burghausen. Denn im Jahre 1864 ist ein ganz neues und sehr stimmungsloses Kapellchen an die Stelle der alten Kümmerniskapelle gesetzt worden, geweiht „der Jungfrau Maria und der heiligen Wilgefortis, welche früher hier als heilige Kümmernis verehrt wurde". Es finden sich noch sieben Bilder der bekleideten Gestalt am Kreuz, nur eine davon mit Bart; bei dreien noch der Spielmann; alle aus neuerer Zeit.

11. Der reitende Gott mit Mantel und Lanze (die sogen. Jupitergigantensäulen Südwestdeutschlands; alemannische Erzscheiben mit dem Lanzenreiter; der Stein von Hornhausen).

In Obergermanien und in einem Teil von Belgien, weniger zahlreich in dem angrenzenden Teil Niedergermaniens und nur versprengt in angrenzenden gallischen Gebieten, sind die sogenannten Jupitergigantensäulen verbreitet. Die Funde von solchen zählen jetzt schon nach hunderten (Dragendorff, Westdeutschland zur Römerzeit, S. 110).

Abb. 33. Die Jupitergigantensäule von Schierstein; aus Köpp, Die Römer in Deutschland.

Auf einer Säule reitet, mit fliegendem Mantel, in schärfster Gangart, und zwar mit wenigen Ausnahmen im Linksgalopp, ein bärtiger Reiter. Die germanischen Reiter trugen den Sporn ursprünglich nur am linken Fuß (L. Wilser, Deutsche Vorzeit, S. 149). Er trägt eine Keule oder eine Lanze, seltener einen Blitzstrahl in der Rechten; unter ihm liegt ein schlangenfüßiges Wesen; also ungefähr in der Gestalt eines Giganten des griechisch-römischen Altertums; es liegt meist mit dem Rücken nach oben;[84]) es hat die Vorderhufe des Pferdes angefaßt und auf seine Schulter genommen; es trägt also mehr den Reiter, als daß es ihn bekämpft.

„Der Gott auf dieser Säule ist aber kein echter römischer

[84]) Ausnahme der 1910 unter der Krypta des Mainzer Doms gefundene Gigantenreiter; Mainzer Zeitschrift, VI, 1911.

Jupiter; weder pflegt Jupiter in römischer Kunst zu reiten, noch erscheint er mit der Lanze bewaffnet." Dragendorff a. a. O. „Jedes Kultdenkmal, das wir bei uns finden, ist in erster Linie nicht ein Denkmal römischen sondern einheimischen Glaubens. Nicht Herkules ist germanischer Gott, sondern Donar ist römischer Gott geworden." „Das Merkur-Heiligtum in Finthen wurde ohne Zweifel auch von den Germanen verehrt. Ebenso geht der Mars-Nemetona-Tempel in Kleinwinternheim auf ein vorrömisches Heiligtum zurück."

Die neueste und sorgfältigste Untersuchung über die Jupiter-Gigantensäulen (Friedrich Hertlein, Die Jupiter-Gigantensäulen, 1910) hat die vorhandenen Denkmäler dieser Art vollständig zusammengestellt und glaubt ihr Vorkommen räumlich bestimmt umgrenzen zu können. Der Verfasser schreibt die Jupiter-Gigantensäulen einem bestimmten germanischen Stamme, den Trevirern, zu. Die Trevirer waren von ursprünglich germanischer Herkunft, wenn sie auch mit den benachbarten Galliern in enger Berührung, und daher von keltischen Sitten beeinflußt waren. Tacitus sagt (Germania, Kap. 28) von den Trevirern, ähnlich wie von den Nerviern, sie seien übermäßig stolz auf ihre behauptete germanische Abstammung, um sich durch das vornehmere germanische Blut möglichst abzuheben von den Galliern und ihrer Untüchtigkeit (Inertia); sie seien aber tatsächlich nicht mehr rein germanischen Bluts.[85]) Hertlein sieht in den Jupiter-Gigantensäulen die anderwärts als Irmensäulen überlieferten germanischen Kultbilder; er findet in dem Reiter den Himmelsgott, in dem tragenden Schlangenfüßler ein Bild der Erde. Die Richtigkeit dieser Behauptung bleibe zunächst dahingestellt. Wohl aber darf man als sicheres Ergebnis der Forschung jetzt betrachten, daß die Jupiter-Gigantensäulen im wesentlichen nordische, also germanische und vielleicht keltische, aber nicht römisch-antike Vorstellungen wiedergeben. Ein so vorsichtiger Forscher wie Dragendorff schreibt: „Wenig tief hat im Grunde die Romanisierung das eigentliche Volksleben berührt. In vollem Umfang ist der alte Volksglaube lebendig geblieben, ungehindert durch den Glauben und die Kultur der neuen Herren des Landes." Auffällig — weil nicht aus römischer Überlieferung zu erklären — ist, daß die Gruppe des sogenannten Jupiter mit dem sogenannten Giganten ausnahmelos auf einer Säule steht. Man hat auf die große Mainzer Jupitersäule hinge-

[85]) So ist die Stelle wohl zu verstehen, mit Hertlein am angeführten Ort, S. 58; nicht so als ob Tacitus die Überlieferung von der germanischen Abstammung der Trevierer überhaupt als eine Einbildung aufgefaßt hätte. Auch die Gallier sollen früher einmal kriegstüchtig gewesen sein, sagt Cäsar (Gallos quoque in bello floruisse audivimus).

wiesen und die ganzen Jupiter-Gigantensäulen auf diese Anregung zurückführen wollen. Aber die Mainzer Säule zeigt lediglich einen stehenden Jupiter; und der Hinweis Hertleins, daß die Jupiter-Gigantengruppe ausnahmslos auf Säulen steht und daß diese Besonderheit unantik ist und daher eine einheimische Grundlage haben muß, ist einleuchtend. Und dieser Hinweis wird durch den Einwand sicher nicht widerlegt, daß auch das Altertum gelegentlich einmal ein Götterbild auf eine Säule stellte wie bei der Mainzer Jupitersäule. Denn der Gigantenreiter mit der Lanze ist in Hunderten von Stücken überliefert; er steht allemal auf einer Säule, und das Vorkommen dieser Denkmalsart häuft sich in einem ganz bestimmten Gebiet nördlich der Alpen. Es spricht daher alles dafür, daß die zugrundeliegenden Vorstellungen einheimische sind, wenn auch, sehr begreiflich, die künstlerische Darstellung stark beeinflußt wurde von dem entwickelterem Handwerk der Römer.

Den auf der Säule dargestellten nordischen Gott bestimmt zu bezeichnen ist natürlich schwierig. In der germanischen Götterwelt war ursprünglich und noch zur Zeit der Annahme der Wocheneinteilung, in der Ziu (Dienstag) vor Wodan (Wednesdag) und Donar (Donnerstag) genannt wird, der mit dem gemein-arischen Wort (Zeus) bezeichnete Ziu (Tiu) der oberste und mächtigste Gott; er wurde in Deutschland erst später durch Wodan aus dieser Stellung verdrängt. Die verschiedenen Göttergestalten gehen, nachdem einmal die Spaltung in verschiedene Gestalten, für die verschiedenen Eigenschaften der ursprünglich einheitlichen Gottheit, eingetreten ist, durcheinander; bevor eine schriftliche Überlieferung der Glaubensformen sie festlegt. Deshalb ist es nicht weiter verwunderlich, daß die Deutungen des Gigantenbekämpfers auseinandergehen; Hettner deutet den Gigantenreiter als germanischen Gott; entweder „als Donar, oder, da Donar seinem ganzen Wesen nach ein fahrender, mit Steinkeulen bewaffneter Gott sei, als den auf weißem Roß daherstürmenden, die Winterstürme bekämpfenden Wodan".[86])

[86]) Die Erörterung der Frage nach dem Wesen der sogenannten Jupitergigantensäulen ist durch Hertleins oben erwähntes Buch und durch neue Funde wieder sehr lebhaft geworden; Haug, Quilling haben sich erneut dazu geäußert. — Haug glaubt die Stiftung dieser Art Denkmäler genau auf die Zeit von 170 bis 246 nach Chr. bestimmen zu können. — Theodor Birt, Die Germanen, 1917 S. 83, setzt ihre Entstehung später, in den Verlauf des 3. und 4. Jahrhunderts; nach Birt stellt der am Boden liegende Gigant den unterworfenen Germanen dar; daß er vielfach den Reiter und das Roß unterstützt, soll darauf hinweisen, daß der unterworfene Germane nun dem siegreichen römischen Kaiser dienen müsse, als Soldat. — Eine ganz neue Arbeit Hertleins schließt aus den besonderen Umständen der Errichtung, insbesondere aus den Kalenderzeiten, auf das germanische Wesen des Denkmals; Mannus, Bd. XIII.

Dieser Zweifel unserer heutigen Erklärer ist nicht weiter verwunderlich; um deswillen; weil die Deutungen wegen der Verschiedenheit der Stämme, wegen der gegenseitigen Beeinflussung und wegen der Flüssigkeit der Glaubensvorstellungen in jener Übergangszeit schon damals nicht feststehend gewesen sein werden. Hertlein möchte einen Ziu in dem Reiter sehen, trotz der Lanze, die ausgesprochen die Waffe Wodans ist und nicht die des Schwertgottes Ziu. Aber auch für den Dritten aus der germanischen Götter-Dreiheit wird die Jupiter-Gigantensäule in Anspruch genommen. Der französische Forscher Totain sieht in dem Gigantenreiter den gegen die Riesen kämpfenden Donar. J. Totain, Klio Bd. 2, 1902. .... la représentation greco-romaine d'un mythe d'origine germanique; le mythe c'est la lutte de Thor contre les géants.

Auf zwei uns erhaltenen Gigantensäulen trägt der Reiter einen kleinen, runden Schild mit dem Abzeichen des vierspeichigen Rades. Diese Beigabe hat mit dem römischen Jupiter nichts zu tun. Das vierspeichige Sonnenrad weist vielmehr mit Bestimmtheit auf nordische Sonnenverehrung hin. „Man wird", sagt Karl Zangemeister, Zur germanischen Mythologie, Neue Heidelberger Jahrbücher, „die Frage ins Auge zu fassen haben, ob dieser Säulentypus vielleicht auf eine mythologische Vorstellung der Germanen zurückgeht" (vgl. oben Abschnitt 6).

In der Stuttgarter Staatssammlung steht ein Abguß dieses unrömischsten Gigantenreiters (aus Hanau) neben dem am meisten verrömerten, nämlich einem Jupiter, der nicht reitet, sondern stehend im Wagen fährt nach antiker Weise. Diese Stuttgarter Gigantensäule hat übrigens nur noch ein einziges Schwesterstück dieser Art, nämlich bei dem der nordische Gott sich so stark den antiken Sitten gefügt hat, daß er im Wagen fährt statt zu reiten.

In späteren Zeiten mußten sich (vgl. unten Abschnitt 16) die christlichen Heiligen zu Pferde setzen und ritterliche Taten verrichten, gefangene Jungfrauen befreien und landschädliche Lindwürmer erschlagen, um den Deutschen zu gefallen. So hatten sich auch vorher die römischen Götter verdeutschen müssen, oder vielmehr die römischen Götter durften meist nur den Namen und ein paar Äußerlichkeiten dazu geben. Jupiter, dessen im Kunsthandwerk nun einmal feststehende Züge allerdings auf den Säulengott übergingen, mußte sich gar zu Pferde setzen und Galopp reiten, was der antiken Anschauung von der Würde und Ruhe der olympischen Götter sehr widerspricht. „Der reitende Jupiter ist etwas unrömisches, er findet sich auch nie auf römischen Münzen" (Hertlein a. a. O. S. 48). In der griechisch-römischen Götterwelt reiten nur mindere Götter, wie

etwa die Dioskuren und später die Göttin Epona, die gut für Pferde ist; auch sie reitet nur Schritt und im Damensitz von der Seite. Für den Säulenreiter dagegen ist, wie Hertlein nachgewiesen hat, scharfe Gangart des Pferdes und zwar überwiegend Linksgalopp kennzeichnend.

Karl Körber sagt in der Mainzer Zeitschrift, Jahrgang 6, 1911: Die in den Jahren 1909 und 1910 gefundenen römischen und frühchristlichen Inschriften: „Aber wo wurde Jupiter jemals reitend und noch dazu in römischer Feldherrntracht, wie es hier meist der Fall ist, dargestellt?"

Körber legt großen Wert darauf, daß auf der 1910 neugefundenen Mainzer Gigantensäule der Gigant auf dem Rücken liegt und daher „nicht als ein dem Gotte untertäniger, ihm getreuer Riese oder Elbe aufgefaßt werden könne". Das wäre ja allerdings wichtig und wäre ausschlaggebend gegen Hertlein. Ist aber, ohne daß wir uns der Hertleinschen Ansicht anschließen, das ganz vereinzelte Vorkommen dieser Stellung wirklich beweisend, wenn weitaus die meisten Denkmäler dieser Art die andere Lage haben. Daß die Vorstellungen über die Art dieses Gottes durcheinander gingen und nicht gerade einwandfrei lehrsatzmäßig festgelegt waren, ist ohnehin sicher. So konnte auch ein einzelner Steinmetz oder der einzelne Bauer, der das Denkmal in seinem Hofe aufstellte, eine ketzerische, mehr römische oder mehr germanische Auffassung von diesem Gotte haben. Man kann dabei auch denken an die oben erwähnte, ebenfalls ganz ungewöhnliche Stuttgarter Säule mit dem fahrenden Gotte, aus Weißenhof, Oberamt Besigheim.

So entscheidet sich auch Friedrich Köpp, Die Römer in Deutschland, S. 146: „Richtiger haben zweifellos die geurteilt, die, wie Hettner, nicht nur den Schlangenfüßler, sondern auch den Reiter in germanischen Gedankenkreis verwiesen. Klipp und klar wird die Deutung niemals sein, weil eben die zugrunde liegende Vorstellung auch nicht klipp und klar war. Es darf gegen die Deutung des Reiters als Wodan nicht angeführt werden, daß dieser sonst in der Gestalt des Merkur erscheint. Denn diese Gleichungen sind schwankend. Aber man wird doch auch mit der Deutung auf Wodan gewiß nicht auskommen. So wird man bei den Wiederholungen bald an diesen, bald an jenen Gott bei dem Reiter vorzugsweise gedacht haben."

Dazu füge ich nur hinzu, daß von den germanischen Hauptgöttern eben nur Wodan in der Volksvorstellung zu Rosse sitzt und in heftigster Gangart reitet (Wuotan leiten die Sprachforscher von wüten ab); sowie weiter, daß er die Lanze führt. Das Führen der

Lanze ist ein weiterer wichtiger Zug, der auf Wodan hindeutet; aber freilich, die Lanze findet sich nicht bei allen Denkmälern.

„Die Gleichsetzung heimischer mit römischen Göttern war schwankend" (A. Riese, Zur Geschichte des Götterkultus im rheinischen Germanien, Westdeutsche Zeitschrift, Band 17, 1898). Das braucht uns aber nicht zum völligen Verzicht zu bringen, wo das Zusammentreffen verschiedener Umstände für ein bestimmtes Denkmal oder selbst für einen umgrenzbaren engeren Kreis von Denkmälern, etwa durch die vorwiegende Beigabe der Lanze, durch das örtliche Vorkommen in einem wodanischen Verehrungsgebiet, also etwa in fränkischem Siedlungsgebiet — im Gegensatz zu bayerischem und alemannischem — uns einen bestimmteren Schluß ermöglicht (vgl. oben Abschnitt 6).

Abb. 34. St. Georg in Bönnigheim; aus Ed. Paulus, Kunst- u. Altert.-Denkm. in Württemberg. (P. Neff Verl., Eßlingen.)

Auch Karl Zangemeister, Zur germanischen Mythologie, in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern, 1895, ist der Meinung, daß Hettners Deutung des sogenannten Gigantenjupiters auf Wodan in den meisten Fällen zutreffen wird.

Man hat in den süddeutschen Mariensäulen noch Entsprechungen oder späte Umbildungen jener Säulen mit der einer Gottheit darauf sehen wollen.[87]) Das ist jedenfalls nicht beweisbar. Wohl aber darf zusammenfassend nochmals betont werden, daß die umfangreichen neueren Untersuchungen der Frage durch Hertlein und andere, auch durch französische Forscher, das ganz begrenzte örtliche Vorkommen und die Besonderheit der sogenannten Jupitergigantensäulen einwandfrei erwiesen haben; sie kommen ausschließlich in einem jetzt westdeutschen Gebiet vor, fast alle als Zubehör ländlicher Ansiedelungen (Anthes) und sie haben keinerlei Entsprechung in der Heimat des römisch-hellenistischen Kulturkreises. Sie geben also sicher nordische Vorstellungen wieder, seien diese nun keltisch oder germanisch. Die Erfahrung auf den übrigen Kulturgebieten, vor allem auf dem

[87]) Weiteres Schrittum dazu: Quilling, Die Jupitersäule des Samus und Severus, das Denkmal in Mainz, 1918; Hoffmann, Die Bagaudensäulen, 1888; ferner Anthes, die Mainzer Jupitersäule; Nochmals die Mainzer Jupitersäule, im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, Nr. 1 und 2, 1920.

der Sprache und der staatlichen Einrichtungen, zeigt aber, daß die Germanen ihre Geistes- und Lebensart zäher bewahrt haben als die Kelten, die dem römischen Einfluß geistig rasch erlagen. Diese geschichtliche Tatsache spricht nun naturgemäß eher für germanischen Ursprung dieser Denkmäler und ihres Vorstellungsgehalts. Man kann sie zeitlich mit annähernder Sicherheit zwischen 150 und 250 nach Christi setzen (Anthes); also in eine Zeit, in der die Gallier schon verhältnismäßig lange unter römischer Herrschaft gestanden haben.

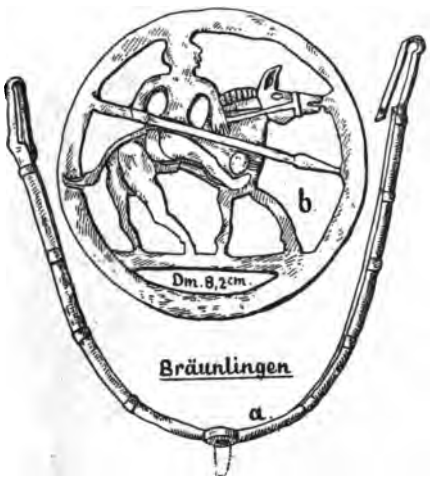


Abb. 35. Aus „Funde und Fundstätten im Großherzogtum Baden".

Auf einer im Jahre 1895 auf alemannischem Gebiet gefundenen Zierscheibe[88]) ist ein Reiter mit Lanze dargestellt; desgleichen an der Schließe eines Kettengehänges, an dem die erzenen Zierscheiben aufbewahrt worden zu sein scheinen (Museum Worms). Eine ganz ähnliche Zierscheibe findet sich bei Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde Tafel 27 S. 466, aus Klinburg, bei Riedhof, jetzt in Zürich. Wenn nicht irgendwie ein Irrtum dabei im Spiel ist über Fundzeit und Fundort, ist also die bei Lindenschmit wiedergegebene Zierscheibe nicht dieselbe wie die badische. Die Ähnlichkeit ist dann freilich höchst auffallend und würde unbedingt auf die gleiche Herkunft und Herstellungsquelle der beiden Scheiben deuten. Das Pferd streckt auf beiden, ganz auffällig und gut beobachtet, wie mit den Nüstern witternd, oder wie wiehernd, seinen Kopf vor. Forrer, Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer bringt auf Taf. 264 Fig. 7 eine ganz ähnliche Scheibe, ebenfalls alemannischer Herkunft, aus der Gegend von Zürich, die freilich mit der eben genannten gleichbedeutend sein könnte.

Abb. 36. Aus L. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde.

In der Mainzer Zeitschrift, Jahrgang 14, 1919, ist eine Gürtel-

[88]) Funde und Fundstätten im Großherzogtum Baden I. Teil Oberland S. 91.

schnalle abgebildet, aus einem Gräberfund von Dietersheim, die ebenfalls einen Reiter zeigt. Er ist erheblich schlechter gezeichnet als die vorerwähnten Stücke. Das Grab wird von H. Behrens, Germanische Kriegergräber, als spät merowingisch, vom Ende des 7. Jahrhunderts, bestimmt.

Das Runenbrakteat von Vadstena und der von Grumpan tragen „das stilisierte Bild eines Reiters, ohne Frage des höchsten Gottes Wodan, der ja auf dem Gegenstück von Vadstena wegen des beigefügten Raben unverkennbar ist" (Ludwig Wilser, Der Brakteat von Grumpan und die Runenfrage, Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte, Band 6, S. 105).

Auch eine Zierscheibe der Stuttgarter Staatssammlung stellt einen ähnlichen Reiter vor (vgl. Altertümer des Oberamts Heidenheim, Eßlingen 1912, S. 68). „Das Stück gehört dem 6. Jahrhundert an. Das wäre also für Alemannen noch vorchristliche Zeit." Robert Forrer bringt am eben angeführten Ort, Fig. 5, eine reichere Zierscheibe; sie stellt nach Forrer einen gepanzerten Reiter vor, mit einem Lindwurm vor sich. Es wird weiter unten, Abschnitt 22, nachgewiesen werden, daß die Bilder auf diesen Scheiben nicht reine Schmuckform sind, sondern eine sinnbildliche Bedeutung haben und zwar mit den Glaubensvorstellungen der Träger oder Trägerinnen zusammenhängen. Das läßt sich nachweisen an den Zierscheiben, die Abzeichen der Sonne tragen und das Hakenkreuz. Beweisend ist insbesondere (vergleiche unten), daß auf den Zierscheiben mehrfach das Hakenkreuz vorkommt, das aus Pferdeköpfen zusammengesetzt ist. Hier kommen also zwei Sinnbilder zusammen, nämlich Hakenkreuz und Sonnenrosse, die mit Sonnenzauber und Sonnenverehrung zu tun haben. Es ist ausgeschlossen, daß diese bekannten und verbreiteten Sinnbilder nun hier auf den Zierscheiben plötzlich reine Schmuckform geworden sein sollten und die besondere Bedeutung verloren hätten, die jedem geläufig war. Das wird, wie schon erwähnt, unten noch näher begründet werden. Es muß nur in diesem Zusammenhang erwähnt werden, weil hier schon ent-

Abb. 37.
Alemannische Zierscheibe, Stuttgart.

sprechende Folgerungen gezogen werden; nämlich daß der Reiter auf den Zierscheiben eine Gottheit vorstellt.

Ein fränkischer Grabstein der Bonner Sammlung, aus Niederdollendorf, zeigt auf der einen Seite wahrscheinlich das Bild des Toten mit dem Skramasax, auf der anderen Seite eine Gestalt mit Strahlenkranz und Lanze sowie einem auf der Brust eingezeichneten Kreise; „vielleicht eine germanische Lichtgottheit", sagt der Führer durch die Bonner Sammlung.

Abb. 38. Fränkischer Grabstein aus Niederdollendorf. Nach Bonner Jahrbücher, Heft 107 (1901).

In der Stuttgarter Staatssammlung wird ein Brettchen aufbewahrt mit der eingeritzten Zeichnung zweier Männer. Der Fund stammt aus der späteren Völkerwanderungszeit und steht in Zusammenhang mit den Holzfunden, Särgen, sogenannten Totenschuhen aus den Gräbern bei Oberflacht. Die beiden Gestalten nun zeigen einen merkwürdigen Kopfputz sowie zwei große Scheiben auf der Brust, von der ungefähren Größe der Zierscheiben. Diese Kreise sind in der sonst so rohen Zeichnung stark hervorgehoben, offenbar weil sie eine besondere Wichtigkeit und Bedeutung haben. Diese kann nur darin bestehen, daß sie Glaubenssinnbilder, Heiltumszeichen sind. Die ganz großen auf der Brust zu tragenden Scheibenfibeln des Mittelalters, die in der Antike keine Entsprechung haben, mögen ein Nachklang jener Heiligenbilder sein; das schönste erhaltene Beispiel jener Fibeln, die uns in Bildern der Würdenträger vielfach überliefert sind, ist die prachtvolle Adlerfibel der Mainzer Sammlung aus der Zeit Konrads des 2. Auch der Kopfputz der beiden Gestalten von Oberflacht ist sehr stark betont; man könnte darin etwa die Andeutung eines

ſtarken Haarwuchſes erkennen, den beſonders hervorzuheben z. B. bei den Franken Anlaß geweſen wäre, um den Träger als den Angehörigen der Königsfamilie zu bezeichnen. Davon wiſſen wir hier, auf alemanniſchem Gebiet, nichts beſonderes. Die allgemeine Haartracht der Sueben, die freilich nur für eine frühere Zeit bezeugt iſt, war eine andere; ſie trugen das Haar zum Knoten geſchlungen auf der rechten, oberen Kopfſeite. Ich ſehe deshalb in dem Kopfſchmuck eine Binde, ein Abzeichen, das man zum Gottesdienſt trug, wie es auf dem

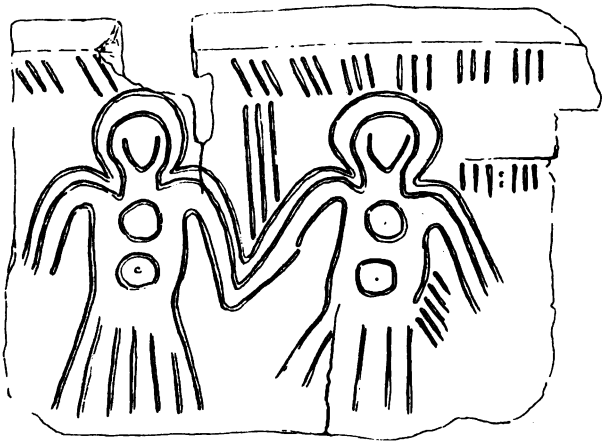
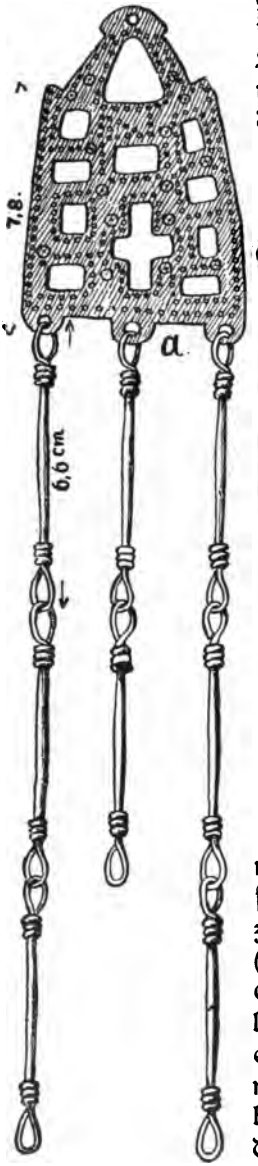


Abb. 39. In ein Brett geritzte Zeichnung aus den Alemannengräbern bei Oberflacht (Stuttgart).

Silberkeſſel von Gundeſtrup deutlicher erkennbar auftritt. Wenn dieſe Meinung richtig iſt, würde ſie unſere Behauptung beſtärken, daß die auf der Ritzzeichnung in Stuttgart hervorgehobenen Scheiben ebenfalls eine beſondere, mit der Gottesverehrung zuſammenhängende Bedeutung haben.

Eine der Waldalgesheimer Schmuckplatten, Muſeum in Bonn (vgl. Bonner Jahrbücher, Bd. 102, 1898), zeigt den Oberkörper eines nach der deutlichen Hervorhebung der Brüſte offenbar als weiblich gemeinten Menſchen, der um den Kopf nach beiden Seiten eine rieſige fiſchblaſenförmige Zier in Geſtalt von Binden trägt. Konſtantin Koenen (a. a. O.) hielt die fiſchblaſenförmigen Gebilde um den Kopf für bloße Flächenverzierung.[89]) Ludwig Lindenſchmit der ältere da-

[89]) Max Verworn, Ideoplaſtiſche Kunſt, S. 15; „Das Bogenſchnörkelmotiv, wie es etwa im Umriß der Fiſchblaſe ſich findet ..... iſt das charakteriſtiſche ornamentale Leitmotiv der geſamten keltiſchen Kunſt".



gegen hielt sie für einen Kopfschmuck und erinnert an die Binden der Priesterinnen auf dem Silberkessel von Gundestrup. (Die Flügelhauben noch heute bestehender Nonnentrachten sind durchaus ähnlich, auch an Umfang und Unzweck-

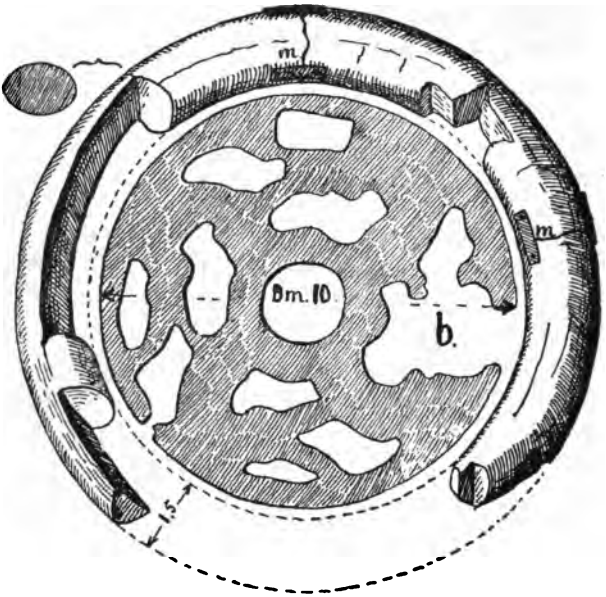


Abb. 40/41.
Aus „Funde und Fundstätten im Großherzogtum Baden" Bd. I.

mäßigkeit.) Ich weise ferner in dem obigen Zusammenhang an ein in der fürstlichen Sammlung zu Sigmaringen aufbewahrtes Beschlagstück hin (vgl. Gröbbels, Der Reihengräberfund von Gammertingen), auf dem ein Kopf einen ähnlichen Kopfschmuck trägt.[90]) Man hat die obenerwähnten runden Beschlagscheiben von Erz, mit ringförmiger Fassung aus Holz oder Bein, häufig als Grabbeigaben in einer Lage gefunden, daß man sie sich an den herabhängenden

[90]) Die Halbgestalt der Waldalgesheimer Schmuckplatte trägt unterhalb der Brüste ein Liniengeschlinge in der Gestalt des Hakenkreuzes. Es ist freilich nicht sehr ausgeprägt und könnte möglicherweise auch ein bloßes Linienspiel sein, das nur zufällig die Form des Hakenkreuzes zeigt.

Enden von weiblichen Gürteln angebracht denkt. Nach allem, was wir durch Tacitus und andere Quellen über die Stellung der Frauen im deutschen Volksleben wissen, wäre es nicht auffällig, daß die Geräte des Gottesdienstes außerhalb ihrer Verwendung von den Frauen aufbewahrt wurden; da ja die Deutschen überhaupt dem Weibe etwas Heiliges oder Göttliches zuschrieben.

Abb. 42. Aus L. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde.

In Wendel in Upland (s. oben S. 117) hat man neben einem gut erhaltenen Helm, der Gestalten der nordischen Überlieferung darstellt, eine lose Zierplatte gefunden, die offenbar von einem anderen nicht erhaltenen Helm herrührt. Auf der Platte ist ein Reiter dargestellt mit der Lanze. Vor ihm und hinter ihm fliegen Raben, der eine von ihnen trägt einen Ring im Schnabel, wie der Rabe des heiligen Oswald. Vor dem Reiter windet sich eine Schlange. „Der Reiter mit Helm", schreibt Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, S. 198, „mit Schild und Speer, begleitet von zwei Vögeln, die

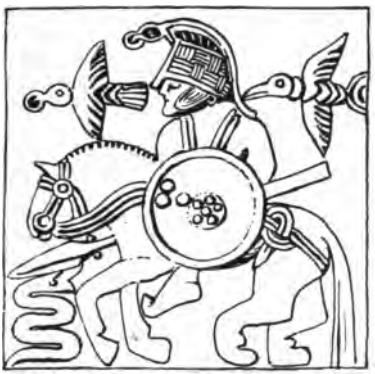


Abb. 43. Odin; gefunden in Wendel in Upland, Schweden.

Abb. 44. Die Nordendorfer Runenspange, nach Lindenschmit.

über ihm fliegen, und einer Schlange, die sich vor dem Pferde aufrichtet, darf wohl mit Recht als Odin bezeichnet werden."

Auf dem Nordendorfer Gräberfeld bei Augsburg wurde in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts eine Spange gefunden, auf der drei Jahrzehnte später, bei der Bearbeitung im Römisch-germanischen Zentralmuseum in Mainz, Ludwig Lindenschmit eine Runeninschrift

fand; ebenso wie auf einer kleineren Spange gleicher Herkunft. Man schreibt das Gräberfeld dem 5. Jahrhundert zu; der Zeit, als der Ostgote Theodorich in weitblickender, freilich für seine Ziele trotzdem nicht erfolgreicher staatsmännischer Voraussicht, dort Alemannen ansiedelte. Man hält daher die Spange für alemannisch. Sie ist in unserem Zusammenhang bemerkenswert, weil sie die Götternamen Donar und Wodan trägt. So sofort und übereinstimmend von Dieterich, Henning und Anderen entziffert; vergleiche Henning, Die deutschen Runendenkmäler, Straßburg, Trübner.

Donar ᚦᛟᚾᚨᚱ ᚦᛟᛞᚨᚾ Wodan

Die Inschrift ist dadurch noch besonders bemerkenswert, daß sie später angebrachte Zusätze in Runenzeichen zeigt, die nur so aufgefaßt werden können, daß sie die ursprünglich heidnischen Inschriften oberflächlich christlich machen wollten. Dicht beim Fundort findet sich ein Donnersberg, also eine vermutliche Verehrungsstätte der alten Götter.

Das britische Volk verfolgt seine Machtziele mit so starker Leidenschaft, daß es, ähnlich wie das jüdische, allmählich die Fähigkeit vollständig zu verlieren scheint, geschichtliche Tatsachen auch einmal ganz sachlich, ohne Hinblick auf das eigene Volk und seine Machtziele zu betrachten. Daher ist ihm auch der Betrieb der Wissenschaft nicht mehr eine Sache für sich, die frei von Nebenabsichten bloß um der zu gewinnenden Einsicht willen betrieben wird, sondern Wissenschaftsbetrieb ist ihm ein Machtmittel im Dienste Englands wie jedes andere Machtmittel auch. Früher betonten die Engländer immer die teutonische Verwandtschaft; später, in den Jahrzehnten, als das teutonische Mutterland sich anschickte, (nach eigenem Zeugnis der Engländer) die in 200 Jahren und mit steter Kriegführung in allen Weltgegenden erworbene britische Handelsvorherrschaft im Zeitraum von 50 Jahren mit nur dem friedlichen Mittel der größeren Erfindungsgabe und der ernstlicheren Arbeit zu brechen, sprang plötzlich der Stammbaum um; es wird nun in England überall die keltische, nach Frankreich weisende Verwandtschaft der Briten betont. Georges Stephens, Runic monuments, 1884, will die Kenntnis der Runen den anderen deutschen Stämmen absprechen und nur den Sachsen zuweisen, die er dann grundsätzlich von den anderen Deutschen unterscheidet. Im Handbuch für deutsche Altertumskunde stellt Ludwig Lindenschmit 1889 schon 38 Runeninschriften aus Deutschland fest; und zwar aus Deutschland im engeren Sinne, d. h. lediglich aus dem Gebiete des Deutschen Reiches, das ja noch viele Millionen Deutscher, nämlich Deutsche im Sinne der Abstammung und der deutschen Kulturgemeinschaft, draußen läßt; nämlich die Niederfranken und Friesen in Holland und Belgien, die Alemannen der Schweiz und Vorarlberg, die Bayern Österreichs. Man wird übrigens sicher noch massenhaft Runeninschriften finden (so hat man inzwischen in Weimar eine Runenspange gefunden; in Kaltenengers, vgl. Korresp.-Blatt 1886 V 29). Wie lange sucht man den schon darnach? Die ganze Germanistik ist kaum 100 Jahre alt und die deutsche Denkmälerforschung ist überhaupt erst im Entstehen.

„Es sind aber nicht nur Stephens Lesungen und Deutungen vielfach als irrig nachgewiesen, sondern es ist auch höchst ergötzlich zu sehen, wie Stephens die Fundstücke nach ihrer Herkunft verteilt. Die Spangen von Freilaubersheim und Charnay

werden für norwegisch erklärt; dagegen stellt er die beiden Nordendorfer Spangen und die von Osthofen unter — England" (Otto Hupp, Runen und Hakenkreuz, 1921). — Man muß übrigens natürlich zugeben, daß die Runen in Skandinavien viel länger im Gebrauch waren als in Deutschland, weil das Christentum Jahrhunderte später nach Skandinavien kam und der Einfluß der Antike in Deutschland so viel stärker war. — Schon L. Lindenschmit beschwerte sich über die völkische Befangenheit britischer Gelehrter.

Frankreich und England erklären jetzt ganz offen, daß Wissenschaft und Unterricht für sie auch nur ein Mittel zur Förderung ihrer völkischen, staatlichen und wirtschaftlichen Belange sind; wie jedes andere Mittel der Staatskunst auch. Selbstverständlich war auch schon früher die Geschichtschreibung der einzelnen Völker beeinflußt durch ihre Lebensbejahung und deren besondere Anforderungen. Aber es ist doch etwas anderes, wenn solche Beeinträchtigung des Erkenntnisstrebens unbewußt erfolgt, als wenn nun ganz planmäßig und offen das Streben nach Erkenntnis dem Willen zur Ichbehauptung untergeordnet wird. Deutschland wird deshalb noch mehr als bisher schon eine Insel der Wissenschaftlichkeit bilden; weil nur Deutschland „das Pathos der Sachlichkeit" besitzt, wie ein Finne kürzlich von ihm rühmte. Vielleicht wird noch Italien und das wieder auferstandene Rußland später wieder wirklichen wissenschaftlichen Geist auftreiben können. In Italien hat ja, obwohl die Zeitungen, wie jetzt noch, Januar 1921, der Corriere della sera, den elenden Verleumdungsfeldzug in Angst um ihre Kriegsgewinne mitmachen, im Grunde kein Gebildeter die Lügen gegen Deutschland geglaubt.

Der Reitergott auf der Säule führt die Lanze. Die heilige Lanze gehörte zu den Krönungsabzeichen des alten Deutschen Reichs. Ihre Heiligkeit stammt am letzten Ende sicherlich noch aus vorchristlichen Vorstellungen, so krampfhaft man sich bemühte, sie zu verchristlichen.

Die heilige Lanze galt sogar als das kostbarste Stück der Reichskleinodien. Als der tote Otto der Dritte endlich, bedrängt und verfolgt noch im Tode von seinen welschen Freunden und beschirmt von seinen sächsischen Getreuen, in die lange mißachtete Heimat zurückkehrte, schickte man die heilige Lanze als das wichtigste Stück heimlich voraus, und Erzbischof Herbert von Köln, der damit beauftragt wurde, mußte seinen eigenen Bruder als Geisel stellen, zur Sicherung der späteren Wiederherausgabe. Denn die heilige Lanze hatte ihre siegbringende Kraft gerade den Vorfahren des unglücklichen deutsch-byzantinischen Mischlings Ottos des Dritten erwiesen; in den beiden Ungarnschlachten von 933 und 955 hatte sie den Sieg gebracht. In den beiden Schlachten, die zusammen mit der Mongolenschlacht von 1241 und der Niederlage der Türken vor Wien im Jahre 1683 darüber entschieden haben, daß Europa den kulturunfähigen turanisch-mongolischen Völkern verschlossen bleiben und weiter der Schauplatz des Kampfes sein solle zwischen der germanischen Nordseewelt oder der Kultur der Gesinnung und der hellenistisch-semitischen Mittelmeerwelt oder der Kultur der Sinne.

Die heilige, siegbringende, rechtschützende Lanze wurde umgeweiht und ins Christliche gedeutet.

Bei Adolf Hofmeister, Die heilige Lanze ein Abzeichen des alten Reichs, Besprechung von Adolf Pischek (in der Zeitschrift der Savigny-stiftung für Rechtsgeschichte, Germ. Abt., Bd. XXX, S. 334) heißt es: „Otto der erste verrichtet vor ihr in der Schlacht sein Gebet, sie gilt als siegbringend." Das ist sicherlich ganz unchristlich. Daß die Verchristlichung späte und künstliche Zutat war, geht auch daraus deutlich hervor, daß nicht weniger als drei verschiedene und im Grunde einander widersprechende Verchristlichungen nebeneinander bestehen; nämlich daß ein Nagel vom Kreuze Christi daran angebracht sei, den vielleicht (Pischek a. a. O.) erst Heinrich der Vierte an der früheren Mauritiuslanze hat anbringen lassen; daß es die Lanze des heiligen Mauritius gewesen sei, der angeblich Offizier in der thebaischen Legion war; und schließlich daß es die Lanze sei, mit der der römische Soldat Longinus den Heiland in die Seite gestochen habe.

„Die heilige Lanze erscheint zur Zeit ihres höchsten rechtlichen Ansehens, bei der Einsetzung Heinrichs des Zweiten, schlechthin als das Sinnbild für die Übertragung der Herrscherrechte" (Pischek). „Nebenher geht eine religiöse Auffassung, weil in ihr Nägel vom Kreuze Christi angebracht sind."

Die Bedeutung der Lanze für Rechtsleben und Staatsgewalt steht durchaus in Einklang mit ihrer älteren Beziehung zum siegbringenden Schlachtengott Wodan; denn dieser übernimmt, nachdem er den älteren Himmelsgott, den Schwertgott Ziu, verdrängt hat, auch dessen Amt als Schützer der Rechtsordnung.

Die Stoßlanze — im Gegensatz zur Wurflanze, dem römischen Pilum — die Reiterlanze, die Waffe Wodans und des heiligen Michael, des Schutzheiligen der Deutschen, dessen Bild die alte deutsche Reichsfahne trug, ist eine deutsche Lieblingswaffe. Es ist die waffenfachlich vorangeschrittenste Waffe gegenüber dem urtümlichen Steinhammer, der Waffe des ältesten Germanischen Gottes, Donar;[91]) und auch gegenüber dem Erz- und später Eisenschwert, der Waffe des Schwertgottes, Ziu, Saxnot, Er. Mittels der Lanze konnten die Wodanverehrer, die Franken, und die die Langebarte führten, die Langobarden, den Sieg erringen über die altertümlicher bewaffneten Vandalen, Alemannen und Sachsen und deren altertümlicheren Gott, Ziu, Saxnot.

Die Stoßlanze ist eine Vorzugswaffe des Deutschen geblieben, von den Lanzknechten des ausgehenden Mittelalters, die sich freilich selten große Opfer an Tapferkeit abrangen, zu den Lanzenreitern oder Ulanen im Kriege von 1870; als, wie es Graf Gobineau in „Frankreich in 1870" (Reclam) schildert, vor einer einzelnen Ulanenstreife oft ganze Dorfschaften ausrissen; bis zu dem größten Nibelungenkampf, dem Kampf unserer Tage, als ein Geschwader der Päsewalker, früher Ansbach-Bayreuth-

[91]) Vgl. Professor Hermann Schneider, Die Felszeichnungen von Bohuslän, das Grab von Kivic usw. als Denkmäler der vorgeschichtlichen Sonnenreligion, Veröffentlichungen des Provinzialmuseums zu Halle, Heft 2, 1918 S. 40.

dragoner von Hohenfriedberg unter seinem Rittmeister Heros von Borcke in Rumänien ein ganzes Bataillon Lateiner gefangen nahm; das war offensichtlich noch eine Wirkung des Kimbernschreckens vom Jahre 105 vor Christi. „Urältestes bewährt aufs neu".

Und dieses Regiment, eines der ruhmreichsten Regimenter der ruhmreichsten Armee der Welt mußte, nach so unerhörten Heldentaten, bei Nacht und Nebel heimlich in seinen alten Standort Pasewalk einrücken, weil ihm, während die Männer draußen kämpften, die im Rücken der deutschen Front wirkenden Verbündeten des Vielverbands inzwischen Staat und Vaterland und Ehre geraubt hatten.

Wann wird diese schauerliche Meintat an den Landesverrätern so gerächt sein, daß wenigstens die gefallenen Helden Ruhe finden in ihren Gräbern.

Neben der Südtür der Johanniskirche in Gmünd, aus dem Ausgang der Staufenzeit, ist ein Reiter mit der Lanze in Flachbildnerei dargestellt. Er wird unten noch zu besprechen sein, wo von Darstellungen des wilden Jägers die Rede ist (vgl. unten Abschnitt 18).

In Hornhausen bei Oschersleben ist der berühmte Reiterstein des hallischen Museums für Vorgeschichte gefunden worden. „Das einzige bisher bekannte Steindenkmal der Völkerwanderungszeit auf dem Gebiet des freien Germaniens", nennt es Professor Hahne im Führer durch das Museum, Halle 1918. „Er stammt von der Stelle eines Skelettfriedhofs auf dem Saalberg bei Hornhausen und rührt wie weitere Bruchstücke ähnlicher Steine wahrscheinlich von einem Grabaufbau oder -umbau her. Es stellt einen Reiter mit langem Haar ohne Helm dar, mit großem Knebelspeer, Schwert und rundem, mit dem Drehwirbel gezierten Schild, auf einem auffallend großen Pferd, vielleicht dem Wodansroß, das die gefallenen Helden nach Walhöll holt.[92]) Unter dem Reiter bildet eine vielfach und in stark zusammengedrückter Mäanderform gewundene Schlange den Erdboden, der das Roß trägt. Die Schlange, die in der Erde und nach der Volksmeinung von Erde lebt, ist ein Sinnbild der Erde (vgl. oben Abschnitt 4, die Gestalt der Erde am Regensburger Schottentor). Die Schlange ist dem Wodan heilig; sie ist am Boden vor dem Rosse abgebildet auf dem in Wendel in Upland gefundenen Beschlagstück mit dem Reiter und den Raben, das sicher Wodan vorstellen soll. Sie findet sich auf der bei Forrer, Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer, Tafel 264, Fig. 5, gebrachten Erzscheibe mit dem Reiter, die oben S. 143 zu erwähnen war und vermutlich ebenfalls den Wodan vorstellen soll.

---

[92]) Hans Hahne, Provinzialmuseum für Vorgeschichte zu Halle; „Der Stein ist offenbar als Mauerstein beim Bau einer an dieser Stelle früher befindlichen Kapelle benutzt gewesen, ebenso wie die andern Bruchstücke, unter denen sich Reste eines zweiten Reiters und zweier Jagdszenen mit Hirschkuh und Hund, einer religiösen Darstellung, befinden".

Sowohl die Haltung des Pferdes, mit dem vorgestreckten Kopf,[93]) wie die der Lanze auf dem Reiterstein von Hornhausen erinnern sofort an die beiden Erzscheiben von Karlsruhe und Zürich. Es hatte sich also eine feststehende Form für diese Darstellung schon ausgebildet. Das verstärkt natürlich die Meinung, daß sie mit Glau-

Abb. 45. Der Reiterstein von Hornhausen, Kr. Oschersleben. Germanisch, um 700 n. Chr. Aus dem Provinzialmuseum für Vorgeschichte zu Halle.

bensvorstellungen zusammenhängt. Auffällig bleibt dabei die Kleinheit des Reiters im Verhältnis zum Roß auf dem Hornhausener Stein. Damit beabsichtigte der Künstler sicher etwas. Auch auf dem Runenstein von Tjängvide (jetzt in Stockholm) trägt das dort achtfüßig gebildete Roß, Odins Roß Sleipner, einen im Verhältnis

[93]) Die uns freilich heute vielleicht mehr auffällt als einem gleichzeitigen Betrachter, weil wir eben an das zugerittene, beigezäumte Pferd gewohnt sind.

auffällig kleinen Reiter. Es wird wohl die Meinung Hahnes richtig sein, daß nicht der Gott selbst auf dem Hornhausener Stein dargestellt ist, sondern nur sein Roß, das einen seiner Krieger trägt; das Roß ist sehr deutlich als Hengst gekennzeichnet.

Es ist nicht etwa der Tote gemeint mit dem Reiter. Auf dem Grabstein von Niederdollendorf in Bonn, der auf der einen Seite den oben besprochenen Gott mit Lanze und Strahlenkranz und mit dem Heiltumsbildchen auf der Brust aufweist, zeigt die Rückseite den Toten; zwar mit dem Kamm in der Hand; aber eben doch im Grabe liegend (H. Lehner, Ausgrabungs- und Fundberichte, Bonner Jahrbücher, Heft 107, 1901 S. 226). Während der Südländer sich den Tod und seine Schrecken zu mildern sucht durch eine verschönernde und seine Schmerzen verhüllende Darstellung — man denke an die attischen Grabsteine —, stellt der Nordländer mit seinem stärkeren Wahrhaftigkeitssinn und seinem geringeren Grauen vor dem Tode auf dem Grabmal einfach den Toten im Tode dar; zuweilen sogar in der noch grausameren Form des Gerippes. Der Reiter auf dem Hornhausener Stein ist sicher nicht der Bestattete als lebend gedacht, sondern nach dem Tode; also etwa, wie Hahne es auffaßt, auf seinem Ritt zu Walhall. Möglicherweise könnte der Reiter aber auch eine Gottheit vorstellen und dann käme nur Wodan in Betracht.

„Odin schleudert den Speer über Völker, so kam der Krieg in die Welt zuerst", heißt es in der Edda. Das erinnert, sagt Simrock, a. a. O. S. 177, an Kaiser Ottos Speerwurf gegen Dänemark, mit dem er gelobte, bei seiner Zurückkunft das Land zu bekehren. Der Speer, der später in seiner Hand zum Stabe wird, ist die Waffe Wodans. An dem Speer des Wanderers in Schlapphut und Mantel zerspringt das beste Schwert; auch wenn es von Wodan selbst früher dem Günstling verliehen ist, dem er nun seine Gunst entzieht.

„Der Sieg Odins über Tyr wird durch den Sieg der Lanze über das Schwert entschieden" (Richard Meyer, Altgermanische Mythologie S. 183). S. 229: „Vorzugsweise erscheint Wodan als Reiter." Der Reiter mit der Lanze auf den Jupitergigantensäulen und auf den Erzscheiben von Karlsruhe und Zürich ist kein anderer als Wodan.

12. Die drei Abgötter Ziu, Wodan, Donar am Kirchturm. (Peter-Paulsturm in Hirsau; der Säulenfuß von Speier; das Steinbild von Wildberg.)

Der Glockenturm von St. Peter und Paul zu Hirsau im Schwarzwald, erbaut von 1083 bis 1091, trägt an drei Seiten, an der Nord-, West- und Südseite, in etwa Zweistockwerkshöhe, merkwürdige Steinbilder. Die Nordseite zeigt einen ruhig sitzenden bärtigen Mann in Leibrock und Gürtel, mit herabfallenden Gürtelenden. Zu seiner Linken hat er ein vierspeichiges Rad und eine betende Halbgestalt. Zu seiner Rechten ein gehörntes Tier, meines Erachtens einen Geisbock. Dieses Rad weist uns den Weg zur Deutung des ganzen Frieses. Für unser Gebiet, das der alemannischen Ziuvari, Ziuverehrer,[93a]) haben wir jetzt in dem Tübinger Flachbild (vgl. unten Abschnitt 20—22), in der Rottweiler Zierscheibe und in den vielen anderen alemannischen Zierscheiben mit Hakenkreuz oder sternförmigen Gebilden, in dem Bietenhausener Bogenfeld und vor allem in dem Murrhardter Bogenfeld, auf dem der abgöttische Sonnendiener mit seinem Heilszeichen von dem christlichen Priester mit dem Weihwedel gebannt wird, Anhaltspunkte genug, um mit Bestimmtheit sagen zu können, das Rad ist Sinnbild der Sonne und ihres Dienstes; der Beter mit aufgehobenen Händen stellt einen Anhänger dieses abgöttischen Dienstes vor. Und dieser Sonnengott ist hier in Alemannien gleichbedeutend mit Ziu, dem obersten Himmelsgott.

Karl Simrock, Deutsche Mythologie S. 545: Es ist „wahrscheinlich, daß das Rad .... den deutschen Sonnengott bezeichnet". J. W. Wolff, Beiträge zur deutschen Mythologie Bd. I S. 117.

Daß die Verehrung der Himmelslichter bei den Germanen heimisch war, ist sicher. Das berichtet Cäsar ausdrücklich. Die deutschen Namen für die Wochentage bringen an erster Stelle, vor der Götterdreiheit Ziu, Wodan, Donar, die Sonne. Die heilige Katharina, auf die man auch riet, um das Rad an der Hirsauer Kirche zu deuten, hat keinerlei Beziehung dorthin. Außerdem ist die betende Halbgestalt eher männlich und anscheinend nackt. Dies hebt schon Fastenau hervor, Romanische Steinplastik in Schwaben S. 5, der im

---

93a) Neuerdings wird freilich behauptet, diese Bezeichnung, ebenso wie der Name Ziesburg, für die Alemannen Hauptstadt Augsburg, beruhe auf einem Schreibfehler; s. Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde.

Abb. 46/47. Peter-Paulsturm in Hirsau, West- und Südseite. Aufnahme von Dr. Frz Stödtner.

Abb. 48. Peter-Paulsturm in Hirsau, Nordseite.

übrigen immer nur eine christlichdogmatische, alttestamentarische oder antike Erklärung sucht und die Möglichkeit, daß hier einheimische deutsch-nordische Vorstellungen vielleicht einen Niederschlag gefunden haben könnten, überhaupt nicht erwägt. Das Tier spricht auch Fastenau als einen Bock an; ebenso die beiden Tiere der Südseite. Meines Erachtens stellen alle gehörnten Tiere auf den drei Seiten Böcke vor. Die gehörnten Tiere an der Westseite will der erwähnte Beurteiler für Antilopen halten und bringt dazu die Beschreibung des „Antholops" aus dem Physiologus, jener mittelalterlichen Abhandlung über fabelhafte und wirkliche Tiere. Was bedeuten nun aber vor allem die drei bärtigen Männer in langen Leibröcken mit den Gürteln?

„Auf der Hirsauer Kirche zeigt sich als Sinnschmuck kein anderer als der alte Wodan mit Kraftgürtel und Sonnenrad, der Herr über das All und das Feuer" (B. Hanftmann, Hessische Holzbauten, Verlag Elwert, Marburg). Hanftmann ist nicht im eigentlichen Sinne germanistischer Fachmann; aber wer ist eigentlich der berufene Fachmann für solche Untersuchungen? Es fehlt uns eben noch eine mittelalterliche Denkmälerkunde (Archäologie). Hanftmann ist ein Baumeister, der sehr viel gesehen und verglichen hat. Er ist also im Grund mehr Fachmann für diese Frage der Denkmälerforschung, als der regelmäßig für zuständig erachtete Germanist, der im wesentlichen sprachgeschichtlich vorgebildet ist.

Ich schließe mich der Meinung an, daß die drei Gestalten Unholde, Abgötter darstellen sollen; aber nicht so, daß etwa die Urheber dieser Bildnereien durch die Darstellung ihr heimliches Heidentum hätten bekennen wollen (wie Hanftmann meint).

Hanftmann schreibt a. a. O.: „Die vorgotische Zeit sah im Alemannischen Scharen von langobardischen Bauleuten. Der Hauptgott der Langobarden war ehedem Wodan und hier im Lande früherer Ziudiener glaubten sie wohl unerkannt und ungestraft früherer Göttermär ein Denkmal setzen zu können. Wer weiß zudem, was damals noch in der Brust dieser germanischen Muß-Christen lebte." Sondern die Anbringung der Gestalten und der Sinnbilder der Sonnenverehrung bedeutet auch hier, daß diese feindlichen Gottheiten dadurch gebannt, unschädlich gemacht werden sollten.

Man wollte Mönche in den drei Bärtigen sehen. Man mußte zwar gleich hinzusetzen, daß die Benediktiner keine Bärte trugen und erblickte daher in den bärtigen Gestalten die in Hirsau zuerst nachweislichen (s. v. Hofmann a. a. O.) Laienbrüder am Bau; die Fratres barbati. Diese Deutung hat etwas sehr unwahrscheinliches.

Die bärtigen Gestalten treten in gleicher Reihe mit den Tieren, den Böcken und Löwen auf, denen man allgemein besondere Bedeutung zuschreibt. Die menschlichen Gestalten sind auch sonst in keiner Weise, weder durch Beigaben noch durch das was sie tun, als Bauleute gekennzeichnet, wie zum Beispiel eine deshalb auch als Baumeister gedeutete Gestalt, die sich unter den merkwürdigen Bildnereien der Kirche in Großlinden bei Gießen findet; oder wie der Bruder Pförtner in der Schottenkirche in Regensburg. Sollte wohl Abt Wilhelm diese Laienbrüder wirklich so ausgezeichnet haben; und wie wenig würden diese Bildnisse zu den doch sicherlich bedeutungsvollen und sinnbildlichen Gestalten der Tiere passen.

Abb. 49.

Abb. 50.

Am Turm der Johanniskirche in Schwäbisch-Gmünd, die an drei verschiedenen Stellen, am Turm unterm Dachgesims, an der westlichen Stirnseite und an einer Eingangstür der Südseite Darstellungen der wilden Jagd zeigt, stehen oben am Turm, in den Schallöffnungen, die nebenstehenden Gestalten; bärtig, im langen Leibrock; die eine mit einer deutlichen Gebärde der Klage oder des Verzagens. Die Johanniskirche war Filiale der Pfarrkirche; von bärtigen Laienbrüdern (fratres barbati) eines Klosters kann hier keine Rede sein. Zur Erklärung der Gestalten geben uns hier die vielfachen fratzenhaften Untiere, die sich überall auf der Johanniskirche tummeln, einen Fingerzeig. Sie wollen die dem Christen feindlichen Mächte, Dämonen, bezeichnen und wollen diese in Bilde bannen. Ebenso bezeichnet die wilde Jagd etwas Heidnisches, Böses; den Zug der gottlosen Seelen in Wodans wildem Heer. Die bärtigen

Gestalten aber wollen die heidnischen Götter selber vorstellen; sie sollen gebannt und unschädlich gemacht werden dadurch, daß die Kirche sie im Bilde besitzt und an ihre Außenmauer fesselt, ausgeschlossen von den Heiltümern des Innern.

Auf einsamer Höhe, bei Burgerroth in Unterfranken, liegt die merkwürdige Kunigundenkapelle, die unten noch näher zu besprechen sein wird (vgl. unten Abschn. 23 und 27); dort steht ebenfalls oben zwischen den Schallöchern des Glockenturms eine Gestalt; und zwar noch auffälliger als in Gmünd; sie verdeckt hier völlig die Mittelsäule und tritt an deren Stelle. Die Gestalt trägt einen gegürteten Leibrock; sie hat massenhafte Armringe am Unterarm; sie ist wahrscheinlich weiblich, und hält in der rechten Hand einen Ring, in der linken die bekannte dreiflammige Form der Kerze oder heraldischen Lilie. Diese sogenannte Lilie hat sicher eine besondere Bedeutung, die an Alter und Tragweite über die heraldische hinausgeht (vgl. unten Abschn. 27).

Die Gestalt wird meist, so im bayrischen Denkmälerwerk, Band Ochsenfurt, als die heilige Kunigunde aufgefaßt. Ich glaube unten dartun zu können, daß das unrichtig ist; daß vielmehr auch hier mit dieser außen am Turm, hoch oben in der Schallöffnung, angebrachten Gestalt die heidnische Gottheit abgebildet und gebannt werden sollte, die früher an dieser Stätte heimisch war.

In der Stuttgarter Staatssammlung befindet sich das etwas überlebensgroße Steinbild eines bärtigen Mannes im langen Leibrock und Gürtel mit herabhängenden Gürtelenden; das Haar ist in lange Zöpfe geflochten. Der Führer durch die Stuttgarter Staatssammlung bezeichnet das Steinbild als vielleicht schon christlich. Früher wurde es allgemein für vorchristlich gehalten und jedenfalls weiß man keinerlei überzeugende christliche Deutung.

Oscar Paret, Urgeschichte Württembergs, S. 86, hält dieses Wildberger Sandsteinbild, wie auch das gleich zu erwähnende von Holzgerlingen, für vorchristlich, schreibt beide aber den Kelten zu. Mir scheint die Ähnlichkeit dieses in Wildberg, nicht allzu weit von Hirsau, gefundenen Steinbildes mit den Hirsauer Gestalten auffällig zu sein; in der hervorgehobenen Bärtigkeit, mit dem langen Leibrock, den herabfallenden Gürtelenden; mindestens bei dem einen der Hirsauer, dem neben dem Rad, scheinen mir auch Spuren eines Zopfes erkennbar.

Bei Bamberg, in einem Pfahlbau, sind eine Reihe von Steinbildern gefunden worden. Man hält sie für slawische Götterbilder; sie werden jetzt in München in der vorgeschichtlichen Sammlung

in der alten Akademie, aufbewahrt.[94]) Ludwig Lindenschmit, Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, Bd. I Heft 2 Tafel 5, bringt

Abb. 51.
Das Wildberger Steinbild.
Aus E. Paulus, a. a. O.

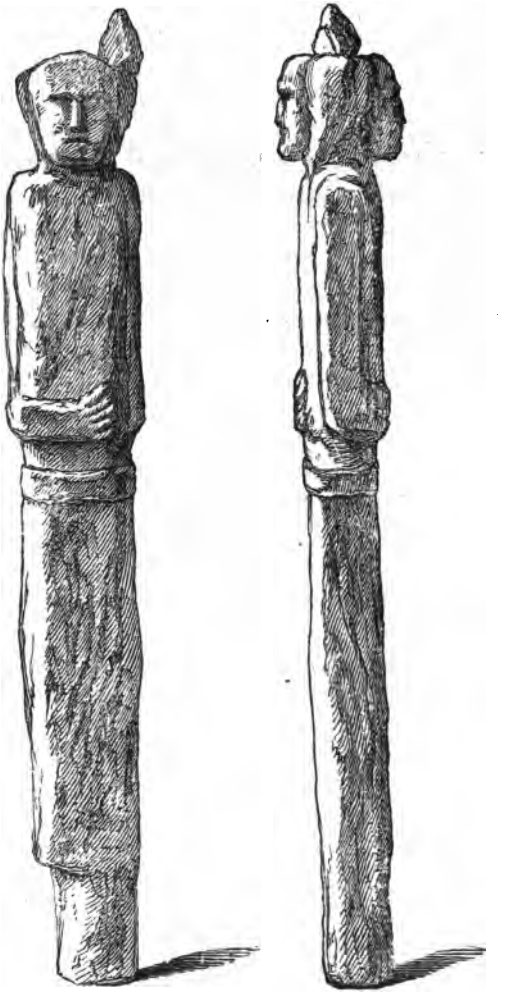


Abb. 52. Steinsäule von Holzgerlingen.

eine Abbildung. Sie haben Ähnlichkeit mit dem Wildberger Steinbild.

Ein Steinbild aus Westpreußen, abgebildet bei Sophus Müller,

[94]) Friedr. Leitschuh, Band Würzburg in Seemanns berühmten Kunststätten, S. 3, bringt die Nachricht, daß man im Jahre 1474 die vom Frankenapostel Kilian in den Main geworfenen Götterbilder der Heiden wieder aufgefunden und an den Graden des Doms aufgestellt habe. Sie sind jetzt spurlos verschwunden.

Urgeschichte Europas, hat ebenfalls eine gewisse Ähnlichkeit mit unseren Steinbildern.

Die Steingestalt von Holzgerlingen, in der Stuttgarter Staatssammlung, stellt wieder eine etwas andere und wohl frühere Form dar; sie ist doppelköpfig und verrät noch deutlicher als die Wildberger Bildsäule die Herstellung aus einem runden Baumstamm; Truncus; obwohl sie aus Stein gemeißelt ist. Dieses scheint ja eine allgemeinere Erscheinung zu sein. Häufig lassen altertümliche griechische Götterbilder, u. a. solche aus dem Perserschutt der Akropolis zu Athen, noch deutlich den Baumstamm erkennen, aus dem das ältere Kultbild geschnitzt war. Dieses wollen auch die späteren aus Stein gemeißelten möglichst wiedergeben.[95]) Aber vielleicht ist die Ähnlichkeit des Götterbildes mit einem Baumstamm noch tiefer begründet, als in der allgemeinen Neigung zum starren Festhalten am Alten, die freilich überall die kirchlichen Einrichtungen kennzeichnet. Vgl. Grimm, Deutsche Mythologie, 2. Aufl. S. 106: „Wie sich das Bild in den Begriff des Baums verliert, geht der Baum in den des Bildes über; in der westfälischen Irmensäule liegt die Vorstellung von der hessischen Donareiche sicher ganz nahe. Beide verwandelten die Bekehrer in Peterskirchen. Ich vermute näheren Zusammenhang zwischen den Irmensäulen und den im späteren Mittelalter, zumal im nördlichen Deutschland, aufgerichteten Rolandsäulen" (vgl. oben Abschn. 6).

Paul Clemen (Merowingische und Karolingische Plastik in den Bonner Jahrbüchern Bd. 92, 1892) berichtet von Funden aus Spanien, die in unserem Zusammenhang bemerkenwert wären; fünfzehn Steingestalten aus Yekla in Spanien, von westgotischer Arbeit; mit hohen Mützen und geflochtenen Zöpfen, mit anliegenden Armen; in den Händen am Gürtel ein Gefäß haltend. Sie würden also an die für slawisch gehaltenen Steinbilder mit dem Trinkhorn aus Nordostdeutschland erinnern.[96])

Ein neuerer Forscher (J. A. Endres) will das Wildberger Steinbild als einen Simson deuten. Wenn die langen Zöpfe, in denen Endres Simsons langes Haar sieht, nun auch bei jenen unzweifelhaft vorchristlichen Statuen auftreten, wäre ein Hauptgrund von Endres dafür, daß das Wildberger Steinbild einen Simson

[95]) Oskar Paret, a. a. O. S. 86, erwähnt ein 1860 in Schönbuch gefundenes Steinbild, in Gestalt „eines viereckigen, kaum an den Kanten gerundeten Pfeilers, an dessen Seiten die herabhängenden Arme starr angelegt sind". Paret nennt nicht den Aufbewahrungsort dieses Steinbildes.

[96]) Die Gestalten waren nach Clemen 1873 auf der Pariser Weltausstellung zu sehen und es gibt eine spanische Veröffentlichung darüber von 1871, die mir nicht erhältlich war.

darstellen soll, beseitigt. Das sogen. Brückenmännchen an der Regensburger Donaubrücke hat, wie der Abguß im Mainzer Museum besser erkennen läßt als das Urbild, ebenfalls lange Zöpfe. Es ist auch nach der ganzen künstlerischen Darstellungsweise unwahrscheinlich, daß das Wildberger Bild christlich ist. Das Bild fällt, wie mir scheinen will, völlig aus dem Rahmen dessen heraus, was uns aus auch noch so früher christlicher Zeit erhalten ist. Und es steht in der künstlerischen Art dem Steinbild von Holzgerlingen nahe, das doch schon wegen seiner Doppelköpfigkeit sich jeder christlichen Deutung versagt. Bei beiden Bildern, dem von Wildberg und dem von Holzgerlingen, tritt übrigens eine Besonderheit sehr deutlich auf, die man zunächst als künstlerisch und stofflich-handwerklich bedingt aufzufassen geneigt ist, der aber Karl Helm in seiner Altgermanischen Religionsgeschichte, anknüpfend an schon von Grimm ausgesprochene Gedanken, eine besondere religionsgeschichtliche Bedeutung zuspricht; nämlich der Umstand, der schon erwähnt würde, daß bei beiden Standbildern die Herkunft aus dem runden Baumstamm, dem truncus ligni, noch so deutlich erkennbar ist.[97]) Wo man in christlicher Zeit sich den Aufwand einer solchen überlebensgroßen Steingestalt leistete, hätte man sicherlich auch eine gewisse Beziehung zur antiken künstlerischen Überlieferung gehabt. Steinbau und Steinbehandlung hat die nordeuropäische Welt von der Antike gelernt, während Holzbau und Holzbehandlung im Norden beheimatet sind. Karl der Große schickte ausgebildete Holzarbeiter nach dem Süden wie er umgekehrt Werkverständige in Stein und selbst unmittelbar steinerne Werkstücke, Säulen für Aachen und Ingelheim, aus Italien bezog.

Daß man, nebenbei bemerkt, den Steinbau für künstlerisch vornehmer hält, ist ein weiteres Zeichen der vorherrschenden Griechentümelei. „In einem bestimmten Gebiet Norddeutschlands — ungefähr Niedersachsen — hat man die Höhepunkte des Fachwerkbaues überhaupt aufzusuchen, eine durchaus eigene deutsche Kunst, wie nur noch der baltisch-märkische Ziegelbau eine zweite bildet." (Gustav Wolf, Die schöne

[97]) Karl Helm sagt auf S. 233 a. a. O. nachdem er einige erhaltene menschenähnliche Bilder aus Holz besprochen und als Götterbilder angesprochen hat: „Aus Stein gehauene Götterbilder müßten sich zum Teil wenigstens erhalten haben, während keine Spur begegnet". Es ist mir nicht bekannt, ob Helm einen besonderen Grund hat, die vorhandenen steinernen Götterbilder in Deutschland als für die germanische Glaubensgeschichte nicht in Betracht kommend abzulehnen? Also daß er etwa die Bamberger Steinbilder der Münchener vorgeschichtlichen Sammlung in der Akademie schlechthin für slawisch erklärt, was sie ja wahrscheinlich sind; unsere schwäbischen für keltisch-vorgermanisch, was unwahrscheinlich ist; die westpreußischen für slawisch; und die westgotischen, die ihm ja freilich leicht entgehen konnten? Die Bamberger Bilder sind in Lindenschmits Altertümern unserer heidnischen Vorzeit veröffentlicht; das Wildberger Steinbild steht, im Abguß, im römisch-germanischen Zentralmuseum in Mainz.

deutsche Stadt, 1913, S. 98.) Ein Holzbau kann ein vollendet schöner Ausdruck seiner Bauaufgabe sein und deshalb ein höchststehendes Kunstwerk, während der griechische Tempel eine stoffwidrige Nachahmung des Holzbaues in Stein ist; der Steinbau in Quadern hat erst nach der Erfindung der Wölbung, also etwa im Pantheoninnern, in der Konstantinsbasilika, in einem gotischen Gewölbe, seine künstlerische Ausdrucksform gefunden, weil nun erst der Stein auf seine werkliche Begabung, auf Widerstandsfähigkeit gegen Druck, beansprucht wird; während der griechische Tempel den Stein seinem Wesen zuwider wie einen Holzbalken verwendet, mit dem Erfolg, daß wegen der Brüchigkeit des Steins der Zweck, einen überdachten Raum zu gewinnen, nur sehr unzulänglich erreicht wird. Fast der ganze Raum muß ja wieder mit Stützen zugestellt werden. Man spürt deshalb beim Griechentempel ein fachliches Nichtkönnen und das wirkt immer unangenehm, künstlerisch verfehlt. — Der Mensch kann in Stein eben noch nicht bauen, solange er noch nicht das Keilschnittgewölbe kennt; der Grieche verwendete es jedenfalls nicht; vielleicht nur, weil die durch den Holzbau gebotene Form die sakrale geworden war. Daß man das nicht empfunden hat, ist auch eine Erscheinung jenes merkwürdigen Banns, den die Mittelmeergesittung immer noch auf das Gemüt des Nordländers ausübt. Dahin gehört auch die Bewunderung der griechischen Vasenmalerei; tatsächlich ist es ganz einfach sehr unempfunden und gewaltsam, auf dem Bauch eines Flüssigkeitsbehälters Heldengesänge zu schildern, deren Gestalten sich dem Beschauer durch die Krümmung der Fläche stets verzerren und die außerdem durch ihren hohen Ton doch in offenbarem Widerspruch stehen zum gezierten Gegenstand, einem Flüssigkeitsbehälter, der ein solcher bleibt, auch wenn er nur zum Zweck, diese Zier zu tragen, hergestellt wird. Sehr richtig sagt Otto Kümmel, Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes, über das Kunstgewerbe Chinas: „Wie der Maler in Farben, so denkt der Töpfer in Ton und Glasur; sehr unähnlich seinem griechischen Bruder, der seine keramische Blöße dürftig mit Anleihen bei der großen Malerei seiner Zeit deckt."

Die geschichtliche Betrachtung darf, ja sie soll sogar, wie Georg Dehio jetzt in seiner deutschen Kunstgeschichte ausdrücklich hervorhebt, bei ihrem Bericht auch das eigene Geschmacksurteil des Berichterstatters zum Ausdruck bringen. Dann darf sie sich auch nicht scheuen, Dinge auszusprechen, die der herrschenden Lehre als Ketzereien gelten. Die Hochgotik hat bis vor kurzem immer sehr gute kunstgeschichtliche Schulzeugnisse erhalten im Gegensatz zur Spätgotik. Der Grund ist wahrscheinlich der, daß die Hochgotik so schön regelgerecht und schulmäßig ist, und weil man ihr, grade wegen der stärkeren Ausschaltung des Persönlichen, die geschichtlichen Zusammenhänge so viel schneller und reinlicher aufzeigen kann. Denn das ist ja naturgemäß das Bestreben des Wissenschaftlers. Darum kauft der wissenschaftliche Sammlungsleiter beileibe nicht etwa den besten Uhde, Leibl, Feuerbach usw., sondern den möglichst frühen, bei dem sich die Abhängigkeiten deutlicher aufweisen lassen; so läßt sich denn auch die Kunst unserer Zeit „geschichtlich" auffassen und kann dann insoweit schließlich auch vom Gelehrtenstandpunkt bis zu einem gewissen Grade nahezu geduldet werden.

Am Wormser Dom hält ein Löwe einen bärtigen Mann mit langem Leibrock im Rachen. Auch ein Säulenkopf im Paulusmuseum in Worms zeigt einen Löwen, der einen Menschen im Rachen hält; dieser der Verdammnis anheimgefallene Mensch trägt einen langen Leibrock, und, sehr deutlich hervorgehoben, einen Gürtel.

Die Hirsauer Männer tragen einen langen Leibrock mit Gürtel; ebenso die Wildberger Gestalt. Die Vollbärtigkeit ist stark hervor-

gehoben; ebenso wie an dem Wildberger Steinbild; ebenso wie auf dem später zu betrachtenden Murrhardter Bogenfeld; auf diesem ist, wie in den vom Löwenrachen gefaßten Gestalten von Speyer und San Zeno bei Reichenhall, nach meiner Meinung ein Vertreter des Heidentums dargestellt; ein Unhold oder sein Priester. Der Vollbart war bei den Alemannen auch später noch allgemeine Tracht (Walter Schultze, Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern, Bd. 2, S. 237). Etwas kürzer als bei diesen Gestalten ist der Leibrock des Schwertgottes in Berchtesgaden. Stark

Abb. 53. Säulenfuß; Nationalmuseum München.

hervorgehoben ist überall der Gürtel. Auch an den Säulenköpfen des Berchtesgadener Kreuzgangs, wo Kämpfe von Menschengestalten mit Lindwürmern und anderen Untieren dargestellt sind, aus der Sage vom Weltuntergang, sind Gürtel und Leibrock überall aufs deutlichste hervorgehoben. Im Nationalmuseum in München stehen zwei Säulenfüße, von San Zeno in Reichenhall und aus Speyer; Löwen, die einen Menschen im Rachen halten. Diese menschlichen Gestalten tragen außer merkwürdigen Ringen um den Unterarm, von denen beim Regensburger Schottentor (oben S. 48) und weiter unten noch zu reden ist, ebenfalls den langen Leibrock mit deutlich hervorgehobenem Gürtel. Ich deute dies folgendermaßen. Die Löwen der Verderbnis halten den sündigen Menschen im Rachen. Dieser der Verdammnis anheimgefallene Mensch trägt in der christlichen Darstellung die Abzeichen der letzten Heidenpriester; die zum heidnischen Gottesdienst gehörenden Armringe

(vgl. Abſchn. 20), den langen Leibrock und Gürtel. Hier ſind die Arme nackt, alſo die Ringe ums Handgelenk ſicher Armringe. Häufig ſtellen ſolche Ringe um den Unterarm auch bloße Säume des Rocks vor. Auch an dem Weſttor des Münſters in Moosburg, aus ſtaufiſcher Zeit, hat ein außen angebrachtes und offenbar in herabſetzender Abſicht dargeſtelltes Männlein die Armringe; „Stoff und Formen dieſes Tors weiſen auf Zuſammenhang mit der Regensburger Schottenkirche" (Dehio).

Abb. 54. Die Wolluſt. Vorhalle des Freiburger Münſters.

An den Enden der drei Bilderreihen in Hirſau ſind Löwen dargeſtellt, „eines der vieldeutigſten Tiere" (Heinrich Bergner, Kirchliche Kunſtaltertümer, S. 65). Die Löwen bedeuten hier einfach das dem Chriſten feindliche, das Teufliſche; „den Teufel als Feind der Menſchen und Tiere". Von den Böcken gilt dies mit noch größerer Sicherheit. Der Bock iſt ein unreines Tier. Die Geſtalt der Wolluſt, in der Vorhalle des Freiburger Münſters, trägt ein Bocksfell als ihr Abzeichen. „Bock und Geiß heißen die Teufelstiere" (Quitzmann, Die heidniſche Religion der Baywaren, S. 243). Die Böcke gehören vor allen dem Donar an. Aber ſie bezeichnen dann überhaupt das Böſe; „ſie ſind das Sinnbild der Sünde".

Schon wegen der Zuſammenſtellung mit dieſen Tieren iſt es ſicher, daß auch die drei menſchlichen Geſtalten etwas bedeuten ſollen, was Chriſten feindlich iſt. Es ſind die drei oberſten Abgötter; Ziu, Wodan, Donar. Hier im alemanniſchen Gebiet iſt der durch das Rad der Sonne bezeichnete oberſte Himmelsgott wohl noch Ziu und noch nicht Wodan. Es iſt „die germaniſche Götterdreiheit, die auch Tacitus nennt, wobei Merkur nach der damaligen römiſchen Auffaſſung (interpretatio romana) dem Wodan, Herkules dem Thunar entſpricht" (Zangemeiſter)[98]).

[98]) Die Gleichſetzung Jupiters mit Thunar, die ja unzweifelhaft ſtattgefunden hat, ſtammt wohl aus ſpäterer Zeit oder anderen Territorien. Karl Zangemeiſter, Zur germaniſchen Mythologie: „Die Hauptattribute des Thunar, der Bart und der Hammer." Herkules wird freilich dann auch zu einer allgemeineren Bezeichnung, zum Gattungsnamen für Halbgott, Held, Heros. Tacitus berichtet, daß die Deutſchen vor dem Kampf Lieder ſingen auf Herkules, den höchſten der Helden (et herculem ... primum omnium virorum fortium ituri in proelia canunt). Vgl. Eduard Norden, Die germaniſche Urgeſchichte in Tacitus Germania, S. 175 ff: „Die Römer glichen den einheimiſchen germaniſchen Helden dem Herkules an; den in Deuſo, dem heutigen Doesburgh an der Yſſel bei Arnheim, verehrten Herkules Deuſonienſis und den mit

In der Prenzlauer Marienkirche steht ein erzener Taufkessel; das Becken ist aus gotischer Zeit. Es sitzt auf drei knieenden Gestalten. Eine örtliche Überlieferung bezeichnet diese Gestalten als Heidengötter. Diese Überlieferung berichtet wahrscheinlich richtig. Diese Träger des Taufbeckens sind sichtlich Jahrhunderte älter als das Becken. Sie widerstreben jeder kirchlichen Deutung; der Künstler wollte damit die Dämonen demütigen, die nun so unterworfen sind, daß sie dem Christengotte dienen müssen. Wie es die höchste Demütigung für den Teufel bedeutet, daß er nun gar dem heiligen Wolfgang beim Kirchenbau Steine fahren muß. Die mittelalterliche Kunst und auch noch Moritz von Schwind haben diesen Vorgang gern dargestellt.

Das bayrische Denkmälerwerk, Bezirksamt Neumarkt, S. 171, schildert eine sitzende männliche Gestalt „mit nacktem Oberkörper, Armen und Füßen; die Rechte faßt den sehr langen Bart; die linke ist auf den Oberschenkel gestemmt"; angeblich 12. Jahrhundert. Der Berichterstatter vergleicht mit dieser Gestalt eine verwandte am Turm der Kirche zu Winhöring, Bez.-Amt Altötting (Kunstdenkmäler Oberbayern, S. 2639) und bemerkt dazu „vielleicht Nachklang mythologischer Erinnerungen".

Abb. 55. Am Turm zu Winhöring.

Nach der Art der Anbringung wie nach seinem Gegenständlichen — vgl. die Fußringe — scheint das Steinbild allerdings in unsern obigen Kreis zu gehören.

Die drei Abgötter in Hirsau sind gebannt an die Außenseite der Kirche; an die Kirche des siegreichen Christgottes; ja sie müssen mittragen an dessen Kirchenbau. Der Eine faßt mit beiden Händen an das Gesims über seinen Kopf; der Andere faßt mit der Hand an die Stirn und soll dadurch wohl Verzweiflung ausdrücken; der an der Südseite neben dem Sonnenrad, also entweder Ziu oder Wodan, ergibt sich in sein Schicksal.

---

ihm identischen, nur nach einem andern Orte (Mahusenham, einem Flecken bei Duurstede im Gebiet von Utrecht) zubenannten Herkules Magusanus." Norden fährt fort: „Den Beweis nun, daß von den bei Tacitus bezeugten Liedern auf Herkules Verbindungsfäden zu dem niederländischen Herkules der Postumusmünzen führen, glaube ich im vorstehenden erbracht zu haben . . . Dürfen wir diese Fäden weiterspinnen? Dem Philologen sei nur noch erlaubt, nachdrücklich zu betonen, daß Heldenlieder, nicht Götterlieder verstanden werden müssen; denn vir fortis deckt sich seit ältester Zeit mit dem Begriff des Helden. Unbenommen bleibt dabei, daß der Heros als Göttersohn eine Mittelstellung zwischen Gott und Mensch einnahm. Der exemplarische Held, Bezwinger von Riesen und Drachen, Tod und Hölle, war in der griechischen Mythologie Herakles, in der germanischen Siegfried. Die Gleichung: Herakles, der siegbringende Sohn des Zeus, und Sigufried, der Abkömmling Odins, ist vollkommen." (Von anderen, wie Fr. Kaufmann, wird der Herkules Magusanus auf Thor gedeutet.)

Die altsächsische Abschwörungsformel, die der zum Christenglauben Bekehrte bekennen mußte, lautet: Entsagst Du den Unholden, Donar, Wodan und Saxnot. Vgl. H. F. Maßmann, Die deutschen Abschwörungsformeln.

Die einzig erhaltene oberdeutsche Abschwörungsformel, das sogenannte fränkische Taufgelöbnis, in ostfränkischer Mundart (Paul Piper, Die älteste deutsche Literatur bis ums Jahr 1050 S. 110), ist etwas jünger; sie läßt das Beichtkind nur allgemein den Unholden abschwören. Hier im alemannischen Gebiet wäre wohl Ziu und nicht Donar an erster Stelle genannt gewesen.

Forsachistu diobole? ec forsacho; end ec forsacho allum dioboles werkum und wordum thuner ende woden ende saxnote, ende allem them unholdum, the hira genotas sint.

Die Karolinger und die Kirche förderten durchaus planmäßig auch die Kenntnis und Ausbildung der einheimischen Sprache (carmina ad docendam theodiscam linguam). Otfried von Weißenburg fragt: Wanana sculun Frankon einon thaz biwankon ni sie in frenkisgon biginnen sie gottes lob singen. (Warum sollen die Franken alleine des ermangeln, daß sie auf fränkisch beginnen Gottes Lob zu singen.)

Es war eine harte Sache für den neu bekehrten Alemannen, daß er seinen alten Göttern nun noch ausdrücklich fluchen, sie Unholde nennen mußte. Wohl mochte sich der Neubekehrte von der größeren Macht des Judengottes überzeugt haben durch den Sieg des Franken vom Jahre 496, den dieser durch den Beistand des neuen Gottes errungen hatte; ja vielleicht hatte die Seele des Alemannen wirklich von der Lehre und dem Leben Christi einen Hauch verspürt selbst in der Form, in der der rohe Franke seinen neuen völkischen Gott und dessen Verehrung verbreitet hatte. Aber damit war dem Alemannen doch noch lange nicht die völlige Machtlosigkeit seiner alten Götter erwiesen. Die Furcht vor den erst kürzlich Entthronten lag den Neubekehrten sicher noch im Blut; es mußte diese schwere Überwindung kosten, die Abgötter so zu reizen, wie die Abschwörung verlangte. Das Bestehen der alten Götter und ihre Fähigkeit zu schaden, gab ja die neue Kirche selber zu, indem sie die alten Götter Unholde und Dämonen nannte und sie bekämpfte. Die Absage an die alten Götter mußte dem neubekehrten Alemannen nun viel leichter werden vor ihrem Steinbild; indem er sie dasitzen sah, an die Außenseite der Kirche gebannt, hilflos neben unreinen und bösartigen Tieren. Wenn sie das dulden mußten, so war ihre Macht ja offenbar völlig gebrochen. Am Sakristeieingang der Kirche in Altenkirchen auf Rügen ist, wie schon erwähnt, ein Stein eingemauert; derart, daß die auf

ihm gemeißelte Gestalt eines Mannes mit Schnurrbart, mit Hut und langem Mantel, in der Hand ein Trinkhorn haltend, auf der Seite liegt. Eine alte Überlieferung des Volks hält die Platte für ein Bild des auf Rügen verehrten Wendengottes Svantevit, der von dem Bauherr der christlichen Kirche dann in dieser Stellung hier eingemauert worden sei, zum Zeichen seiner Überwundenheit. Die Überlieferung ist wahrscheinlich zutreffend. Ähnliche Bildwerke, mit dem Trinkhorn in der Hand, bei äußerst roher Ausführung im übrigen, gibt es eine ganze Anzahl. Vgl. M. Weigel, Bildwerke aus altslawischer Zeit; August Hartmann, Becherstatuen in Ostpreußen und die Literatur der Becherstatuen, im Archiv für Anthropologie, XXI. Band, 1892/93.

In der aus dem 12. Jahrhundert stammenden Galluskirche zu Brenz (Württemberg) ist am Pfeiler des Chors ein römischer dem Apollo Grannus gewidmeter Altar verkehrt, die Schrift auf dem Kopf stehend, eingemauert; sicherlich, um damit darzutun, daß dessen frühere Herrschaft an dieser Stelle nun umgestürzt und gebrochen sei. An der Stadtkirche zu Lauingen an der Donau ist eine Weihinschrift für den Apollo Grannus in die Außenwand eingemauert.

Daß man Macht über den hat, dessen Bild man besitzt, ist eine uralte überall wiederkehrende Vorstellung: „Es ist eine bei fast allen Völkern gemachte Beobachtung", schreibt Mogk, Germanische Mythologie, S. 13, „daß man durch Bilder oder plastische Nachbildungen gewisser Gegenstände die betreffenden Dinge mechanisch zwingen wollte in den Dienst der Menschen zu treten."

An der sogenannten alten Kapelle in Regensburg finden sich dreiviertel lebensgroße, merkwürdige Steingestalten. Das Gebäude stammt in der Hauptsache von Kaiser Heinrich II., aus dem Jahre 1002. Es ist außen und innen im 18. Jahrhundert überziert. Die Kapelle ist aber von sehr alter Gründung; man hat vermutet, sie sei die Palastkapelle Ludwig des Deutschen gewesen, der ja in Regensburg zeitweilig seinen Wohnsitz hatte. Die erwähnten beiden Bildhauereien werden von der Kunstgeschichte in das Ende des 12. Jahrhunderts gesetzt. Sie stellen dar einen bärtigen Mann, bekleidet mit Leibrock und Gürtel, der betend kniet; ihm gegenüber ein bärtiger Mann sitzend, die rechte, mit einem Tuch verhüllte Hand vor dem Munde haltend; bekleidet auch mit langem Gewandstück; am Oberkörper mit dem Chormantel, der wie mit großen Schuppen bedeckt erscheint; damit soll vermutlich die pelzbesetzte Cappa eines Kanonikers angedeutet werden. Auch der Sitzende trägt einen Vollbart; trotzdem — also trotz der vorgeschriebenen Bartlosigkeit (barbam ne colant) für die christlichen Priester — ist darin sicher ein christlicher

Priester zu sehen, der die Beichte oder ein sonstiges Gelöbnis vom Knieenden entgegennimmt.

Es ist auffällig, warum gerade das eine Sakrament hier dargestellt und so sehr hervorgehoben ist. Darstellungen der sieben Sakramente finden sich sonst wohl auf Taufsteinen, aber dann regelmäßig alle sieben zusammen. Ich vermute in dieser auffällig angebrachten und besonders hervorgehobenen Darstellung einen Übertritt zum Christentum mit Abschwörung der alten Götter; also einen Vorgang, dessen ungefähren Wortlaut uns die oben berichteten Ab-

Abb. 56/57.
Von der alten Kapelle in Regensburg.

schwörungsformeln übermitteln; und wie er sich nach der oben begründeten Meinung vor den drei Abgöttern in Hirsau vollzog, die zu diesem Zweck dort abgemeißelt waren. „Abgoto theonost", Abgötterdienst, wird im Verzeichnis der Haupt- und Todsünden in der Wolfenbütteler Handschrift die Todsünde der Abgötterei genannt. Daß man gerade in Regensburg und an dieser Stelle, an der alten Kapelle, eine Abschwörung abbilden und damit den Gläubigen besonders eindringlich vor Augen stellen wollte, hatte seine Gründe darin, daß dort die vorchristlichen Überlieferungen noch besonders stark waren (vgl. oben Abschnitt 3); abgesehen von dem noch nachbarlichen Heidentum der Slawen und dem in der einheimischen bayerischen Bevölkerung nach mehreren Quellen „annoch glimmenden Heidentume", durch die Denkmäler selbst. Die alte Kapelle ist wahrscheinlich an der

Stelle eines Junotempels errichtet (vgl. E. Quitzmann, Älteste Geschichte der Baiwaren, S. 168) und Regensburg heißt im frühen Mittelalter „die Stadt der Quadersteine", civitas quadratorum lapidum, von den vielen Römerbauten her. Ein Name, der übrigens heute noch begründet ist; siehe den Turm bei St. Ulrich, die Glockentürme von Neumünster und von der alten Kapelle, ferner das Tor des römischen Castrums.

Daß an der Hirsauer Kirche gerade die drei Abgötter dargestellt sind, nicht der ganze germanische Himmel und auch nicht der Hauptabgott allein, läßt sich erklären. An sich mußte die Dreiheit dem christlichen Bauherrn naheliegen. Aber die Dreiheit spielt auch außerhalb der christlichen Überlieferung eine große Rolle, es muß ihr deshalb eine tiefere, seelische Beziehung zugrunde liegen; (Panzer, Beiträge zur deutschen Mythologie S. 158): „..... da die ursprüngliche Gotteinheit sich bei fast allen Völkern in eine Gottdreiheit auflöste". Vgl. ferner Simrock, Deutsche Mythologie § 57 Trilogien. Wahrscheinlich liegt dieser Neigung zur Dreispaltung und Dreieinigung das Urwunder zugrunde, die schöpferische Verbindung des Männlichen und Weiblichen, aus der ein Drittes neu entsteht. „Vater, Mutter und Kind, das wäre freilich eine vernünftige Dreieinigkeit", sagte ein katholischer Priester zu einem Gießener Professor, bei dem er vergleichende Religionsgeschichte gehört hatte. In der germanischen Götterlehre ist die Dreiheit ebenfalls schon vorgezeichnet. Das ergibt sich deutlich, — so dürftig unsere unmittelbare Überlieferung auch ist, weil diese Überlieferung in späterer Zeit durch Staat und Kirche nach Möglichkeit bekämpft wurde — doch daraus, wie die Römer die germanische Gottesvorstellung aufgefaßt haben. „Es ist längst erkannt" (H. Dragendorff, Westdeutschland zur Römerzeit, S. 107), „daß sich hinter den drei an erster Stelle genannten Namen, Merkur, Mars, Herkules, niemand anderes als die drei Germanengötter Wodan, Ziu und Donar verbergen." Kaspar † Melchior † Balthasar schreibt der bayerische Hofbesitzer bei Beginn der Weihenächte feierlich über den Eingang seines Hauses. Die Dreispaltung geht dann unter Umständen noch weiter. So hat sich in einem schwäbischen Märchen von den drei Brüdern Donner, Blitz und Wetter offenbar die Gestalt Donars wieder in drei gespalten (Ernst Meier, Deutsche Volksmärchen aus Schwaben); nämlich in die genannten drei Brüder mit ihren großen donnernden Kegelbahnen, bei der die geworfene Kugel wieder von selbst in die Hand dessen, der sie geworfen hat, zurückkehrt; wie der Hammer Donars, das heißt wie der Blitzstrahl, den Donar doch immer wieder zur Hand hat, so oft er ihn auch schon geschleudert hat. In demselben schwäbischen Märchen begegnet übri-

gens auch der uralte germanische Sagenzug, daß der König durch einen Hirsch, dem er nachjagt, irregeführt wird wie Dieterich von Bern am Tor von San Zeno zu Verona (vgl. oben) hinter dem Hirsch herjagt, der ihn, den arianischen Ketzer, in die Hölle lockt. Auch in der Legende des heiligen Oswald begegnet uns dieser Zug; und diese Legende, erweist auch damit, wie in der Gestalt des Wanderers im grauen Mantel mit dem dienstbaren Raben, ihre germanische, vorchristliche Grundlage.

13. Gnomen und Kobolde. (Johanniskirche in Gmünd; der Säulenfuß von Markt-Oberdorf im Allgäu.)

Eine der Gestalten in Hirsau scheint das über ihrem Kopfe befindliche steinerne Gesimse mit den Händen zu stützen. Ähnliches begegnet mehrfach, so z. B. an der Kirche zu Plieningen bei Stuttgart. Das Tragen ist in der Haltung besonders ausgeprägt bei einigen kauernden Gestalten an der Johanniskirche in Gmünd. Diese unter dem Dachgesimse kauernden Männlein mit zu großen Köpfen, mit langen Armen und kurzen Beinen und mit langem, häufig in Zöpfe geflochtenem Bart, sehen aus wie die Zwerge und Gnomen des Märchens; „die Unterirdischen". In den Gmünder Dachträgern sollten diese Geister offenbar ins lächerliche gezogen werden. Ihre Beziehung nach rückwärts in Zeiten, als die alten Geister noch als zu fürchtende böse Mächte erschienen, zu den Abgöttern in der Hirsauer Gestalt, ist aber noch deutlich erkennbar.

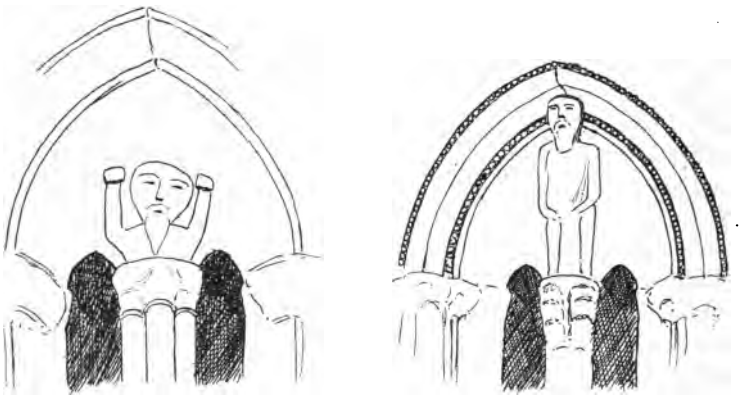


Abb. 58/59. Von der Johanniskirche in Schw.-Gmünd.

Am Turm, um den hoch oben unterm Dachgesims die wilde Jagd braust, stehen an zwei Stellen langbärtige Gestalten, die eine in langem Mantel, ähnlich den Hirsauer Abgöttern. Sie sollen sicher auch abgöttische Dämonen vorstellen; in einer gewissen Zwischenstufe zwischen den Hirsauern und den Gnomen; nicht mehr so gefürchtet wie jene; noch nicht so weit herabgewürdigt wie diese (vgl. den vorigen und den übernächsten Abschnitt).

Die Vorstellung von der wilden Jagd, — daß Wodan die Seelen der Gottlosen im Sturmgebraus ruhelos durch die Lüfte führt, — ist

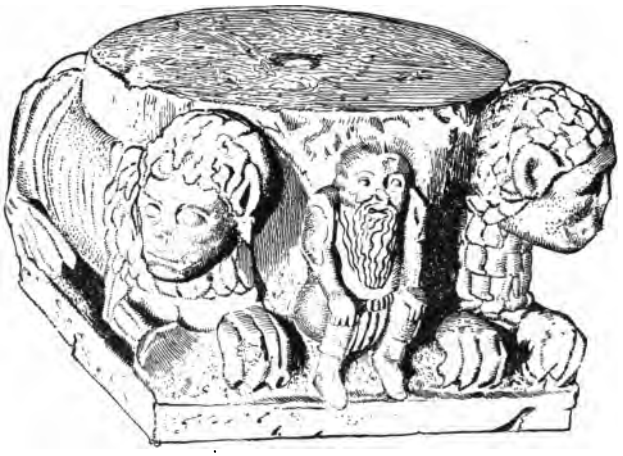


Abb. 60. Säulenfuß aus Markt-Oberdorf; Nationalmuseum München.

heute noch dort im Volke lebendig; Wuths Heer heißt es in Oberkochern, bei Aalen, nicht allzuweit von Gmünd.

Die Tatsache, daß diese Vorstellungen noch in unserem Volke leben, ist ja an sich bekannt und zuerst durch die Grimms, Panzer, Simrock, Wolf und andere mitgeteilt geworden. Neuerdings bringt die Volkskunde neuen Stoff dazu. „In der Osnabrücker Gegend sagen die Bauern, wenn sie an einem wogenden Getreidefelde vorbeikommen, ‚Der Wode geht durchs Korn'" (Korndämonen, Beilage der Süddeutschen Zeitung vom 28. Juli 1921).

Die Erbauer der Johanniskirche in Gmünd mochten ihre Gründe haben, daß sie die feindlichen Dämonen so vielfach im Bilde bekämpften. Der Kessel im Remstal, in dem sich heute die schöne alte Stadt mit ihren Kleinoden deutscher Baukunst und Bildhauerei so behaglich breitet, mag eine besondere Stätte vorchristlicher Götterverehrung gewesen sein. Die in den Fels gehauene Salvatorkapelle stammt in ihrer jetzigen Gestalt aus dem 17. Jahrhundert. Damals

hätte man sicher von sich aus und ohne besondere Gründe dazu keine Felsenkapellen mehr in dieser Stadt gebaut, die so viele schöne Kirchen hatte. Die Vermutung Albert von Hofmanns (Historischer Reisebegleiter durch Deutschland, Württemberg und Hohenzollern), daß diese Kultstätte uralt ist, ist sicher richtig. Was mögen die biederen Kapuziner, die im 17. Jahrhundert das alte Heiligtum umgestaltet haben, an unersetzlichen geschichtlichen Erinnerungen zerstört haben. Sie machten es ja auch gerade, um diese Erinnerungen zu zerstören. Was haben sie dabei, freilich unwissend, auch an wirklichen sittlich-religiösen Werten für das Volk zerstört; denn diese besonderen altgeheiligten Sinnbilder und Überlieferungen, die an dieser Stätte heimisch waren, hatten natürlich eine größere Lebenskraft und Wirkung auf die Gemüter, als die nun dastehenden künstlerisch recht mittelmäßigen wenn auch nicht ganz stimmungslosen Darstellungen aus der jüdisch-christlichen Legende, die das Volk in der gleichen oder ähnlichen Weise überall sehen kann.

Abb. 61. Rübezahl.
Von Ludwig Richter.

Auf einem jetzt im Nationalmuseum in München aufbewahrten Säulenfuß aus Markt-Oberdorf im Allgäu kauert ein Männlein, kümmerlich und bedrückt, mit zu großem Kopf und schwachen Beinchen, zwischen zwei Löwen, den feindlichen bösen Tieren. Hier ist der vorchristliche Unhold, den der Hirsauer Steinmetz noch als zu fürchtend darstellte, schon so weit entthront, daß er ins lächerliche gezogen

wird. Er mußte sich in die Höhlen und Klüfte verkriechen; zu den „Unterirdischen".

Im Rübezahl, dem alten Berggeist, den die Raben umfliegen, steckt ohne Zweifel alte Göttersage; ebenso wie in den Raben, die den Kyffhäuser und den Untersberg umfliegen, in den sich der alte Heer-

Abb. 62. Zeus von Peter Fischer; aus „Paul Rée, Nürnberg".

führer und Volkskaiser zurückgezogen hat, um der Wiederkunft zu warten. Auf der Zeichnung Ludwig Richters sitzt Rübezahl mit dem Wanderstab, in den sich die Lanze Wodans verwandelt hat, in dem grauen Wolkenmantel, mit den dienstbaren Raben; und unter ihm in der Erde wuselt das Gezwerge, die Unterirdischen; die letzte Lebensform der abgesetzten Geister.

Wie spät die Vorstellung noch lebendig war, daß diese Gnomen und Gezwerge die abgesetzten Götter darstellen, beweist der umstehende Zeus vom Sebaldusgrabe Peter Vischers. Dieser „mit Jammermiene dasitzende entthronte Zeus" (P. J. Rée, Nürnberg, S. 104) steht sicher sowohl in der künstlerischen Handwerksüberlieferung wie in seinem geistigen Gehalt, noch in Zusammenhang mit jenen Gestalten, die rund drei Jahrhunderte früher an Gesimsen (z. B. in Gmünd), Säulen (z. B. in Markt-Oberdorf), an Kirchtürgewänden (z. B. in Neuweiler im Elsaß,[99]) in Biburg bei Abensberg in Niederbayern) ihr Wesen trieben; wenn auch der vom griechisch-römischen Altertum berührte Künstler ihn Zeus benennt.

An der sehr bemerkenswerten und gut erhaltenen Benediktinerkirche in Biburg aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts waren die Unholde und Fratzenwesen mit Augensternen aus Erz versehen; an einigen sind sie noch erhalten. Auch die als heilige Kunigunde zurecht gemachte Gaugöttin am Pfeiler der Kapelle bei Burgerroth (vgl. Abschnitt 23) hat eingesetzte Augen.

In Wölchingen, in Baden, Kreis Mosbach, hocken an den Giebeln des Querschiffs, wo die Dachschräge beginnt, Fratzenkobolde, die das Dach mit den Armen stützen. Der Bau, Johanniterkirche, stammt nach Dehio aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts.

Diese Unholde mit zu großen Köpfen, mit langen Bärten, die an den Gesimsen der Heiligen Geist-Kirche in Gmünd und in Marktoberdorf und sonst vielfach in Stein gebannt sind, leben unmittelbar weiter in den Gnomen und Kobolden viel späterer Zeiten. Die Zwerge, die auf Moritz von Schwinds Bild in der Leipziger Sammlung dem Ritter von Falkenstein in einer Nacht den Reitweg gebahnt haben auf das steilgelegene Schloß seiner Geliebten, sind unmittelbare Nachkommen jener unförmigen, kleinwüchsigen herabgewürdigten Gestalten, in denen die Kirche die alten Götter und ihre überwundene, aber immer noch etwas gefürchtete Macht nun ins Lächerliche zu ziehen suchte. Moritz von Schwind verwendet als Wappen der Melusine an ihrem geheimnisvollen Turm eine Gestalt, die vielfach auf mittelalterlichen Bildnereien vorkommt; nämlich die Wasserfrau, die ihre in Fischleiber endigenden Beine mit den Händen nach oben hält. Es wird von Schwind folgende Geschichte erzählt: Als jemand zu ihm sagte „Ja glauben Sie denn an diese Nixen und Elfen?" — da habe er ganz ernst geantwortet „Ja glauben Sie denn etwa nicht daran?".

[99]) Das Neuweiler Männlein — an der Klosterkirche, nicht an der Adolphikirche — ist besonders kennzeichnend; wie es im Gewände des abgetreppten Kirchentors sozusagen festgenagelt ist, sichtlich höchst unglücklich. Ich kann unter den jetzigen Verhältnissen keine gute Abbildung bekommen.

Der Formgedanke der ihre Fischschwänze in die Höhe haltenden Wasserfrau ist von Schwind sicher übernommen. Diese Gestalt findet sich sehr häufig an alten Bauten; so beispielsweise an den wundervollen spätgotischen Holztüren der Stiftskirche in Altötting; besonders reizvoll als Krönung der Brunnensäule am Fräuleinbrunnen in Bietigheim. Daß dieses Gebilde nicht rein der Zierlust des Künstlers entsprungen ist, sondern ursprünglich irgendwelche Bedeutung im Volksglauben hat, ist sicher. Allein schon die Festigkeit und große Verbreitung dieses Formgedankens beweist es. Man hat diese Wasserfrau mit den aufwärts gebogenen Fischbeinen als eine Darstellung der Sinneslust gedeutet. Worauf sich das gründet, ist mir unbekannt.

Auf der Brunnensäule in Bietigheim steht das Wasserweibchen mit den nach oben gestellten, mit den Händen gehaltenen Fischbeinen. Dieses Wasserweibchen ist besonders volkstümlich; sein farbiger Schmuck wird von altersher stets erneuert, wenn er verblaßt ist; anders als bei anderen Brunnengestalten, deren frühere Vielfarbigkeit lange Zeit vergessen war. Alemannien ist besonders das Land der schönen Brunnen und der Brunnensagen; wie die noch von Mörike neuerzählte Geschichte von der schönen Lau im Blautopf bei Blaubeuren. Vielleicht haben die geheimnisvollen und das Gemüt begreiflicherweise tief beeindruckenden Quelltöpfe ihrer heimatlichen Alb, wie Blautopf, Brenztopf, Achtopf, die Alemannen in dieser Richtung beeinflußt; vielleicht auch die Wasserarmut der Alb.

Die reizvolle Gruppe der Wasserbewohner am Freiburger Münster versucht man aus dem Alexanderroman zu erklären; sicher stammt wohl der König im Greifenwagen in Remagen, in Freiburg i. Br. daher.

Heilbronn hat seinen Namen von einem Quellenheiligtum, Heiligbrunnen.[100]) Südlich vom Kirchhof in Hildrizhausen, Oberamt Herrenberg, fließt ein „Sechsröhrenbrunnen, dessen Wasser aus dem ein Kilometer westlich vom Dorf entfernten Heil- oder Heiligbrunnen kommt" (Oberamtsbeschreibung).

Der Teufel ist ursprünglich mittelmeerländisch-semitischer Herkunft; aber, wie schon Grimm hervorhob, es verwächst dann sehr vieles einheimische mit seiner Gestalt; hauptsächlich dadurch, daß die Kirche die Verehrung der alten Götter als Teufelsdienst brandmarkt. In der oben erwähnten oberdeutschen Abschwörungsformel muß der Neubekehrte dem Teufel abschwören; das soll die alten Götter bezeichnen. Der Teufel bleibt aber doch offenbar der Volksvorstellung fremder; er wird so schreckend und unangenehm wie möglich dar-

[100]) v. Rauch, Führer durch die Sammlungen des historischen Museums, Heilbronn 1917: „Erst die Alemannen erhoben die Quelle zur Opfer- und Kultstätte ... Ungefähr 240 Jahre blieben die Alemannen im ungestörten Besitz."

gestellt. Die einheimischen Dämonen dagegen werden, wie die obigen Beispiele zeigen, wenn man sie schon nicht mehr fürchtet, doch noch mit einem gewissen Humor dargestellt, der der Liebe nicht ganz entbehrt.

Es wird unten, Abschnitt 23, das Teufelchen an der Kapelle in Oberwittichhausen besprochen werden. Es ähnelt dem Teufelchen an der mehrbesprochenen Johanniskirche in Gmünd, das einen durch den Spitzhut gekennzeichneten Juden holt. Die beiden Kirchen stammen auch ungefähr aus der gleichen Zeit, aus den Ausgängen der Hohenstaufen. Die künstlerische Form des Teufels hält sich lange; eins der ausgebildetsten, mit allen Scheußlichkeiten ausgestattetes Stück muß auf einer Tafel Michael Pachers in Augsburg dem heiligen Wolfgang das Gebetbuch halten.

Ob nicht die sinnreiche und rührende Sage vom großen Christoffel, dem Riesen, der sich Bäume ausreißt, um einen Wanderstab zu haben, dessen Riesenkraft aber schwach wird unter der Last der überlegenen sittlichen und geistigen Macht, des Kindleins, das er tragen muß, auch eine Erinnerung birgt an die alte Göttersage, an die Thursen und Riesen. Es scheint ein allgemein kennzeichnender Zug der Entwicklung zu sein, daß die verdrängten Gebilde von einer bestimmten Stufe ab, auf der die Furcht vor ihrer Macht, zu schaden, schon im Schwinden begriffen ist, nun lächerlich gemacht werden (vgl. oben). Das begegnet auch hier beim großen Christoph. „Es ist," schreibt Renard in den Bonner Jahrbüchern, Beilage zu Heft 124, 1917, von dem Christophorus in Hohensolms bei Wetzlar, „nicht mehr der ungeschlachte, etwas komische Geselle, den das 15. Jahrhundert aus ihm gemacht hat".

Ob nicht — es soll hier gerade nur die Vermutung geäußert werden — auch das Auge Gottes, das sich häufig am Kirchengewölbe findet als ein Auge, nach rückwärts zusammenhängt mit dem einen Himmelsauge und dem deshalb einäugigen Himmelsgott Wodan. In den Bonner Jahrbüchern 1886 ist ein merkwürdiger Fund abgebildet und von Schaffhausen beschrieben. Ein sechzig Millimeter großes Kreuz von gebranntem weißem Ton, auf dessen Mitte sich ein großes, mit Strahlen umgebenes Auge befindet. Es ist gefunden zwischen römischen Scherben, die Bücheler nach den Buchstaben des Herstellungsstempels auf frühe Kaiserzeit geschätzt hat.[101])

[101]) Wahrscheinlich würde man sie jetzt genauer bestimmen können, nachdem Dragendorf und andere die Kenntnis dieser Dinge so sehr gefördert haben. Schaaffhausen fügt dem hinzu: „Das vorliegende Kreuz, dessen unterer Balken abgebrochen ist und länger gewesen sein kann, ist wohl für ein christliches zu halten. Dann hätten wir hier eine Vereinigung eines christlichen mit einem heidnischen Symbol, wie eine solche auch sonst und zumal in Glaubenssachen nachweisbar ist." Schaaffhausen stellt

14. Die drei Schicksalsschwestern. (Worms.)

Im Wormser Dom steht an der Nordwand des südlichen Seitenschiffs über einem Altar ein Steinbild. Es stammt aus dem Bergkloster vor der Stadt. Das Steinbild, verhältnismäßig spät, nämlich aus gotischer Zeit, stellt dar die drei Jungfern Einbede, Warbede, Willibede, deren Namen zweimal darauf angebracht sind. Die katholische Überlieferung, vergleiche auch das Stadlersche Heiligenlexikon, weiß sehr wenig von den dreien. Sie sollen im Gefolge der heiligen Ursula unter den 11 000 (oder 11) Jungfrauen (11 M. = 11 Martyrn statt 11 Mille) gewesen sein und auf der Rückreise in Straßburg zurückgeblieben sein zur Pflege der erkrankten, später heiligen Aurelia. Dort sollen sie ein gottseliges Leben im Dienst der Armen geführt haben. Von einem Martyrium weiß das Stadlersche Heiligenlexikon nichts; obwohl, nachdem im 17. Jahrhundert ihr angebliches Grab in Alt St. Peter in Straßburg aufgefunden worden war, sie dort als Märtyrerinnen galten.

In Bayern, z. B. in Schildthurn, Bez.-Amt Eggenfelden, in Schlehdorf, Bez.-Amt Weilheim, werden Ainbeth, Barbeth, Wilbeth als Pestheilige verehrt (Sulzbacher katholischer Kalender, 1861).

Die Wormser Ortssage berichtet auch von einem Martyrium der drei Jungfern; sie seien Töchter des Burgundenkönigs gewesen und von den Hunnen Attilas erschlagen worden. Das Burgunderreich am Rhein ist ja trotz seines kurzen Bestehens im eigentlichen Deutschland durch deutsche Sage so vielfach verherrlicht. Übrigens auch in der deutschen Heiligenlegende, die ja einen wesentlichen Teil dieser Sage bildet. Dem heiligen Sigismund, König vor Burgund, ist die höchst merkwürdige Kapelle in Ober-Wittichhausen, Kreis Mosbach, geweiht; und „die thebaische Legende ist eine romanische katholische Sage über die geschichtliche Tatsache, daß und wie die arianischen Burgundionen, denen im Jahre 443 die Landschaft Sapandia (Savoyen) von Reichs wegen eingeräumt worden war, sich der dortigen Römerchristen durch militärische Massenniedermetzelungen zu entledigen versucht hatten".

Die drei Jungfern Embet, Warbet, Wilbet haben als göttliche Wesen nun sicher ebenfalls einen älteren Stammbaum. Simrock (a. a. O. S. 345) bringt die mittlere, auch als Borbet überliefert, mit dem alten keltischen Namen von Worms, Borbetomagus, zu-

sich den Anhänger als ein Abwehrmittel gegen bösen Blick vor, und er denkt nur an römisches Heidentum. Die Forschung hat inzwischen erkannt, daß sich trotz dem römischen Decknamen unter der Bevölkerung der von den Römern besetzten Gebiete sehr viel mehr nordische Glaubensvorstellungen gehalten haben, als man früher annahm.

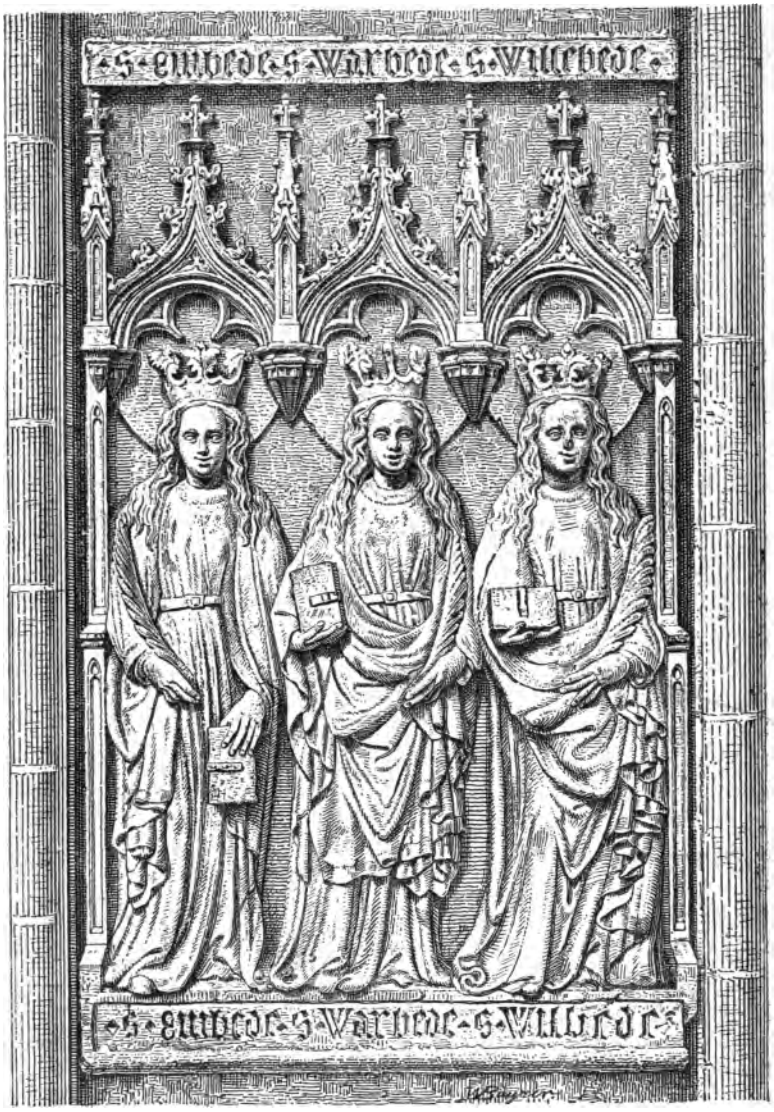


Abb. 63. Die drei Jungfern im Wormser Dom.

sammen. Sie haben aber offenbar noch weitere Beziehungen; zu den sogenannten Matronen, jenen eingeborenen Gottheiten der Kelten oder Germanen, die in römischer Form überliefert werden und stets auch in der Dreizahl auftreten. Und vielleicht haben sie nach der andern Seite Beziehungen zu den drei Parzen. E. Windisch,

Das keltische Britannien, in den Abhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, S. 103.

Auf den römischen Matronensteinen sind die Gestalten meist sitzend dargestellt. Aber sie kommen immerhin auch stehend vor wie die drei Jungfern im Wormser Dom. „Hierher gehört das Metzer Relief der deae Matrae, welche noch im vorigen Jahrhundert als die drei Marien verehrt wurden. Es sind drei Gestalten in langem faltigem Gewande. Ein Gewandstück fällt vom Hinterkopf auf den Rücken herab" (Max Ihm, Der Mütter- oder Matronenkultus, S. 43).

Abb. 64. Matronenstein von Rödingen in Mannheim.

Gerade die Verehrung der Mütter scheint einen besonderen Zug aufzuweisen, nach dem sie über die engere völkische Gemeinschaft hinausstrebte. „Der Kult der Matres hatte etwas allgemein menschliches, die Menschen einendes .... Sie erscheinen mit andern zusammen in der Inschrift von Winchester: Matribus Italis, Germanis, Gallis, Britannis (Windisch a. a. O.) ist dieser Stein geweiht; „den italischen, deutschen, gallischen, britischen Muttergottgottheiten".[102])

Höfler, Wald- und Baumkulte, S. 9, berichtet von einer Reihe von Stätten in Oberbayern, wo die drei Jungfrauen verehrt wurden; Joh. Nepomuk Sepp will in einem Stein des Münchener

[102]) Ich finde bei Ludwig Eid, Aus Altrosenheim, S. 19, die Aufzeichnung, „daß in der Kirche des Petersbergs, zu Urschaling, Sachrang, Niederaschau und Hohenberg der altbarbarische Nornendienst seine Spuren zurückgelassen habe"; ich habe auf dem Petersberg (bei Brannenburg) davon nichts finden können. Eid bezeichnet ebenda als Kirchlein von noch früh- oder gar vorchristlicher Anlage das Ölberakirchlein zu Sachrang, das Baptisterium Phuncina (Pfaffenhofen 804) und die Pfarrhofkapelle zu Dürnbach im Leitzachtal. — Ich füge diese Mitteilung hier bei in der Hoffnung, daß vielleicht ein örtlicher Forscher diesen Hinweisen einmal nachgeht.

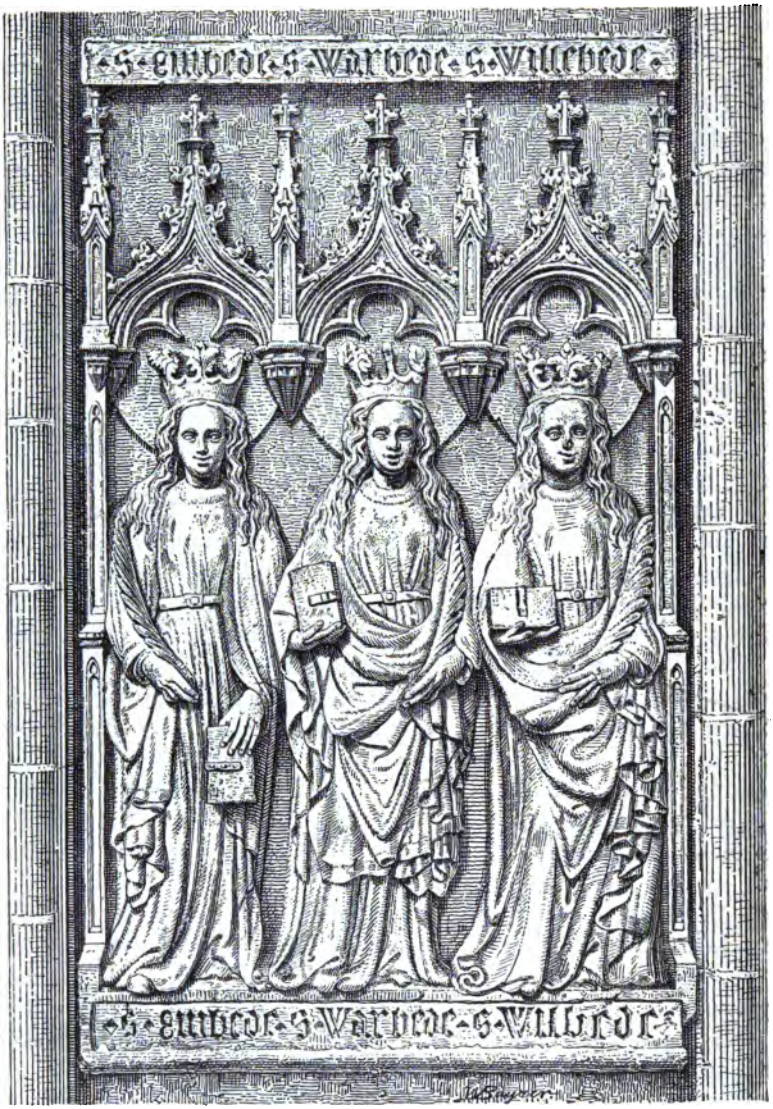


Abb. 63. Die drei Jungfern im Wormser Dom.

sammen. Sie haben aber offenbar noch weitere Beziehungen; zu den sogenannten Matronen, jenen eingeborenen Gottheiten der Kelten oder Germanen, die in römischer Form überliefert werden und stets auch in der Dreizahl auftreten. Und vielleicht haben sie nach der andern Seite Beziehungen zu den drei Parzen. E. Windisch,

Das keltische Britannien, in den Abhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, S. 103.

Auf den römischen Matronensteinen sind die Gestalten meist sitzend dargestellt. Aber sie kommen immerhin auch stehend vor wie die drei Jungfern im Wormser Dom. „Hierher gehört das Metzer Relief der deae Matrae, welche noch im vorigen Jahrhundert als die drei Marien verehrt wurden. Es sind drei Gestalten in langem faltigem Gewande. Ein Gewandstück fällt vom Hinterkopf auf den Rücken herab" (Max Ihm, Der Mütter- oder Matronenkultus, S. 43).

Abb. 64. Matronenstein von Rödingen in Mannheim.

Gerade die Verehrung der Mütter scheint einen besonderen Zug aufzuweisen, nach dem sie über die engere völkische Gemeinschaft hinausstrebte. „Der Kult der Matres hatte etwas allgemein menschliches, die Menschen einendes .... Sie erscheinen mit andern zusammen in der Inschrift von Wincheſter: Matribus Italis, Germanis, Gallis, Britannis (Windisch a. a. O.) ist dieser Stein geweiht; „den italischen, deutschen, gallischen, britischen Muttergottgottheiten".[102])

Höfler, Wald- und Baumkulte, S. 9, berichtet von einer Reihe von Stätten in Oberbayern, wo die drei Jungfrauen verehrt wurden; Joh. Nepomuk Sepp will in einem Stein des Münchener

[102]) Ich finde bei Ludwig Eid, Aus Altrosenheim, S. 19, die Aufzeichnung, „daß in der Kirche des Petersbergs, zu Urschaling, Sachrang, Niederaschau und Hohenberg der altbarbarische Nornendienst seine Spuren zurückgelassen habe"; ich habe auf dem Petersberg (bei Brannenburg) davon nichts finden können. Eid bezeichnet ebenda als Kirchlein von noch früh- oder gar vorchristlicher Anlage das Ölberakirchlein zu Sachrang, das Baptisterium Phuncina (Pfaffenhofen 804) und die Pfarrhofkapelle zu Dürnbach im Leitzachtal. — Ich füge diese Mitteilung hier bei in der Hoffnung, daß vielleicht ein örtlicher Forscher diesen Hinweisen einmal nachgeht.

Nationalmuseums aus Polling mit drei Köpfen eine vorchristliche Darstellung der drei Schwestern erkennen. Von einem Verehrungsbild der drei Schwestern in Leutstetten, Bezirksamt Starnberg, berichtet Franz Paul Zauner, Münchens Umgebung in Kunst und Geschichte, folgendes: „An der Südwand in einer Nische ein dreiteiliges Gemälde mit den drei gekrönten Jungfrauen St. Ainpet, Berbet und Firpet, 1643. Diese drei Jungfrauen waren bis ins 18. Jahrhundert bei uns viel verehrt und die Wöchnerinnen weihten ihnen als Votivgaben kleine Wiegen aus Holz, Wachs und Silber. Ihr Kult liefert einen Beweis, wie durch den taktvollen Einfluß der Missionäre heidnisch-bajuwarische Sagen in christliche Legenden umgewandelt werden konnten." „Noch im 11. Jahrhundert findet sich in der Pfalz der heidnische Kult der drei Nornen, die das Schicksal der Menschen lenken" (Denk-Weiß, Unser Bayerland, S. 57). Die Vielgestaltigkeit dieser Schicksalsgöttinnen, ihre vielen verschiedenen Namen entsprechen der nordischen Überlieferung von den Nornen. In der Gylfaginning der Snorra Edda heißt es: „Unter der Esche am Brunnen steht ein Saal, und aus diesem kommen drei Jungfrauen; sie heißen Urd, Werdandi und Skuld und wir nennen sie Nornen. Übrigens gibt es noch mehr Nornen, die zu jedem neugeborenen Kinde kommen und ihm sein Schicksal schaffen; die einen sind von göttlichem Geschlecht, andere vom Elfengeschlecht und noch andere vom Geschlecht der Zwerge" (Übersetzung von Hugo Gering).

„Die Mütter, matronae, sind immer wieder andere Individuen sozusagen. Man verehrt nicht die Mütter, sondern seine Mütter. So erklären sich Beinamen wie patriae, domesticae ... die ganzen Stämme haben ihre Mütter: matres Suebae, Treverae" (Dragendorff).

Die eingehendste Schrift über die Verehrung der Matronen (Max Ihm, Der Mütter- oder Matronenkultus und seine Denkmäler, Bonner Jahrbücher, Bd. 83) verneint einen Zusammenhang der ebenfalls regelmäßig zu dreien auftretenden Muttergottheiten mit den drei nordischen Schicksalsschwestern; aber den Zusammenhang dieser mit den römischen Parzen nach rückwärts und den Heiligen Embett, Warbett und Willebett nach vorwärts hält sie auch für sicher; gerade auf Grund der Wormser Denkmäler; daß bei Worms ein den Parzen geweihter Altar gefunden wurde; daß Bischof Burchard von Worms noch im 11. Jahrhundert ausdrücklich vor ihrer Verehrung warnt; daß die Kirche einen christlichen Ersatz durch jene drei sonst nahezu unbekannten heiligen drei Schwestern gerade hier für nötig hielt.

„Hast du geglaubt, daß jene Wesen, die das Volk Parzen nennt,

wirklich bestehen und das wirken können, was das Volk glaubt? Hast du, wie manche Weiber zu gewissen Zeiten zu tun pflegen, zu Hause einen Tisch aufgedeckt mit Speise und Trank und Messer, damit jene drei Schwestern, die man in alten törichten Zeiten Parzen nannte, kämen und davon genössen."

Sowohl dieser Umstand, daß nämlich die Verehrung der Mütter unter dieser vangionisch-fränkischen Bevölkerung so fest eingewurzelt war und vor allem die zahlreich überlieferten zweifellos germanischen Namen örtlich unterschiedener Matronen beweisen ihre germanische Grundlage. „In den Matronen mit ausschließlich deutschen Beinamen besitzen wir wohlbezeugte echt germanische Gottheiten" (Professor Authes im Korrespondenzblatt des Zentralvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 1918, S. 17). Professor von der Leyen übersetzt in der Zeitschrift Bayrischer Heimatschutz 1912 (der zweite Merseburger Zauberspruch): die Mächtigen (Afliae), die Beschenkenden (alagabiae, gabiae; vgl. wieder das nordische gefjon), die freigebig Begastenden (arvagastis), die Zauberischen (saitchamae; nordisch seidhr: der Zauber, hamr: die Zauberhülle), die Hilfreichen (suleviae), die Aufrichtenden (aufaniae), die Behütenden (vafthiae).

Eine sehr bemerkenswerte Stelle des Dänen Saxo grammaticus aus dem 12. Jahrhundert zieht der angeführte Aufsatz über die Matronensteine heran. „Bei den Alten bestand die Sitte, über das Schicksal ihrer Kinder die Weissagung der Parzen zu befragen. In Befolgung dieses Gebrauchs wollte Fridlef das künftige Geschick seines Sohnes Olaf erfahren. Er wandte sich unter feierlichen Gelübden und Gebeten an die geweihte Stelle, wo er, nach Eintritt in das Allerheiligste, drei Jungfern auf drei Stühlen sitzen sah. Die erste von ihnen, weichen Gemütes, wünschte dem Knaben freigebig Schönheit der Gestalt und Fülle der Gunst bei den Menschen. Die zweite Parze gewährte dem Knaben gleichfalls Fülle der Gunst. Aber die dritte, trotzigeren und abgünstigen Sinnes, verschmähte, sich der Güte der Schwestern anzuschließen, und legte, um ihre Geschenke zu mindern, dem Kindlein das Laster des Geizes als Sinneseigenschaft zu."

„Die drei Schwestern aus dem Jungfrauenheere — den 53000 Jungfrauen —, die den Kaiser Karl in Spanien aus einem Hinterhalt der Mauren erretteten, deren dann in die Wiesen gesteckte Speere am andern Morgen ergrünt und erblüht zum Speerwald erwuchsen, die 11000 Jungfrauen der heiligen Ursula, welche im Wallfahrtsort Eichsel im badischen Schwarzwalde, nahe der Stadt Rheinfelden begraben sind, tragen Walkürennamen. Teils

nennt man sie Kunigunde, Mechtgunde und Wibrande; dann weisen die Wortstämme gund, brant, wic (Wicbrant) auf den Begriff Krieg zurück; teils lauten ihre Namen Einbet, Wilbet und Vorbet; dann leiten sie ab von badu gleich Kampf, und bedeuten die Groß-, die Vor- und die Gotteskämpferin" (E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit, S. 308).

In Meransen in Tirol (Reg.-Bez. Brixen) heißen sie Anbet, Cubet und Guerre (Sulzb. kath. Kalender 1861). Das ist bemerkenswert. Simrock brachte die Warbett sprachgeschichtlich mit Wiere, Guerre zusammen; vgl. S. 229.

„Die deutsche Mythe hat eine außerordentlich reiche Fülle hilfreicher weiblicher Gestalten entwickelt ... als Verkünderinnen und Vollstreckerinnen des göttlichen Willens ... Auch andere Mythologien haben wohl Ähnliches hervorgebracht ... aber keine ist so reich daran wie unsere deutsche" (Heinr. Rückert, Kulturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Übergangs aus dem Heidentum in das Christentum; Teil 1, S. 171).

Der Kapellenberg bei Gengenbach im badischen Schwarzwalde hieß früher Eimbetenberg. Auf ihm wurde Eimbete mit ihren Schwestern verehrt; „die obergermanischen Schicksalsschwestern; und die jetzigen kirchenamtlichen Heiligen der Stelle, Perpetua und Felizitas, sind nur deren Weiterbildungen" (Alb. von Hofmann, Historischer Reisebegleiter durch Deutschland, Bd. 1, S. 125).

Die Kirche bekämpft die Verehrung der Schwestern Ainbet, Warbet und Wilbet. Und dies ist wie schon mehrfach zu betonen war, der sicherste Beweis, daß die drei Jungfern vorchristlicher Herkunft sind. Denn die Kirche weiß genau Bescheid und bekämpft nicht ohne Ursache eine alte Volksüberlieferung. „Die kirchenamtlich den Heiligen Cyriakus und Perpetua geweihte Kirche zu Adelhausen im Breisgau heißt im Volksmunde noch heute Sant Einbeten Lütkilche" (Heinrich Otte, Kirchliche Kunstarchäologie, 5. Aufl., Bd. 1, S. 568). Und an der oben zuerst erwähnten Stelle der Schwesternverehrung in Gengenbach geht der Kampf der Kirche gegen diese noch heute weiter, wie Verfasser dieses selber feststellen konnte. Die obenerwähnte Nachricht von Albert von Hofmann veranlaßte den Verfasser dieses Buchs, Gengenbach aufzusuchen, um sich dieses Bergkirchlein einmal anzusehen. Es finden sich dabei häufig kleine und doch in unserem Zusammenhang bedeutsame Denkmäler oder Denkmalreste, die anderweit nicht verzeichnet werden. Das Kirchlein war zunächst nicht zu finden. Schließlich stellte sich heraus, daß ganz neuerdings, vor etwa zehn Jahren, ein ganz neues Kirchlein an die Stelle der alten Einbetenkapelle getreten ist, den Heiligen

Peter und Anna geweiht. Also ist nun endlich die Stelle ganz von Deutschem gereinigt, indem zuerst welsche Heilige und nun endlich zwei Heilige von unzweifelhaft altteſtamentarischer Abstammung an die Stelle der nordischen Schwestern getreten sind. Eine alte Glocke von 1751, die der Embeta geweiht ist, hängt noch da, als der letzte Nachhall der alten Weihung. Vielleicht wird auch sie bald eingeschmolzen, nachdem sie den Weltkrieg glücklich überdauert hat. Die dreimal verheiratet gewesene Mutter Anna ist in Deutschland übrigens eine spätgekommene Heilige. Noch kurz vor Toresschluß, 1494, ließ sich ausgerechnet Friedrich der Weise von Sachsen von dem Borgiapapste Alexander VI. — man möchte schon wieder sagen ausgerechnet — ein besonderes Breve über die Verehrung dieser Heiligen in wettinischen Landen ausstellen.

In Au an der Kyll bei Trier werden die drei Jungfern verehrt; es soll dort ein Bild geben, das sie zu dreien auf einem Esel reitend vorstellt. In Mergentheim, in Ulflingen bei Luxemburg haben sie weitere Verehrungsstätten.

15. „Dem unbekannten Gotte." (Der Altar am Palatin; die Allergötterſteine.)

Die Namen Embet, Warbet, Wilbet sind nach Simrock germanisch; wenn nämlich Warbet von Werre, Zwist kommt; Willbet von Wille und Embet, Einbett von einem germanischen Stamm, der Schrecken bedeutet (Simrock). Sind diese Wormser Muttergottheiten wirklich germanischen und nicht keltischen Ursprungs, so würden sie wohl doch auch auf die nordische Dreiheit der Nornen zurückführen; oder wären, falls sie ursprünglich keltisch sein sollten, bei den Vangionen, die um Worms saßen, doch mit deren mitgebrachten germanischen Vorstellungen verwachsen. Die drei Jungfern sind nun, wie schon erwähnt, anerkannte, wenn auch nicht sehr berühmte und niemals amtlich heilig gesprochene christliche

Abb. 65. Altar am Palatin in Rom.

Heilige. Und sie haben Beziehungen zum burgundischen Königshaus und damit zur deutschen Heldensage.

Ein vorsichtiger Mann, der an höhere Wesen glaubte, der aber in diesen durch die Völkerstürme durcheinandergewirbelten Gegenden nicht zu entscheiden wagte, welcher Gott der richtige sei — wie ja noch die ältere christliche Kirche das Bestehen und Wirken der von ihr bekämpften heidnischen Götter nicht leugnete — konnte wohl zufrieden damit sein, daß die drei Göttinnen, an die er seine Gebete richtete, so vielseitige Wurzeln hätten, nämlich in der einheimisch-volkstümlichen, in der antik-römischen und in der neuen judenchristlichen Götterwelt als Nornen, als Matronen, als Parzen, als Embet, Warbet und Wilbet. Nur zu der Welt des persischen Mithras, der zeitweilig in diesen Gegenden dem Judengott so gefährlich geworden war, bestanden keine Beziehungen; aber Mithras war ja, nach dem Abzug der römischen Besatzungen und ihrer aus dem Osten stammenden Truppenteile aus diesen Gegenden, nun endgültig besiegt.

Ohne Spuren ist dieser Mithrasdienst natürlich nicht geblieben. So soll der hl. Georg von der gemeinsamen vorderasiatischen Heimat her gewisse Züge mit Mithras gemein haben. Der Zug der Mithrasprieſter oder Magier zum Kaiser Nero wird zu der Fahrt der heiligen drei Könige aus dem Morgenlande nach Westen (Albrecht Dieterich). Es kommen also dabei zwei an sich durchaus geschichtliche Ereignisse, die Geburt Christi und die Huldigung der Mithrasprieſter vor Nero, durch die Sage in Verbindung. Hier ergibt sich zugleich ein gutes Beispiel dafür, wie die Denkmälerforschung für größere kulturgeschichtliche Zusammenhänge fruchtbar werden kann. Die phrygische Mütze, die sog. Freiheitsmütze aus der französischen Umsturzzeit, ist kennzeichnend für Mithras und Mithrasdienst; vgl. die schönen mithräischen Friese aus Besigheim in der Stuttgarter Staats-Sammlung. Als Albrecht Dieterich zuerst auf den vermutlichen Zusammenhang zwischen der Legende von den heiligen drei Königen und der geschichtlichen Fahrt der Mithrasprieſter zum westlichen Kaiser, zu Nero, 66 n. Chr., hinwies, hatte er noch zu suchen nach frühchristlichen Darstellungen der heiligen drei Könige, auf denen diese die phrygische Mütze tragen. Solche gibt es nun in großer Zahl; der naturgemäß sehr zerstreute Stoff muß aber erst von der Denkmälerforschung zugänglich und greifbar gemacht werden.[103])

Daß mehr als ein Weg zur Gottheit führen könne und daß die Verehrung eines bestimmten Gottes die eines anderen nicht ausschließe, mußte jenem Zeitalter der Völker- und Glaubensmischungen lebendig sein.[103a])

Der Alemanne, der vor den Steinbildern in Hirsau seinen alten Göttern abschwören und sie als Unholde bezeichnen mußte, konnte

[103]) Albr. Dieterich, Die Weisen aus dem Morgenlande, 1902; neu abgedruckt in den kleinen Schriften, 1911.

[103a]) Im Jahre 383 verteidigte der Altrömer Quintus Aurelius Symmachus den alten Glauben vor dem neuen Kaiser Valentiniam dem Zweiten gegen die Bedrängung durch die Christen: „Zu denselben Sternen blicken wir empor, ein Himmel überspannt uns, eine Erde trägt uns ..... es führt mehr als ein Weg zu dem großen Geheimnis."

durchaus ehrlicher Christ geworden sein und doch noch die alten Götter fürchten. Der vangionische Franke in Worms konnte den christlichen Heiligen Embett, Warbett und Willbett Kerzen brennen und doch dabei im Grunde seines Herzens noch an keltische und germanische Schicksalsschwestern, oder an ihre lateinische Anpassung, die drei Matronen, denken. Der Nemeter oder Vangione mochte den drei heiligen Müttern von Worms geopfert haben und doch weder der Nemetona von Kleinwinternheim noch der Maja Rosmerta von Finthen die gebührende Verehrung versagen. Die Nemetona war wahrscheinlich (Bonner Jahrbücher 1888 S. 99) „eine germanische Kriegsgöttin", der aber auch A. Fabricius Vejento, ein Mitglied des ältesten römischen Adels, hoher Würdenträger und Freund mehrerer Kaiser, bei gelegentlicher Abwesenheit in Obergermanien ein Weihegeschenk stiftete (Sammlung Mainz). In Zeiten, wenn alte Glaubensformen stürzen und neue sich bilden, werden notwendig Zusammenhänge zwischen verschiedenen Götterwelten im Volksgemüt entstehen, auch wenn diese Götterwelten in ihrer amtlichen Form sich lebhaft bekämpfen, was in römisch-germanischer Zeit gar nicht der Fall war. Dem Volk sind die Glaubenströstungen und Hoffnungen, die es einmal besitzt, viel zu wichtig, als daß es sie so leicht aufgebe gegen neue Versprechungen. Da wendet sich das Volk ganz bewußt an verschiedene Stellen gleichzeitig um Hilfe; in dem Bestreben, sich auf jeden Fall einen Beistand zu sichern. In solchen Zeiten, wenn alte Götterwelten von Neuerungen und Umsturz bedrängt werden und der Zweifel begonnen hat, sind es dann vielfach ganz nüchterne Zweckmäßigkeitsrücksichten, die die Wahl bestimmen. Man will den stärksten und hilfreichsten Beschützer. „Als König Edwin von Northumberland im Jahre 627 zum Christentum übertrat, riet ihm sein Oberpriester Coifi selbst dazu, der bis dahin den heidnischen Göttern eifrig gedient, aber keinen rechten Nutzen davon verspürt hatte" (E. Windisch, Das keltische Britannien, Abhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, 1912, S. 72).

Hinter dem palatinischen Hügel in Rom steht ein Altar mit der Inschrift: sei deo sei deivae sacrum; bestimmt für einen Gott oder eine Göttin; wie der Altar, der in der Apostelgeschichte erwähnt wird: „Dem unbekannten Gott."

Das sinkende Rom ist der eigentliche und bisher in der Geschichte in dieser Art einzigartige Schauplatz solchen Auswählens und Suchens unter den Gottheiten verschiedenster Herkunft, die sich durch die Völker- und Rassenmischung im römischen Weltreich zusammenfanden. Aus der Zeit Hadrians stammen die vielfach gefundenen Allergötterſteine, die nach der Inschrift geweiht sind

gleichzeitig dem Jupiter, dem Besten und Größten, der Juno, der Minerva, dem Mars, der Viktoria, dem Herkules, der Fortuna, dem Merkur, der Felizitas, der Salus, den ländlichen Schicksalsschwestern, dem Silvanus, dem Apollo, der Diana, der Epona, den Müttern (Sulevien), dem Genius der kaiserlichen Garde und den übrigen unsterblichen Göttern.[104])

Unter der Basilika des heiligen Sebastian an der Via Appia hat man ganz neuerdings, auf der Suche nach dem alten Apostelgrab, Grabbauten des 2. Jahrhunderts ausgegraben, von denen man, trotz bester Erhaltung ihres reichen bildnerischen Schmucks, zweifelt, ob sie christlich oder heidnisch sind. Der Leiter der Ausgrabungen, der Direktor des römischen Nationalmuseums, Robert Paribeni, hält es „nicht für ausgeschlossen, daß sich christliche Sinnbilder auch in ein durchaus heidnisches Grab einschleichen können, gerade so gut, wie Septimius Severus das Abbild des Jesus von Nazareth in sein Lararium aufnahm" (Seemannsche Kunstchronik, 1920, S. 519). Die heidnische Weiheformel für Grabstein, D. M., diis manibus, findet sich noch auf unzweifelhaft christlichen Grabsteinen; vgl. Bonner Jahrbücher Heft 70, 1881, S. 133.

In Vechten, dem augusteischen Nordseehafen Fectio, stand ein Altar, der eine Reihe von olympischen Göttern, aber am Schlusse dem Rhein (Rheno) und allen Göttern und Göttinen (dis omnibus deabusque) geweiht ist (Eduard Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania, 1920).

Die Kelten Galliens und Südenglands ließen sich völlig dem römischen Weltreich eingliedern und gaben zum größten Teil auch ihre angestammte Sprache auf. Die Deutschen waren staatlich und kulturell widerstandsfähiger, wie die Geschichte gezeigt hat. Sie behielten ihre staatliche Selbständigkeit und, soweit sie im Stammlande blieben, ihre Sprache. Diese größere Festigkeit mußte sich naturgemäß auch in der Glaubensform äußern. „Während die Räter und romanisierten Kelten der Belgica den römischen Kult angenommen hatten, hielten die Germanen immer an ihren Nationalgöttern fest" (Domaszewski, Die Religion des römischen Heeres, Westdeutsche Zeitschrift, 1895, S. 45).

Domaszewski trägt die inschriftlich überlieferten Namen zusammen. Darunter erscheinen auch die Muttergöttinnen, die, wie erwähnt, vermutlich an die Stelle der germanischen Schicksalsgöttinnen treten. Von dem Mars Thingsus, dem niederdeutsche Reiter aus der Gegend von Twente am Grenzwall in England einen

[104]) „Die Liste zeigt keltischen Einschlag". E. Windisch a. a. O., S. 104.

Altar errichteten, war schon die Rede (oben Abschnitt 2). Er ist wohl sicher mit Ziu oder Er oder Saxnot, dem Schwertgott, gleichzusetzen. Die beiden Alaisiagen, Beda, Fimmilena, die mit dem Schwertgott Thingsus zusammen genannt werden, sind vielleicht als Walküren aufzufassen, wie die Schwanenjungfrauen der Wielandsage. Die Idisen des ersten Merseburger Zauberspruchs gehören vielleicht auch hierher.

„Wer sich daran erinnert, daß die Equites singulares aus den germanischen Leibwächtern des Kaisers hervorgegangen sind, wird auf Grund der eigentümlichen Geltung der germanischen Kultur im Heer hier die germanischen Götter Wodan und Donar erkennen müssen . . . Ist die Anerkennung des Donar in der Gestalt des Herkules so alt im römischen Heer (schon im 3. Jahrhundert) . . ., so fällt auf den Namen Herkulius, den Maximinius angenommen, ein neues Licht. Denn dann ist die eigentliche Ursache dieser Namensannahme die Verehrung des Donar im Westheer. Der Herrscher des Westens heißt nach dem deutschen Gott" (Domaszewski).

Der römische Kaiser hätte sich also mit der Annahme dieses Beinamens bei den Deutschen beliebt machen wollen, die den Kern seines Heeres bildeten. Diese Tatsache würde die unten berichtete Auffassung unterstützen, daß Kaiser Konstantin, als er nach der Schlacht gegen Maxentius den christlichen Glauben annahm, das Sinnbild des Christussiegels absichtlich in dieser Form wählte; nämlich damit es Zusammenhang mit den Glaubenssinnbildern behielt, die in seinem vorwiegend germanischen Heer verehrt wurden. Er wählte das sechsspeichige Kreuz mit dem kleinen Rhohaken, das als die Anfangsbuchstaben des Namen Christi Ch—rho aufgefaßt werden konnte und zugleich fast genau so aussah, wie das alt-heilige Sinnbild des Sonnenrades (vgl. unten Abschnitt 21).

Einer ursprünglichen an Vielheit der Götter ohnedies gewohnten Auffassung ist das Nebeneinander auch ganz verschiedener Götterwelten gedanklich möglich. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands (Bd. I S. 388) berichtet, daß es im Anfang des 8. Jahrhunderts in gewissen Gegenden „Priester gegeben habe, welche tauften . . . diejenigen, die es verlangten; sie brachten aber auch dem Wuotan Opfer dar".

Albrecht Dieterich schreibt in seiner großzügigen, erst nach seinem Tode herausgegebenen Geschichte des Untergangs der antiken Religion: „Es ist beinahe ein Gesetz, daß jede große Volksnot zu einem mächtigen fremden Gotte beten lehrt . . . Am deutlichsten ist das in Rom, wo die Einführung der großen Göttermutter aus Phrygien in der Not des zweiten punischen Kriegs, die Aufnahme des

Griechen Asklepios bei einer Pest zu Beginn des dritten Jahrhunderts erfolgte. . . Diese Rezeptionen . . . . . wurden immer häufiger, *je mehr die Religion der Väter sich der Auflösung nähert*. In der Not des Kriegs hat noch zuletzt Kaiser Konstantin sich an die Hilfe eines fremden Gottes gewendet; es war der Gott der Christen."

Heute glaubt das arme verratene deutsche Volk unter dem Einfluß falscher Seher, es müsse zum Baal-Mammon der — scheinbar — siegreichen Feinde beten und müsse seinen alten deutschen Gott abschwören. Seinen alten Gott; „das sprachgeschichtlich dunkle Wort Gott ist ursprünglich ein Sachwort" (Mogk, Germanische Mythologie, S. 41). Gott heißt „das Gute". Das will sagen: der nordische, der germanische Mensch vergöttlicht sich die Gewissenskraft, das zweite der beiden großen Wunder, der gestirnte Himmel über mir und das Sittengesetz in mir (Kant). Andere Völker vergotten sich das Übermächtige als solches, andere, noch niedriger, vergotten sich das Feindliche, das Böse an sich, um so, wenn dies menschenähnlich ist, doch vielleicht durch Bitten und Versprechungen etwas von ihm abgewinnen zu können; wie der Inder der niederen Kasten dem englischen Eroberer, Warren Hastings, einen Tempel weihte und dieses Gotteshaus bedachtsam zwischen den Tempel der Lustseuche und den der Pest setzte.[105]) Andere Völker, wie die Juden, schließen mit ihrem Volksgotte einen rechtlichen Vertrag zu gegenseitiger Förderung auf der Grundlage von Leistung und Gegenleistung. Die Franzosen haben das heidnische Wort: Dieu, Deus, Tiu, Zeus behalten. Der Deutsche sagt: Gott. Gott ist „*das Gute*". Darin liegt vielleicht die höchste Offenbarung des arischen Geistes.

Das Gute: daß der Mensch in sich einen andern Maßstab seiner Handlungen trägt als den durch das Naturgesetz vorgeschriebenen der Selbsterhaltung; daß er sich hingeben, sich opfern kann, ist allerdings die Befreiung von der Naturgesetzlichkeit und die höchste sittliche Erkenntnis.

---

[105]) Das hat zu dem bekannten grausam-großartigen Hohnwort Burkes in dem Anklageverfahren gegen Warren Hastings geführt. — Es gibt noch ein ähnliches Schulbeispiel der Redekunst, nämlich für ein niederschmetterndes Hohnwort. Und dieses letztere hat noch einen größeren geschichtlichen Hintergrund. Im Jahre 1878, als der Berliner Kongreß nach dem russisch-türkischen Kriege zusammentrat, ließ Italien bei Bismarck antippen wegen Erwerbungen am Balkan für Italien. Als der eigens dazu zu Bismarck geschickte Italiener das vorgebracht hatte, machte Bismarck ein ganz erstauntes Gesicht und sagte: „Ach, von einer italienischen Niederlage am Balkan habe ich ja noch gar nichts gehört." Diese blitzartige Beleuchtung der Tatsache, daß das junge Piemont-Italien seine glänzenden staatsmännischen Erfolge bisher immer auf ebenso glänzende Niederlagen seiner Truppen aufgebaut hatte, wirkte so durchschlagend, daß Italien seinen Plan damals sofort fallen ließ.

16. Die ritterlichen Heiligen Georg, Michael und Martin.

Zwei Reiterheiligen ist, wie schon erwähnt, die Tübinger Stiftskirche geweiht. Sie liegt auf der Ostecke des Spitzbergstockes am Neckar, an den schon mehrfach diese Betrachtungen angeknüpft haben. In einem großen Fenster des spätgotischen Baues ist der hl. Georg dargestellt, wie er zu Pferd mit der Lanze gegen den Lindwurm anrennt; links im Hintergrunde sieht man die „stets dabei auftretende Jungfrau, welche wie Gerda und Brünhild, in anderer Fassung Kriemhild, aus der Gewalt des Untieres befreit wird" (Karl Simrock, Deutsche Mythologie S. 230) oder auch „die Maikönigin, die aus der Gefangenschaft des Winters wiederkehrende Sonne".

Das Künstlerische dieser Darstellung folgt einer feststehenden Überlieferung. Der Drachenkämpfer an der Tübinger Stiftskirche entspricht in der ganzen Anordnung dem Ritter Georg aus dem deutschen Heiligenbuch von 1488, dessen Holzschnitte dem Michael Wohlgemut zugeschrieben wird.

In Tübingen sind die Namensheiligen der Kirche, auch Martin, wie er seinen Mantel für die beiden Bettler zerschneidet, ferner Maria und Georg zweimal im Maßwerk zweier hoher Kirchenfenster untergebracht. Das ist selten. Ich kann aber nicht finden, wie Gradmann, Kunstwanderungen in Württemberg, daß das eine Entartung ist. Es widerspricht freilich der üblichen gotischen Schulregel. Aber solchem Zwang, einem allein gültig sein wollenden „Goût", den drei Einheiten des Schauspiels usw., widerstrebt eben das germanische Eigenleben, der germanische Trotz, kann man sagen, der sich, wie auf staatlichem Gebiet (9 n. Chr.) und auf dem Gebiete der Glaubensüberzeugungen (1517), so auch im Kunstschaffen seine eigene Gefühlsentscheidung nicht beschränken lassen will. Wie viel persönlicher und wärmer jedenfalls ist diese aus menschlichen Gestalten gebildete Füllung, obwohl es hier recht handwerksmäßig ausgeführt ist, doch als die auf die Dauer wirklich recht langweiligen, schulmäßigen Zirkelschläge des üblichen gotischen Maßwerks.

Die überquellende Lust an bildhauerischem Schmuck, auch im gotischen Maßwerk, scheint übrigens eine schwäbische Eigentümlichkeit zu sein; vgl. z. B. den Turmhelm zu Rottenburg, und für frühere Zeit Faurndau, Gmünd (Johanniskirche), Prenz, und vielfach.

Der Drachenkampf wird erst seit dem 12. Jahrhundert zur Haupttat des syrischen Ritters Georg von Kappadozien erhoben. Georg von Kappadozien ist geschichtlich recht schwach beglaubigt. Der erste Papst, der ihn anerkannte als Heiligen, Gelasius i. J. 494, hat seine Akten noch ausdrücklich als Ketzermachwerk verworfen.

Im Gegensatz zu anderen Heiligen, die, wie der heilige Ulrich und der heilige Wolfgang, auch der heilige Martin, ganz bestimmt

umrissene geschichtliche Gestalten sind, ist die Geschichte des syrischen Georg in ihrer späteren Gestalt völlig fabelhafte Legende. In bezug auf das vermutliche geschichtliche Urbild sagt der englische Geschichtsschreiber Gibbon verwundert: „So wurde mit der Zeit der ehrlose Georg von Kappadozien zum ritterlichen Georg von England." (Nun; vielleicht kehrt England jetzt nach der Kriegführung von 1914 bis 1918 oder vielmehr bis derzeit 1921 zum „unritterlichen" Georg als seinem Schutzheiligen zurück.) Man brauchte Heiligengestalten, die mehr den alten Vorstellungen von heldenhaften Göttern entsprachen. Man brauchte sie, um die Werbekraft des neuen Glaubens zu stärken. Besonders in diesen alemannischen Gegenden war sicherlich die alte Überlieferung und der Gegensatz gegen die neue Lehre noch sehr stark. Er wurde gestützt durch den völkischen Gegensatz gegen die erobernden Franken, die die neue Lehre gebracht hatten.

Im Dom zu Regensburg stehen die beiden Reiterheiligen Georg und Martin zusammen; von einem trefflichen Künstler gotischer Zeit gebildet; beide zu Pferd, jugendlich reisig, in ritterlicher Tracht (Abbildung bei Berthold Riehl, Das bayerische Donautal). Georg ist freilich nicht ganz zweifelsfrei als solcher gekennzeichnet. Nach von Hofmann, Historischer Reisebegleiter für Deutschland, stellt die Gruppe der beiden Reiter die Heiligen Mauritius und Martin dar. Mauritius war auch Soldat, Offizier bei der thebaischen Legion, und gehört auch zu den kriegerischen Heiligen.

Der hl. Georg soll (nach Karl Albrecht Bernoulli, Die Heiligen der Merowinger S. 158) deutliche Züge, ja selbst den Namen vor Mithras tragen, der im 4. Jahrhundert in Gallien und am Rhein verehrt wurde, während im 5. Jahrhundert sich die ersten Spuren des Georgs-Kults daselbst nachweisen ließen. Oskar Paret schreibt, Urgeschichte Württembergs S. 136: „Beide Religionen (Christentum und Mithrasdienst) waren recht ähnlich, und beide wandten sich vor allem an die unteren Volksklassen. Um so schwerer war der Kampf der beiden um die Herrschaft." Später „verlor St. Georg die Spuren seiner Herkunft von einem orientalischen Gott vollständig und ging ganz in germanischen Vorstellungen auf. Der englische Georg hat nichts mehr von Mithras an sich; er hat sich zum Wodan verwandelt. Das will heißen, er ist hier wie dort wirklich heimisch geworden. Im merowingischen Frankenreich dagegen hat er sich nur auf der Durchreise aufgehalten."

Merkwürdigerweise trägt allerdings ein sehr frühes Denkmal des Drachenkämpfers Sankt Georg eine deutsche Umschrift, nämlich

die aus dem 9. Jahrhundert stammende (?) Erztür einer alten griechischen Kirche in Konstantinopel, der Kirche im Balatquartier:

Georgius mit Heldenmuth
den giftig Drachen toden thut.[106])

Diese Tür ist wohl auf griechische Bestellung gearbeitet.

Berthold Riehl, St. Michael und St. Georg in der bildenden Kunst S. 37 schreibt: „Georg, dessen Fest ja auf den 24. April fällt, ist der Frühlingsheld, der den Winter bekämpft und die durch ihn gefesselte Vegetation aus ihren Banden befreit . . ., der sich vor allem dem Siegfried und dem Wuotan anschloß."

Der hl. Michael aber, der kriegerische Erzengel, entspricht nicht nur wie die anderen Reiterheiligen als Streiter und Kämpfer den germanischen Vorstellungen. Er ist an sehr vielen Stellen der unmittelbare Nachfolger der alten Götter geworden. „Die vielen Michaelsberge in Deutschland waren alte Kultstätten Wodans" (vgl. unten Abschnitt 17; ferner Georg Grupp, Kulturgeschichte des Mittelalters S. 16).

„Das Mittelalter kennt keinen heidnischeren Mythus, als diesen des Feldherrn der himmlischen Heerscharen, der zugleich Beschützer und Anführer der Völker ist, der im Gewitter daherfährt"; wie Wodan; „St. Michael empfängt die Seelen als Engelsfürst auf dem Schlachtfelde" (Gothein, Die Kulturentwicklung Süditaliens S. 58); wie Wodan die gefallenen Helden empfängt.

„Dem doppelten Bedürfnis, einen besonderen kriegerischen Schutz zu besitzen und ihn in den Erscheinungen der Natur vernehmen zu können, kam die Sage vom Erzengel Michael durchaus entgegen. Sie leistete dasselbe besser, was bisher der Glaube an Wodan und Donar geleistet hatte. . . Auf manch altem Opferberg mag der hl. Michael der Nachfolger eines Heidengottes geworden sein" (Gothein a. a. O. S. 93).

Vgl. auch Franz Xaver Kraus, Geschichte der christlichen Kunst Bd. I S. 435: „Zahlreiche auf Höhen und Vorgebirgen angelegte Heiligtümer der heidnischen Vorzeit sind im Laufe der Zeit in dem Heiligen geweihte Stellen umgewandelt worden."

---

[106]) Hermann Barth, Konstantinopel., S. 122. Ich entnehme die Nachricht dem ebengenannten Werk. Die deutsche Inschrift müßte demnach später erneuert sein. Neuntes Jahrhundert klingt ja auch etwas merkwürdig; die Blüte der deutschen Erzgießerei beginnt doch erst am Ende des zehnten Jahrhunderts, soweit wir wissen; im Anfang des elften Jahrhunderts wurden die Türen für San Zeno in Verona, für die Kirchen von Gnesen und Nowgorod in niedersächsischen Gießhütten hergestellt.

Michel heißt im Altdeutschen stark; so ließ sich auch der fremde Name des neuen Heiligen durch eine kaum merkliche Veränderung mit den alten Vorstellungen von dem siegreichen Mitkämpfer in Einklang bringen.

„Einstmals kam Kaiser Heinrich . . . in St. Michaels Kapelle und bat Gott mit großer Andacht. Da kam unser Herr Jesus Christus, ein gewaltiger Gott, mit einer großen Schar und mit großer Schönheit . . . und beging das Amt . . ." Als der Engel nun auf den Wink unseres Herrn mit dem Buch zum Kaiser kam, damit er es küsse, wie unser Herr getan hatte, „da erschrak der Kaiser und meinet, er wär nicht würdig, das Buch zu küssen. Da griff ihm der Engel auf seine Hüfte und sprach: Kaiser, stand auf, und nimm die Gnad von Gott, wann er vergönnet sie dir. . . Und also ward der Kaiser hüftlos. Das litt er gern durch Gottes Willen" (Nürnberger Heiligenbuch von 1488).

Und seitdem hinkte der fromme Kaiser Heinrich der II., wie es getreu dargestellt ist in seiner lieben Stadt Bamberg, an der Domtüre.

Der andere Reiterheilige, Martin, war in den Ländern nördlich der Alpen der verbreitetste Heilige. „Martin genoß während des Mittelalters im westlichen Abendland eine beispiellose Verehrung, mit der eben nur noch Petrus und die Muttergottes es aufnahmen."

Martin verwächst in Deutschland mit Wodan. „Die Verschmelzung lag um so näher, als beide, der Gott und der Heilige, von sich aus mit Mantel, Roß und Schwert gedacht werden . . . Die Martinsgans bildet mit dem Martinshorn und dem Martinswein die Martinslust, die deutliche Fortsetzung der alten Opferschmause" (Bernoulli a. a. O. S. 208/209).

Georg wurde der besondere Volksheilige von England; Martin der von Frankreich und der besondere Schutzheilige der Deutschen wurde der hl. Michael; die Reichsfahne trug sein Bild. „Im frühen Mittelalter spielten die Hauptrolle Georg, Michael und Martin" (Georg Grupp, Kulturgeschichte des Mittelalters Bd. 3 S. 414).

So hatten sich das deutsche Mutterland selbst sowie seine fränkische und seine angelsächsische Siedelung, Frankreich und England, die bis zu den großen Keltenaufständen, nämlich der französischen Revolution von 1789 und der englischen Revolution von 1688, auch noch im wesentlichen germanisch geleitet waren, je einen der ritterlichen Heiligen als besonderen Schutzheiligen ausgesucht. Das entsprach nur der Tatsache, daß die Grundzüge der Staats- und Lebensauffassung dieser drei Gemeinwesen nordisch, germanisch waren; auch Frankreichs trotz seines lateinischen, mittelmeerwärts gewendeten Südens. Das wandte sich erst, als die rassisch gemischte Unter-

schicht der Bevölkerung die germanische Oberschicht gestürzt hatte und deren Führerschaft in Gesittung und Lebensform. Das begann, wie schon gesagt, in England mit 1640 bzw. 1688; in Frankreich 1789; in Deutschland beginnt ähnliches 1918.

Merkwürdig — aber in einem gewissen Sinne aufschlußreif — ist es, daß sich der Gallier heute noch mit dem Namen seines germanischen Besiegers, des Franken, schmückt; obwohl das für die Gesamtmasse der französischen Bevölkerung sicher nicht mehr berechtigt ist; die Trevirer rühmten sich, obwohl stark mit gallischem Blut versetzt, germanischer Abstammung, weil ihnen das für vornehmer galt als von den Galliern abzustammen.

17. Der Lanzenschwinger und Seelenführer Wodan-Michael. (Der Michelsberg bei Kleebronn.)

Gisela, die Tochter des ostfälischen Grafen Hessi, der schon 775 sich zum Christenglauben bekannt und den Franken unterworfen hatte, weihte nach 820 in dem Dorf Evingerode eine Kirche dem heiligen Michael. Der neuen Kirche dicht benachbart „lag Godenhusen, das alte Wuotanshaus; später ist an dieser Stelle das Kloster Michaelstein entstanden" (Joh. Christ. Gottl. Schumann, Missionsgeschichte der Harzgebiete, Halle 1869, S. 81).

Der Ort Gudensberg in Hessen, südwestlich Kassel, liegt am Fuße des Odenbergs. Von ihm geht die Sage, daß dort der schneeweiße Schimmel des Kaisers Karl mit dem Huf auf den Boden gestampft und aus dem Felsen so eine Quelle habe fließen machen, die das verschmachtende Heer gerettet habe. Der Stein mit dem Hufstritt ist in die Gudensberger Kirchhofsmauer eingesetzt und noch heute zu sehen. Die Kirche ist dem heiligen Michael[107]) geweiht. — Auch hier ist es durch den Namen des Orts und des Berges, durch das Hufwunder und den weißen Schimmel sicher, daß diese Stelle vorher eine Verehrungsstätte Wodans war.

Nicht überall ist die Nachfolge Michael-Wodan so sicher bezeugt. Tatsächlich hat diese Nachfolge an sehr zahlreichen Stellen stattgefunden.

In dem „Mont St. Michel bei Carnac in der Bretagne, auf dem schon ein römischer Tempel stand und heute eine Kapelle mit

[107]) Chr. Petersen, Hufeisen und Roßtrappen in ihrer mythologischen Bedeutung, Jahrbücher für die Landeskunde von Schleswig-Holstein, 1866, S. 197. — Im Edergrund und im Fuldatal bei Rothenburg soll es Wuotansberge geben.

allerhand Nebengebäuden thront", ist eine „große vorgeschichtliche Gräberanlage, mit Grabkammern aus vorgekragten Steinplatten, festgestellt worden, die durch einen schleifenförmigen Stollen im Berge zugänglich gehalten war, also jedenfalls regelmäßig zu gottesdienstlichen Handlungen besucht wurde" (Carl Schuchhardt, Alteuropa in seiner Kultur- und Stilentwicklung S. 75). An dieser Stätte geht also die gottesdienstliche Weihung des Michaelsbergs viele Jahrhunderte vor die Entstehung der Legende vom heiligen Michael zurück.

Michael war der besondere Kriegs- und Stammesheilige der Langobarden. Die Hauptstätte seiner Verehrung war die Grotte am Berge Garganos in Unteritalien; die Grotte, die er sich nach der Legende selber geweiht hatte und für die er sich darum die nachträgliche Weihe durch einen Bischof ausdrücklich verbat. Es war sein berühmtestes Heiligtum neben dem auf der Insel an der Küste der Normandie. Auch in der lampartischen Hauptstadt, in Pavia, hatte der kriegerische Erzengel, der Lanzenkämpfer, ein wichtiges Heiligtum, die Michelskirche. Der reiche bildnerische Schmuck an der Stirnseite der Michelskirche ist noch nicht gedeutet. Er weist sicher vielfach nach der nordischen Heimat und ihrer einheimischen Götter- und Heldensage. Der Geschichtsschreiber der Langobarden berichtet ausdrücklich von diesen, sie hätten als Hauptgott den Gott Gwodan verehrt. Wodan kämpft mit der Lanze und ist der jüngere Gott gegenüber dem alten Kampfesgott, dem Schwertgott Ziu, Saxnot, Er. Ziu war früher der oberste Gott, wie er ja den alten gemeinindogermanischen Namen des höchsten Gottes, Zeus, Ziu, trägt. Den Langobarden war Wodan der höchste Gott geworden; Wodan, der seinen Verehrern den Sieg verschafft. Wie beim Gottesurteil ist der Schlachtensieg einer ursprünglichen Auffassung der Beweis des stärkeren himmlischen Beistandes. Sowohl der Übertritt Konstantins des Großen, der für die Mittelmeerwelt den Sieg des Christentums entschied, wie der Übertritt Chlodwigs, der für die Nordseewelt entscheidend war, sind unter solchen Umständen erfolgt. So ist Michael der Volksheilige der Langobarden geworden, weil er ihnen den Sieg verschafft hat in ihren unteritalischen Kämpfen.

Wir wissen aus vielfacher Überlieferung, daß die Weisung Gregors des Großen vom Jahre 601, man solle bei der Einführung der neuen Ehrfurchtsform (religio) nach Möglichkeit schonend und erhaltend mit den alten Verehrungsformen verfahren, von den christlichen Glaubensboten befolgt wurde. Diese arbeiteten an vielen Stellen, wo eine alte Form der Gottesverehrung eingebürgert und beim Volke beliebt war, bewußt darauf hin, daß der Zusammenhang

gewahrt blieb; daß der neue Heilige in die Rolle des vormals an dieser Stelle verehrten Gottes hineinwuchs. Nicht nur durch die Wahl des gleichen Orts geschah dies, sondern auch so, daß man die bestehenden Gebräuche, soweit es anging, übernahm und nur die Namen änderte; daß man das frühere Tieropfer zum feierlichen Festmahl umgestaltete (vgl. oben Abschnitt 2 und unten Abschnitt 20); daß man die besonderen Kräfte des alten Gottes oder seine besondere Hilfsbereitschaft für gewisse Notfälle auch der neuen Verehrungsstätte zuschrieb. Dieses Bedürfnis nach Übernahme vorhandener Verheißungen mußte die Heiligenverehrung befördern, weil die erforderliche Verschiedenartigkeit nur in einer Vielheit von einzelnen Helfern zu erreichen war. „Denn, wie der Prophet Jeremias aus alter asiatischer Erfahrung heraus sagen konnte, ein Volk verläßt seinen Gott nicht; es verändert bloß den Namen" (Alexander von Peez, Englands Rolle im nahen Orient, 1917, S. 65). So trat der Seelenführer und Lanzenschwinger Michael vielfach an die Stelle des Seelenführers und Lanzenführers Wodan. An die Stelle des Donnerers und Bauerngottes Donar trat der Wettermacher Petrus. Die tölpelhaften Züge, die der Volksmund in Lied und Legende dem Apostelfürsten vielfach angedichtet hat, gehen sehr wahrscheinlich darauf zurück, daß auch die germanische Göttersage in ihrer späteren Gestalt den groben Bauerngott Donar gern etwas ins lächerliche zieht; man denke an das Lied von Herbard in der Edda und an das Zwiegespräch zwischen Tor und dem Fergen, in dem dieser, in dessen Rolle Odin sich verbirgt, den bäuerisch biederen, ungeschlachten Hammerschwinger verhöhnt.

In den Gegenden Deutschlands, die von den Römern besetzt waren, ist die Aufeinanderfolge der Gottheiten vielfach eine dreifache. Aus dem Heiligtum des keltischen oder germanischen Gottes wird ein Tempel des Jupiter oder Herkules; auf dessen Trümmern entsteht eine christliche Kirche. In den rheinischen Gegenden und südlich des rhätischen Grenzwalles haben sich wahrscheinlich eine Anzahl christlicher Kirchen während der Völkerwanderungszeit gehalten (Franz Franziß, Bayern zur Römerzeit, S. 435; M. Fastlinger, Die Kirchenpatrozinien in ihrer Bedeutung für Altbayerns ältestes Kirchenwesen, 1897).

An anderen Orten sind römischchristliche Gemeinden völlig untergegangen, so daß später erst wieder ein neues und nun nicht vom Mittelmeer her, sondern von nordischen Glaubensboten gebrachtes Christentum an die Stelle getreten ist.

In Worms, in Mainz, in Köln und anderweit hat man frühchristliche Grabsteine gefunden; sie sind lateinisch abgefaßt, tragen

aber vielfach schon germanische Namen. Die Stadt Worms war, wie schon aus dem Namen zu schließen ist, ursprünglich eine keltische Siedelung. Unter der Römerherrschaft bildeten germanische Vangionen den Grundstock der Bevölkerung. In der Völkerwanderung überfluteten wechselnde Völkerschaften die Gegend; Burgunden, Alemannen. Später wurde sie fränkisch und bald nach der fränkischen Besetzung wurde sie endgültig christlich. Die Verehrung der drei Schicksalsschwestern hat allen Wechsel überdauert; ob sie nun einen keltischen oder germanischen Namen tragen, ob sie lateinisch deae matres oder matronae heißen oder ob sie unter dem Christentum als die drei heiligen Jungfrauen Embet, Warbet und Willibet auftreten (vgl. Abschnitt 14).

In Emmetzheim bei Weißenburg am Sand, dessen Denkmale später noch in anderem Zusammenhang zu erwähnen sind, haben sich rohe Steinbilder erhalten; sie werden jetzt aufbewahrt in der städtischen Sammlung in Weißenburg. Die Arbeit zeigt sehr wenig Einwirkung von römischer Kunst; sie ist sicher einheimisch; wahrscheinlich rührt sie von der vorgermanischen keltischen Bevölkerung her, die sicher mehr oder minder verrömert war. Man hat auch an wendischen Ursprung gedacht. Die örtliche Überlieferung erzählt, daß erst Karl der Große das dortige heidnische Heiligtum zerstört habe. Das wäre zwar lange nach dem Ende der römischen Herrschaft und nach der germanischen Besetzung dieser Gegenden. Trotzdem ist es nicht ausgeschlossen, daß jene Zerstörung eines nichtchristlichen Heiligtums durch Karl den Großen, wenn sie überhaupt geschichtlich ist, einen noch besuchten Tempel keltisch-römischer Gottheiten betraf, deren Steinaltäre wir in jenen erhaltenen Steintrümmern in Weißenburg vor uns hätten. Der Ort liegt dicht am römischen Grenzwall; nicht allzuweit von der alemannisch-bayerisch-fränkischen Dreiländerecke, nördlich Donauwörth. In diesen Gegenden besonders scheinen lateinische Zinsbauern vielfach den Sturz der Römerherrschaft und die germanische Besetzung überdauert zu haben. In Bayern überhaupt gibt es eine Menge Ortsnamen auf Walch, die offenbar solche Siedelungen bezeichnen. In frühmittelalterlichen Urkunden werden vielfach lateinische Hörige (romani tributarii) bei Veräußerung von Liegenschaften erwähnt. Romani tributarii kommen auch in den Volksrechten, bei der verschiedenen Höhe des Wergeldes, vor. Sie haben naturgemäß, nach den Begriffen der Zeit, eine niedrigere Einschätzung als der lateinische Grundeigentümer (romanus possessor) und gar als der freie Franke oder Bayer. Die Forschung über Kirchenpatrozinien hat, wie schon erwähnt, erwiesen, daß sich christliche Kirchenstiftungen aus römischer Zeit in

Bayern erhalten haben. Das ist nur denkbar, wenn auch die Bevölkerung aus römischer Zeit sich erhalten hat. Denn zu den einrückenden Germanen, hier Alemannen und Bayern, kommt das Christentum erst Jahrhunderte später. Während dieser ganzen Zeit konnte sich die christliche Überlieferung unmöglich ohne lebende Träger dieser Überlieferung, das heißt ohne lateinische Bevölkerung erhalten.[108])

Die kräftige Äußerung des bayerischen Stammesstolzes, die sich am Ende der Kasseler Glossen findet, ist in dieser ein wenig kindlichen Weise doch nur durch nähere örtliche und dauernde Berührung zu erklären, durch Eifersucht von Dorf zu Dorf, die sich in Schnaderhüpferln Luft macht: tolhe sint Walha, spahe sind Peigira; toll sind die Welschen, helle sind die Bayern. Man hat gesagt, die Reste der vorbayerischen Bevölkerung könnten nicht sehr zahlreich gewesen sein; sonst hätten sich mehr welsche Ortsnamen erhalten. Der Einwand ist unzutreffend. Grundherr wurde eben der Germane und daher dieser gab den Namen; selbst wo die Romanen blieben; Walchensee; Walchen. Die Städte dagegen, z. B. Regensburg, Passau und eine Anzahl von Burgen am Grenzwall behielten ihre lateinischen Namen.

Auf dem Heiligenberge gegenüber Heidelberg sind im Sommer 1886 die Reste einer Basilika ausgegraben worden, die dem heiligen Michael geweiht war. Auf der gleichen Stelle hat vorher, wie Funde ergaben, ein Heiligtum des Merkur gestanden; Merkur ist die römische Bezeichnung für Wodan. Auch hier also ist die Nachfolge Wodan-Michael gesichert. Auch der Bergname Heiligenberg ist bemerkenswert. Die Erinnerung an den christlichen Titelheiligen war verloren gegangen und er ist erst durch die Ausgrabung neuerer Zeit wieder belebt worden. Daß der Ort eine heilige Stätte gewesen war, war aber im Volksmunde lebendig geblieben. Es lebt also in dem Namen Heiligenberg die vorchristliche Weihestätte weiter; ebenso wie der Heiligenberg bei Ovenhausen, mit einer ebenfalls dem Erzengel Michael geweihten Kirche; „wahrscheinlich heidnische Kultstätte war" (Direktor Fellinghaus, Osnabrück, in dem Korrespondenzblatt d. deutsch. Gesch. u. Altert.-Ver. 1909). Der Heiligenberg bei Heidelberg war ein Heiligtum der Neckarsueben; „es gereicht mir zu besonderer Genugtuung", schreibt Karl Zangemeister (Der obergermanisch-rätische Limes, in den neuen Heidelberger Jahrbüchern, 1895), „nachgewiesen zu haben, daß hier, nämlich in dem unteren Neckargebiet, von Heidelberg

[108]) Vgl. Rudolf Sillib, Der heilige Berg bei Heidelberg. Karlsruhe, Heimatblätter, 1920.

bis Mannheim, das man bisher zum Dekumatenlande und von der gleichen Bevölkerung wie dieses besetzt hielt, vielmehr echte Germanen, Neckarsueben, gewohnt haben, ein Teil des großen Völkerstamms, welcher noch im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung den größeren Teil Germaniens inne hatte". Drei von Helm, Germanische Religionsgeschichte, als germanisch angesprochene Widmungssteine sind auf dem Heiligenberg gefunden (Helm a. a. O. S. 356, 358).

Daß so häufig frühchristliche Kirchen auf Bergeshöhen, fern von der Siedelung, also äußerst unzweckmäßig und schwer zu erreichen von der nächsten Siedelung, gegründet werden, muß seine Ursache in vorchristlichen Vorstellungen haben; da die christenkirchliche Lehre, die nicht, wie andere Glaubensformen, etwa auf dem Berge der Gottheit näher zu sein glaubt, an sich nicht den leisesten Anlaß hat zu dieser offenbaren Unzweckmäßigkeit. Man darf sich also ruhig den Worten anschließen, die ein so vorsichtiger Forscher wie J. M. Heer, Ein karolingischer Missionskatechismus, S. 29, ausspricht: „Die Verehrung der Götter auf heiligen Bergeshöhen ist echt germanisch, wie die „Donnarsberge" durch Germanien hin beweisen, und es ist bekannt, daß der Brocken im Harz, der Merkur bei Baden und viele der nunmehr mit christlichen Kapellen gekrönten Höhen wie die Michelsberge usf. altgermanische Kultstätten waren"; heißt es doch ausdrücklich in der Lebensbeschreibung des heiligen Martin: „wo er ein Heiligtum der Abgötter zerstört hatte, baute er sofort daselbst eine Kirche oder ein Kloster".[109])

Im Zabergäu, etwas westlich vom Einfluß der Zaber in den Neckar, erhebt sich auf der Südseite des Tales, unweit Brackenheim, der Michaelsberg. Auf seiner Spitze steht eine Kapelle sehr alter Gründung; nach Gradmann, Kunstwanderungen in Württemberg und Hohenzollern, S. 77, stand dort schon 793 eine Kirche. Es war später ein Kapuzinerhospiz oben. Die Kirche ist noch in Gebrauch. Ein katholischer Pfarrer sitzt ganz einsam oben; nur mit einem Diener; er kann keine Kanonika finden, weil kein weibliches Wesen die Einsamkeit dort oben aushält. Die Umgegend ist evangelisch; die Pfarrkinder des katholischen Priesters auf dem Michaelsberg leben ganz vereinzelt in weitem Umkreis. Aber die katholische Kirche hält diese Stelle fest; sie mutet ihrem Diener dieses entsagungsvolle Leben zu, um die Überlieferung katholischen

[109]) Die Michelskirchen auf den Michelsbergen bei Untergrombach, Kr. Bruchsal, und bei Gundelsheim am Neckar verdienten eine Untersuchung nach dieser Richtung. Der erstgenannte war eine vorgeschichtliche Wohnstätte.

Gottesdienstes an dieser Stelle nicht untergehen zu lassen. Das ist wahrlich ein gewaltig beeindruckendes Beispiel für die Macht und die Treue der Überliefernug in der katholischen Kirche; dabei knüpft die Überlieferung gottesdienstlicher Handlungen an dieser Stelle ganz sicher noch an vorchristliche Schicksale dieses Berges an. Dieser Pfarrer sitzt hier, fern von allen Mitmenschen, meilenweit von seinen Pfarrkindern, im Grund nur deshalb, weil an derselben Stelle früher ein kelto-romanischer und dann ein germanischer Priester saß; weil die katholische Weihe dieses Ortes die bösen Geister fernhalten muß, die sonst diese ihre frühere Wohnstätte wieder besetzen würden. So wurde auch ursprünglich diese Kirche als christliche Stätte auf der steilen Anhöhe, fern von den Siedlungen im Tal, sicher nur deshalb hier gegründet, weil „die Unholde gebannt werden mußten", die vorher an dieser Stätte heimisch waren. Die katholische Kirche ist unzweifelhaft die älteste, in ununterbrochenem Zusammenhang mit der Vergangenheit bestehende gesellschaftlich-staatliche Einrichtung der heutigen europäischen Welt. Ein gut Teil der leidenschaftlichen Anhängerschaft, die sie findet, ist eine, an sich sehr verständliche, aber rein politische, nicht religiöse Begeisterung für diese Weltmacht.[110]) Kircheneinrichtungen bergen vielfach Urkunden über urälteste Tatsachen, die sonstwo keine Spur mehr hinterlassen haben. Der Vinxtbach bei Andernach, die römische Grenze von Ober- und Niedergermanien, bildete bis zur Neueinteilung der Kirchenprovinzen im 19. Jahrhundert auch die Diözesangrenze; nämlich zwischen Köln und Trier; hier hat sich also die Verwaltungseinteilung des römischen Reichs durch alle späteren staatlichen Veränderungen erhalten. So lassen die Diözesangrenzen der früheren Bistümer die alemannischen und bayerischen Stammesgrenzen und das Vordrängen der Franken noch deutlich erkennen. Die Kraft des Beharrens und der Überlieferung ist in kirchlichen Dingen stärker wie auf irgendeinem anderen Gebiet, außer vielleicht dem des Rechts. Es begegnet, daß zu irgendeiner gottesdienstlichen Handlung, zu der ein Messer benötigt ist, ein steinernes Werkzeug vorgeschrieben ist; aus uralten Zeiten her, die die Metallbearbeitung noch nicht beherrschten. Die Macht der Überlieferung ist übrigens an sich durchaus eine aufbauende Kraft; und wenn Mephisto in seinem Gespräch mit dem

[110]) 1643 erschien der erste Band Acta Sanctorum der Bollandisten. Heute stehen sie mit dem 62. Bande beim 4. November; Heinrich Günther, Die christliche Legende des Abendlandes, S. 9. — Es hat etwas Großartiges, diese über Zeiten und Räume hinwegschreitende Beharrlichkeit in der Verfolgung eines bestimmten Ziels; trotz aller ebenso ungeheuerlichen Gebundenheit des Einzeldenkens und entsprechenden Unbeweglichkeit des Geistes, die damit zugleich gegeben ist.

Schüler einseitig ihre Schäden und ihre hemmende Wirkung hervorhebt, so ist das ganz einfach eine bewußte Übertreibung. Denn sein Rat ist ja doch ein teuflischer, der den Schüler verwirren soll.

Die örtliche Überlieferung auf dem Michaelsberg erzählt von einem Tempel der Luna, der an dieser Stelle angeblich gestanden habe. Nennenswerte Denkmale davon sind, so viel ich weiß, nicht gefunden worden. Eine Wahrscheinlichkeit liegt aber, wie schon gesagt, vor, daß an dieser Stelle schon eine keltoromanische Gottheit verehrt worden ist. In Magenheim, Brackenheim, beide dicht benachbart, sind Steinbilder jener ungefügen Art gefunden worden, die ohne merkliche Spur der römischen Überlieferung und desgleichen ohne Zusammenhang mit der christlichen Kunstüberlieferung zunächst sehr schwer unterzubringen sind, immerhin noch am wahrscheinlichsten dem kunstarmen (Woltmann) Keltenvolk zugeschrieben werden können.

Unmittelbarer Vorgänger des hl. Michael war aber an dieser Stelle wohl sicher ein germanischer Gott.

Die Bevölkerung in diesen nördlichen Gegenden Württembergs ist fränkischen Stammes. Der oberste kriegerische Heilige, St. Michael, hat vermöge jener vollendeten Anpassungsfähigkeit der christlichen Sendboten bei den verschiedenen germanischen Stämmen eine verschiedene Aufgabe. Wenn er bei den den Ziu verehrenden Alemannen vorwiegend an dessen Stelle trat, muß er mindestens bei den Stämmen, bei denen Wodan schon an die erste Stelle gerückt war und den alten Himmelsgott Ziu-Zeus aus seiner obersten Stelle verdrängt hatte, den Wodan vertreten. Der heilige Michael ist dazu angepaßt, als der Lanzenkämpfer und der Seelenführer. Beides kommt auch dem Wodan zu. Hier an dieser Stelle haben wir nun auch in dem vorhandenen Denkmälerbestand ein Zeugnis für jenen Übergang von Wodan zu Michael.

Die heutige Kirche auf dem Michaelsberg, neuerdings sehr verständnisvoll in Stand gesetzt, hat einen feinen spätromanischen Bauteil. In diesem finden sich an einer Säulenstellung zwischen Chor und Schiff, die als Lettner angesprochen wird (?), reich verzierte Säulenköpfe. An der einen ist eine wilde Jagd dargestellt, Hunde hinter dem Hirsch her. Das deutet unmittelbar auf die wilde Jagd und damit auf Wodan. An einem anderen Säulenkopf, dem Gegenstück zum ersten, findet sich eine merkwürdige Darstellung; rundum acht taubenähnliche Vögel mit gespreizten Flügeln; darüber je ein menschlicher Kopf. Die Darstellung ist unerklärt. Ich wage eine Deutung. Die Tauben mit den Köpfen darüber bedeuten

menschliche Seelen, die sich dem hl. Michael empfehlen, dem Seelenführer und Seelenwäger am Tag des Jüngsten Gerichts, dem Nachfolger des Seelenführers Wodan. Der Vogel auf einer Säule ist ein uraltes Sinnbild der Seele, die den Leib des Menschen verlassen hat (vgl. Carl Schuchardt, Alteuropa, S. 163). Daß diese Vorstellung auch besonders den Germanen geläufig war, bezeugt der Geschichtschreiber der Langobarden, Paulus Diaconus, in Bd. V c. 34, wonach die Königin Rodelinde außerhalb der Stadt

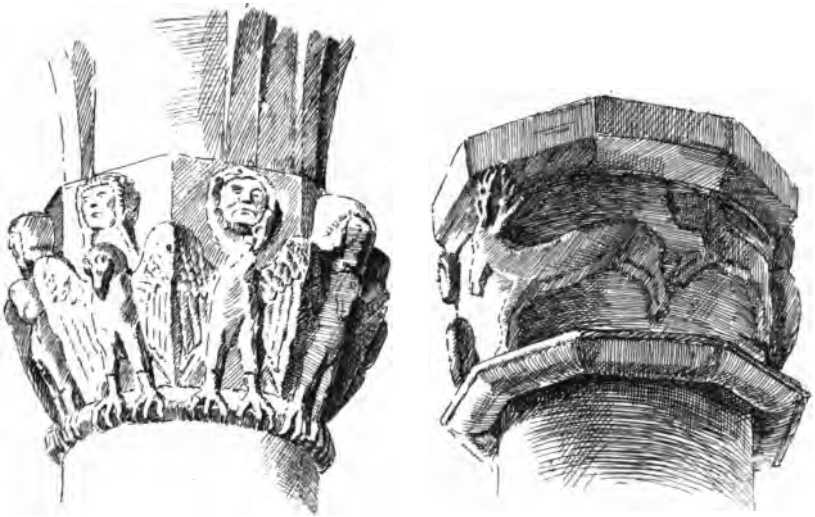


Abb. 66/67. Säulenköpfe in der Kirche auf dem Michaelsberg bei Cleebronn.

Ticinus eine Kirche gründete, welche ad perticas heißen sollte, d. i. zu den Stangen. Diesen Namen führte sie deshalb, weil hier vormals aufrechte Stangen standen, die nach langobardischer Sitte gesetzt zu werden pflegten, wenn einer irgendwo im Kriege oder sonst auswärts umgekommen war. „In diesen Fällen setzten seine Blutsverwandten an den Grabstätten eine Stange, auf deren Spitze sie eine hölzerne Taube befestigten. . . . In dieser Schilderung Paul Warnefrieds findet sich merkwürdigerweise als alte Langobardische Volkssitte alles wieder, was zu den vorgeschichtlichen Grabkennzeichen gehört, der Grabhügel, die Stange, offenbar eine Holzsäule, mit dem Vogelbild darauf als Sinnbild der Seele" (Fr. Weber, Sarg, Grabmal und Totenbrett, Bayerischer Heimatschutz, 1913, S. 158).

„Besonders in Ägypten und Griechenland, aber auch sonst erscheint die Seele in der Gestalt eines Vogels . . . Wegen der

Leichtigkeit und Beweglichkeit der Seele ist der Vogel ein passendes Sinnbild" (Martin P. Nilsson-Lund, Primitive Religion).

Die wilde Jagd ist der von Wodan geführte Zug der Seelen. In den beiden Säulenköpfen des Franziskanerklosters auf dem Michelsberg tritt die heidnische Vorstellung des Seelenzugs, die wilde Jagd, unmittelbar neben und in Verbindung mit der Vorstellung von den in Taubengestalt dem Körper entflohenen und sich dem Erzengel Michael empfehlenden Seelen.

Die Gegenüberstellung aber soll dem Ungläubigen oder im Heidentum Verstockten vor Augen führen, wie es ihm nach dem Tode gehen wird, wenn er in der Verstocktheit beharrt; daß seine Seele dann im Gefolge des wilden Heers ruhelos in Sturmnächten durch die Lüfte fahren muß mit den Schreckgestalten von Wodans Gefolge und schließlich von dem Hirsche geführt in die Hölle; wie am Tor von Sankt Zeno in Verona nach ausdrücklicher Beischrift der Hirsch den arianischen Ketzerkönig Theoderich in die Hölle führt. Wer aber dem heiligen Michael sich empfiehlt, dessen Seele wird wie eine sanfte Taube zum Paradiese eingehen (s. Abb. auf S. 201).

Am Tage des Jüngsten Gerichts wägt der Lanzenschwinger, der reisige Michael, dessen Bild im Reichsbanner den deutschen Heerhaufen voranweht, die Seelen; schickt die Gerechten in den Himmel und stößt die Falschen zur Hölle; wie es unser Odenwälder Landsmann Hans Memling so eindrucksam geschildert hat auf dem Bilde des Jüngsten Gerichts, das in der Marienkirche zu Danzig hängt als ein Wahrzeichen deutscher Kunst.

18. Der wilde Jäger. (Johanniskirche in Gmünd; San Zeno in Verona.)

Man darf selbstverständlich nicht jede Jagddarstellung an Kirchen gleich auf die wilde Jagd deuten; solche stellen in anderen Fällen einfach einen Jagdauszug vor, der eben den Künstler gegenständlich zur Wiedergabe reizte; so unter anderm der, wenn man nach der Abbildung in den Bonner Jahrbüchern, Bd. 119, Beiheft S. 5, urteilen darf, ziermäßig und künstlerisch sehr feine Jagdauszug an einem Säulenkopf der Schwanenburg in Kleve. — Eine scharfe Gangart der Reiter und vor allem die in vollstem Lauf jagenden Hunde deuten aber vielfach schon auf die Absicht des Künstlers, die wilde Jagd darzustellen. Der höfische Jäger in Cleve reitet ruhige Gangart.

In der Gestalt des wilden Jägers hat sich der alte Sturm- und Schlachtengott noch eine gewisse Würde bewahrt. Er reitet aus, um seinem deutschen Volk bevorstehende Kriegsnot anzukündigen. Über des Rodensteiner letzten Auszug wird in den hessischen Sagen, herausgegeben 1853 von J. W. Wolf, vom Jahr 1848 berichtet: „Der Bürgermeister wollte anfangs nichts darauf geben; aber dann sagte er es dem Pfarrer und bat ihn, er möge es doch in die Zeitung setzen lassen; der lachte und sagte, es sei Aberglauben; „aber der Erfolg hat das Gegenteil gelehrt"; heißt es im Bericht. „Und als 1850 der Kampf gegen die rote Sippschaft sich dem Ende zuneigte, wurde der Rodensteiner wieder beobachtet und diesesmal hat es der Pfarrer dann auch in der Zeitung angezeigt. „Dies letztemal ging der Zug des Heeres vom Schnellerts aus und wandte sich dem Rodenstein zu, wie das jedesmal der Fall ist, wenn ein Krieg in Deutschland zu Ende geht."

Auch vom wohltätigen alten Erntegott hat der wilde Jäger im Volksmunde noch einen Zug, der alle Feindseligkeit der Kirche gegen ihn überdauert hat. „In der Richtung, in der der Rodensteiner vom Rodenstein hinüber zum Schnellerts fährt, lauft mitten durch das Korn ein Strich; da wächst das Korn viel höher und gedeiht besser als anderswo auf dem Acker" (J. W. Wolf, Hessische Sagen, S. 24).

So lebendig ist der alte Sturmgott und Erntegott noch in unserem Odenwälder Volk. Die Sprachgeschichtler bestreiten ja, daß der Name Odenwald mit Wodan zusammenhängen könne. Es ist immerhin auffällig, daß solche Züge gerade hier so häufig sind.

Er war oben in ähnlichem Zusammenhang zu erwähnen, daß die Bauern dort auch das Wort Wode noch mit Himmelserscheinungen in Verbindung bringen; als es geblitzt hatte, sagte einer, in der Richtung des Blitzes deutend, „da ist er naus"; auf die Frage: wer, antwortete der Bauer: „Der Wode".

Grimm bringt Nachweise, daß die uralte von Wodan kommende Sage vom wilden Jäger in der weiterdichtenden Volksseele sich an verhältnismäßig junge geschichtliche Gestalten anhängt; an den Rodensteiner, an einen General Grafen Sparr, ja selbst an Friedrich den Großen.

Die sagenbildende Kraft des Volksgeistes ist natürlich auch heute noch lebendig und wird fortfahren, ihre liebsten Helden mit den in vorgeschichtlich-vorchristlichen Tiefen des Volkstums noch weiterwirkenden Vorstellungen vom heldischen Götterkönig Wodan zu verbinden. Der Alte mit dem Schlapphut Wodans, der im Sachsenwalde hauste und in treuer Sorge seinem Volke warnende Weisheit raunte, die freilich nicht befolgt wurde, ist uns allen, die wir ihn doch noch erleben durften, schon jetzt zur Sagengestalt geworden, von übermenschlichen Maßen.

Der Glaube an den Kaiser, der nur schläft im Kyffhäuser oder im Untersberge und der wiederkommen wird, um die Not seines Volkes zu wenden, war der Ausdruck der Not, in der schrecklichen, der kaiserlosen Zeit des Interregnums nach dem Tode Friedrich II. von Hohenstaufen. Wie lange wird es dauern, daß unser Volk in der furchtbaren Not der kommenden Zeiten die frühere Glanzzeit und ihre Helden so heiß herbeiwünschen wird, daß es schließlich an ihr Wiederkommen glaubt.

Tim Klein setzt in seine ausgezeichnete Zusammenstellung von Urkunden aus dem Leben des großen Kanzlers folgende Stelle aus Sidney Whitmans Tagebüchern und überschreibt sie

Odin.

„Als sich der Zug Hammermühle näherte, der kleinen Eisenbahnstation für Varzin, sah ich aus dem Fenster und bemerkte durch den Nebel einen ungewöhnlich groß aussehenden Reiter. Er trug einen breitrandigen schwarzen Filzhut und schwarzen Überrock. Er richtete sich im Sattel auf und ritt in scharfem Trabe in der Richtung des Zugs auf einem Fußpfade unter den Bäumen hin."

Wie werden wir in den kommenden Zeiten der Volksnot zu Bismarck beten lernen und die Untreue des deutschen Volks gegen ihn und seinen Rat bereuen. Das ist nicht lästerlich; der heilige Ulrich, der erste amtlich heilig Gesprochene, 993, war ein Graf von Dillingen und Kyburg, ein tüchtiger Verwaltungsmann und Bischof,

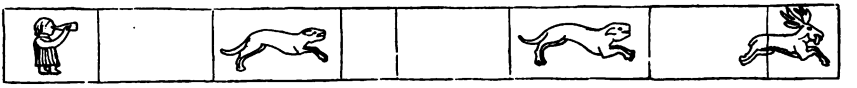


Abb. 68. Von der Westseite der Johanniskirche zu Gmünd.
Aus Paulus, Kunst- und Altertumsdenkmäler in Württemberg.

aber sicher dem Fürsten Bismarck weder an geistiger Kraft noch an sittlichem Lebenswandel, noch an innerem religiösen Erleben, das bekanntlich bei Bismarck sehr stark war, überlegen. Die Kirche lehrt ja auch amtlich ausdrücklich, daß die Heiligen nur Fürsprache einlegen können bei Gott, damit er uns helfe, nicht selber helfen können; etwas anders ausgedrückt: daß das lebhaft empfundene Vorbild eines Helden oder Heiligen uns zu starker Tat, zum „Guten", über uns selbst hinaus heben kann.

An der schon erwähnten Johanniskirche in Gmünd finden sich Darstellungen des wilden Jägers und seines Gefolges an drei Stellen; an der Westseite ein Jäger zu Fuß mit zwei Hunden und dem von ihnen gejagten Hirsch; an der Südseite die schon erwähnten jagenden Hunde und der Reiter mit der Lanze; und schließlich jagen um das obere Stockwerk des Turmes wiederum die Gestalten der wilden Jagd hinter dem Hirsch her.

Der Zusammenhang des wilden Jägers mit Wodan ist im übrigen gesichert; und zwar vielfach noch durch den Namen des Führers der wilden Jagd. Freilich wächst dann dieser Führer später auch, wie schon erwähnt, mit anderen geschichtlichen Gestalten zusammen. Von dem inschriftlich als Dieterich von Bern bezeichneten wilden Jäger in Verona war schon die Rede.

Die Kirche mußte die abgesetzten Götter zu bösen Geistern, zu Unholden machen. Sie verbindet sie mit unreinem oder sonst irgendwie verhaßtem Getier, wie Böcken, Eulen; die alten Götter müssen nun auf elenden Schindmähren reiten; ihr Gefolge besteht aus scheuß-

Abb. 69. Von der Südseite der Johanniskirche in Gmünd.

lichen Gerippen, wie dem Tod oder aus halbtierischen, bocksfüßigen teuflischen Wesen. Der müde, magere Gaul, der, umgeben von Sinnbildern der Nacht oder des Schlachtfeldes, wie den Raben, ein Gerippe oder den unholden wilden Jäger trägt, ist durchaus eine Schöpfung der nordischen Gestaltungskraft. Von dem Dürerschen Gaul auf der Londoner Zeichnung führt ein erkennbarer Zusammenhang zu dem Tode auf dem Leichenhügel von Alfred

Abb. 70. Otto Ubbelohde, der wilde Jäger. (Aus „Von Holden und Unholden.")

Rethel, und zu dem wilden Jäger Ubbelohdes; das Pferd des Böcklinschen Abenteurers und des Stuckschen Krieges sind auch noch späte, freilich recht geschwächte Nachkommen jener gewaltig eindrucksamen Dürerschen Gestalt (Lübke-Haack, Kunst des 19. Jahrhunderts S. 137).

Der Rabe kann als eine Art Wegmarke dienen, für die nordische Herkunft einer Überlieferung. Der Rabe ist der Vogel des Schlachtfeldes und deshalb Wodans[110a]). Er beschäftigt, wie das Gerippe und der dürre Gaul, die Gestaltungskraft des nordischen Menschen, der den Tod weniger fürchtet. Das hängt mit den tiefsten Unterschieden der beiden Kulturformen zusammen. Die nordisch-germanische Gesittungsform ist wesentlich auf Gesinnungswerte, ethisch, gerichtet; die mittelmeerisch-hellenistische dagegen auf Geschmackskultur, auf ästhetische Werte (Sören Kierkegaard); sie will des-

[110a]) „Die Vögelbrakteaten sollen Odin symbolisieren"; Seger, Unter Brakteaten, bei Hoops, Reallexikon.

halb unangenehme, schmerzliche Eindrücke möglichst vermeiden oder wenigstens mildern. Davon wird noch in einem größeren Zusammenhang die Rede sein.[111])

Durch die christliche Kirche wurden die alten Götter entweder zu Unholden, Gnomen herabgedrückt oder sie wurden in christliche Heilige verwandelt und so in den neuen Himmel aufgenommen.[112])

An der Südtüre der Johanniskirche in Schwäbisch-Gmünd findet sich folgende Darstellung. Oben sitzt Maria mit dem Kinde in ganz ruhiger, steifer Haltung; künstlerisch sehr unzulänglich. Unter ihr sind, in sehr viel flacherem Relief und ganz anderer künstlerischer Auffassung, aber offenbar aus der gleichen Zeit jagende Hunde, ein Reiter und eine sogenannte langobardische Bandverschlingung gegeben. Die Darstellungen oben und unten sind offenbar absichtlich gegensätzlich gebildet. Hier kann man nicht einwenden, was man mit Grund gegen verschiedene Erklärungsversuche des Regensburger Schottentors einwendete und was ich oben gegen eine Hirsauer Deutung einwende, daß eine ursprüngliche Auffassung die herrschenden Gottheiten vermutlich in der Darstellung nicht in gleicher Reihe und sozusagen im gleichen Range mit den besiegten bösen Geistern darstellen würde. Hier in Gmünd ist der Abstand deutlich gewahrt; wie schon erwähnt; sowohl in den Maßen und der Höhe des Flachbildes, wie in der künstlerischen Auffassungsweise. Das letztere ist vielleicht besonders merkwürdig. Während die Mutter Gottes sehr steif und fast ganz ohne eigene Naturbeobachtung des

Abb. 71 Deutsche Elfenbeinschnitzerei München, Nat.-Mus.

[111]) Ich darf noch einmal darauf hinweisen, daß die vereinzelten Hinweise auf allgemein kulturgeschichtliche Zusammenhänge und selbst auf allgemein geschichtliche Dinge hier nicht Abschweifungen vom Gegenstande sind. Nach Meinung des Verfassers ist die deutsche Denkmälerforschung nur eine Hilfswissenschaft der deutschen Geistesgeschichte. Es ist aber wichtig, diesen Umstand auch bei der Einzeluntersuchung stets im Auge zu behalten, weil sonst die Denkmälerforschung leicht zu einem bloßen Sammeln von Einzelheiten und Seltenheiten wird; eine Gefahr, der die griechisch-römische Archäologie zeitweilig unterlegen ist. Über „die Archäologen, die nach der Mutter der Hekabe forschen", spottete schon Tiberius, der Meister im vernichtenden Hohnwort, der einer Gesandtschaft aus Troas, die ihm, seiner Meinung nach verspätet, ihre Teilnahme an einem Todesfall in der kaiserlichen Familie ausdrückte, mit ernstester Miene seine hohe Teilnahme aussprach zu dem höchst bedauerlichen Hinscheiden ihres berühmten Landsmanns Hektor.

[112]) Dieser Zusammenhang ist natürlich vielfach verwischt; verhältnismäßig deutlich glaubt ihn E. L. Rochholz, Drei Gaugöttinnen: Walburg, Verena und Gertrud als deutsche Kirchenheilige, erkennen zu können in dem durch die Überschrift des Buchs bezeichneten Einzelfall.

Künstlers wiedergegeben ist, sind die jagenden Hunde sehr gut gezeichnet und sehr lebendig. Auch der Reiter, soweit man ihn noch erkennen kann. Lamparter Steinmetzen sind in dieser Zeit bezeugt.[113])

Es kommt aber noch ein weiteres hinzu. Die Hunde haben große Ähnlichkeit mit den Hunden, die auf dem Toreingang von San Zeno in Verona den Hirsch jagen, der Dieterich von Bern, den Arianer, in die Hölle lockt.

Dort in San Zeno ist diese Deutung ausdrücklich bezeugt durch eine entsprechende Inschrift, die der langobardische Steinmetz dort anbrachte. Diese Inschrift gibt uns nun einen Fingerzeig für ähnliche Darstellungen auch an anderen Kirchen. Dort in Welsch-Bern gestaltet der katholische Lamparter den arianischen Ostgotenkönig als den Anführer des höllischen Jagdzugs. Daß ein Hirsch den hitzig hinterher jagenden Jäger in die Irre führt, ist ein uralter und häufig vorkommender Sagenzug; so in dem schwäbischen Volksmärchen von Donner, Blitz und Wetter.

Die starke Verschiedenheit der künstlerischen Art zwischen den Darstellungen der Hunde und des Reiters unten und der Muttergottes oben am Gmünder Südportal hat vielleicht noch einen anderen Grund. Es läßt sich allgemeiner beobachten, daß ein Künstler der Frühzeit eher in der Darstellung von Tieren zu einer gewissen Freiheit und Unbefangenheit der Beobachtung kommt, als in der Darstellung des Menschen. Der Grund ist wohl der, daß er jenen innerlich sicherer und freier gegenübertritt, während er in der Darstellung des Menschen stärker durch die Überlieferung gebunden ist.

Man kann auch an die als Naturbeobachtung merkwürdig vollendeten Zeichnungen von Mammuth, Wildpferd, Renntier aus vorgeschichtlicher Zeit denken. Freilich hat man (Max Verworn) diesen gegenüber wohl mit Recht darauf hingewiesen, daß diese gute Naturbeobachtung gegenüber späteren ganz steifen und linienhaften Bildnereien überhaupt eine frühere Stufe der Darstellungskunst bedeutet, so auffällig das auf den ersten Blick erscheint. Jene erste Stufe ist noch völlig unbefangen; sie beobachtet und gestaltet nur auf Grund des unmittelbaren Sinneseindrucks, während eine spätere Stufe, von Überlegung beeinflußt, ihre Gedankenbilder, ihr Wissen

---

[113]) E. A. Stückelberg würde die Bandverschlingung wohl sogar unmittelbar als ein Kennzeichen langobardischer Werkleute ansprechen. Aber das ist wohl etwas zu eng. Mohrmann und Eichwede, Germanische Frühkunst, heben richtig hervor, daß Stückelberg räumlich das Gebiet, aus dem er seinen Vergleichsstoff schöpft, zu eng gezogen hat. Eine künftige Auflage von Stückelbergs sehr verdienstlichem Werk wird über die gezogenen Grenzen hinausgehen müssen und dann diese Bandverzierungen auch in Gebieten finden, wo sie nicht wohl unmittelbar von langobardischen Steinmetzen gemacht sein können. Vgl. unten Abschnitt Nr. 28.

von den Zusammenhängen wiedergibt und so zu ichtümlichen Umgestaltungen des Naturvorbildes kommt.

In dem Berggeist Rübezahl stecken sicherlich Züge von Wodan, der vor dem siegreichen Christengotte in die Berge flüchten mußte; der vielleicht auch tatsächlich und geschichtlich noch zu späterer Zeit in Zusammenkünften seiner Getreuen an heimlichem Ort in den Bergen verehrt wurde und absichtlich als Christenschreck verwendet wurde; daher stammt vermutlich die Spukverrufenheit des Brocken. „Mit dem Teufel, den sie fabeln, wollen wir sie selbst erschrecken", schreibt Goethe. Diesen Rübezahl umfliegen noch in der Gestalt, die Ludwig Richter der alten Volksüberlieferung gegeben hat, die Raben, die Boten Wodans (siehe oben S. 172).

Wie die Raben dazu kamen, zu Begleitern des Schlachtengottes zu werden, wird jedem sofort verständlich sein, der in diesem Kriege in Gegenden gekommen ist, wo schon längere Zeit Stellungskrieg war. Die große Zahl von Raben, Krähen, Raubvögeln, in der Champagne auch merkwürdig massenhaft Elstern, die man beständig ins Scheerenfernrohr bekam, fiel jedem auf. Sie lebten von den Opfern des Kriegs; aber mehr auf der französischen Seite als bei uns, weil wir unsere Toten viel rascher und sorgsamer zu bergen und vor den Vögeln des Himmels zu schützen suchten als die darin unglaublich rohen Franzosen.

Ein auffallend deutlicher Nachhall der deutschen Göttersage findet sich in einem siebenbürgischen Märchen, bemerkenswert besonders auch wegen der engen, wie der Herausgeber mit Recht hervorhebt, fast wörtlichen Übereinstimmung mit Stellen der Wölsungasage in der nordischen Überlieferung; was übrigens wiederum auf deren deutsche, südgermanische Herkunft hinweist. In dem siebenbürgischen Märchen (vgl. Wilhelm Schuster, Woden, ein Beitrag zur deutschen Mythologie, Programm des Untergymnasiums zu Mühlbach, Hermannstadt 1856) heißt es: Ein Junge erbt nur ein Schwert. Ein einäugiger Alter warnt ihn, nicht in den Wald zu gehen. Der Junge tut es doch, erschlägt nacheinander einen dreiköpfigen, sechsköpfigen, zwölfköpfigen Drachen. Ein Zwerg erscheint, der in Gestalt einer Kröte große Schätze bewacht hat. Der einäugige Alte schenkt dem Jungen ein achtfüßiges Roß aus seinem Stall. Achtfüßig ist Odins Roß (Sleipner); einäugig ist Wodan.

Daß die Sage ursprünglich Tatsachenbericht und keineswegs Erdichtung sein will, ist jetzt sicher. Diesen tatsächlich geschichtlichen Kern der Sagen herauszuschälen, kann eine äußerst reizvolle Schliemannaufgabe sein. Eine bemerkenswerte Vermutung sei hier aufgezeichnet, lediglich auf die Verantwortung ihres Urhebers. Fr. Schönwerth, Aus der Oberpfalz, Sitten und Sagen, glaubt beobachtet zu haben,

daß das wilde Gejaid in der Überlieferung immer von Nordost nach Südwest zieht; das sei die Richtung, in der in der Völkerwanderung die Baiwaren von Böhmen her in ihr jetziges Siedelungsgebiet eingerückt seien; als die Bayern ums Jahr 500 die mitteleuropäische Herzfestung, Böhmen, räumten und dadurch dem Slawentum deren Besetzung ermöglichten. Jetzt suchen an dieser Gefahrenstelle, in Mitteldeutschland, die Franzmänner Verbindung mit den Tschechen, um den Norden vom Süden Deutschlands abzuschnüren.

Uralte deutsche Schicksale kreisen aufs neue; weil die Seele des deutschen Volkes dieselbe geblieben, mit seinem Mangel an völkischer Geschlossenheit und an völkischer Eigensucht; und weil die Lage des deutschen Volks auf der Erde die gleiche geblieben ist.

19. Der Wettermacher Donar—St. Peter. (Groß-Linden bei Gießen; Petersberg im Inntal; Petersberg bei Fulda.)

Daß der hl. Petrus vielfach den Donar ersetzt hat, ist durch mannigfache Umstände wahrscheinlich gemacht.[114]) „Statt eines Gottes Trank gilt nun eines Heiligen Minne. Der hl. Erzengel Michael wie der hl. Martin erhalten mancherlei vom Wodan, Petrus vom Donar humoristische Züge." In gewissen Gegenden Westfalens muß am Petritag ein Hammerschlag an den Hauspfosten geschehen; der Hammer ist die Waffe Donars. In einem wichtigen Fall ist diese Nachfolge durch schriftliche Überlieferung bezeugt. Daß nämlich Bonifazius im Hessenlande an Stelle der gefällten Donareiche, die man bei Hofgeismar vermutet, eine Peterskirche gestiftet hat; wenn nämlich das Jupiter der Stelle mit Donar richtig wiederzugeben ist, was wohl außer Zweifel ist. Die Peterskirchen sind meist sehr alter Stiftung. Die Fähigkeit Wetter zu erregen und zu beschwichtigen ist von dem germanischen Bauerngott Donar auf den Wettermacher Petrus übergegangen. Die christliche Legende überträgt sogar, wie schon erwähnt, gewisse tölpelhafte Züge, die die spätere schon entartete germanische Göttersage von Donar erzählt, auf den hl. Petrus.

In Großlinden bei Gießen steht eine uralte Kirche mit viel erörterten Bildhauereien am Eingang.[114a]) Die Bauzeit ist schwer zu bestimmen. Es mag wohl richtig sein wie bei vielen bäuerlichen, von den großen Lebensmittelpunkten ihres Zeitalters entfernten Schöpfungen, daß der Bau altertümlichere Züge aufweist als gleichzeitige Bauten der Kulturmittelpunkte, so daß man leicht verführt wird, das Alter zu überschätzen. Die beiden kleinen runden Türme der Eingangsseite sind unter anderem ein solcher altertümlicher Zug,

[114]) Georg Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur, S. 69.
[114a]) Vgl. A. Hepding, Mitt. d. Oberhess. Gesch.-Ver. 1905.

der Fingerzeige geben kann, wenn vielleicht auch nicht in dem Maße, wie der Verfasser der ersten eingehenden Einzelschrift über die Großlindener Kirche, Klein, in seinem höchst gelehrten, aber auch sehr gelehrtenhaften und schrulligen Buch über die Großlindener Kirche meint,

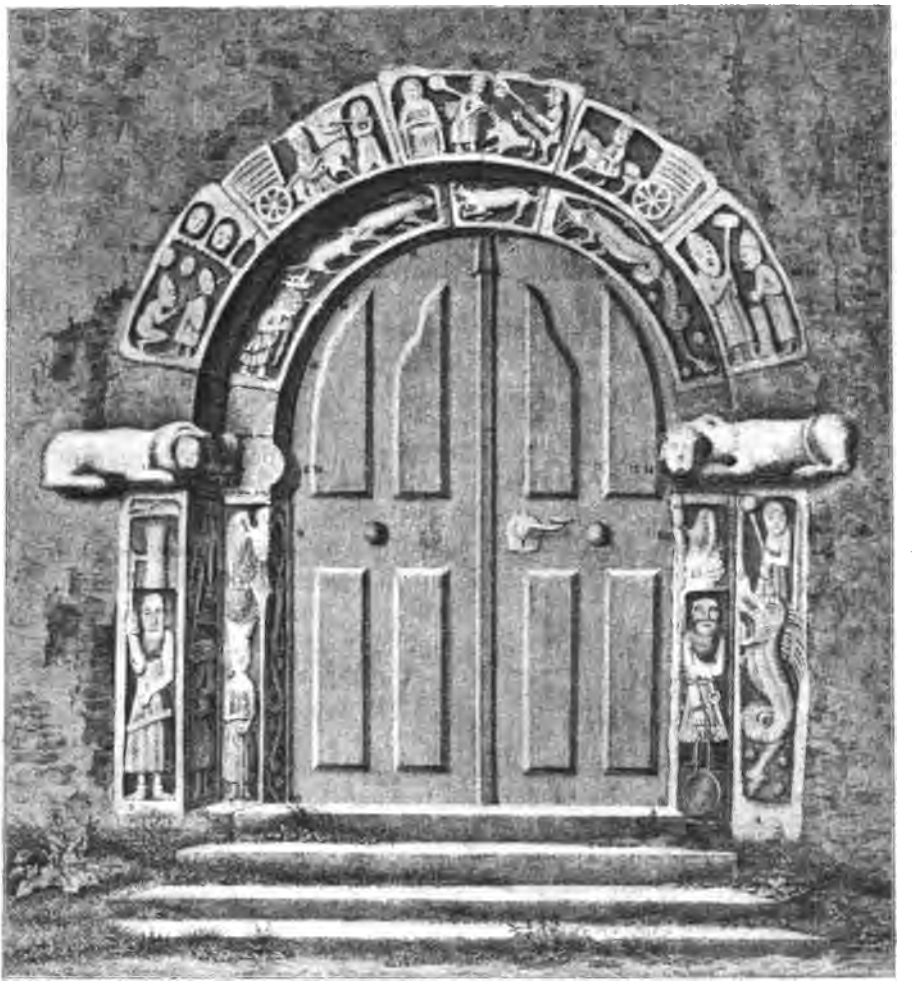


Abb. 72. Kirchentor in Groß-Linden bei Gießen.

Aber auch, wenn der Bau selbst verhältnismäßig spät sein sollte — später als das 12. Jahrhundert ist er wohl sicher nicht —, kann er doch ein Zeugnis abgeben für viel frühere Zeiten. Denn die Überlieferung, die an diesem Ort haftet, ist sicher sehr alt. Die Groß-

lindener Kirche erhebt sich auf einem besonders im Gelände hervortretenden Hügel, der für das Gemeindeleben der Gegend immer eine besondere Bedeutung gehabt hat. Der Hügel war kirchlicher und politischer Mittelpunkt und die Gerichtsstätte für einen größeren Bezirk, für die Lindener Mark. Es haben sich schöne romanische Eingangstore eines Amtshauses erhalten, das die Ansprüche und die Mittel der engeren Gemeinde Großlinden sicher überstieg. Die Kirche heißt im Volksmund noch heute die Peterskathedrale, wie mir der jetzige dortige Pfarrer erzählt hat. Sie war Mutterkirche eines großen Bezirks. Noch in späten christlichen Jahrhunderten werden die umliegenden Gemeinden, obwohl sie längst eigene Pfarreien sind, im Rechtswege zu den Baulasten der Großlindener Kirche herangezogen.

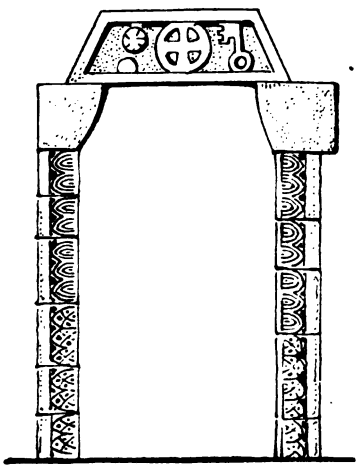


Abb. 72a.
Kircheneingang aus Avolsheim im Elsaß
(nach „Dehio, Gesch. d. deutsch. Kunst").

Die merkwürdige Kirche Dompeter bei Avolsheim im Unterelsaß, die kürzlich durch Georg Weise eingehend untersucht worden ist, ist ebenfalls von sehr früher Gründung und Mutterkirche von Avolsheim und Molsheim. Es ist auffällig, daß die erste Kirche dieser Gegend abseits der Ortschaften gegründet wurde. Diese Gründung wäre dann so zu erklären, daß an der Stelle ein germanisches Heiligtum und zwar vermutlich ein dem Donar geweihtes bestand.

Ich bringe die Bildhauereien der Großlindener Kirche, ohne hier eine eigene Deutung zu versuchen. Nur das behaupte ich allerdings im Zusammenhang mit den Bildhauereien von Zürich (siehe Abschnitt 8 dieser Schrift), Regensburg (siehe den Abschnitt 3), Berchtesgaden (siehe den Abschnitt 5), Andlau (siehe den Abschnitt 7), daß die Bildnereien an einer Kirche keineswegs immer eine kirchliche Bedeutung haben müssen.

Das obere Rund im Großlindener Kircheneingang enthält sicher die Erzählung eines bestimmten Vorgangs. Neuerdings hat man die Legende des heiligen Wenzel zur Erklärung herangezogen. Er genoß hier früher eine große Verehrung, wie man aus der Namengebung in dieser Gegend während bestimmter Jahrhunderte nachgewiesen hat. Sehr überzeugend ist freilich diese Deutung im einzelnen nicht und das spricht gegen sie; denn wo man einmal die richtige Deu-

tung hat, ist sie meist schlagend. Die Künstler dieser Zeiten wissen ganz gut zu erzählen. Das erkennt man freilich erst wenn man weiß, was sie erzählen wollten.

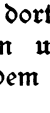
Am Baptisterium zu Parma findet sich im Bogenfeld der Südtüre die Darstellung eines Mannes, der in den Zweigen eines Baumes sitzt und Honigwaben zum Munde führt (Abbild bei F. X. Kraus, Christliche Kunst, 2. Band S. 409). Unten lauert ein Drache und die Wurzeln des Baumes werden von rattenähnlichen Tieren benagt. Man hat früher auch hier an eine Deutung aus der nordischen Sage gedacht; an die Weltesche und die an ihren Wurzeln nagenden Mäuse; bis jemand auf die Geschichte von Balaam und Josaphat kam, die irgendwie aus Indien in die christliche Heiligenlegende eingeflossen ist. Diese Deutung ist unzweifelhaft die richtige. Man braucht nur die Legende, etwa in der Fassung des Heiligenbuchs von 1488, einmal vor der Darstellung zu lesen, um davon völlig überzeugt zu sein. Die tiefsinnige indische Erzählung, die übrigens in ihrer Lebensmüdigkeit und Übergedanklichkeit merkwürdig absticht von den anderen Heiligengeschichten des deutschen Heiligenbuchs, soll die Nichtigkeit des menschlichen Strebens nach Genuß der Stunde vor Augen führen. Der Mann im Baum, der nach der Honigwabe greift, obwohl der Drache ihn bedroht, der ihn nach dem unausbleiblichen Fall des schon angenagten Baums verschlingen wird, ist der Mensch, der in diesem, jeden Augenblick von Tod und Krankheit bedrängten Leben doch noch so unbesonnen in der kurzen Zeitspanne lebt, um nach Genüssen zu jagen. — Ebenso ist die Deutung des Züricher Flachbildes als Zweikampf (vgl. oben Abschnitt 8) und die Deutung der Säule im Berchtesgadener Kreuzgang auf Ziu und den Fenriswolf (vgl. oben Abschnitt 3) völlig überzeugend, sowie man nur einmal auf diese Deutungen gekommen ist. — Ich behaupte von der Darstellung im äußeren Bogenfeld der Großlindener Kirche links unten, mit den einzelnen Köpfen in kleinen Bogen und dem Knieenden vor dem Mann mit Knüppel, daß sie einen gerichtlichen Zweikampf vor Zuschauern darstellt, indem der Überwundene den Sieger um Gnade bittet (vgl. oben Abschnitt 8 am Ende).

Auf dem inneren Bogenfeld sind Mächte dargestellt, die dem Christen feindlich sind. Sie sind da eingemeiselt, um sie zu bannen und von dem Inneren der Kirche fernzuhalten. Der Hornträger mag an die wilde Jagd erinnern. Dem Volk der Hessen, außer den Friesen dem einzigen deutschen Stamm, der seit den ersten Nachrichten über Germanien dieselben Sitze festgehalten hat, ist der Sagenkreis der wilden Jagd und selbst der Name Wode noch lebendig; ich erinnere an den Schnellertz in dem freilich nicht eigentlich und dem Stamme

nach, sondern nur durch das Herrscherhaus hessischen Odenwalde, von dem der Rodensteiner mit der wilden Jagd auszieht; in einer Gegend, wo der Name Wode noch heute unter den Bauern lebendig ist (vgl. oben S. 122). Ich erinnere an den Gudensberg im Kurhessischen, der noch 1189 Wodenesberch, 1226 Wuodensberg heißt (K. Schumacher, Zur Topographie und Geschichte der Rheinlande, Mainzer Zeitschrift 1912), also sicher nach Wodan heißt. Das merkwürdigste am Großlindener Tor sind wohl die fünf Gestalten unten. Ernst Förster (Denkmale deutscher Kunst 1864) will in der Gestalt mit dem Hammer links Donar erkennen (vgl. oben Abschnitt 3). Man hat die Gestalten vielfach folgendermaßen gedeutet, von links nach rechts: als den Baumeister mit der großen Zimmermannsaxt; als den weltlichen Herrn der Gegend mit der Kirchenfahne (Tübingen hat die Kirchenfahne im Wappen und die Pfalzgrafen von Tübingen haben zeitweilig hier die Landesherrschaft gehabt; aber die Kirchenfahne ist häufig als Wappen); als den Bischof und schließlich den Schutzherrn der Kirche, den hl. Petrus. Die Zusammenstellung wäre auffällig, aber wohl nicht unmöglich. Bei allen Gestalten außer dem Bischof ist ein langwallender Bart stark betont. Die Langbärtigkeit kennzeichnet, wie oben an den Hirsauer Abgöttern auszuführen war und weiter unten noch durch ein Steinbild aus Murrhardt bestätigt wird, in der christlichen Darstellung häufig die heidnischen Unholde, die alten Götter und ihre Priester. Vgl. auch die bärtigen Gnomen unter dem Dachgesims in Gmünd (Abschnitt 13), ferner die vom Löwen der Verdammnis gefaßten Priester an den Säulen von Speyer und San Zeno im Münchener Nationalmuseum (Abschnitt 12).

Die Zimmermannsaxt hat man auch mit dem Fällen der hl. Eiche durch Bonifazius in Verbindung gebracht. Man setzt die Stätte, wo Bonifazius die Donareiche gefällt hat, nach Hofgeismar; neuerdings nach Fritzlar. Beide Orte liegen nicht allzu weit nördlich von Großlinden; in Kurhessen. Die Genossen des Bonifazius werden sicher nach dem Erfolg ihres Meisters mit dem Fällen der Donareiche diese Maßregel öfters wiederholt haben; die Richtung des Falles werden sie dabei genauer beobachtet haben, damit nicht allemal ein Wunder helfen mußte.

Was bedeutet das zirkelähnliche Werkzeug des angeblichen Petrus rechts? Ist es etwa ein entartetes oder christlichverhülltes



Blitzzeichen, das den Wettermacher kennzeichnen soll; das sich u. a. auf der Müncheberger Speerspitze (s. Abschn. 22) findet, und dort, durch die Vereinigung mit Hakenkreuz und Dreibogen unzweifelhaft als Heiltumszeichen gekennzeichnet ist. Auf dem Petersberg bei Flintsbach, südlich Brannenburg im

Inntal erhebt sich ein frühromanisches Kirchlein; weit entfernt von allen menschlichen Siedlungen, auf einem hohen und steilen Berg. Ein ungefüges Petrusbild schmückt die Westseite der gegen 1200 (nach Dehio) erbauten Kirche. Hier kann man ebenfalls mit Gewißheit sagen, daß an dieser Stelle die Klosterzelle nur deshalb errichtet wurde, weil da früher eine heidnische Verehrungsstätte war. M. Faslinger (Kirchenpatrozinien) schreibt dazu folgendes: Die mündliche Überlieferung über die Entstehung einer Kirche, daß man die Kirche ursprünglich an einen anderen Platz hätte bauen wollen, am anderen Tage aber der Baustoff immer wieder am alten Platz gelegen habe, hat eine besondere Bedeutung. Der Kern solcher Sagen ist der: die Missionäre wollten die Kirchen zunächst lieber an anderer Stelle als an den heidnischen Kultstätten errichten, schon allein um deswillen, weil diese vielfach so entfernt von den Wohnstätten oder gar wie hier auf steilen Berghöhen liegen. Das Volk aber ließ nicht von den alten Stätten. So war man gezwungen, die heidnischen Opferplätze selbst zu christlichen Kultstätten zu wählen, wie Papst Gregor der Große den Abt Melitus auch ausdrücklich anwies." Von der Kirche auf dem Petersberg im Inntal geht eine solche Sage und der erhaltene Denkmälerbestand gibt noch eine Bestätigung. Am abgetreppten Seitengewände des Eingangs findet sich die nebenstehende Darstellung eines verknoteten Hakenkreuzes, die sicherlich (vgl. unten Abschnitt 22) mit vorchristlicher Sonnen- und Feuerverehrung zusammenhängt. Kennzeichnend ist, wie der christliche Bildhauer das Zeichen leicht verändert; hier durch die ohrenartigen Lappen am Ende der Kreuzarme. Dieses halbe Verhehlen entspringt einfach der Scheu, den Unhold unmittelbar zu nennen, weil dies ihn herbeirufen könnte. Deshalb drückt man sich etwas verhüllt aus, doch so, daß dem Kundigen durchaus klar bleibt, was gemeint ist; vgl. oben Abschnitt 2, die verhehlten Ziurunen des Schwertslocher Bogenfrieses.

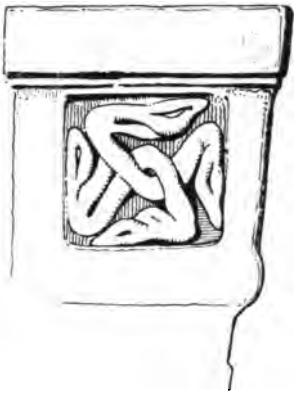


Abb. 73. Hakenkreuz vom Türgewände des Peterkirchleins bei Flintsberg im Oberinntal.

Nordgermanische Gelehrte glauben das Hakenkreuz im besonderen auf Donar beziehen zu können; als das Zeichen des Feuergottes. Diesen Zusammenhang würde unser Hakenkreuz am Peterskirchlein bestätigen. Aber in Deutschland haben wir für die Be-

ziehung des Hakenkreuzes gerade auf Donar keinen deutlichen Anhaltspunkt; hier haben die fortgeschritteneren Götter, Wodan und Ziu, den ursprünglicheren Donar schon so weit zurückgedrängt, daß sie auch das Lichtsinnbild des Hakenkreuzes für sich in Anspruch genommen haben. Es steht vermutlich dem zu, der der eigentliche Himmelsgott ist; also bei uns erst Ziu und dann Wodan; wenn es wirklich, wie mindestens sehr wahrscheinlich ist, von Sonnenrad abgeleitet ist (so Hans Hahne, Führer durch das Hallische Museum für Vorgeschichte, S. 36).

Der Sulzbacher katholische Kalender von 1867 bringt geschichtliche Einzelheiten über das eben erwähnte Peterskirchlein auf dem kleinen Madron bei Flintsbach. Man nimmt an, daß es von sehr alter Gründung ist; nach v. Koch-Sternfeld ist das Peterskirchlein die Mutterkirche des ganzen Tälergaus; der Bayernapostel Rupert selbst soll die erste Mönchskolonie auf den Petersberg geschickt haben. Die Wahl dieses steilen und hohen Bergs zur ersten oder jedenfalls einer der ersten christlichen Stätten in einem erst zu bekehrenden Lande ist äußerst auffällig. Der Grund kann nur der obengenannte gewesen sein; nämlich daß man eine dort eingenistete vorchristliche Gottesverehrung verdrängen mußte.

Peterskirchen auf Bergen zeigen der Petersberg bei Deisenhofen, Bezirksamt Dachau, der Petersberg bei Halle, der Petersberg bei Erfurt, der Petersberg bei Fulda. Alle vier waren Benediktinerniederlassungen. Die Vorliebe des heiligen Benedikt für Berge würde also hier die Wahl der hochgelegenen Stätte genügend erklären; Bernhard liebte die Täler, Benedikt die Berge. Bernardus valles, montes Benedictus amavit. Es wäre Aufgabe einer genaueren Untersuchung, ob nicht doch auch hier ältere gottesdienstliche Bestimmung dieser Berge das Auge der Klostergründer und christlichen Sendboten auf sie gelenkt haben. Der Petersberg bei Halle scheint eine besondere Bedeutung in der Volksüberlieferung zu haben. Petersberg und Michelsberg um die Niederlassung des heiligen Bonifazius in Fulda haben sicher eine vorchristliche Vergangenheit.

Das Kirchlein auf dem Petersberg bei Fulda ist von sehr alter Gründung und der heute noch vorhandene Bau wahrscheinlich in wesentlichen Teilen noch karlingisch, wie die Kirche auf dem Michelsberge neben dem Dom dortselbst. Das Peterskirchlein, von einem unsagbar reizvollen Hauch der Vergangenheit und des Kunstsinnes der Vorfahren umweht, birgt jene merkwürdigen fünf Flachbilder in Stein; Bonifazius, dieser durch Beischrift gekennzeichnet; Maria mit dem Kinde; Christus und zwei Fürsten, vermutlich Pipin und Karlmann, auf schönen Faltstühlen, ähnlich dem in Salzburg er-

haltenen Stücke. Dehio will die Werke nicht für älter halten als zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts, entgegen der bisherigen Ansetzung auf erheblich frühere Zeit. Die Flachbilder vom Petersberg werden auffällig wenig beachtet in der deutschen Kunstgeschichte; sie sind in der künstlerischen Art verwandt dem freilich auch recht vereinzelt dastehenden halberhabenen Flachbild des Drachenkämpfers Michael und der beiden Heiligen von Hohenzollern. Man wird an spätantike Elfenbeinschnitzereien erinnert. Die Gestaltung ist bei allen geschmackvoll, aber sichtlich unfrei und nachahmerisch gegenüber einem Vorbild. Es wäre wirklich sehr merkwürdig, wenn Schöpfungen von so vollendeter künstlerischer Freiheit und Selbstherrlichkeit wie die Naumburger und Bamberger Bildhauereien wirklich nur durch den Zeitraum von rund etwa einem halben Jahrhundert von jenen Werken getrennt wären. Dehio setzt übrigens die Bildhauereien auf dem Hohenzollern um ein halbes Jahrhundert früher als die vom Petersberg bei Fulda. In unserem Zusammenhang beschäftigt uns aber etwas anderes. Der Hohenzollern, der halb Schwaben beherrscht, war sicher eine vorchristliche Verehrungsstätte. Hier hat der Lanzenschwinger und Seelenführer Michael den vorchristlichen Seelenführer und Lanzenschwinger Wodan ersetzt. Sinnbilder von bestimmter augenfälliger Form, hier die Lanze, haben ungeheure Lebenskraft, wenn sie einmal im Volksgemüt eingewurzelt sind. So fromme Christen wie die Sachsenkaiser beten vor der Schlacht zur heiligen Lanze um Sieg und werden sich nicht bewußt, wie heidnisch das ist. Das Sinnbild des Schwerts, das zugleich dem Kriege wie dem Gericht eignet, bildet wahrscheinlich die von Jakob Grimm nur vermutete Verbindung zwischen der Irmensul oder dem Siegesmal des Saxnot, Er, Ziu und der Rolandsäule oder dem Zeichen der Gerichtstätte (vgl. oben Abschnitt 6).

Die christliche Kirche hat anfänglich das Anzünden von Kerzen zu gottesdienstlichen Zwecken bekämpft. Sie hat diesen Kampf später aufgegeben; die Vorstellung von der Heiligkeit des Lichts und des Feuers saß zu tief in den Gemütern. Es wird unten von dem Sinnbild der sogenannten Lilie oder Kerze noch die Rede sein. Auf den fünf Steinbildern vom Petersberg bei Fulda halten die Maria und die beiden Könige eine Kerze oder Lilie hoch.

Das Herrschaftszeichen der Könige, das Szepter, ziert überall diese Lilie. Es muß ein Sinnbild von sehr hohem Rang gewesen sein. Davon wird unten im Abschnitt 27 noch zu reden sein.

Kirchheimbolanden liegt am Donnersberg, der sicher eine alte Verehrungsstätte Donars war. In Kirchheimbolanden steht eine dem St. Peter geweihte Kirche von alter Gründung, mit einem Turm

aus dem 12. Jahrhundert; durch Lisenen in der Senkrechten gegliedert und verziert, durch Rundbogenfriese in Stockwerke geteilt.

Die oben an diesem Turm eingemauerte große Fratze mit gefletschten Zähnen ist sicher als Abwehrmittel (apotropäisch) gemeint; um die Dämonen zu bannen, die an dieser Stelle noch heimisch sind von vorchristlicher Götterverehrung her. An der Ecke des Turms sitzt eine Gestalt, reitend auf einem Untier mit gefletschten Zähnen.

Der Turm der Sebastianskirche in Ladenburg, nach Dehio frühromanisch, neuerlich (Georg Weise) für karolingisch gehalten, ist baulich verwandt; er zeigt ebenfalls äußere Tierbilder und Masken, die sicher als Mittel zur Abwehr dämonischer Mächte (apotropäisch) gemeint sind. Weihung an den heiligen Sebastian deutet meist auf frühe Gründung dieser Kirche; vgl. Neuweiler im Elsaß, falls da nicht eine spätere Umweihung (Dehio) vorliegt.

20. Sonnenverehrung.
(Die steinernen Flachbilder an der Spitalskirche in Tübingen; an der Walderichskirche vor Murrhardt und in Bietenhausen; der Goldfund von Eberswalde.)

„Nehmen wir alles zusammen, so erscheint der von Tübingen, Schwärzloch, dem Ringwall der Ödenburg und dem Wurmlinger Kapellenberg umlagerte Spitzberg als ein den Göttern beson-

Abb. 74. Von der Spitalskirche in Tübingen. Aus J. Fastenau, Rom. Steinplastik in Schwaben. (P. Neff Verlag [M. Schreiber], Eßlingen.)

ders heiliger Berg" (Eduard Paulus, Kunst- und Altertumsdenkmale in Württemberg, S. 400).

An der Spitalskirche der Tübinger Unterstadt sind merkwürdige Steinbilder eingemauert; sie lassen keinerlei christliche Deutung zu. Zwar hat man auch hier solche versucht; „die beiden, aufgerollten Seilen ähnlichen Darstellungen sind vielleicht als Fallstricke aufzufassen und als Attribute des Satan zu deuten, der den Gerechten nachstellt" (Fastenau). Das ist rein erdacht; und für die wichtigste und auffälligste Darstellung, die aufgehobenen Hände zwischen den ineinandergeordneten Kreisen, wird eine Erklärung nicht versucht.

Die steinernen Flachbilder an der Spitalskirche sind zweifellos älter als der gotische Bau, in den sie eingemauert sind. Die oben besprochenen Bildnereien an der Schwärzlocher Kapelle sind, wenn auch vorchristliche Vorstellungen in ihnen lebendig sind, doch sicher in christenfreundlichem Sinne gemeint; sie wollen die alten Götter, auch wenn man sie noch fürchtet, bekämpfen. Mit den Flachbildern an der Spitalskirche muß es anders liegen.

Abb. 75. Von der Spitalskirche in Tübingen.

Schon die Oberamtsbeschreibung von Tübingen deutet die erhobenen Hände zwischen den drei Kreisen als Darstellung einer vorchristlichen Sonnenverehrung; freilich noch ohne irgend welche nähere Begründung und Erläuterung.

Die jetzige Aufstellung der Steinplatten, die freilich, wie gesagt, sicher nicht mehr ursprünglich ist, liegt nur tausend Schritte entfernt von Schwertsloch, dem Walde des Ziu nach der Uhlandschen Deutung. Ziu, Zeus hängt als der oberste Himmelsgott mit dem Himmelslicht zusammen. „Alles ergibt für Tyr, den Ziu der Schwaben, den Er der Bayern, den Saxnot der Sachsen den Sinn des leuchtenden Himmelsgottes" (Simrock, Deutsche Mythologie, S. 71). Es ist denkbar, daß die Platten an der Spitalskirche unmittelbar mit Schwärzloch zusammenhängen, d. h. daher stammen. Es ist aber ebensogut ein loserer Zusammenhang möglich, nur im Sinn der eben angeführten Paulusschen Vermutung über die gottesdienstliche Bedeu-

tung dieſes ganzen Berghangs mit mehreren getrennten Stätten; auf dem Wurmlingerberg (vgl. unten Abſchnitt 23), in Schwärzloch und vielleicht auf dem Tübinger Schloßberg. Auch den Namen Tübingen bringt Uhland mit Tiu, gleich Ziu vor der Lautverſchiebung, in Verbindung.

Sinnbilder der Sonne begegnen uns in ſehr verſchiedener Geſtalt; ſehr häufig als Rad. Die Vorſtellung eines rollenden Rades für die Sonne wird offenbar durch ihre Kugelgeſtalt und durch ihre ſcheinbare Bewegung jugendlichen Völkern nahegelegt. „Der Sonnenwagen und ſein vereinfachtes Bild, das Rad, hat in der Götterſage

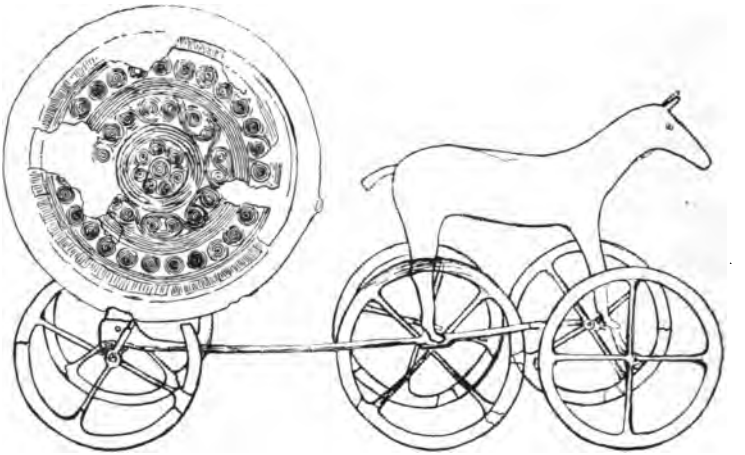


Abb. 76. Sonnenwagen; Weihegeſchenk.
Gefunden in Thrundholm; Nationalmuſeum Kopenhagen.

nicht nur der Griechen und Römer, ſondern auch der Germanen und ihrer Stammverwandten, anſcheinend der geſamten indogermaniſchen oder ariſchen Völkergruppe, und vielleicht noch darüber hinaus, eine hervorragende Rolle geſpielt" (Ludwig Wilſer, Das Hakenkreuz, S. 4). Wenn am Sonnenwendfeſt Holzgeſtelle in Form von Hakenkreuzen brennend einen Abhang hinuntergerollt werden, liegt dieſe Vorſtellung noch anſchaulich zugrunde. Durch die Vorſtellung des von Pferden gezogenen Sonnenwagens werden die Pferde mit dem Sonnendienſt in Verbindung gebracht; vom Thrundholmer Sonnenwagen (wovon gleich) bis zu den Roſſen des Helios. Vgl. Oskar Montelius, überſetzt von A. Lorenzen, Das Rad als religiöſes Sinnbild in vorchriſtlicher und chriſtlicher Zeit, in der Wochenſchrift Prometheus, Jahrgang 16, 1905, S. 241: „Häufiger noch und wahrſcheinlich urſprünglicher iſt die Darſtellung der Sonne durch mehrere Kreiſe, die mit ſich vergrößerndem Durchmeſſer im Mittel-

punkt zusammenliegen." „Die konzentrische Kreisgruppe ist von jeher ein Sinnbild der Sonne gewesen" (Gustav Kossinna, Der Goldfund von Messingwerk in Eberswalde). Die Zahl der Kreise ist verschieden. „Die letzte Vereinfachung des Sonnenzeichens war ein schlichter Kreis" (Otto Hupp, Runen und Hakenkreuz S. 90).

Auf dem Tübinger Flachbild sind die Hände erhoben; offenbar zum Gebet; denn um ein Weihbild, um eine gottesdienstliche Handlung, handelt es sich sicher. Um die Handgelenke der betenden Hände ist ein Schmuck von vielfachen Ringen deutlich hervorgehoben. Sie könnten eine vorgeschriebene Tracht des Betenden bedeuten; sie könnten aber auch so gemeint sein, daß der Betende sie darbringt.

Abb. 77. Der Goldfund von Eberswalde.
Aus Mannusbibliothek, Bd. 12, Tafel I; Verlag Carl Kabitzsch, Leipzig.

Der Gode, der Besitzer der Eigenkirche, „steckte zur Opferhandlung den heiligen Ring an den Arm, der sonst auf der Erhöhung vor den Götterbildern lag und auf dem die Eide geschworen werden sollten" (E. Mogk, unter „Opfer", in Hoops Reallexikon).

Nach Gustav Kossinna sind auf einem Raum, der den ältesten Sitzen des deutschen Stammes ungefähr entspricht, in Niederdeutschland und Südskandinavien, Goldgefäße bestimmter Form und Verzierungsart besonders häufig und auf diesem Raum zusammengedrängt gefunden worden; sie sind nach Kossinna germanischer Herkunft und waren zu gottesdienstlichen Zwecken bestimmt. Man hat sie vielfach in größeren Niederlagen, als sogenannte Depotfunde, angetroffen, und faßt sie als Tempelschätze, angesammelte Weihegeschenke, auf.

Man hat in vor- und frühgeschichtlichen Fundstätten Armbänder aus Erz gefunden, die viel zu eng sind für einen menschlichen Arm;

Halsbänder, die viel zu schwer sind, als daß sie, außer vielleicht für ganz kurze Zeit zu feierlichen Handlungen, hätten am Leibe getragen werden können. Der große Halsschmuck von Babow, im Berliner Völkerkundemuseum, wiegt 2131 Gramm. So unbequem zu tragende Stücke sind vermutlich von vornherein als Weihegaben für die Heiligtümer gearbeitet.

Daß solche Tempelschätze bei germanischen Heiligtümern sich fanden, ist geschichtlich bezeugt. So wird im Leben des hl. Ludger erzählt, daß bei Zerstörung eines Heiligtumes der Friesen viel Gold und Silber gefunden und an Karl den Großen abgeliefert worden sei; das gleiche berichten die Lorscher Annalen von der Zerstörung des sächsischen Heiligtums auf der Eresburg. Der Eberswalder Goldfund enthielt eine große Zahl geringelter Golddrähte, Goldspiralen. Die erhobenen Hände des Steinbilds an der Spitalkirche in Tübingen tragen einen Schmuck um das Handgelenk, dessen Form durchaus jenen goldenen, gewundenen Armbändern des Eberswalder Goldfundes entspricht. Die Eberswalder Reifen entsprechen zwar nicht der Breite des Handgelenks; sie sind „zu eng für den Arm und zu weit für den Finger". Aber das weiche Gold ist so biegsam, daß man aus dieser Aufrollung, die jederzeit geändert werden kann und die vielleicht nur zum Zweck der Aufbewahrung erfolgte, nicht unbedingt zu schließen braucht, sie könnten nur im Haar getragen worden sein (Carl Schuchhardt, Alt-Europa S. 291).

Der der Verdammnis im Löwenrachen anheimgefallene Heidenpriester des Säulenfußes von Speyer trägt die Armringe (vgl. oben); die sogenannte heilige Kunigunde in Burgerroth, die sicher eine vorchristliche Gottheit ist; die gefesselten kleinen Dämonen am Türgewände der Schottenkirche St. Jakob in Regensburg tragen ebenfalls die Armringe.

Das Tübinger Flachbild würde die Meinung Kossinnas von der gottesdienstlichen Bedeutung der Eberswalder Goldsachen erheblich unterstützen. Merkwürdig bleibt ja auf dem Tübinger Bild die Stellung der Arme zu den Sonnenkreisen. Diese nehmen den Platz des Kopfes ein und passen im Grunde nicht zu der Auffassung, daß die erhobenen Hände eine Beterstellung bedeuten. Oder ist es der Gott selbst, der die Arme, geschmückt mit den Weihegeschenken seiner Verehrer, gewährend erhebt?

Der Bauherr der Kirche in gotischer Zeit hat die Feindlichkeit dieser Denkmale noch empfunden. Er hat sie eingemauert an der Außenseite der Kirche, um die unholden Mächte zu bannen und sie von den Wohltaten der Kirche auszuschließen, die im Inneren gespendet werden.

An der gotischen Walderichskirche bei Murrhardt, württembergischer Neckarkreis — nicht zu verwechseln mit der spätromanischen Grabkapelle des hl. Walderich ebendort —, ist ein Bogenfeld eingemauert von einem früheren Bau. Es zeigt, umrahmt von romanischem Zierwerk, drei größere Kreise. Der obere und mittlere zeigt das Lamm Gottes. Im Kreise links vom Beschauer aus ist der Oberkörper einer Gestalt dargestellt; sie hält die eine Hand wie abwehrend; die andere führt den Weihwedel; sie spritzt damit in Richtung auf die gegenüber liegende rechte Seite des Bildwerks.

Abb. 78. Bogenfeld aus staufischer Zeit, außen eingemauert an einer gotischen Kirche in Murrhardt.

Dort ist in dem dritten Kreise ein achtzackiger Stern mit linsenförmigen Strahlen dargestellt; rechts unten in der Ecke ein langhaariger, bärtiger Kopf. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß die Darstellung der rechten Ecke, der sechszackige Stern und der bärtige Kopf, gegen die der Priester den Weihwedel in Bewegung setzt, Sinnbilder des Heidentums sein sollen; der Stern ist das Sinnbild der Sonne; der bärtige Kopf bezeichnet den Priester des Sonnendienstes; er sieht dem abschwörenden Heiden in Regensburg (s. S. 168) sehr ähnlich an Haar- und Barttracht.

Das Heidnische an dem Bilde wurde auch noch zu gotischer Zeit empfunden; deshalb mauerte man es an der Außenwand ein und brachte später, genau wie an dem vorchristlichen Steinbild von Bietenhausen, wie an dem heidentumsverdächtigen Steinbild in Holzkirchen bei Wertheim die lateinische Inschrift an. Das Lamm mit dem Kreuz, das sich umsieht, ob ihm die Herde folgt, ist bekanntlich ein ganz feststehendes und vielfach vorkommendes Sinnbild. Aber auch die etwas breitere Ausgestaltung des zugrunde liegenden Gedankens, die uns in dem Murrhardter Flachbild begegnet, kommt mehrfach vor; zwar nicht so häufig wie das

Lamm allein, aber doch in so feststehender Form, daß sie offenbar einen verbreiteten und allgemein verstandenen Gedanken ausspricht.

Die Kirche in Oberröblingen am See (Mansfelder Seekreis) ist offenbar an der Stelle einer vorchristlichen Verehrungsstelle errichtet. Der Erbauer hat das an dieser Stelle vorgefundene Steinbild eines Tieropfers (vgl. unten Abschnitt 25) über der Kirchentür einmauern lassen. An einem Bogenfeld derselben Kirche, die der Hauptsache nach aus salischer oder staufischer Zeit stammt, ist in der Mitte das Lamm mit dem Kreuz dargestellt; es geht hier nach links, vom Beschauer, und sieht sich nach rechts um. Vor ihm steht ein großes Hakenkreuz und ein kleiner Strahlenstern, als Sinnbilder des heidnischen Sonnendienstes; hinter dem Lamm ist eine Hand ausgestreckt in der Haltung des Priestersegens. Die Darstellung ist also genau die gleiche wie in Murrhardt:

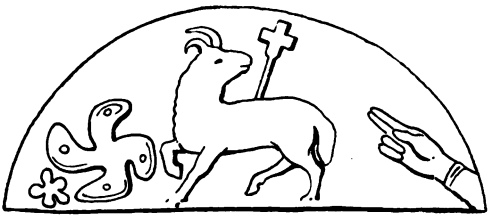


Abb. 79. Bogenfeld der Kirche in Oberröblingen.

Abb. 80. Bogenfeld der Kirche in Haubersbronn.

das Lamm führt seine Herde gegen das Heidentum; der Priester hilft ihm in diesem Kampfe.[115]) [116])

Eine ähnliche Darstellung zeigt das Bogenfeld der Kirche in Haubersbronn bei Schorndorf in Württemberg (Abbildung bei Fastenau, Romanische Steinplastik in Schwaben S. 35); nur die priesterliche Beihilfe fehlt hier. Aber die Darstellung ist in unserem Zusammenhang besonders bemerkenswert, weil hier ein anderes, wenn

[115]) Das Denkmälerwerk der Provinz Sachsen nennt das Hakenkreuz auf dem Oberröblinger Türsturz „eine vierblättrige, etwas ungeschickt geformte Blume".

[116]) An der Adolphikirche in Neuweiler im Elsaß ist ebenfalls ein, hier vielarmiges Hakenkreuz oder sich drehende Scheibe in Gegensatz gestellt zu den christlichen Sinnbildern.

auch verwandtes Sinnbild des vorchristlichen Gottesdienstes auftritt, nämlich die Kerze oder Flamme (vgl. unten Abschnitt 27), das Sinnbild der Feuerverehrung, die stets mit der Sonnenverehrung zusammenhängt.

An der kleinen Wallfahrtskirche in Eichel bei Wertheim am Main findet sich im Bogenfeld eine ähnliche Darstellung, die in unserem Zusammenhang besonders bemerkenswert ist (Abbildung nebenstehend). „Wir sehen in leicht verständlicher Symbolik einen Widder mit Kreuzesstab (althergebrachtes Symbol Christi) dem Wolfe (Symbol des bösen Feindes gegenübergestellt."

Abb. 81. Bogenfeld in Eichel bei Wertheim
Aus Kunstdenkmäler Badens Bd. IV.

Wie in Oberröblingen, wo das Lamm Christi dem Heidenzeichen des Hakenkreuzes gegenübergestellt ist, trägt das Lamm hier Hörner; das Denkmälerwerk für Oberröblingen bezeichnet dies mit Recht als sehr ungewöhnlich. Vielleicht soll dadurch der Erscheinung des Lamms, wo es in unmittelbarem Kampf gegen feindliche Mächte dargestellt ist, eine größere Wehrhaftigkeit verliehen werden; oder es soll, da es die Herde führt, als Leithammel bezeichnet sein.

Das letzte Denkmal ist für unseren Gegenstand aber aus folgendem Grund wichtig. Ganz entsprechend wie in den früher genannten Beispielen Hakenkreuz und Flamme wird hier ein Untier dem seine Scharen anführenden Lamm gegenübergestellt. Damit ist bewiesen, daß Hakenkreuz und Flamme damals, also im hohen Mittelalter, noch deutlich als heidnische Sinnbilder empfunden wurden.

Nach der Menge von Stoff,[117]) die Gustav Kossinna, Oskar Montelius, Sophus Müller, Ernst Krause, Willy Pastor und andere zu dieser Frage zusammengetragen haben, darf man es jetzt als erwiesen ansehen, daß die um einen und denselben Mittelpunkt gelagerten Kreise ein Sinnbild der Sonne und die aufgerollte Schlangenlinie (Spirale) ein Sinnbild ihres Laufs bedeutet; des Sonnenlaufs, wie er sich dem Bewohner der nördlichen Halbkugel dar-

[117]) Im Wiesbadener Museum findet sich ein dreieckiger, unten mit einem Ausschnitt versehener Stein (Museumsnummer 236); er zeigt den Mond und zwei Sonnenbilder; diese ganz in der Form des Murrhardter Steinbildes.

stellen muß. Daß diese Zeichen auch daneben häufig als reine Zierform verwendet werden und ohne daß man noch an ihre Bedeutung als Heilszeichen denkt, wird selbstverständlich dadurch nicht ausgeschlossen.

Unter den bei Ülzen gefundenen Gegenständen[118]), in der Sammlung in Fulda beispielsweise, und noch vielfach anderwärts finden sich die bekannten Schmucknadeln, die die verschiedenen Sinnbilder der Sonne, das vierspeichige Rad, die umeinander gezogenen Kreise, die in Schlangenwindung aufgerollte Linie und den Stern aufweisen.

Was man von den Steinbildern an der Tübinger Spitalkirche als aufgerollte Seile bezeichnet, sind — an der Hand des unzweideutigen Bildes mit den zwei erhobenen Händen dürfen wir uns über diese nach Stoff und Ausführung zweifellos mit jenem zusammengehörigen Steine so bestimmt aussprechen — Bilder des Sonnenlaufs; des Laufs der Sonne, die für den nordischen Menschen, dem auch Mitternacht eine Himmelsrichtung bezeichnet nach dem Stand der Sonne, — nicht nur Sonnenaufgang und Untergang und Höchststand, — in Windungen sich höher schraubt im Frühling und herunterschraubt im Herbst (Willy Pastor).

Zu Bietenhausen, württembergisches Oberamt Haigerloch, in einem Seitentälchen des oberen Neckartals zwischen Tübingen und Rottweil findet sich an der Kirche St. Agatha ein merkwürdiges Flachbild in Stein. Die Zeit ist schwer zu bestimmen. In der künstlerischen Ausführung steht es am nächsten der Gruppe von flachen Steinbildhauereien, die man (Clemen, vgl. unten Abschnitt 23) als karolingisch anspricht; wie die von Sauerschwabenheim, Ingelheim, Bierstadt (ich füge hinzu: Bietenhausen, Dunningen; vgl. diesen und den übernächsten Abschnitt). Der Künstler arbeitet nämlich nur mit zwei Flächen, d. h. die bildlichen Darstellungen sind lediglich aus dem Grunde herausgestochen und heben sich in einer einzigen Fläche vom Untergrunde ab. Für die Darstellungen selbst (vgl. das nebenstehende Bild) läßt sich eine Deutung aus dem christlichen Sagenkreis nicht finden. Zwei große Untiere stehen gegeneinander gekehrt; sie ähneln am meisten Wölfen; sie sind umgeben von Darstellungen mehrzackiger Sterne in Kreisen, Darstellungen, die durchaus übereinstimmen mit der oben erwähnten auf der Murrhardter Bogenfüllung. Das große Steinbild in Bietenhausen war für seine Zeit (sehr alt ist es bestimmt, auch wenn es nicht karolingisch sein sollte) sicherlich etwas besonderes, mit dem man besondere Absichten hatte, und nicht lediglich zieren wollte. Man empfand auch in

[118]) Vgl. Heidnische Altertümer der Gegend von Ülzen, 1846, Tafel 8.

späterer Zeit noch das fremdartige und unchristliche des Steinbilds; es ist nämlich am Rundbogen eine Inschrift angebracht, die nur den Zweck haben kann, das Alter und die eigentliche Deutung des Steinbilds zu verschleiern. Die Buchstaben der Inschrift deuten auf späte Zeit, etwa 17. Jahrhundert. Obwohl die einzelnen Worte — peccator, vir, femina — lesbar sind, ergibt die Inschrift keinen Sinn. Wir lernten oben an dem Beispiel aus Gengenbach kennen, daß die Kirche die vorchristlichen Unterlagen, die im Volksglauben und selbst im kirchlichen Brauch noch leben, genauer kennt als sie nach außen kundgibt. Sie kämpft nur heute mehr im Stillen gegen diese Dinge,

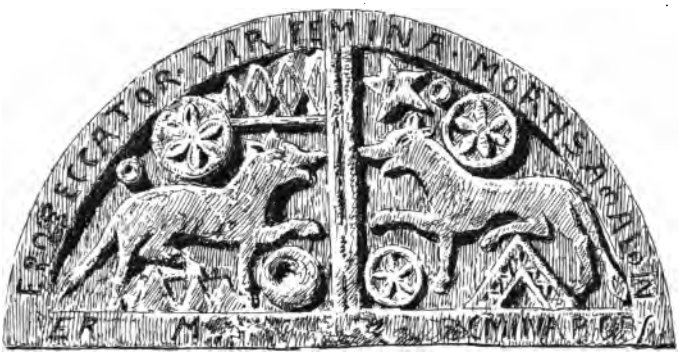


Abb. 82. Skulptur an der Kirche zu Bietenhausen im Sörzelbachtal.

als daß sie sie offen bezeichnet; wie sie mußte, als ihr Sieg noch nicht entschieden war. Daß die vorchristlichen Vorstellungen noch heute in ganz ähnlicher, ja gleicher Weise, im Volke fortleben wie vor tausend Jahren, wird aus den Ausführungen dieses Buches vielfach erhellen.

Die von Gustav Kossinna, Oskar Montelius, Ernst Krause, Sophus Müller und anderen gesammelten Sonnenbilder, um den gleichen Mittelpunkt gelagerte Kreise, Sterne, Räder, Hakenkreuze usw. sind meist sogenannte vorgeschichtliche; daher ist ihre zeitliche Festlegung unsicher. Die Zeit der hier gebrachten Sonnenbilder ist zwar auch nicht ganz genau bestimmbar. Aber man bewegt sich mit ihnen doch immerhin auf sehr viel festerem Boden. Das Murrhardter Steinbild stammt nach der offenbar gleichzeitigen Umrahmung etwa aus der späteren Staufenzeit. Das Flachbild von Bietenhausen halte ich für merowingisch oder karlingisch. Das wichtigste, das Tübinger Flachbild, wage ich allerdings nicht zeitlich festzulegen. Daß in dieser Gegend Steinbildhauerei auftritt, bietet vielleicht einen entfernten Anhaltspunkt, da die Germanen „kein mauerndes, son-

dern, zum Teil bis auf unsere Zeit, ein zimmerndes Volk waren, da sie ja erst von den Welschen die Maurerei erlernten, wie Volkssitte und Sprachgeschichte der Fachausdrücke lehren" (A. Höfler, Wald- und Baumkulte S. 10).[119])

Das steinerne Flachbild der Sonnenanbetung an der Spitalskirche in Tübingen könnte natürlich an sich auch herrühren aus der vorgermanischen, keltischen Zeit dieser Gegenden. Es erinnert in der künstlerischen Art etwas an die später zu besprechenden Emmetzheimer Bildhauereien. Es hat wie diese etwas vom Besonderen der Steinarbeit, während die ganz frühen Bildhauereien deutscher Herkunft etwas von Holzarbeit haben, auch wenn sie in Stein ausgeführt sind. Anderseits aber zeigt das Tübinger Flachbild keine merkliche Beeinflussung von der römischen Kunstweise her. Diese Unbeeinflußtheit von römischer Kunstweise deutet nun immerhin eher auf die neu, nach dem Zusammenbruch des Römischen Reichs in der Wanderungszeit hierher gekommenen deutschen Ansiedler, als auf die älteren, jahrhundertelang unter römischem Einfluß gewesenen keltischen oder keltoromanischen Bewohner dieser Gegenden. Vor allem zwei Umstände scheinen mir für die alemannische Herkunft zu sprechen oder vielmehr diese zu beweisen. Erstens daß die offenbar zusammenhängenden Bildhauereien an der Tübinger Spitalkirche dort so sorgfältig und verteilt angebracht sind bei der Aufführung dieser gotischen Kirche. Dem kirchlichen Bauherrn, der das anordnete, muß die heidnische Bedeutung dieser Bilder noch bekannt gewesen und als bekämpfenswert erschienen sein. Und die Bodenständigkeit dieses Sonnendienstes wird bewiesen durch das Murrhardter Flachbild; dieses erweist nämlich, daß „der Sonnengott, der echte Gott der nordischen Völker" (Otto Hauser, Geschichte des Judentum S. 21) damals unter den Abkömmlingen der Semnomen noch nicht vergessen war und von der Kirche bekämpft werden mußte. Von den alten Germanen ist uns der Sonnendienst noch aus geschicht-

[119]) „Das deutsche Steildach und die Lust am gruppierten Bau sind Rassenmerkmale eines holzbauenden Volkes"; Heinr. Bergner, Besprechung von Haupt, Baukunst der Germanen im Korresp.-Bl. d. dtsch. Gesch. u. Altert.-Ver., 1909. Die Fachausdrücke des Holzbaues sind, nebenbei bemerkt, im Gegensatz zu denen des Steinbaues alle deutscher Abstammung. Hier kann man allerdings aus der Sprachgeschichte gewisse Schlüsse ziehen. Aus der Sprachgeschichte ergibt sich auch, daß die Germanen Schrift und Buchstabenkenntnis nicht erst von den Römern gelernt haben. „Alle auf das Schreiben sich beziehenden Ausdrücke der germanischen Sprache, wie z. B. Buch, Buchstabe sind nicht entlehnt, sondern ureigenes Sprachgut; das Wort „schreiben" wurde erst später mit der lateinischen Schrift herübergenommen und hat das Gebiet der englischen Sprache nicht erobert." Ludwig Wilser, Zur Runenkunde, S. 72. Das englische to write gibt noch das alte ritzen wieder; ritzen der Buchstaben in Holz.

licher Zeit und in sehr bestimmter Form bezeugt. Bekannt ist die Stelle aus Cäsars Gallischem Krieg, Bd. 6 Kap. 21, daß die Germanen Sonne und Mond verehrt hätten. Wir nennen heute noch den ersten und zweiten Wochentag nach der Sonne und dem Mond; erst nach diesen kommen die drei oberen Götter in der Wochenbenennung: der Tag des Ziu, Dienstag; der Wodanstag, englisch Wednesday, heute bei uns zum farblosen Mittwoch geworden; und der Donnerstag.

Noch die Merseburger Zaubersprüche sprechen von Phol, Wodan, Balder und Sunna.

Phol und Wodan
fuhren zu Holze;
Da ward dem Balderes Fohlen
der Fuß verrenket
Da besprach ihn Sindgund,
Sunna ihre Schwester.

Die angelsächsische Homilie des Abtes Älfric (um 1000) „von den falschen Göttern" schreibt: „sie griffen da zu der Weisheit, daß sie als ihren Göttern dienten der Sonne und dem Mond, wegen ihres strahlenden Glanzes, und ihnen Gaben opferten, und ihren Schöpfer verließen" (Kaspari, Martin von Braccaras de correctione rusticorum. Nach Kaspari schöpfte Älfric aus dieser Schrift des 6. Jahrhunderts). Die Sonne, ihr Fernsein im Winter, ihr Wiederkehren im Frühling mußte notwendig die Gedanken des Nordländers beschäftigen und seine Einbildungskraft anregen. Der Kampf der Sonne, von der alles Leben abhängt, mit der eisigen Finsternis, die den Tod bedeutet, beherrscht einen umfangreichen Sagenkreis. Diese Sagen verwachsen später mit geschichtlichen Kämpfen und deren Erinnerung im Volke. Man hat wahrscheinlich gemacht, daß in den Liedern von Siegfried diese Naturfage zugrunde liegt; der siegreiche Frühlingskampf der Sonne in dem Siegfried, der den Drachen schlug; der sieglose Herbstkampf, aber zugleich auch der Untergang geschichtlicher Gestalten, des Arminius oder des Burgunderprinzen, der der Sohn König Siegmunds war (Alb. v. Hofmann), in dem Siegfried, der erschlagen wird. „Beowulfs Drachenkampf ist schon dem Ausgang nach ein Herbstkampf; nur in dem Herbstkampf unterliegen die Götter" (Simrock a. a. O. S. 230), während sie im Frühlingskampfe siegen.

Warum sollten wenige Jahrhunderte, nachdem der Judengott mit den Waffen des Franken in diese alemannischen Gaue eingezogen war, alemannische Eigenköpfe nicht noch zur Sonne gebetet haben, deren Gunst oder Ungunst ihnen doch an ihren Feldern, Äckern und Wiesen so deutlich fühlbar und wirksam wurde. Es kann leicht sein,

daß diesem Alemannen die Verehrung der alten Mächte, wenn auch vielleicht nur noch als böser, aber doch zu fürchtender Geister, mehr am Herzen gelegen hat, als der Dienst des „hethitischen Kriegs- und Hirtengottes Jahve", den ihm der fränkische Priester aufgezwungen hatte. Was ging diesen Alemannen am Spitzbergabhang die Stammesgottheit „des lästigen, unkultivierten, asiatischen Hirtenvolks der Hethiter" (Bernhard Stade) an.

Die Verehrung der Sonne war den nordischen Völkern, für die alles von der Sonne abhängt, die nächstliegende Form der Ehrfurcht (religio). Und sie ist uns, wie schon erwähnt, aus geschichtlicher Zeit durch einen zuverlässigen Zeugen, durch Cäsar, ausdrücklich belegt. „Zur Zahl der Götter nehmen die Germanen nur diejenigen, welche sie sehen und durch die sie offenbar gefördert werden; nämlich den Sonnengott, den Feuergott (Vulkan) und die Mondgöttin" (Gallischer Krieg Bd. VI Kap. 21).

„So werden die zahlreichen, einfachen Darstellungen des Sonnenrades" (Eugen Mogk, Germanische Mythologie) „verständlich, die wir in jenen Felsenzeichnungen des skandinavischen Nordens aus grauer Vorzeit finden. Das Bild war die Sonne, die der Zeichner durch Nachahmung in den Bannkreis seines Willens zog; fest und unerschütterlich ist dieser Glaube allen germanischen Stämmen gewesen. Das weitverbreitete Scheibenwerfen, das Anzünden des Sonnenrads im Vorfrühling, sind die letzten Reste jenes primitiven Glaubens und Kultus, durch den man beim Erwachen der Natur der Sonne gleichsam zu Hilfe kam."[120])

„‚Her' ward zum Heiland, das Radkreuz zum hohen Richtkreuz und der Stier zum Lamm; die alten Heiligtümer wurden christliche Tempel; abgewandelt lebte die ganze Sonnenreligion fort und war systematisiert bis ins späte Mittelalter" (Professor Hermann Schnei-

[120]) „Uns Erdenbewohnern in dieser Sonnenwelt und unter dem wandernden Mond ist überhaupt keine andere Religion angemessen", schreibt der gut katholische Joh. Nep. Sepp, Prof. in München, in seiner Schrift Frankfurt, Das alte Askiburg, S. 64. Das ist nun freilich wohl nicht richtig; eine solche Ehrfurchtsform gäbe höchstens die eine Hälfte; das eine von den zwei großen Wundern nach Kant; der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir. Das erste, die Einsicht in die Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens und daß vor diesem das einzelne Ich nichts ist als ein winziges Glied in der Kette hat zwar auch eine gewisse Ehrfurcht weckende, d. h. dem Ich aus seiner Ichbegrenztheit heraushelfende, erziehliche, religiöse Bedeutung. Aber diese zermalmende Erkenntnis bedarf des Gegengewichts in der Erkenntnis von der sittlichen Freiheit; daß dieses, nach außen so kümmerliche Ich, wollen kann; daß es sich entgegensetzen kann dem Drang des Naturtriebs; daß es frei ist. „Von der Gewalt, die alle Menschen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet." Das ist die höchste religiöse Wahrheit: c'est plus fort que moi, ist die eigentliche Verneinung; was der Teufel, was der „Entkrist" dem armen Menschlein rät.

der, Die Felszeichnungen von Bohuslän, das Grab von Kivic usw., Veröffentlichungen des Provinzialmuseums in Halle, 1918, S. 42).

Noch das Lübecker Beichtbuch von 1485 befiehlt, dem Beichtkinde die Frage vorzulegen, ob es nicht irgendeiner Kreatur göttliche Ehre gegeben habe, als der Sonne.

Und wo Sebastian Frank in seinem 1576 erschienenen Weltbuche von den bei bestimmten Festlichkeiten, wie auch heute noch, brennend ins Tal gerollten Rädern erzählt, ist ihm die Beziehung zur Sonne, also die tatsächlich bestehende, uralte gottesdienstliche Bedeutung dieser brennenden Räder, sofort gegenwärtig. „Zu Mitterfasten flechten sie ein alt Wagenrad voll Stroh, tragens auf einen gähen Berg; umb die Vesperzeit zünden sie das Rad an und lassens mit vollem Lauf ins Thal laufen, das gleich anzusehen ist, als ob die Sonne vom Himmel liefe" (angeführt nach Bernhard Schädel, Über den Namen und das Rad der Stadt Mainz).

Und man könnte schließlich weiter dafür, daß die Verehrung für das Himmelslicht noch heute in den tieferen Schichten unseres Seelenlebens glimmt, die in der letzten Anmerkung angeführte Stelle von Johann Nepomuk Sepp anrufen und so den Forscher in Glaubensgeschichte umgekehrt selber auch als Stoff und Gegenstand der religionsgeschichtlichen Forschung verwerten. Daß nämlich der am Ende des neunzehnten Jahrhunderts als gut katholischer Professor in München gestorbene Johann Nepomuk Sepp einen so merkwürdigen Ausspruch tun konnte, die Sonnenverehrung bilde ja eigentlich die uns Menschenkindern natürlichste und nächstliegende Form der Ehrfurcht vor einer übermächtigen und wohltuenden Macht.

21. Kreuz und Sonnenrad.

Die Sonne wird im Rad, in ineinanderliegenden Kreisen und im gleicharmigen Kreuz versinnbildlicht, „das nur ein vierspeichiges Rad ist, dem die Felgen abhanden gekommen sind".

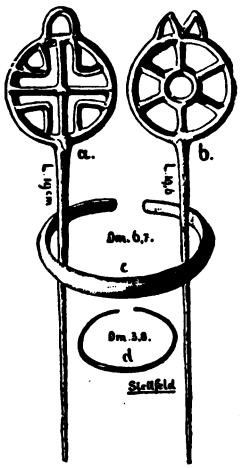


Abb. 83. Radnadeln, Sammlung Karlsruhe. (Aus „Funde und Fundstätten im Großherzogtum Baden", Bd. I.)

Von den massenhaft gefundenen Radnadeln[121]) und Zierrädchen wird man bestreiten wollen, daß sie eine sinnbildliche Bedeutung als Sonnenzeichen haben und wird sie als bloße Schmuckformen ansprechen können. Man wird das auch gegen Kossinnas Auffassung der im Kreis angeordneten Buckeln usw. auf Bronze und Gold einwenden. Ich würde diese Bestreitung für unbegründet halten. Aber wir können es dahingestellt sein lassen. In anderen Fällen ist nämlich dieser Einwand einfach nicht möglich. Er ist meines Erachtens verständigerweise nicht mehr möglich gegenüber dem Tübinger Flachbild von der Spitalskirche; wie er gegenüber der sogenannten Krone von Balkakra, unweit Jstad in Schonen, meines Erachtens nicht begründet ist. Ein Zweifel ist auch nicht mehr möglich gegenüber der feierlich auf den Wagen gesetzten und vom Pferde gezogenen Scheibe des Thrundholmer Fundes (s. Abb. 76 auf S. 220).

Abb. 84. Krone von Balkakra
Nach „Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte".

Der sehr vorsichtige Karl Helm hält in seiner altgermanischen Religionsgeschichte nur den Sonnenwagen von Thrundholm für einen Beweis nordischer Sonnenverehrung; er ist sogar, m. E. zu Unrecht, auch der sogenannten Krone von Balkakra gegenüber noch zweifelnd, ob sie notwendig etwas mit Sonnendienst zu tun hat. Das Tübinger und Murrhardter Flachbild bil-

[121]) Lindenschmit, Altertümer unserer heidnischen Vorzeit; Bd. I, Heft IV, Tafel 4; Heft III, Tafel 4. Funde und Fundstätten im Großherzogtum Baden. 1. Teil,

den nun sichere Urkunden dieser Verehrung in Deutschland, wie wir sie bisher nicht besaßen.

Von nahezu gleicher Bedeutung ist das merkwürdige Steinbild der Vigiliuskirche in Untermais bei Bozen (abgebildet bei Karl Atz, Kunstgeschichte von Tirol und Vorarlberg, 2. Auflage, S. 65). Es hätte sogar mit dem Murrhardter vor dem Tübinger die annähernd sichere Zeitbestimmung noch voraus; durch das sagen wir einmal mit Stückelberg lampartische, jedenfalls völlig unantike und vorgotische Bandgeschlinge neben den Köpfen und dadurch, daß es als Hälfte eines Türsturzes von einem steinernen Kirchenbau erkennbar ist, ist es sicher in die bayerische, christliche Zeit dieser Gegend verwiesen. Andererseits ist freilich die Bestimmung der beiden Bilder als Sinnbilder der Sinne nicht so unbedingt sicher wie für die ineinanderstehenden Kreise des Tübinger Flachbildes. Aber sie ist doch sehr wahrscheinlich. Atz schließt aus den Wolftatzen an dem einen Bilde, es sei der Wolf Skol dargestellt, der die Sonne verfolgt, und schließt daraus, daß der Stein noch heidnisch gemeint gewesen sei. Dieser letztere Schluß ist meines Erachtens nicht richtig. Wenn, wie Atz hervorhebt, der Stein noch erkennbar ist als Stück eines Türsturzes — ich kenne den Stein nur aus Abbildung —, dann ist es sehr viel wahrscheinlicher, er stammt aus schon christlicher Zeit. Denn die Germanen brachten zwar eine entwickelte Werkkunst im Holzbau mit, aber nicht im Steinbau, und es ist unwahrscheinlich, daß sie in der nicht allzu langen Zeit, die sie in diesen Gegenden noch heidnisch waren, Bauten mit steinern überdeckten Türen gebaut hätten. Dagegen brachte der christliche Bauherr mit Vorliebe am Türsturz die Sinnbilder des besiegten aber noch weiter zu bekämpfenden Heidentums an. Dafür gibt es viele Beispiele. Das merkwürdigste ist vielleicht das Bogenfeld der Stadtkirche zu Pforzheim mit seinem eindrucksamen Bilderrätsel (vgl. unten Abb. 91).[122])

Bei Matth. Much (von Helfert), Kunsthistorischer Atlas des österreichischen Kaiserstaats, Wien 1889, Abt. I S. 169, ist ein merkwürdiger Gegenstand abgebildet aus Erz; er kann keinerlei Gebrauchszweck haben; er besteht aus einer festen Scheibe, die mit ineinanderliegenden Kreisen und an ihrem Außenrand wieder mit im Kreise angeordneten freistehenden Ringen verziert ist. Er wird bei Much als szepterartiger Gegenstand bezeichnet und er kann auch

---

Oberland, S. 18, 170. 2. Teil, Unterland, S. 177, 196, 320, 338. Führer durch die Staatssammlung in Stuttgart, Tafel IV, Nr. 37; vgl. oben S. 226.

[122]) An der Totenkapelle zu Hafling am Iffinger in Tirol befindet sich eine Darstellung, die möglicherweise auch zum Sonnendienst gehört; Atz, a. a. O., S. 68.

tatsächlich nichts anderes sein als ein wichtiges Abzeichen und zwar nach Wert des Stoffes und Art der Ausführung ein für die damalige Zeit sehr wertvolles und seltenes Abzeichen.

Am gleichen Ort ist eine in Mähren gefundene Gußform für kleine Rädchen abgebildet (eine zweite ganz ähnliche ebenda S. 134, Tafel LVIII; ferner, aber aus Italien, bei Oskar Montelius, Die vorklassische Chronologie Italiens, Tafeln, Tafel XVI, Fig. 9); einen Gebrauchszweck können auch diese Rädchen nicht haben. Sie müssen daher notwendig eine besondere Bedeutung haben.

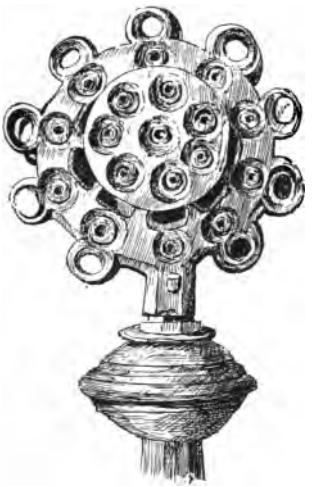


Abb. 85. Soaen. Szepter; Fundort Ostalpen.

Bei Forrer, Reallexikon der klassischen, vorgeschichtlichen und frühchristlichen Altertümer, ist auf Tafel 266 Ziff. 24 ein Siegelring abgebildet, der ein achtspeichiges Rad als alleiniges Zeichen trägt. Eine als alleiniges Bild auf einem Siegelring befindliche Zeichnung hat doch sicherlich eine sinnbildliche Bedeutung.

Man hat auf den vermutlichen Zusammenhang zwischen dem vorgeschichtlichen Radzeichen und dem frühchristlichen Christussiegel aufmerksam gemacht (Ed. Rapp, Das Labarum und der Sonnenkultus; Bonner Jahrbücher, Bd. 39). Das Labarum, das Christuszeichen, soll bekanntlich dem Kaiser Konstantin während der Schlacht gegen Maxentius erschienen sein, „in diesem Zeichen wirst du siegen". „Um die Germanen in seinem Heer an seine Sache zu fesseln, wußte Konstantin kein besseres Mittel, als sich zu ihrem altvölkischen arischen Lichtsinnbild zu bekennen, das nun allerdings als Christussiegel durch Anfügung des Rhohakens entheidnischt wurde. Daß des Konstantins Fahnenbekenntnis nichts anderes[123]) als das zum germanischen Lichtdienst war, geht deutlich aus den Bildern des Labarums auf seinen Münzen hervor: die Spitze trägt die Sechsspeichung und das Tuch weist drei Sonnenscheiben nebeneinander." Es war sehr zweckmäßig gehandelt von Konstantin

[123]) „Nichts anderes": das ist wohl falsch. Aber das Verbinden verschiedener Ehrfurchtskreise lag jener Zeit der Religionsmengerei durchaus nahe. — Osc. Montelius, Das lateinische Kreuz, Mannus, 1915 schreibt, das griechische Kreuz habe mit Christi Kreuz nichts zu tun; in dem lateinischen Kreuz fänden sich die uralten Sinnbilder des Sonnengottes, Rad und Axt; das Marterholz Christi aber wurde lange Jahrhunderte nur T-förmig dargestellt und habe wahrscheinlich auch so ausgesehen; das Wort der Quellen σταυρος heiße nur Pfahl.

(Rapp a. a. O.), „diese dreifach bedeutsame Form an die Spitze der Stange zu setzen, durch welche sein Heerbanner für Sonnen- und Christusverehrer zugleich zur Oriflamme von Siegen werden sollte."

Auf einem als konstantinisch-byzantinisch angesprochenen goldenen Siegelring (siehe Forrer, Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer, Tafel 62 Fig. 20) hat das angebliche Chi-Rho — das Rho ist durch einen kleinen Halbkreis am oberen Ende der senkrechten Speiche angedeutet — acht Speichen: also mehr Durchmesser, als die Buchstaben rechtfertigen, aus denen es angeblich zusammengesetzt ist. Auf dem frühchristlichen Grabstein der Rignedrudis in Bonn fehlt beim Sechs-Speichenrad jede Andeutung des Rhohakens.

Auffällig immerhin und eine gewisse Bestärkung für die obige Vermutung ist doch, daß die goldene Legende des Jacobus de Voragine, der natürlich aus älteren Quellen schöpft, ausdrücklich erzählt, Konstantin habe sofort nach der Schlacht im Jahre 312 die Feldzeichen ändern und mit dem Christusziegel versehen lassen. Diese Bemerkung verrät eine gewisse Absicht des Legendenschreibers. Denn sie kann in dieser Weise nicht richtig sein. „Das Labarum, das Kreuzeszeichen als Fahne des Heeres, erscheint erst im Jahre 330" (Albrecht Dietrich, Der Untergang der antiken Religion). Es waren natürlich längst nicht mit der Bekehrung des Konstantin auch alle seine Soldaten sofort Christen geworden. Es wäre auch sehr töricht von Konstantin gewesen, die überlieferten Glaubensformen seiner Soldaten derartig zu mißachten, daß er ihnen sofort das Sinnbild des fremden und bisher durch seine jüdische Herkunft verachteten Glaubens aufgenötigt hätte. Man vergleiche auch den frühchristlichen Grab-

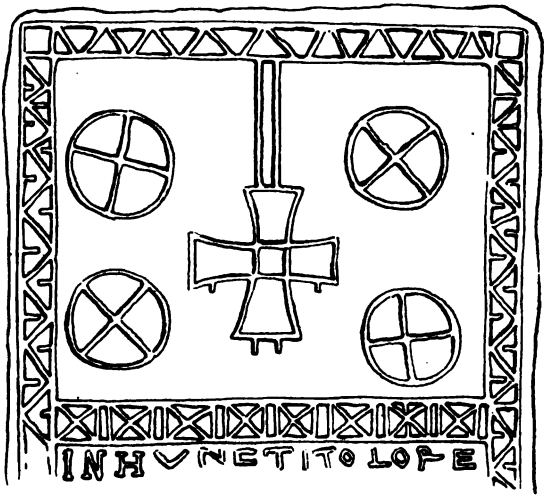


Abb. 86. Frühchristlicher Grabstein aus Worms.

stein der Bertiswindis und des Randoaldus aus Worms, Abbildung 86 S. 235. Vierspeichige Räder sind auffällig und getrennt um das christliche Kreuz herumgesetzt, sicherlich nicht nur als Verzierung, wie allerdings noch Ludwig Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde S. 202, meint. Auch Montelius, am sofort anzuführenden Ort, hält diese Räder für Glaubenssinnbilder.

Ähnliche Radkreise finden sich auf einem frühchristlichen Grabstein in Bonn, Führer durch das Provinzialmuseum, Bd. I Taf. 30.

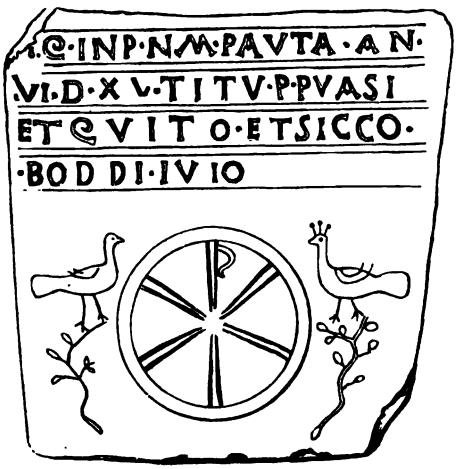


Abb. 87. Frühchristlicher Grabstein aus Worms; Lindenschmit, Handbuch.

„Das Radkreuz gibt uns allgemein als Götterzeichen, im besonderen dem Sonnengott Wodan geweihte Orte an" (Hellmar Kalliefe, Korrespondenzblatt d. dtsch. Gesch. und Altertums-Ver. 1918 Sp. 167 ff.).

Es kann hier abgesehen werden von einer Entscheidung der Frage, ob das Zeichen des christlichen Kreuzes mit dem vorchristlichen Glaubenszeichen des Radkreuzes geschichtlich zusammenhängt oder ob das Kreuz als christliches Sinnbild selbständig aus dem Kreuzigungskreuz entstanden. Sicher scheint aber soviel, daß ein Zusammenhang des neuen Abzeichens mit dem alten Radkreuz des Sonnendienstes im Volke empfunden und deshalb von den christlichen Priestern bekämpft wurde. Das Marterholz des Kreuzes hatte vermutlich gar nicht die Kreuzform, sondern die T-Form. Das Kreuzeszeichen dagegen hat in all seinen frühen Formen vier gleich lange Arme nach allen Seiten. Es kommt, wie gesagt, aber für die folgenden Ausführungen nicht auf diesen einzelnen Zusammenhang an, sondern nur auf die Tatsache, daß das Kreuz schon in vorchristlicher Zeit ein Glaubenssinnbild war; daß Kreuz und Sonnenrad „schon Jahrhunderte vor Christi vom fernsten Osten bis zum fernsten Westen nachweisbar sind" (Heinrich Bergner, Kirchliche Kunstaltertümer).

„Objektive Betrachtung", meint Viktor Schultze, Archäologie der altchristlichen Kunst, S. 266, „führt sicher zu dem Schlusse, daß das konstantinische Christuszeichen keinerlei religiöse Beziehung nach

rückwärts hat." Schultze nennt sogar die Frage darnach eine müßige. Aber warum diese fromme Scheu? als ob es der Sache irgend etwas raubte, wenn die neuere und zugegebenerweise edlere menschliche Ehrfurchtsform (religio) mit den früheren Formen geschichtlich zusammenhängt.

Eugen Müller, Straßburg, katholischer Theologe und Kunstgeschichtler, hält eine vorchristliche Beziehung des Kreuzsinnbildes für sehr wahrscheinlich; gelegentlich einer Besprechung der merkwürdigen Sinnbilder am Torbogen der Adelphikirche in Neuweiler im Elsaß; wenn ich mich recht erinnere; ich kann bei dem derzeitigen Zustand der wissenschaftlichen Verbindungen nach dem Elsaß den Hinweis nicht genauer geben.

Karl Maria Kaufmann, Handbuch der christlichen Archäologie, S. 106, Kreuz und Monogramm, berührt die vorchristlichen Beziehungen des Kreuzzeichens gar nicht, außer einem Hinweis auf das ägyptische Lebenszeichen, ☥. Die Verbindung dieses Zeichens mit dem Kreuz ist auch ein gutes Beispiel dafür, wie überall die neue Glaubensform die altgeweihten Zeichen zu übernehmen und für ihre Zwecke zu verwenden sucht.

Es ist Lästerung Gottes und der Geschichte, wenn man die Wirksamkeit lebendiger Glaubensüberzeugungen unter den Menschen erst mit einem bestimmten und verhältnismäßig späten Zeitpunkt, nämlich vor 1921 Jahren, beginnen lassen will. Freilich wurde damals das bisher wirkungsreichste ethische Genie der Menschheit geboren. Will aber deshalb jemand bestreiten, daß nicht auch Sokrates oder Buddha Zeugen einer gewaltigen Gewissenskraft waren und deshalb auch aufbauende Kräfte des religiösen Lebens der Menschheit, die mindestens den Durchschnitt der Christenmenschheit an Glaubenskraft weit übertrafen? Wollen das wirklich jene Vertreter der christlichen Kirche bestreiten? Vielleicht aus ängstlicher Besorgnis für ihre nicht allzufest verankerten Überzeugungen. Wirkliche Glaubenskraft ist angeborene Geniesache, wie jede andere wirklich schöpferische Kraft — also können sie schließlich ja nichts für ihre Schwäche. Aber eine Schwäche des religiösen Empfindens ist es, wenn beamtete und bepfründete Priester meist den wahrhaft Religiösen, sofern er einer anderen Ehrfurchtsform angehört als der von ihnen vertretenen, emsiger hassen und verfolgen als den ganz Glaubenslosen, der keine Ehrfurcht (Religion) hat.

Es nimmt ja doch der christlichen Lehre nichts, sondern es wird im Gegenteil für jeden Denkenden ihre Eindrucksamkeit erhöhen, wenn inhaltliche Übereinstimmungen und selbst unmittelbare Übernahmen aus älteren Ehrfurchtsformen (religio) nachgewiesen werden. „So manche Gestalt, mancher Name und mancher Mythus aus der altägyptischen Götterwelt ist in die Lehre der Gnostiker übergegangen, endlich teilweise auch in das Christentum aufgenommen und lebt dort bis in unsere Tage fort, wie die Gruppe der Gottesmutter mit dem Kinde, die sich aus Isis mit dem Horusknaben auf dem Schoße entwickelt hat, und der Heilige Onnuphrios, dessen Name wahrscheinlich auf das Beiwort Wennofre des Osiris zurückgeht. Der ägyptische Gedankenkreis vom Fortleben nach dem Tode hat auf alle Völker, die mit ihm in Berührung kamen, den stärksten Eindruck gemacht" (G. Röder, Die Denkmäler des Polizäusmuseums zu Hildesheim, 1921). — Die Verehrung der Mütterlichkeit, die

die katholische Kirche mit ihrer Marienverehrung so eindringlich lehrt, bedeutet eine der tiefsten sittlichen Einsichten und damit einen wirksamsten Beweger zur Ehrfurcht (religio); Ehrfurcht vor etwas anderem als dem Ich, als der Lebenserhaltung und dem Lebensgenuß. „Mütter wurden zu Mittelpunkten alles menschlichen Zusammenhangs" (Eccardus, Geschichte des niederen Volks in Deutschland). „Der soziale Instinkt scheint durch das lange Verbleiben der Jungen bei den Eltern entwickelt zu werden" (Darwin). Auch wer sich an keinerlei geschichtlich überlieferte Ehrfurchtsform gebunden fühlt, muß dieses Sinnbild, die Mutter mit dem Kind, verehren.

In dem Verhältnis der Mutter zum Kind, das ein Teil von ihr war und zu gesondertem Ichwesen sich losgelöst hat, tritt die Einheit des Lebenswillens, der Zusammenhang des Blutes hervor und lehrt das Einzel-Ich, daß es nur ein Teilchen ist in einer Kette. Hier lüftet sich einmal, und zwar nicht nur metaphysisch, wie Schopenhauer meint, sondern durchaus erfahrbar und fühlbar „der Schleier der Individuation", der Vereinzelung und Ich-Überhebung.

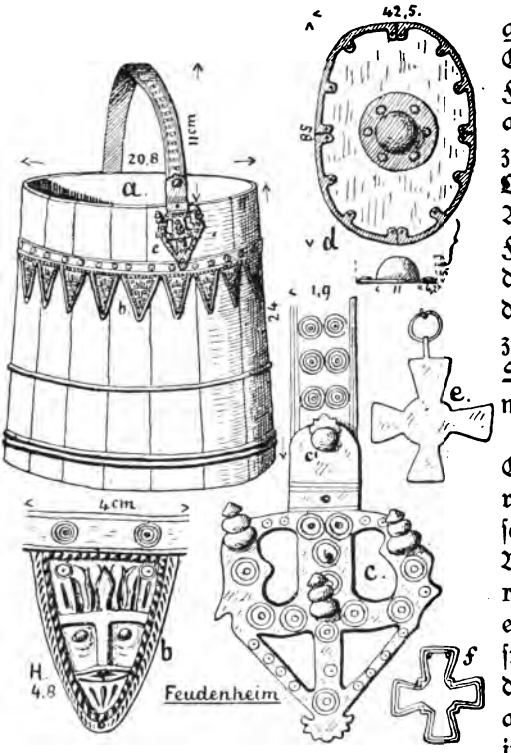


Abb. 88. Funde aus Feudenheim. Aus „Funde und Fundstätten im Großherzogtum Baden", Bd. I.

Die ältesten Abbildungen des konstantinischen Christussiegels zeigen es im Feldzeichen; entweder oben an der Spitze des Feldzeichens, umkränzt von einem Lorbeerkranz, an Stelle des Adlers, oder auf dem dem Fähnlein unserer Reiterstandarte genau entsprechenden Hauptteil des Feldzeichens; auch an beiden Stellen zugleich, also zweimal am einzelnen Feldzeichen.

Daß das konstantinische Christuszeichen oder Labarum aus den zwei griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Christi, chi und rho, entstanden sei, ist sicher erst ein nachträglicher Versuch der Erklärung. Aber daß es zuerst an Feldzeichen auftritt, ist sicher. Und das ist doch auffällig für ein angeblich rein kirchlich-religiöses Sinnbild.

F. Piper (Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst, Bd. I S. 98) bringt eine Erzmünze Constantins, die auf der einen Seite den Sonnengott (Soli invicto), auf der andern das Kreuz

zeigt. Piper bemerkt dazu, daß die Echtheit der Münze bestritten sei, folgendes: „Doch ist die Zusammenstellung des Kreuzes mit dem Bilde des Sonnengottes auch ganz im Sinne Constantins. Denn er wußte die Verehrung dieses Gottes mit der des Kreuzes zu vereinigen nach seiner ziemlich äußerlichen Art, das Christentum aufzufassen."

Konstantin stellte auf der Säule am Divanjolu in Konstantinopel sich selbst als Apollo und Christus auf.[124])[125]) „Aus dem phrygischen Heliopolis hatte er die Statue des Gottes genommen, ihr seinen Kopf aufgesetzt und ihn statt des siebenstrahligen Sonnenscheins mit Passionsnägeln als einer Strahlenkrone umgeben, die den Nimbus vorstellte."

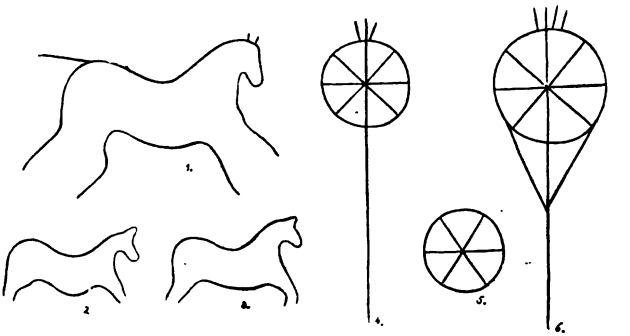


Abb. 89. Felseneinritzungen vom sogen. Brunholdisstuhl bei Dürkheim.

Auf dem sogenannten Brunoldisstuhl bei Dürkheim (der nicht nach Brünhilde benannt ist), sind neben anderen Radkreisen zwei gestielte Radkreise eingeritzt. Daß dieser Stein eine vorchristliche Verehrungsstätte war, ist durch den ganz neuerlichen Fund eines ungefügen Steinbildes, einen Mann darstellend, von keltisch-römischer Arbeit, bestätigt worden.

In einem fränkischen Grabe der Mannheimer Gegend, aus Feudenheim (Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden

[124]) „Eine seltene Unverschämtheit", meint dazu Hermann Barth, Konstantinopel, Verlag Seemann, 1901.

[125]) Konstantin hat das Christentum ebenso nur aus Gründen des äußeren machtstaatlichen Vorteils angenommen, wie Chlodwig, der seine lateinischen römisch-christlichen Untertanen gewinnen wollte und deshalb die Bestrebungen Dieterichs von Bern, in der arianischen Kirche ein germanisches, romfreies Christentum zu schaffen, ablehnte. Ebenso wie später Heinrich der Vierte von Frankreich nur aus äußeren Gründen wieder zur römischen Kirche zurücktrat. „Der Besitz von Paris ist wohl wert, daß man einmal eine Messe anhört." — Dies, daß es bei den erwähnten weltgeschichtlichen Entschließungen so sehr irdisch und allzu menschlich herging, ist nicht entmutigend, sondern eher das Gegenteil; nämlich in der Erwägung, daß sich aus so niederen Anfängen eine doch immerhin so großartige Sache wie die christliche Kirche des Mittelalters — als sie noch christlich war, nicht römisch — entwickeln konnte.

Teil II S. 210) fanden sich „in der Brustgegend zweier Gräber zwei Schmuckkreuze von dünnem Bronzeblech; das eine als Anhänger anzusehen, das andere vielleicht aufgenäht".[126]) Sie haben genau die gewöhnliche Form neuzeitlicher Orden, also etwa der Landwehrdienstauszeichnung I. Klasse oder des Roten Adlers; mit gleich langen nach außen sich gradlinig verbreiternden (nicht wie beim Eisernen Kreuz nach innen ausgebogenen) Kreuzarmen; in der Mitte eine Kreisscheibe, deren Viertelsrund je viermal zwischen den Kreuzarmen hervortritt.

Abb. 90. Langobardenkreuz aus Monza; Lindenschmit, Handbuch.

Der Fundbericht fügt hinzu, der fränkische Friedhof möge bis in das 6. oder 7. Jahrhundert gereicht haben. Das Grab könnte also allerdings dann schon christlich sein.

Man findet in Langobardengräbern sehr häufig und für sie geradezu kennzeichnend bestimmte Goldkreuze, die deshalb Langobardenkreuze genannt werden; eine größere Sammlung solcher Langobardenkreuze befindet sich im Thermenmuseum in Rom. Diese Kreuze reichen in die christliche Zeit hinein. Sie haben meist gleichlange Kreuzarme, zum Teil aber zeigen sie auch die gewöhnliche lateinische Form des christlichen Kreuzes mit dem verlängerten Stamm.[127])

Sind diese Langobardenkreuze wirklich ursprünglich christlich? Sind sie nicht ebenfalls eine Weiterbildung des alten Radkreuzes, dem sich die christliche Lehre in Befolgung des Rats Gregor d. Gr. anpaßte, um es ins christliche umzudeuten. Das römische Marterholz hat ja, wie schon erwähnt, gar nicht die Form des Kreuzes, sondern die des T oder Y gehabt. Wo die neuen Glaubensboten die staatliche Gewalt hinter sich hatten, wie gegenüber den besiegten Sachsen durch den Franken Karl, konnten sie rücksichtsloser vorgehen. Wo das nicht der Fall war mußten sie sich mehr anpassen; so gegenüber den durch Vertrag dem Frankenreich angeschlossenen

[126]) Ähnliche Kreuze bei Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde, Tafel 22, Fig. 5 u. 7; ferner in der staatlichen Sammlung in Karlsruhe aus Müngesheim, Amt Bretten.

[127]) Ein Stück aus Andelfingen, Bezirksamt Riedlingen., in der Staatssammlung in Stuttgart, Führer, S. 61.

Bayern. Und besonders mag sich dieses sanftere Verfahren für die christlichen Priester empfohlen haben gegenüber den Langobarden, von denen die geschichtlichen Quellen hervorheben, daß sie besonders fest an ihrer altüberlieferten, deutschen Art gehangen hätten; gens Langobardorum etiam germana ferocitate ferocior; das Langobardenvolk, besonders trotzig selbst nach dem Maß von Germanentrotz.[128])

Dieses langobardische Kreuz (vgl. Ludwig Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde, Bd. I S. 477) wird vielfach an den Enden der vier Kreuzarme in je zwei Schneckenwindungen ausgezogen; Beispiele bei E. A. Stückelberg, Langobardische Plastik, S. 78, 79. Sind diese Schnecken nicht eine Erinnerung an den alten

[128]) Die Festigkeit und Treue gegen sich selbst hat sich bei den Langobarden bewährt. Wie viel länger und dauernder haben die Langobarden in Oberitalien gewirkt, als die weicheren und anpassungsfähigeren Ostgoten des Teodorich. Die Franken waren der roheste germanische Stamm; sie hatten deshalb von den germanischen Stämmen den größten staatlichen Machterfolg. Die Goten waren wahrscheinlich der edelste germanische Stamm; deshalb mußten sie untergehen. Ein gewisses Maß von rücksichtslosem Eigennutz und hemmungsloser Selbstbehauptung ist die erste Voraussetzung staatlichen Erfolgs. Ein Volk wie das deutsche wird nur über die Fragen der persönlichen Freiheit, über Glaubenserneuerung und überhaupt über geistliche Belange leidenschaftlich; es wird deshalb niemals solche Erfolge an Wirtschaftskraft und Machtausdehnung haben, wie sittlich tieferstehende, aber eben rücksichtslos auf den wirtschaftlichen und politischen Erfolg eingestellte Völker wie Briten und Juden. Graf Hermann Kayserling berichtet in seinem undeutschen und weichlichen Büchlein, Deutschlands wahre politische Mission, ein Gespräch mit einem indischen Brahminen. Graf Kayserling hatte diesen gefragt, wie denn die Inder sich abfänden mit der Engländerherrschaft in ihrem Lande. Der Inder erwiderte: die Inder beschäftigen sich mit höheren Fragen als mit denen des Staates, d. h. mit der äußeren Wohlfahrt und Entwicklung der Macht und Wirtschaft; den Indern seien wichtig nur die Fragen der Weltanschauung. Es sei daher für sie ganz erfreulich, daß der Brite diese Polizeidienerdienste für sie besorge und sich darauf sogar noch etwas einbilde. Das ist freilich die Lebensweisheit des Schwachen; aber sie enthält eine halbe Wahrheit, nämlich für den Schwachen. Der Engländer Lecky schreibt in seiner Geschichte der Zivilisation folgendes: „Es ist wahrscheinlich, daß die Fähigkeit, abstrakte Wahrheiten um ihrer selbst willen zu verfolgen, welche den deutschen Denkern ein so bedeutendes Übergewicht in Europa gegeben hat, in nicht geringem Grade der politischen Schlaffheit des deutschen Volkes beizumessen ist. Rücksichtslose Wahrheitsliebe kann kaum mit einem starken politischen Geiste zusammenstehen." — Die an sich für einen baltischen Adligen so sehr auffällige Unsicherheit des Grafen Hermann Kayserling im triebhaften Deutschtum, daß ihm, wie allen Internationalen, das starke und stolze Deutschland von 1914 und 1915 im Grunde der Seele zuwider war, daß er damals den Balten zum vorbehaltlosen Anschluß an „die russische Kultur" riet, während er sich jetzt des verratenen und niedergeworfenen Deutschlands sympathisch erinnert, muß natürlich seine tieferen Gründe haben. Und diese werden, wie alles tiefere, im Blute liegen. Vielleicht wird dem Grafen der merkwürdige Wechsel in seinen Gefühlen für Deutschland selber erst ganz klar, wenn er sich seinen Stammbaum einmal ganz genau ansieht; Kankrin, Krebs aus Darmstadt, jüdischen (?) Bluts, und Pilar von Pillkau, esthnischen Bluts. — Dieser „deutsche" Philosoph, der die Deutschen überreden will, sich auf die Dauer in die Rolle der Hindus zu schicken, erfreut sich begreiflicherweise der lebhaften Teilnahme und noch lebhafteren Beifalls seitens der Times.

Radkreis, der das Kreuz umschloß, so lange es noch Sonnenbild war? Es scheint mir nicht wahrscheinlich, daß dieser lampartische Künstler seinem bloßen Ziertriebe so nachgegeben hätte, und eine derartige bloße Verzierung angebracht hätte an dem höchsten Sinnbild des christlichen Glaubens, dem Kreuze Christi.

„Auffällig häufig" ist nach Heinrich Bergner (Handbuch der christlichen Kunstaltertümer, S. 558) über Eingangstoren und an anderen Stellen in christlichen Kirchen das Sonnenkreuz oder Sonnenrad angebracht; freilich, „es fließt mit dem kanonischen Weihekreuz unmerklich zusammen" (Bergner). Dieses Zusammenfließen würde ja ganz in Einklang bleiben mit den so vielfach in unserem Zusammenhang erwähnten Weisungen Gregor des Gr. von 601, daß man die alten Verehrungsstätten und Ehrfurchtszeichen allmählich ins Christliche überführen solle.

Im fränkischen Museum in Würzburg wird ein rotsandsteinerner Türsturz aufbewahrt, der in besonders auffälliger Weise die Gleichordnung beider Sinnbilder aufweist; nämlich das christliche Kreuz neben dem alten Sonnensinnbild. Auf diesem Türsturz, der aus frühromanischer Zeit stammen mag, finden sich in der Mitte zwei gleich einer Staude nebeneinander nach beiden Seiten aufwachsende Kreiswindungen, links und rechts davon zwei Kreuze und noch weiter links und rechts sechsstrahlige, von einem Kreis eingeschlossene Sterne; genau in der Form wie auf dem eingemauerten Bogenfelde der Kirche in Murrhardt und wie auf dem Stein von Bietenhausen. Das oben besprochene Flachbild von Murrhardt beweist, daß dieses sechsstrahlige Kreisgebilde damals, also zur Staufenzeit, der Kirche noch als ein im Volk lebendiges und daher bekämpfenswertes Sinnbild des vorchristlichen Glaubens erschien. Auf dem Würzburger Türsturz kommen die gleichen Sterne vor.

Aus Geisenheim im Rheingau stammt ein bildhauerisch verzierter Stein, der jedenfalls auch als Türsturz gedient hat und der in dem gleichen Zusammenhang bemerkenswert ist (Nassauische Annalen, 42. Bd., 1913, Wiesbaden 1914. E. Brenner, Eine neu aufgefundene vorromanische Skulptur aus dem Rheingau). Auf dem Stein findet sich in der Mitte in kleinem Maßstab und in sehr unbeholfener Ausführung der Gekreuzigte, bekleidet; links und rechts zwei kleine Kreuze, aber ohne Andeutung der Schächer. Auf diesem Türsturz nun ist viermal der achtzackige Strahlenstern angebracht; sicher als Zauberzeichen und zwar hier wohl als Zeichen eines wohltätigen, freundlichen Zaubers. Die Tür, durch die man ein- und ausgeht, ist, wie mehrfach im Laufe dieser Unter-

suchungen hervorgehoben und belegt wird, der bevorzugte Platz für solche Segenszeichen; freilich auch für feindliche Zeichen, teils um deren Macht durch die Verbindung mit Heilszeichen zu brechen, teils um die durch diese Zeichen gebannten Dämonen vom Eintritt fernzuhalten. Der Drudenfuß oder Fünfstern wird in diesem Sinne angewendet.

„Gesteh ichs nur,
daß ich hinausspaziere,
verbietet mir ein kleines Hindernis
der Drudenfuß auf euere Schwelle"

sagt der Teufel.[129])

Wie die sterngefüllten Kreise auf diesen beiden Türstürzen neben die christlichen Sinnbilder gestellt sind, zeigt, daß diese Sternkreise als besondere Heils- oder Zauberzeichen gemeint waren und nicht etwa als bloße Verzierung zur Raumausfüllung.

Man vergleiche dazu das Bogenfeld in Weinsberg (siehe unten), wo die Kreuze, in ganz entsprechender Weise wie auf dem Würzburger Türsturz mit dem Sonnenstern, mit der Kerze oder heraldischen Lilie zusammengestellt sind. Daß diese ein heiliges oder Zauberzeichen ist, wird unten im Abschnitt 27 noch näher ausgeführt werden.

An der Kirchentür werden die unheimlichen, die vorchristlichen Zauberzeichen abgebildet in Stein, um sie so im Bilde zu fesseln und damit zu bannen. Das Kreuz wird daneben gesetzt, um die Gefahr zu beschwören, die damit gegeben ist, daß man die Dämonen mit ihren Zauberzeichen an die Wand malt; wie man das Zeichen des Kreuzes schlägt, wenn man dem Gott-sei-bei-uns begegnet.

Daß dieses die Meinung war bei der Zusammenstellung der Kreuze mit den anderen Zeichen, wird einwandfrei dadurch erwiesen, daß derselbe Brauch in bestimmten Gegenden Deutschlands ja heute noch geübt wird. Vor den zwölf Weihenächten nach der Wintersonnenwende, in denen die bösen Geister besondere Gewalt haben, malt der Bauer in Oberbayern heute noch, zuweilen auch der Priester, sein C. M. B. zwischen Kreuzen über die Haustür und die Stalltür; um Unheil abzuwehren. Vgl. Joh. Nep. Sepp, Die Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand, Abschn. 13, Heiligung der Tür mit drei Runen auf Großneujahr; Abschn. 15, Die magischen Namen Kaspar, Melchior, Balthasar. Ich bin mir be-

[129]) Die Sterne sind ganz sicher nicht nur Flächenfüllung, wie E. Brenner a. a. O. meint. Brenner denkt sogar an die Möglichkeit, daß diese Radkreise aus dem Christussiegel entstanden, also dieses „durch Verlust des Hakens des Rho in ein Rad verwandelt" sei. Das ist doch schon dadurch ausgeschlossen, daß die Radkreise acht Strahlen haben, statt sechs, wie das Christuszeichen.

wußt, daß Sepp etwas sehr kühn in seinen glaubensgeschichtlichen Vermutungen war. Ich lasse also ausdrücklich dahingestellt, ob Sepps Deutung des C. M. B. auf Runen und auf die drei germanischen Hauptgötter zutrifft. Das letztere hat, abgesehen von dem Zauber der Dreizahl an sich, immerhin eine gewisse Wahrscheinlichkeit; man denke an die Abgötter am Kirchturm in Hirsau, wo der christliche Baumeister doch auch alle drei treffen zu müssen glaubte. Aber ich brauche für meine obigen Ausführungen hier ja nur die zweifellose Tatsache, daß dieser Türzauber noch heute geübt wird; daß neben Kreuzen dabei die drei anderen Zeichen stehen, die sicher erst später auf die drei Könige umgedeutet worden sind; und daß der Zauber nicht christlichen Ursprungs ist. Das letztere geht daraus hervor, daß er keineswegs allgemein christlich ist sondern von der Kirche nur örtlich geduldet wird. Über den ersten Punkt schreibt Sepp, sicher zutreffend, folgendes: „Man deutet das C. M. B. als Anfangsbuchstaben der Namen der drei Könige, wovon das Evangelium nichts weiß; ja dies ist aus mehrfachen Gründen nicht richtig. Die kirchliche Überlieferung bei Augustinus und Chrysostomus, Jakob von Edessa und anderen, nimmt zwölf Magier an, deren seltsame Namen Barbahlul der Syrer anführt . . . Alle drei Namen sind aus einer chaldäischen Zauberformel oder aus den Amuletten wandernder Beschwörer in den christlichen Kalender gekommen. Weil die Weisen aus dem Morgenlande mit ihren drei Gaben Magier hießen,[130]) hat man die drei Könige den magischen Zeichen der drei alten Götter unterstellt."

Ich lasse das letztere wie gesagt dahingestellt. Ich verweise aber auf das Bogenfeld von der Altstädter Kirche in Pforzheim, das soweit ich sehe, das nach dieser Richtung merkwürdigste und seinem Vorstellungsgehalte nach, wenn auch vielleicht nicht nach der tatsächlichen Zeit seiner Anfertigung, das altertümlichste ist. Hier sind die feindlichen Sinnbilder noch in keiner Weise umgedeutet ins freundliche und christliche. Die beiden Untiere, auch der Hahn sind dem Christen feindlich; das Kreuz ist nur ganz bescheiden an Größe und in einem einzigen Stück angebracht. Die Verknotungen links und rechts, auch das große Linienspiel oben in der Mitte sind uralte Zauberzeichen; vgl. Abschn. 27. Auch der nackte Mann mit dem Schnurrbart ist eher heidnisch als christlich gemeint.

---

[130]) Sepp kannte noch nicht die erst später durch Albrecht Dieterich erbrachten Nachweise, wonach der Zug der Magier aus dem Osten wahrscheinlich an einen geschichtlichen Vorgang anknüpft, an den Zug der Mithrasprieſter nach Rom unter Kaiser Nero.

Der Türsturz von Rüssingen im pfälzischen Museum in Speyer (s. Abb. 22 S. 103) steht dem Pforzheimer Bogenfeld nahe. Auch auf ihm überwiegen die unholden Sinnbilder. Auch auf ihm finden sich die Zauberknoten.

Daß die ursprünglich unholden Zeichen später zu freundlichen werden, ja daß das zu bestimmten Zeiten noch durcheinander geht, bildet, wie mehrfach hervorzuheben war, keinen Einwand gegen die hier vertretene Deutung. Das ist vielmehr geradezu ein Gesetz der glaubensgeschichtlichen Entwicklung. Die Glaubenströstungen

Abb. 91. Bogenfeld von der Altstädter Kirche in Pforzheim; Lichtbild von W. Kratt, Karlsruhe.

der Menschen und ihre Sinnbilder sitzen so fest in der Seele des Volks, daß eine neue Glaubensform häufig, wenn sie die alten Formen nicht vertreiben kann, was sie meist zunächst versucht, nichts anderes tun kann, als die alten Formen zu übernehmen und nur äußerlich für sich einzukleiden. Die Kirche hat ursprünglich das Abbrennen von Kerzen zu gottesdienstlichen Zwecken bekämpft; es ist auch zweifellos ein Rückstand vorchristlicher Feuerverehrung. Später hat sie es geduldet und schließlich gefördert. Früher verbot die Kirche, hölzerne oder wächserne Glieder in den Kirchen zu opfern. Heute duldet sie es. Die christliche Kirche bestrafte noch ums Jahr 1000 den Hexenwahn; die spätere, römische Kirche bestärkt ihn, besonders durch die Bulle von 1484, mit der Einsetzung der Hexengerichte für Deutschland.

Die Kampfesart der Kirche gegenüber den Resten vorchristlichen Glaubens war eben taktisch bestimmt und daher nicht einheitlich. An der einen Stelle benutzte sie die bestehende Ehrfurcht

des Volkes vor den überlieferten Zeichen und machte sich diese Zeichen zu eigen. In andern Fällen wo sie sich stärker fühlte, oder auch wo zufällig ein stärkerer Eiferer wirkte, bekämpfte sie die alten Zeichen. Entsprechendes begegnet heute noch. Der eine Priester hat ein tieferes Verständnis für die nun einmal bestehenden Ehrfurchtsformen seiner Pfarrkinder. Er weiht die Pferde, die ihm am Leonhardstage vorgeritten werden; er begnügt sich gegenüber dem Drachenstich zu Furth und anderwärts, obwohl er den heidnischen Untergrund kennt oder wenigstens ahnt, damit, daß die befreite Jungfrau nun heilige Margarete genannt wird und der Drachenkämpfer Sankt Georg. Ein Amtsnachfolger, eifersüchtiger auf seine kirchenamtliche Glaubensform, sucht alles das als heidnischen Greuel zu vertilgen, was sich nicht aus seinem Lehrgebäude herleiten läßt.

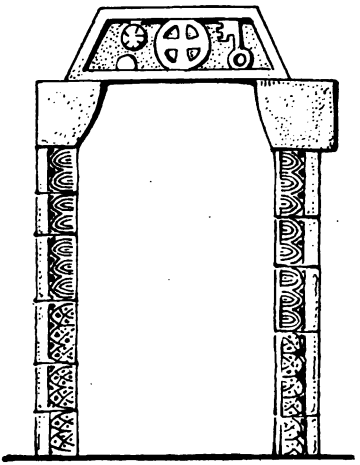


Abb. 92.
Kircheneingang aus Avolsheim im Elsaß (nach „Dehio, Gesch. d. deutsch. Kunst").

Der Türsturz der Adelfikirche in Neuweiler im Unterelsaß zeigt links und rechts neben einem Kreuz je einen Kreis, in dem eine Anzahl Staudenblätter eine drehende Bewegung andeuten, wie die Arme des Hakenkreuzes (s. Franz Xaver Kraus, Kunst und Altertum in Elsaß-Lothringen, Bd. I; vgl. bei demselben Bd. I S. 3 die Abbildungen eines Türsturzes aus Altdorf im Unterelsaß). Über dem Eingang zur Vorhalle in Maulbronn, an der Kirche zu Hildrizhausen (Abbildung bei Paulus, Kunst- und Altertumsdenkmale in Württemberg) sind in auffälliger Weise Kreise und Sterne dargestellt, in Hildrizhausen mit je einem achtzackigen Stern. An der romanischen Kirche zu Welschingen, Kreis Konstanz (Abbildung bei Fastenau, Die romanische Steinplastik in Schwaben, S. 59) finden sich Sonne, Mond und Sterne; ähnlich am Türsturz der Clemenskirche in Eisenach (Abbildung in Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens, Bez. Eisenach, S. 289), auf einem Türsturz in Riddagshausen bei Braunschweig; Beispiele ähnlicher Art in den Kunstdenkmälern im Großherzogtum Baden, Kreis Moosbach, Bd. I S. 66, 72. Auf einem Türsturz der kleinen Kirche Dompeter bei Avolsheim im Unterelsaß finden sich neben dem vierspeichigen Rad

mit nach außen sich verbreiternden Speichen Mondbilder (?) und ein Schlüssel (Abbildung Nr. 92; vgl. auch Dehio, Geschichte der deutschen Kunst, Abbildungen, S. 289). Die kleine Kirche Dompeter steht ganz außerhalb der bewohnten Ortschaft und ist der Überlieferung nach von uralter Gründung. Der Schlüssel des Wettermachers Petrus hat vielleicht den Hammer des Wettergottes Donar ersetzt. Vgl. oben Abschn. 19. An der sicher auf vorchristlicher Verehrungsstätte erbauten Kapelle in Belsen bei Tübingen, von der später noch die Rede sein wird, sind an den Türstürzen zweier Eingänge eine ganze Anzahl von Sonnenkreisen eingemeißelt.[131]) Ein in diesem Zusammenhang höchst bemerkenswerter Türsturz findet sich in Werschweiler in der Pfalz; vgl. Baudenkmäler in der Pfalz, Bd. I. Auf einem Türsturz in Rufach finden sich Sonnenräder im Kerbschnitt. „Es ist sehr auffallend", schreibt der Anz. f. elsäss. Altertkde., 1917, S. 811, „wie gerade im Elsaß das Sonnenrad auf romanischen Türstürzen und Grabplatten verhältnismäßig häufig wiederkehrt." Man wird meines Erachtens — man denke an die vielen Belege aus Schwaben — darin eine Besonderheit des alemannischen Glaubenslebens sehen dürfen; dort hielt sich der alte Himmelsgott und sein Zeichen länger als anderswo.[132])

Es kommt, wie schon zu betonen war, für die vorliegenden Untersuchungen nicht ausschlaggebend darauf an, ob Konstantin mit seinem Christussiegel, dem sogenannten Labarum, — das angeblich aus den Anfangsbuchstaben Christi Chi und Rho besteht, aber mehrfach acht Speichen zeigt, also mehr als die Buchstaben erfordern, — wirklich bewußt den Anklang an das nichtchristliche Sonnenrad gesucht hat. Es genügt vielmehr, wie schon gesagt, für unsere Betrachtungen, daß das Sonnenrad ein vorchristliches Heilszeichen ist, was zweifellos ist; und daß die verschiedenen Sonnensinnbilder — nämlich Rad, ineinandergelegte Kreise, stern-

---

[131]) Eine planmäßige Sammlung würde sicher sehr viel neuen Stoff bringen. Ich weise dazu auf die Bemerkung in der Vorrede hin, daß in der deutschen Denkmälerforschung überhaupt und besonders für die hier behandelten Aufgaben noch viel Arbeit zu leisten ist und daß diese Arbeit zu einem erheblichen Teil nur von örtlichen Forschern und Liebhabern geleistet werden kann. Wenn wir auch in Dehios Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler und in den großen Denkmälerwerken der einzelnen deutschen Länder sehr gute Nachweisungen und einen trefflichen Überblick über den Gesamtbestand haben, so muß doch von den Einzelheiten, die man für bestimmte Untersuchungsziele wie das unsere braucht, sehr vieles noch an Ort und Stelle gesucht werden und kann nicht aus Büchern geschöpft werden.

[132]) Bei Hugo Prinz, Altorientalische Symbolik, 1914, werden achtarmige Sterne und Räder von vorderasiatischen Denkmälern als Sonnensinnbilder bezeichnet; sie entsprechen dem oben besprochenen Murrhardter Sternzeichen durchaus.

förmige Gebilde und Hakenkreuz (vgl. für dies auch den nächsten Abschnitt) noch an zweifellos christlichen Denkmälern vorkommen; an Stellen und in Verbindung mit christlichen Sinnbildern, wo sie offensichtlich nicht als bloße Verzierung gemeint sein können sondern eine besondere übersinnliche Bedeutung haben müssen.

Es wurde oben der frühchristliche Grabstein der Bertiswindis und des Randoaldus aus Mainz erwähnt, wo die Radkreise um das christliche Kreuz gestellt sind. Ein dem Mars und der Nemetona geweihter also noch rein heidnischer Stein aus Mannheim zeigt die Radkreise in ganz entsprechender Form.

An einem Kapitäl in der Kirche des heiligen Ambrosius in Mailand halten zwei fliegende Engel ein achtspeichiges Rad;[188]) an einem säulentragenden Greifen im Dom zu Verona findet sich ein achtspeichiges Rad und ein strahlenumgebener Kopf.

Stadt und Stift Mainz, der Sitz des Erzbischofs und Kurfürsten, der der erste unter den Würdenträgern des heiligen römischen Reichs deutscher Nation und der Kanzler für Germanien war, führten ein Rad im Wappen (vgl. Bernhard Schädel, Der Namen und das Rad der Stadt Mainz, 1899). Man hat den Namen Mogontiakum und daraus das Wappen der Stadt Mainz von dem keltischen Gott Mogon abgeleitet, der ein Rad führt. Ob das richtig ist, bleibe dahingestellt. Aber sicher ist, daß das Rad mit Speichen, die es, wenn es nur vier sind, dem Kreuze angleichen, in vorchristlicher Zeit ein Heiltumszeichen war und mit Götterverehrung zusammenhing.

Da wir aus ihren bestimmten Anweisungen und aus dem Verhalten der Kirche wissen, daß sie die vorchristlichen Sinnbilder wo sie konnte lieber umdeutete als vernichtete und daß das Volk mit unglaublicher Zähigkeit an seinen gewohnten und einmal eingebürgerten Glaubensvorstellungen und noch zäher an den gewohnten Sinnbildern zu haften pflegt, so ist es eben, sagen wir, bis zur Sicherheit wahrscheinlich, daß das Radsinnbild auch noch später, nach der amtlichen Einführung des Christentums, eine übersinnliche Bedeutung hatte, ein Glaubensbild war. Und diese uralte Überlieferung, deren Träger und Sinnbild das Rad war, war eben die Sonnenverehrung. Daß es als solches teils bekämpft wurde, wie in Murrhardt, teils lieber verchristlicht und übernommen wurde, ist, wie schon erwähnt, gerade kennzeichnend und eine feststehende Form derartiger glaubensgeschichtlicher Entwicklungen.

[188]) Die hl. Katharina und ihr Marterwerkzeug, das Rad, kommt hier nicht in Frage.

Auf der nebenstehenden, der kleinen Schrift von Schädel über das Mainzer Rad entnommenen Zusammenstellung sind an erster und zweiter Stelle zwei vorchristliche, keltoromanische Götterbilder wiedergegeben, die das Rad als Abzeichen führen. Die Beispiele ließen sich leicht vermehren. Auf einer Jupitergigantensäule führt, wie oben in Abschn. 11 schon erwähnt, der Reiter das Rad wie ein

Abb. 93. Nach „Schädel, Über den Namen und das Rad der Stadt Mainz".

Schild (Abguß in der Stuttgarter Sammlung; Urbild bei Hanau gefunden). Und vor allem ist in diesem Zusammenhang beweiskräftig, weil es sich da um ein spätes und zeitlich genau festlegbares Denkmal handelt, das Rad neben der einen Hirsauer Gestalt; vgl. oben den Abschnitt 12.

In der erwähnten Schrift bringt Schädel eine ganze Anzahl von Beispielen, wo ein Rad bei kirchlichen Festen des Mittelalters eine maßgebende Rolle spielt. Er knüpft daran die sehr richtige Bemerkung: „da dieser Gebrauch des Raddrehens weder aus der Bibel noch aus den Bestimmungen der Konzilien und des Katechismus erklärt werden kann, so muß er aus einer dem Christentum vorhergehenden Zeit stammen und von der Kirche, die ihn nicht zerstören wollte, mit einem christlichen Gewande bekleidet worden sein, um das Anstößige zu entfernen".

Die schon erwähnten massenhaft gefundenen Radnadeln, lange Haarpfeile, den neuzeitlichen Hutnadeln ähnlich, mit einem vier- oder mehrspeichigen Rad, zuweilen noch mit einem zweiten inneren Radkreise, sind so gleichmäßig von Art, daß die Form dieses oberen Radabschlusses eine besondere sinnbildliche Bedeutung gehabt haben muß; und dafür kann wohl nur das Heilszeichen des Sonnenrades in Frage kommen. Man hat, um diese auffällige Gleichheit der räumlich überall verbreiteten Form zu erklären, angenommen, daß diese Radnadel an bestimmten Herstellungsorten in Massen hergestellt und durch den Handel verbreitet worden seien. „Das einzige südwestdeutsche Fabrikationszentrum, das wir bestimmen können, ist das der Radnadel an Neckar- und Mainmündung.[134])

Aber auch wenn wir solche fabrikmäßige Herstellung annehmen, ist die Festigkeit der Form über so lange Zeiträume nur durch eine sakrale Bedeutung zu erklären. Der frei gelassene Ziertrieb wäre erfindungsreicher gewesen.

Bei Dürkheim in der Pfalz liegt die schon erwähnte Felswand des Krummholzer Stuhls; so wird er genannt im Volksmund; im Schriftwesen ist die erst im 19. Jahrhundert von Gelehrten gebildete Bezeichnung Brunoldisstuhl durchgedrungen. Die Felsgruppe wurde aller Wahrscheinlichkeit nach in römischer Zeit als Steinbruch benutzt (vgl. F. Sprater, Konservator, und A. Becker, Der „Brunholdisstuhl" bei Bad Dürkheim, Kaiserslautern 1917); sie weist überall die Spuren der Bearbeitung auf. An einer Stelle findet sich die sehr roh gearbeitete Gestalt eines Mannes mit erhobenem linkem Arm, in dem Sprater einen einheimischen Licht- und Sonnengott erblickt, der in der künstlerischen Darstellung die Form eines römischen Jupiters annimmt, wie der galoppreitende Gott auf den sogenannten Jupitergigantensäulen (vgl. oben Abschnitt II). Sprater bringt zu den zwei Jupitern von Gigantensäulen, die das zweifellos nordische und unrömische Abzeichen des Sonnenrades tragen, noch zwei weitere derartige Darstellungen, auf Viergöttersteinen aus Dunzweiler und Niederwürzbach, in Speyer.

Der Krummholzerstuhl war noch im Anfang des 19. Jahrhunderts die Stätte „eines wahrscheinlich aus einem heidnischen Gebrauch herrührenden Freudenfeuers", „des verblaßten Restes

[134]) v. Rauch, Führer durch die Sammlungen des historischen Museums in Heilbronn. Die junge, aber unter der Leitung von Professor Vonderau rasch wachsende Sammlung der Stadt Fulda hat, wie nur beispielsweise erwähnt sei, eine ganze Anzahl dieser kennzeichnenden Radnadeln aus der späteren Bronze- und der frühen Eisenzeit. Massenhafte Beispiele der Radnadeln auch im Paulusmuseum in Worms.

eines einst weithin geübten gehaltvolleren, kultmäßigen Frühlingsbrauchs" (A. Becker a. a. O.).

Es ist merkwürdig, daß die Pfalz trotz aller kriegerischen Schicksale und Verwüstungen, die sie erfahren hat, und trotz der vielfachen Mischung ihrer Bevölkerung sich doch noch verhältnismäßig so viele alte und bodenständige Überlieferung bewahrt hat. In Heidelberg wird ein Frühlingsfest, der sog. Sommertag, gefeiert, dessen uralte religionsgeschichtliche Zusammenhänge Albrecht Dieterich nachgewiesen hat (Albr. Dieterich, Der Sommertag).

An der Felswand des Krummholzer Stuhls befinden sich eingeritzte Zeichnungen; sie stellen Pferde dar und Radkreise, deren senkrechter Durchmesser nach unten verlängert ist (s. Abb. 38 S. 238). Diese gestielten achtspeichigen Radkreuze sehen genau so aus, wie die mehrer erwähnten massenhaft in Gräbern sich findenden erzenen Ziernadeln, die oben das Radzeichen tragen.

Die erwähnte volkskundliche Tatsache, verbunden mit diesen Denkmälern, setzen es außer Zweifel, daß die auffällige Felsgruppe des Krummholzer Stuhls eine Stätte der Sonnenverehrung war. Vgl. A. Becker a. a. O., Der Brunholdisstuhl als Kultstätte.

Neben dem Sonnensinnbild stehen die Bilder von Pferden; Pferde ziehen den Sonnenwagen; vgl. den nächsten Abschnitt.

---

22. Hakenkreuz und Sonnenrosse.

Im zweiten Buch der Könige im Alten Testament wird von König Josia erzählt, er beseitigte die Rosse, die die Könige von Juda zu Ehren der Sonne am Eingang zum Tempel Jahwes hingestellt hatten; die Wagen der Sonne aber verbrannte er.

Ums Jahr 732 schreibt Papst Gregor der III. an den heiligen Bonifazius: „Du erwähnst sodann auch, daß einige Leute wilde Pferde, viel mehrere aber gezähmte Pferde essen.[135]) Das, heiligster Vater, laß fürderhin um keinen Preis mehr zu... denn es ist unrein und verabscheuungswert." Das Pferd ist ein reiner Pflanzenfresser und sein Fleisch deshalb sicherlich nicht unreiner als das Fleisch des Rindviehs. Es wird ja auch heute Pferdefleisch wieder in ziemlichem Umfang genossen. Der Abscheu des Priesters gegen das Pferdefleisch beruhte nur darauf, daß das Pferd ein vorchristliches Opfertier war und der Sonne heilig.

---

[135]) Noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stellt die Stadt Kaiserslautern Feldschützen an gegen die wilden Pferde, die es also damals noch in den Pfälzer Bergen gab.

Auf dem Sonnenwagen von Thrundholm wird die Sonnenscheibe gezogen von einem Roß; siehe Abbildung 76 S. 220. Die Vorstellung des fahrenden Wagens liegt auch zugrunde, wenn die Sonne als Rad dargestellt wird; die Sonne, die am Himmel vorüberfährt. Aber auch sonst ist die Heilighaltung der Pferde in Zusammenhang mit dem Sonnendienst und die Vorstellung der Sonnenrosse aus den verschiedensten Zeiten und bei den verschiedensten Völkern bezeugt. Man braucht nur an die Rosse des Helios zu erinnern. Besonders aber von den Germanen wird die Heilighaltung der Pferde und ihre Verwendung als Opfertiere vielfach bezeugt. Diese germanische Versinnbildlichung der fahrenden Sonne und ihrer göttlichen Kraft als einfache fahrende Scheibe von glänzendem Erz oder Gold beweist übrigens einen schärferen Tatsachensinn, eine größere Fähigkeit zu begrifflichem Denken als die griechische Vermenschelung der Naturkraft zu einem besonderen Gotte Helios. Der Sonnengott von Thrundholm steht entwicklungsgeschichtlich höher als Helios und Apollo.

Abb. 94. Germanische Münze aus Mainz.

Als die Römer bei dem Rachezug des Germanikus die Stätte betraten, wo Arminius dem Varus die vernichtende Niederlage bereitet hatte, fanden sie dort über den Altären der germanischen Gottheiten, an denen die römischen Gefangenen geblutet hatten, die Schädel von Pferden an den Bäumen angeschlagen (Tacitus Annalen).

Auf einer in der Steiermark gefundenen Münze, abgebildet im kunsthistorischen Atlas, herausgegeben von Much, Wien 1889, Abbildung I S. 206 Fig. 23, findet sich das Pferd und das Rad zusammen.

In der Mainzer Zeitschrift, Jahrgang 1912, S. 109, ist eine germanische Münze abgebildet, die neuerdings in dem heute noch Kästrich (Castrum) genannten Stadtteil der Lagerfestung Mainz gefunden wurde. Eine dieser Münzen zeigt das Hakenkreuz mit Sonnenkreisen; eine zweite eben dort gefundene Münze zeigt auf der einen Seite ein Pferd mit Sonnenkreisen zusammen.

Bei Oskar Paret, Urgeschichte Württembergs, S. 87, ist eine in Erligheim gefundene Münze abgebildet, die auf einer Seite ein Pferd mit zwei Sonnenzeichen aufweist; daneben eine andere Münze aus Zazenhausen, die auf der einen Seite ein Pferd, auf der anderen den nach rechts drehenden Strahlenbündel zeigt.

„Durch die Münzkunde erfährt sowohl die religiöse Bedeutung als auch der nordisch-germanische Ursprung des Hakenkreuzes machtvolle Bestätigung ... Bereits im Jahre 1869 hat Professor Cur-

tius in einem Vortrage über den religiöſen Charakter der griechiſchen Münzen ausgeführt: „Alles helleniſche Geld iſt ſakral; das Münzfeld heiliger Boden . . .“

„Die religiöſe Bedeutung einer Münze wird ſich um ſo mehr erkennen laſſen, je weiter dieſe in das noch Mythen bildende Zeitalter zurückreicht“ (Theobald Bieder, Das Hakenkreuz, 1921).

Eine der obenerwähnten ſehr ähnliche Münze wurde bei Cobern-Gondorf gefunden; Abbildung Bonner Jahrbücher, Bd. 87. Die Münze zeigt auf der einen Seite ein Pferd, auf der andern das Hakenkreuz. Eine zweite dort gefundene Silbermünze wird am angeführten Ort (Richard Arnoldi, Die Funde von Cobern-Gondorf) gegenſtändlich ſo beſtimmt: „Vorderſeite: Sonnenroß rückwärts blickend; Rückſeite Sonnengott mit Bogen und Pfeil in laufender Bewegung rückwärts blickend.“

Wie bekannt ſind Pferdeköpfe am Dachfirſt ein durch ganz Deutſchland verbreiteter Schmuck der Bauernhäuſer. Sie finden ſich in Süddeutſchland, in Thüringen; auch ſüdwärts bis in die Alpengegenden Tirols und Graubündens, wie zuerſt Alexander Peez planmäßig feſtgeſtellt hat; vor allem aber in Niederſachſen; alſo unter dem deutſchen Stamm, der ſich am längſten gegen das Chriſtentum gewehrt hat. „Die weite Verbreitung des Gebrauchs und die darin zu ſuchende Symbolik läßt kaum einen chriſtlichen Urſprung zu.“ (Prof. Chr. Peterſen, Die Pferdeköpfe auf den Bauernhäuſern, beſonders in Norddeutſchland, Jahrbücher für die Landeskunde von Schleswig, Holſtein und Lauenburg, Kiel 1860).

„In der Gegend von Harburg ſieht man zwiſchen dem Hals und Kopf des Pferdes ein eigentümliches Ornament, deſſen Mitte einen kleinen Kreis bildet, der durch vier bis ſechs meiſt dünne Bänder befeſtigt iſt. Vergleicht man eine größere Zahl von Beiſpielen, ſo kann man kaum zweifelhaft ſein, daß dieſem Ornament urſprünglich ein Rad zugrunde liegt.“ [186])

[186]) In der Stuttgarter Staatsſammlung findet ſich ein romaniſches Waſſergefäß zu gottesdienſtlichen Zwecken (Acquamanile), in Geſtalt eines Pferdes. Es ſtammt nach dem amtlichen Führer aus Belſen, von deſſen Kapelle unten noch die Rede ſein wird. Es kommen freilich auch ſonſt Waſſergefäße in Pferdeform vor; aber ſie ſind ſeltener als die in Form anderer Tiere, wie z. B. Löwen. Die Kapelle in Belſen, aus der dieſes Waſſergefäß ſtammen ſoll, weiſt nun ſicherlich auf eine vorchriſtliche Kultſtätte und auf einen dort ſtattgehabten Sonnendienſt hin; vgl. den übernächſten Abſchnitt. Bei Unterſuchungen auf derartigen, für die wiſſenſchaftliche Forſchung zum Teil noch faſt jungfräulichen Gebieten, wie dem vorliegenden, iſt vielleicht auch ein ſolcher, freilich ſehr lockerer Hinweis, geſtattet; er kann für eine ſpätere Unterſuchung möglicherweiſe einen Fingerzeig geben.

L. Lindenschmit bringt im Handbuch der deutschen Altertumskunde, Tafel 2, eine Erzschnalle, auf der sich ein Pferd (geflügelt) mit eingeritztem Rückenkreuz befindet.

Abb. 95. Nordischer Hängebrakteat.

Die Verbindung von Pferd und kreuzartigen Sinnbildern, die als Sonnenzeichen dienen, vor allem dem Hakenkreuz, ist also in Denkmälern, die sicher germanischen Ursprungs sind und die sich geschichtlich verhältnismäßig sicher und spät festlegen lassen, häufig. Die Verbindung ist derart, daß meines Erachtens ausgeschlossen ist, sie als eine zufällige oder bloß der Zierlust entsprungene aufzufassen. Es muß ein gedanklicher Zusammenhang bestehen zwischen dem Pferd und dem Hakenkreuz. Dieser Zusammenhang kann nur in den Glaubensvorstellungen liegen, die an dieses Zeichen geknüpft sind. In der kleinen städtischen Altertümersammlung von Rottweil am Neckar finden sich einige durchbrochene Zierscheiben von der Art, wie sie in fränkischen und alemannischen Gräbern vielfach gefunden werden. Es war oben in Abschnitt II (der Reiter mit Mantel und Lanze) mehrfach von ihnen die Rede und daß alle diese runden Erzscheiben wahrscheinlich Heilszeichen, Amulette, waren, die mit der Gottesverehrung zusammenhingen. Diese Zierscheiben sind vielfach in Frauengräbern gefunden worden. Bei einigen ist noch die ringförmige Umrahmung von Knochen oder Holz erhalten. Die Größenverhältnisse sind bei allen erhaltenen Scheiben ziemlich die gleichen; etwa handbreiter Durchmesser. Man vermutet, daß sie an herabhängenden Gürtelenden befestigt waren, weil sie ungefähr in der Gegend der Kniee lagen. Nach einer in der Stuttgarter Staatssammlung befindlichen Einritzung auf Holz wurden sie aber auch auf der Brust getragen (vgl. oben S. 145). Es wurde schon oben erwähnt, daß auch eine Gestalt auf dem fränkischen Grabstein aus Niederdollendorf in der Bonner Sammlung (Bonner Jahrbücher Heft 107) eine runde Scheibe auf der Brust trägt; die Gestalt ist durch den Strahlenkranz um das Haupt unzweifelhaft als eine göttliche gekennzeichnet; sie trägt eine Lanze. In der Sammlung Schnütgen in Köln findet sich eine unseren Erzscheiben ganz ähnliche aber zweifellos schon christliche Scheibe, die in diesem Zusammenhang sehr bemerkenswert ist. Sie zeigt, in durchbrochener Arbeit, wie die Hakenkreuz-

und Wodanscheiben (vgl. Abschn. II), aber etwas schwerer im Erz, das gleicharmige Kreuz, die Enden verbunden durch gezackte Kreisbögen; die Kreuzarme tragen als Verzierung eingeritzte Kreise, genau wie vielfach auf den heidnischen Scheiben. Ich sehe in diesem Kreuz geradezu die bewußte Verchristlichung des vorher vom abgöttischen Priester bei gottesdienstlicher Handlung getragenen Abzeichens. Beide werden auf der Brust getragen. — Das Kreuz liegt in der Sammlung Schnütgen zusammen mit merowingischen Fundstücken, ist aber, wie erwähnt, sicher schon christlich.

Abb. 96. Sammlung Rottweil.

Die eine Rottweiler Erzscheibe zeigt, künstlerisch sehr fein vereinfacht, die Umrisse von Pferdeköpfen als Haken eines Hakenkreuzes.[137])

„Gerade bei der Sonnenverehrung", schreibt Gustav Kossinna, Der Goldfund von Eberswalde S. 22, „spielt das Pferd neben dem Wasservogel (Schwan) die größte Rolle". Bei dem Hakenkreuz aus Pferdeköpfen ist also die Beziehung zu religiösen Sinnbildern zweifach und deshalb ist es hier bis zur Sicherheit wahrscheinlich, daß diese Scheibe ein gottesdienstliches Heilszeichen, ein Amulett, war und nicht ein bloßer Frauenschmuck. Dadurch wird nun weiter die Meinung bestärkt, daß auch die vielen anderen Zier-

[137]) Ludw. Sontheimer, Führer durch die Altertumshalle in Rottweil, 1913, S. 10, „in feinem Sinne für das Dekorative, so besonders das eine Stück mit den als Hakenkreuz umstylisierten Pferdeköpfen .... frei von jeder Manieriertheit, wie sie etwa die chinesische Tierornamentik oder die Verballhornung griechischer Zierstücke durch die keltische Latènekunst zeigt".

scheiben, mit Kreisen, Strahlenbündeln und ähnlichen Bildern ebenfalls eine sinnbildliche Bedeutung haben; nämlich daß sie ebenfalls Sinnbilder der Sonne sind. Der oben erwähnten Scheibe alemannischen Fundorts steht eine aus der Gegend von Bruchsal am nächsten zur Seite, die nach dem Fundbericht noch für alemannisch

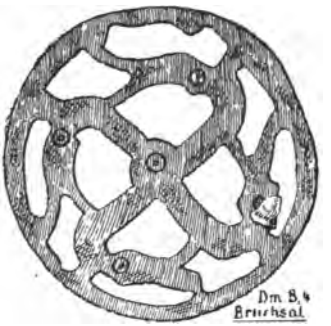


Abb. 97. Staatssammlung Karlsruhe.

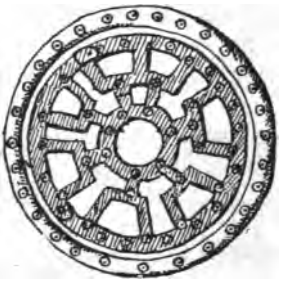


Abb. 98. Staatssammlung Karlsruhe; Fundort Krautheim.

gehalten wird, also vor die fränkische Besetzung dieser Gegend und damit in vorchristliche Zeit zurückgeht.[138]) Die Formen sind zwar schon derart in Linienspiel vergeistigt, daß sie nur gerade noch ihre Herkunft von Pferdeköpfen ahnen lassen. Ein sechsspeichiges Rad, alemannisch (Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden Bd. 2 S. 338), eine noch von einem Beinring umgebene Zierscheibe mit stark im Linienspiel verändertem Hakenkreuz (siehe oben Abbildung Nr. 40), in dem Wagner-Haug (Fundstätten) noch Tierköpfe erkennen und die sie für fränkisch halten. In Straßburg wird ein schönes dreiarmiges Hakenkreuz aus Pferdeköppfen aufbewahrt (Fundort Gerstheim bei Erstein); ein vierarmiges aus Schlangenköpfen (Fundort Niederehnheim). Ferner bei Lindenschmit, Handbuch, Tafel 27; vgl. besonders Fig. 9 Fundort Oberolm mit einem achtspeichigen Strahlenrad).

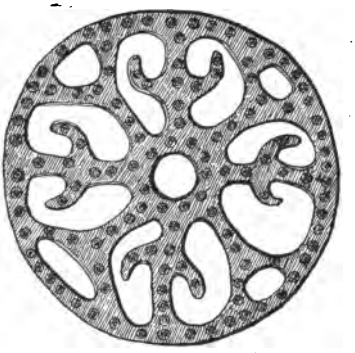


Abb. 99. Staatssammlung Karlsruhe; Fundort Tauberbischofsheim.
(Abb. 97—99 aus „Funde und Fundstätten im Großherzogtum Baden", Bd. I.)

[138]) Vgl. Wagner-Haug, Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden Bd. 2 S. 156; ferner Lindenschmit, Deutsche Altertumskunde, Tafel 27, Figur 4; derselbe, Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, Bd. 1, Heft 5, Tafel 4).

In der Stuttgarter Staatsſammlung wird eine bemerkenswerte Scheibe, Fundort Urach, aufbewahrt; in der Mitte ein vierſpeichiges Rad; von ihm ausgehend und in einem zweiten weiteren Ringe zuſammengefaßt drei Paare von je zwei gezackten Strahlen, ungefähr in Form der Sigirune, S, und ihres Spiegelbildes.

Im germaniſchen Muſeum in Nürnberg findet ſich eine Scheibe, die ein ſiebenarmiges Strahlenkreuz zeigt; die einzelnen Arme in

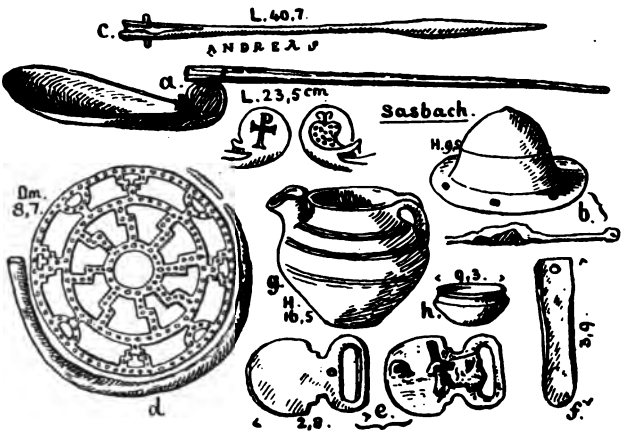


Abb. 100. Staatsſammlung Karlsruhe.
Aus „Funde und Fundſtätten im Großherzogtum Baden", Bd. I.

Geſtalt der Sigirune (Fundort nicht angegeben); ähnlich eine Scheibe aus Sasbach, in Karlsruhe (ſiehe die Abbildung 100). An dem Sasbacher Funde iſt noch bemerkenswert der kleine ſilberne Löffel mit Namen und Chriſtusſiegel. Daraus iſt aber nicht auf Chriſtentum der Beſtatteten zu ſchließen, ſo wenig wie aus dem genau entſprechenden Löffelchen der Baſena in dem ſicher noch heidniſchen Weimarer Fürſtengrabe.[138a]) Auch bei den beiden Scheiben aus Krautheim und aus Tauberbiſchofsheim in der Karlsruher Sammlung iſt das Vorbild einer Rune (Ziurune?) mindeſtens nicht von vornherein abzuweiſen.

Aus den alemanniſchen Reihengräbern von Nordendorf bei Augsburg, die unter anderm auch die berühmte Runenſpange hergegeben haben, von der ſchon oben (S. 148) die Rede war, ſtammt eine ſchöne Scheibe des Münchener Nationalmuſeums; ein Hakenkreuz mit verdickten Haken und Spaltung des Hakenendes, deſſen

[138a]) Es wird ein Beuteſtück ſein. Abbildung bei Götze-Höfer, Vor- und frühgeſch. Altert. Thüringens, Taf. 23, Nr. 355.

Linienspiele kaum noch die trotzdem sicher zugrunde liegende Form der Pferdeköpfe erkennen lassen (Abb. 101).

Eine weitere Scheibe in Stuttgart zeigt von der Vorderseite das Hakenkreuz in der, wie die Sonne nach rechts

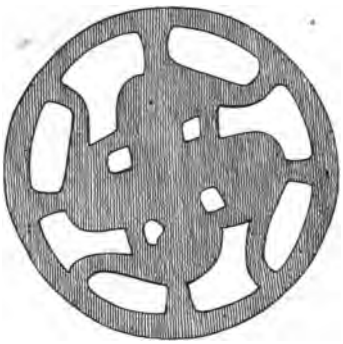


Abb. 101. Fundort Nordendorf. Nationalmuseum München.

Abb. 102. Augsburg; Maximiliansmuseum.

laufenden Form; umgeben von einem Kranze, der durch neun Strahlen in Form der Sigirune gebildet ist; die Arme des Hakenkreuzes sind noch ein zweites Mal umgeknickt. Ein fünfarmiges Hakenkreuz mit gespaltenen Enden zeigt eine Scheibe aus Lautlingen, ebenfalls in der Stuttgarter Staatssammlung; ein ähnliches vierarmiges vgl. die Abbildung 104.

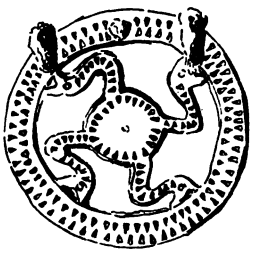


Abb. 103. Stuttgart, Staatssammlung.

Ein siebenarmiges Hakenkreuz, mit sehr breitem Mittelteil, in den runde Öffnungen eingeschnitten sind und zehnmal die drei umeinander gelagerten Ringe, wie auf dem Tübinger Flachbild der Sonnenverehrung, eingeritzt sind, findet sich im germanischen Museum in Nürnberg; Fundort nicht bezeichnet.

Im Maximiliansmuseum in Augsburg wird eine schöne, auf dem ergiebigen Nordendorfer Gräberfeld gefundene Scheibe mit dem Hakenkreuz aufbewahrt (Abb. 102).

In der Karlsruher Sammlung, aus der schon oben Beispiele gebracht wurden, finden sich Scheiben mit dem Lanzenreiter, mit dem Rad, mit dem Hakenkreuz.

Daß die angeführten Stücke vorwiegend aus Südwestdeutschland stammen, ist nur zufällig, nämlich eine Folge der äußeren Umstände, unter denen diese Arbeit entstanden ist. Die Beispiele

von Erzſcheiben mit Verzierungen, die an die verſchiedenen Sinnbilder der Sonne gemahnen, laſſen ſich aus anderen Gegenden Deutſchlands noch reichlich ergänzen und vermehren.

Das Halleſche Muſeum für Vorgeſchichte beſitzt eine ſchöne Hakenkreuzſcheibe aus Kölleda, Kreis Eckertsberga. In der ſehr reichhaltigen vorgeſchichtlichen Sammlung des Völkerkundemuſeums in Berlin wird eine ſehr ſchöne Hakenkreuzſcheibe aus St. Vincent, Meurthe und Moſel, aufbewahrt; ein Hakenkreuz mit gebogenen, nicht geknickten Haken, die durch acht kleine Stege mit dem äußeren Reifen verbunden ſind. Ebenda aus Pfahlheim, Oberamt Ellwangen, eine Scheibe, gebildet auch acht Hakenſchnäbeln, um ein Rad; ein ſchön gezeichneter Dreibogen aus der Sommegegend; eine Scheibe mit ſechs artähnlichen Haken, vielleicht Ziurunen, aus Truchtelfingen, Oberamt Balingen; eine Hakenkreuzbroſche in der Art des Eichſtätter Anſteckers (vgl. Abb. 115) aus Köln.

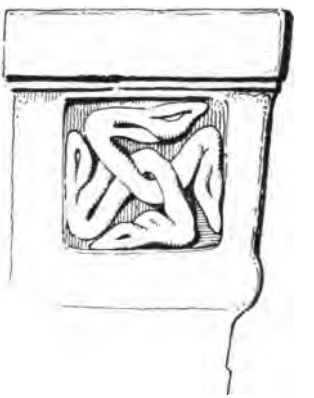


Abb. 104. Hakenkreuz vom Peterskirchlein bei Brannenburg.

Unter den Funden von Cobern-Gondorf an der Moſel (Bonner Jahrbücher Bd. 87) befindet ſich ein Hakenkreuz aus linienhaft vereinfachten Tierköpfen, die dort als Lindwurmköpfe angeſprochen werden; das ſind ſie meines Erachtens nicht, ſondern eher noch ſehr weitgehend umgebildete Pferdeköpfe.

Das Hakenkreuz hatte ſicher in vor- und frühgeſchichtlicher Zeit in Deutſchland eine beſtimmte mit der Götterverehrung zuſammenhängende Bedeutung. Ich glaube den Zuſammenhang mit der Sonnenverehrung mindeſtens ſehr wahrſcheinlich gemacht zu haben; wenn dies für das Zeichen des Hakenkreuzes auch keineswegs ſo ſicher geſtellt werden kann wie für das Zeichen der ineinanderliegenden Ringe oder Kreiſe, für die es ſicher iſt, daß ſie ein Sonnenſinnbild ſein wollen; und für das geſchloſſene Radkreuz, wo es faſt ſicher iſt. Vielleicht war das Hakenkreuz auch urſprünglich nur das Sinnbild des Feuers und hölzernen Feuerquirls oder noch enger des durch Blitz gezündeten Feuers. Nordiſche Gelehrte halten es für das Zeichen Donars, des Blitzeſchleuderers. Ich kann die Unterlagen für dieſe Aufſtellung nicht nachprüfen. Aus den in dieſem Buch behandelten deutſchen Denkmälern könnte man einen leiſen Anhaltspunkt dafür in dem Hakenkreuz finden, das an dem Gewände des Peterskirchleins und vermutlich vorherigen

Donarsheiligtum bei Brannenburg (vgl. oben Abschnitt 19) angebracht ist. Aber Sonnenverehrung und Feuerverehrung hängen enge zusammen; also könnte das Hakenkreuz auch ein gemeinsames Zeichen für beide sein. Jedenfalls wurde es noch im hohen Mittelalter als ein heidnisches, dem Christentum feindliches Zeichen empfunden. Das beweist am deutlichsten das besprochene Bogenfeld von Oberröblingen; aber auch die unten noch zu besprechende Art und Weise, wie Hakenkreuz und Kerze oder heraldische Lilie vielfach an der Außenseite der Kirche zusammen angebracht sind, sicher um sie als Zeichen der feindlichen Mächte derart zu bannen; vgl. zum Beispiel an der Kirche in Weinsberg. Daß es als feindlich und gefährlich empfunden wurde, beweist ferner der Umstand, daß es immer ein wenig verändert, verbogen, verhehlt wird, wo es in christlicher Zeit auftaucht. Das ist kennzeichnend dafür, wie gefürchtete Sinnbilder in ursprünglichen Zeiten behandelt werden; man fürchtet sich, sie unmittelbar und unverhüllt zu berufen. Daß das Hakenkreuz in frühchristlichen Zeiten auch als freundliches, als Heilszeichen und unverhohlen gebraucht wird, z. B. an der sogenannten Rupertskasel des Benediktinerstifts St. Peter in Salzburg, ist auch noch durchaus im Rahmen dessen, was man sonst in glaubensgeschichtlichen Dingen beobachtet. Ein hochstehender Mensch wie Gregor der Große will die vorhandene Ehrfurcht der Menschen benutzen, um sie zu den von ihm für richtig gehaltenen Anschauungen sanft hinüberzuführen. Er verbietet deshalb, die alten Heiligtümer zu zerstören und verächtlich zu machen. Ein anderer, leidenschaftlicher oder hassender, weil innerlich unsicherer, hält es zunächst für die dringlichste Bekehrungsarbeit, die alten Heiligtümer des Volks möglichst herabzuwürdigen.

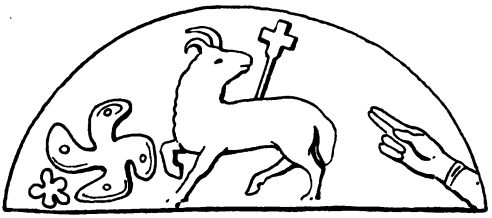


Abb. 106. Bogenfeld von Oberröblingen.

War das Hakenkreuz nachweislich in früher Zeit ein heiliges Zeichen der Deutschen, so ist es von vornherein wahrscheinlich, daß bei seinem häufigen Gebrauch in späterer Zeit jene Gedankenverbindungen noch nicht ganz verschwunden waren; wissen wir doch nun aus neueren Ergebnissen der Volkskunde, der Glaubens- und Rechtsgeschichte und der Geschichte überhaupt, auch aus einigen Nachweisen der vorliegenden Schrift, daß sehr viel mehr uralte Vorzeit noch neben uns lebt, als wir bisher wußten.

Das Hakenkreuz kommt auch im späteren Mittelalter noch recht häufig vor; als ganz zufällig herausgegriffene Beispiele seien nur genannt: Paulus, Kunst- und Altertumsdenkmale in Württemberg, Band Neckarkreis, S. 463; als Steinmetzzeichen ebenda S. 136, Schwarzwaldkreis S. 517; auch in Bebenhausen findet sich das Hakenkreuz; und in sehr auffälliger Form, wovon noch unten, die heraldische Lilie.

Abb. 106.
Fundort Wienwerd.

Abb. 107.
Museum Karlsruhe.

Abb. 108. Rheinhessisch; Museum Worms; mit erhaltenem Reifen aus Bein.

(Aus Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde.)

Daß diese Zierscheiben von einheimischen Künstlern hergestellt sind, ist sicher. Zwar mußte auch hier erst der Bann gebrochen werden, unter dem die gelehrte Welt so lange stand; daß man nämlich allemal zuerst nach einer südlichen oder östlichen Herkunft suchte, wenn in den nordischen Ländern etwas auftauchte, was Kultur und Kunstsinn verriet. Skandinavische Gelehrte haben zuerst für die Werkkunst der sogenannten Bronzezeit nachgewiesen, aus den Hinterlegungs(Depot)funden und den Überresten von Werkstätten, daß die meisten dieser zum Teil wirklich und künstlerisch höchst vollendeten Stücke an ihren nordischen Fundstellen, nämlich in Norddeutschland und Südskandinavien, auch hergestellt sein müssen. Daß daneben auch südliche Einfuhr von Erzgefäßen usw. bestand, wird nicht bestritten, Ludwig Lindenschmit hat als Erster darauf hingewiesen, daß die Metallarbeiten der merowingischen Zeit von einheimischer Arbeit sind. Das wird auch dadurch nicht beseitigt, daß man neuerdings Beeinflussungen der merowingischen Zellenschmelzarbeiten von kleinasiatischer Kunstübung her nachgewiesen hat. Allmählich sind uns auch eine ganze Reihe von germanischen Künstlernamen aus den Jahrhunderten der Wanderungszeit und aus dem frühen Mittelalter bekannt geworden; Ingeldus auf einer Gürtelschnalle aus Dietersheim; Adelchis

auf einer solchen aus Württemberg (Clemens, Merowingische und karolingische Plastik); Undiho und Ello auf einem Kästchen in Schmelzarbeit und gefaßtem Stein auf Gold, aus St. Moritz am Gr. St. Bernhard. Bambulfus und Hariculfa auf einem Ring aus Nordfrankreich, Berlin, Völkerkundemuseum; Ageltrude und Odelricus auf der großen Elfenbeintafel der vatikanischen Bibliothek. Vielfach bezeichnen freilich die germanischen Namen auf den gefundenen Stücken den Eigentümer; wie Gisulfus auf einem langobardischen Kreuz aus Cividale.

Daß Metallarbeit alteinheimisch ist unter den germanischen Völkern, wird noch durch anderweitige Überlieferung bestätigt. „Goldschmiede haben in vielen deutschen Volksrechten ein besonders hohes Wergeld." Der Schmied, der die Metallkunst beherrscht, spielt in der germanischen Sage eine bedeutsame Rolle. Auch das beweist, daß die Schmiedekunst schon von altersher von Einheimischen betrieben wurde.

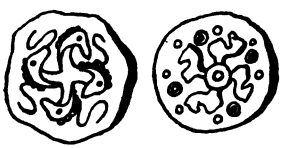


Abb. 109. Nordeuropäische, keltische (?) Münze.

Auf einer als keltisch bezeichneten Münze (Krause, Tuiskoland, S. 352) findet sich ein Hakenkreuz, dessen Schenkel in Pferdeköpfe ausgehen. In den Bonner Jahrbüchern, 1888, Tafel IV, sind in Andernach gefundene, als gallisch bezeichnete Münzen abgebildet, von denen eine ein Pferd neben Sonnenkreisen, eine andere auf einer Seite den Dreibogen (Triskel, Triquetrum), auf der andern Seite eine Anzahl Sonnenkreise zeigt. Auf der Alteburg bei Arnstadt in Thür. ist eine ähnliche Münze gefunden worden (Abbild. vor- und frühgesch. Altert. Thür. Tafel 17).

Noch am Ende des 11. und Anfang des 12. Jahrhunderts meißelt der Camparter Antelami an die christliche Taufkirche in Parma ganz unbefangen den Sonnengott im rossegezogenen Wagen und die Mondgöttin im Ochsengespann (Abbildung bei Albert Kuhn, Geschichte der Plastik, 1. Halbband, S. 357). Zwar sprechen hier sicher auch antike Vorbilder mit. Aber daß der Bildner trotz seines zweifellosen amtlichen Christentums hier Sonne und Mond so in vergötterter Gestalt darstellt, während ihm sonst die religiösen Vorstellungen des römischen Altertums sicher heidnisch und hassenswert vorkamen, ist doch wohl auch noch eine Nachwirkung der alten Verehrung dieser Gestirne; des Glaubens, den seine Vorfahren von der Niederelbe mitgebracht hatten.

Auf der Müncheberger Speerspitze (vgl. Rudolf Henning, Die deutschen Runendenkmale) finden sich nebeneinander der Dreibogen

und das Hakenkreuz in Silber eingelegt. Auf derselben Seite der Speerplatte findet sich ein Halbmond und ein als Peitsche gedeutetes Zeichen; auf der Rückseite in Runen die Widmung, (nach Henning) Ranninga lautend, und noch einige Zeichen. Die Peitsche eignet vielleicht dem Führer des Sonnenwagens.

Die Speerspitze stammt aus der Völkerwanderungszeit. Wenn sie, wie Henning meint, westgotisch ist, läßt sich ihre Zeit noch etwas genauer bestimmen, weil die Westgoten sich nur kurze Zeit in jener Gegend aufgehalten haben. Die Müncheberger Speerspitze gehört in unserem Denkmälerbestand zusammen mit der Speerspitze aus Kowel in Wolhynien und ist so eng verwandt, daß man an die gleiche Herkunft denken muß; beide gehören zusammen mit einer freilich nicht ganz unverdächtigen Speerspitze, die in Torcello aufbewahrt wird.

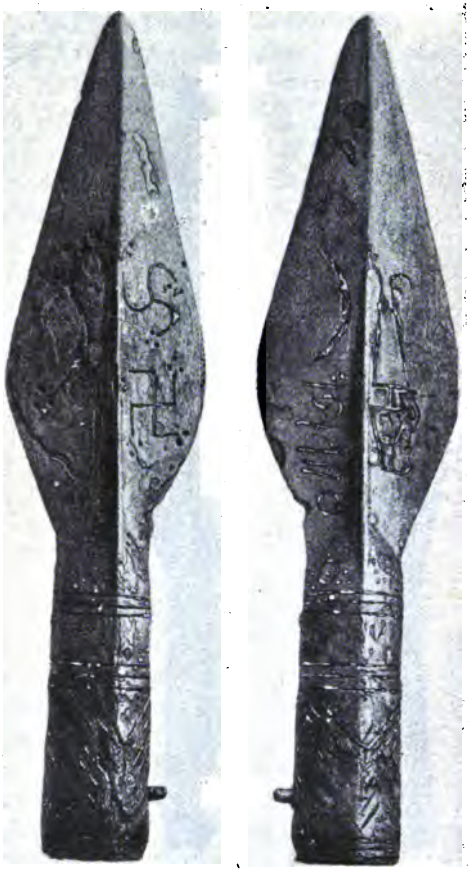


Abb. 110. Müncheberger Speerspitze.
Nach „Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte".

Man braucht nur die beiden erstgenannten Speerspitzen anzusehen, um sofort überzeugt zu sein, daß Dreischenkel und Hakenkreuz hier nicht etwa bloß Verzierungen sein sollten, sondern daß sie eine ganz bestimmte geistige und dann eben ohne Zweifel heilige Bedeutung haben sollten. Sie sind in Silber eingelegt, in derselben Weise wie die Widmungsinschrift. Wären sie bloß Zierform, so würde man ohne jeden Zweifel das Bestreben zu zieren in größerer Gleichmäßigkeit und anderer Verteilung der Silberfäden erkennen. Man denkt an den mit Siegrunen beschriebenen Speer Gung-

nir, den Wodan führt und den er dem Helden leiht, dem er den Sieg verſchaffen will.

„Siegrunen ſchneide, wenn Du Sieg willſt haben,
Grabe ſie auf des Schwertes Griff
Auf die Seiten einige, andere auf das Stichblatt,
Und rufe zweimal Tyr". (Sigurdrifa.)

Abb. 111. Speerſpitze von Suszyczno, Kr. Kowel.

Abb. 112. Speerſpitze v. Jankowo am Pakoſchſee.

Nach „Koſſinna, Die deutſche Vorgeſchichte".

Vor allem aber erweiſt die große Vielgeſtaltigkeit des Hakenkreuzmotivs, daß es eine beſondere Wichtigkeit und ein beſonderes Anſehen genoß. Die verſchiedenſten Naturformen werden in die Hakenkreuzform gebracht. Es gibt da Hakenkreuze aus Menſchenleibern, aus Schlangenleibern, aus Drachenköpfen, aus Pferde-

köpfen; mit fiſchähnlichen, mit vogelköpfigen Armen. In der mannigfachſten Weiſe werden die Grundformen abgewandelt und in Linienſpiel verändert. Ein Hakenkreuz aus Drachenköpfen bringt Robert Forrer, ſicherlich nach einem tatſächlich vorhandenen Urſtück, in der von ihm herausgegebenen vor- und frühgeſchichtlichen Fundtafel für Elſaß-Lothringen wieder. Eine aus Schottland ſtammende Umgeſtaltung (Romilly Allan, Early Christian monuments) verwendet ganze menſchliche Geſtalten als die Arme des Hakenkreuzes. Mehrere Stücke einer Scheibe gleicher Art finden ſich in deutſchen Sammlungen (Mainz, Augsburg, Stuttgart), auf der durch zwei verſchlungene Menſchenleiber ungefähr das Bild eines ausſtrahlenden Kreiſes oder eines umgebildeten Hakenkreuzes mit ſich ſpaltenden Hakenarmen dargeſtellt iſt; die zwei Geſtalten rühren

Abb, 113. Fundort Nierſtein. Aus Lindenſchmit, Handbuch.

Abb. 114. Entwurf eines heutigen Künſtlers nach einem der Nierſteiner Erzſcheibe ähnlichen, etwas beſſer gearbeiteten Stück der Stuttgarter Sammlung.

mit den verſchlungenen Armen und Beinen an den abſchließenden Reifen. Die obenſtehende Zeichnung eines heutigen Künſtlers ſucht durch Wiederannäherung an die Naturform das Gebilde unſerem heutigen Empfinden wieder etwas näher zu bringen. Bei dem Urbild iſt übrigens in dieſem Fall, im Gegenſatz zu einigen ganz linienhaften Hakenkreuzformen, bei denen man eine Naturform wie Fiſchköpfe oder Vogelköpfe gerade nur noch ahnen kann, doch außer jedem Zweifel, daß die Abſicht vorhanden war, ein Naturvorbild, nämlich die verſchlungenen Menſchenleiber, darzuſtellen. Auf dem goldenen Horn von Gjallehus findet ſich eine ähnliche Bildung aus zwei ineinander verſchlungenen Menſchenleibern. In der Heilbronner Sammlung wird eine Zierſcheibe aus Menſchenleibern aufbewahrt, desgl. in Köln, Wallraff-Richartz.

Es kann hier nicht die räumlich und zeitlich ungeheuer umfangreiche Frage nach der Verbreitung und Umwandlung des Haken-

kreuzes gelöst werden. Vgl. die im vorigen Abschnitt nachgewiesenen Schriften, auch Krause, Tuiskoland, Glogau 1891, und Montelius a. a. O. Vgl. im besonderen zum Hakenkreuz die freilich nur einen ganz kurzen Überblick gebende Schrift von Ludwig Wilser, Das Hakenkreuz, und die neueren Arbeiten von Theobald Bieder und Jörg Lechler über das Hakenkreuz. Es handelt sich für uns hier nur darum, das Vorkommen des Hakenkreuzes in der deutschen Wanderungszeit zu beweisen und darzutun, daß es in dieser Zeit noch als Heilszeichen verwendet wurde; ferner daß es erheblich später auch noch in dieser Bedeutung empfunden wird, wenn es auch nun als heidnischer Überrest bekämpft wird.[139])

In den Sammlungen auf der Willibaldsburg bei Eichstätt befinden sich zwei Broschen aus Erz. Die eine zeigt den Dreibogen, die andere das Hakenkreuz; gerade nur das Heilszeichen und die Nadelvorrichtung dahinter zum Anstecken. Krause, Tuiskoland, bringt eine ähnliche aus Zürich. Auf der Saalburg bei Homburg ist eine ganz ähnliche gefunden worden. Die Funde der Willibaldsburg stammen aus den römischen Lagern Nassenfels und Pfünz am rhätischen Grenzwall. In beiden lagen nordische Hilfstruppen. In Pfünz die erste Kohorte der Breuker aus Südpannonien, die als einzige Kohorte zweimal mit der Halskette ausgezeichnet worden war wegen ihrer Tapferkeit (bis torquata ob virtutem appellata). (Franz Franziß, Bayern zur Römerzeit, S. 311.)

Abb. 115. Hakenkreuzfibel.

In Nassenfels ist eine Abteilung der in der Nähe liegenden niederdeutschen Kohorten der Bataver zu vermuten; nach den Weihinschriften der dort zahlreich gefundenen Altäre; an die germanischen Gottheiten Suleviae, die von den Batavern verehrt wurden, und an Merkur: „Denn außer den Suleviae war auch Merkurius nur der in römisches Gewand gekleidete deutsche Gott Wodan" (Franziß a. a. O.).

In dem Leben des hl. Kolumban heißt es von den Alemannen, die er am Zürichsee beim heidnischen Opfer überraschte, „sie opferten ihrem Gotte Wodan, den andere Merkur nennen". Auch Paulus Diakonus erzählt in seiner Geschichte der Langobarden, Wodan, den die Langobarden mit Hinzufügung eines Buchstaben Gwodan nannten, werde bei den Römern Merkurius genannt und werde von allen Stämmen Germaniens verehrt; Paulus Diakonus, de gestis Langobardorum, 1, 9.

[139]) Noch im Jahre 1898 ließ der Erzbischof Kohn von Olmütz das Hakenkreuz wegmeißeln, das sich der einige Jahre vorher verstorbene Domherr von Premerstein, auf seinen Grabstein hatte setzen lassen!

Man hat in Naffenfels bisher die Überreste des nach der Masse der dort gefundenen Altäre sicher vorhanden gewesenen römischen Lagers noch nicht finden können. Das merkwürdige, aus großen Quadern gebaute Schloß etwas außerhalb des Ortes Naffenfels ist, in seiner Gradlinigkeit und Regelmäßigkeit, ausgesprochen unmittelalterlich. Es birgt sicher römische Überlieferung, wenn nicht überhaupt noch ein Römerbau unmittelbar zugrunde liegt. Man wird an die mächtigen Türme der Stadt der Quadersteine, civitas quadratorum lapidum der mittelalterlichen Quellen, an das nicht allzuweit entfernte Regensburg, erinnert.

In der Seemannschen Kunstchronik vom 15. Oktober 1920 wird ein mir derzeit nicht zugängliches Buch von Karl M. Swaboda besprochen, Römische und romanische Paläste. Darin heißt es: „In der Tat ist das Anrücken der Einzelbauten an die Ringmauer ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal, das die mittelalterliche Burg ebenso dem römischen Kastell annähert, wie es sie vom Wirtschaftshofe entfernt." Auf die Burg Naffenfels trifft das allerdings zu. Sie fällt dem, der andere einheimische Burgen kennt, eben deshalb sofort als fremdartig auf. Dort ist sicher solcher Einfluß des früher dort vorhandenen römischen Kastells wirksam; vielleicht liegt, wie gesagt, sogar eine unmittelbare Übernahme der ganzen Anlage oder wenigstens des Baustoffs vor. Im übrigen ist zu den Ausführungen Swobodas, der sowohl den mittelalterlichen Wirtschaftshof von der römischen Villa als die mittelalterliche Burg vom römischen Kastell herleiten will, die Verwahrung des Berichterstatters sicher sehr angebracht, daß „die Sache doch komplizierter liegen dürfte und man auch die vorrömischen einheimischen Überlieferungen nicht ganz werde ausschalten können". — Der Rundturm und die ringförmig angeordnete Bauanlage sind sicher einheimische Formen Der ganze Holz- und Fachwerkbau, der doch bei den Burgen auch stark beteiligt ist, ist nordisch-einheimisch, wie schon seine Fachausdrücke beweisen, die, im Gegensatz zu vielen Fachausdrücken des Steinbaues, deutscher Sprachabstammung sind.

„Eine Weiterbildung der römischen Wartturmanlage, bei der der Wohnturm in der Mitte eines viereckigen aufgeworfenen Hügels errichtet und zu dem letzteren noch eine ebenfalls viereckige Vorbefestigung hinzugefügt wurde, begegnet auf westdeutschem Boden nur bei den Normannenburgen am Niederrhein; alle übrigen Burgen zeigen eine davon wesentlich abweichende deutsche Form" (O. Lauffer, Deutsche Altertümer im Wandel der Jahrhunderte, 1920.

Eine den Eichstätter Gewandnadeln ähnliche sehr schöne Hakenkreuznadel mit rundgebogenen Hakenarmen und dreiköpfigem, kleeblattähnlichem Auslauf der Arme, bringt Beltz, Vorgeschichtliche Altertümer Mecklenburg-Schwerins, Tafel 65.

Karl Helm, Altgermanische Religionsgeschichte (S. 170), hält zwar die religiöse Bedeutung des Hakenkreuzes für sicher, die Deutung als Sonnenbild aber noch für durchaus zweifelhaft. Ich glaube durch den Nachweis häufiger Verbindung des Hakenkreuzes mit Pferden seinen Zusammenhang mit der Sonnenverehrung sehr viel wahrscheinlicher gemacht zu haben; da der Zusammenhang der Rosse mit der Sonne durch den Wagen von Thrundholm, durch die oben zusammengestellten Münzen und durch die Göttersage verwandter arischer Völker erwiesen ist.

Ist aber das Hakenkreuz wirklich Sonnensinnbild, so ist damit auch sehr wahrscheinlich, daß es aus nordischen Gegenden stammt, und von da den Weg nach Indien und weiter gefunden hat;

nicht umgekehrt; dasselbe gilt ja, entgegen der früheren herrschenden Meinung, auch für den in Indien angetroffenen arischen, weißen Menschen. Dieser, der weiße Mensch, wird seinen Ausstrahlungsmittelpunkt da haben, wo er auch heute noch am dichtesten sitzt und am besten gedeiht; also in Nordeuropa; er hat sicher nicht weite Wanderungen gemacht, um den milden südlichen Himmel mit dem nebeligen und kalten Nordeuropa zu vertauschen, sondern umgekehrt.

„Die Verehrung der Sonne als guter Gott ist nur im Norden möglich, wo sie in der Tat alles Leben weckt; im Süden nicht, wo sie in den Zeiten ihrer höchsten Kraft alles Leben tötet. Ihre Geburt zu feiern, hatte nur der nordische Mensch Anlaß. Aber auch nur für ihn ward sie aus Winternacht neu geboren. Und er feierte diese Geburt zugleich mit der Neuentzündung des Feuers für seinen Herd, wie dies von den alten Germanen genugsam bekannt ist; der kürzeste Tag, der 25. Dezember, war dieser Festtag, an dem darum auch der Heiland geboren wird. Nur im Norden auch beschreibt die Sonne am Himmel eine Spirale, und je höher man nach Norden kommt, eine um so engere; im Süden dagegen zieht sie nur in einem ziemlich schmalen Gürtel ihre tägliche Bahn. So haben alle spiralförmigen Schmucksachen als Sonnenlaufgleichbild im Norden ihren Ursprung" (Otto Hauser, Geschichte des Judentums, S. 62).

Die neueste Untersuchung über das Hakenkreuz (Jörg Lechler, Vom Hakenkreuz, 1921) behauptet (S. 11 a. a. O.), das Hakenkreuz habe seinen Ursprung im steinzeitlichen Siebenbürgen. Ich überlasse den Vorgeschichtlern vom Sonderfach die Entscheidung; erstens, ob die Zeitbestimmungen der Vorgeschichte, auch die bloß verhältnismäßigen, wirklich schon als so genaue möglich sind; wie Lechler voraussetzt. Zweitens ob wirklich unser Stoff an Funden, der eben doch ganz zufällig zusammenkommt und noch nicht gar lange planmäßig gesammelt wird, schon die Unterlagen hergibt zu einem solchen bestimmten Urteil, das doch eine genaue Bestandsaufnahme über das vielfache, zeitlich und räumlich weit auseinander liegende Vorkommen des Hakenkreuzes voraussetzt. Otto Piper hat mit seinen „Bedenken zur Vorgeschichte" wie mir scheint in diesem Punkte nicht Unrecht, daß der Stoff an Funden eben doch vorläufig ein sehr zufälliger und lückenhafter ist. Wie viel weiter bringt uns z. B. mit einem Schlag der vor einigen Jahrzehnten gefundene Sonnenwagen von Thrundholm.

In dem Buche von Jörg Lechler erscheinen merkwürdigerweise, eine so große Zahl von Hakenkreuzvorkommen, aus allen Zeiten und Ländern er zusammenträgt, gar keine der deutschen Erzscheiben mit Hakenkreuz, von denen ich im vorstehenden eine

Anzahl gebracht habe; übrigens nur als Beispiele, die um sehr viele vermehrt werden könnten. Diese Scheiben scheinen mir wichtig zu sein; sie vermehren zunächst durch ihr massenhaftes Vorkommen an deutschen Fundorten die Wahrscheinlichkeit der nordeuropäischen Herkunft; daß das Hakenkreuz, mag es auch schließlich sehr weit herumgekommen sein, nach Amerika und Asien, am dichtesten in Nordeuropa vorkommt, ist ja jetzt schon sicher. Die Hakenkreuzscheiben und -Anstecker aus der Wanderungszeit der Germanen, die hier in diesem Buch gebracht wurden, haben ferner den Vorzug, in verhältnismäßig späte und geschichtlich bestimmbare Zeit zu fallen; und sie bilden den Übergang zu dem noch späteren Vorkommen an kirchlichen Bauten. Bei diesem ist die glaubenssinnbildliche Bedeutung sicher; für die Erzscheiben glaube ich diese immerhin sehr wahrscheinlich gemacht zu haben.

Die kurzgefaßte, aber offenbar auf gründlicher Beherrschung des Stoffs aufgebaute Arbeit von Theobald Bieder über das Hakenkreuz, Leipzig, Weicher, 1921, kommt ebenfalls zu dem Ergebnis, daß es aus Nordeuropa stammt. Der Leipziger Germanist Eugen Mogk schreibt: „Ist das Hakenkreuz, wie meist angenommen wird, in die germanischen Länder eingewandert, so wird das in sehr früher Zeit geschehen sein, da man dasselbe bereits auf den skandinavischen Hälleristningar, den Felsenzeichnungen der älteren Bronzezeit, und auf Gegenständen findet, die demselben Zeitalter angehören."

Man hat die Meinung aufgestellt, die Gestalt des Hakenkreuzes sei entnommen „der scheinbaren täglichen Bewegung des kleinen und großen Bären am Himmelszelte". Das ist freilich nur eine Vermutung. Wenn sie zuträfe, würde auch dieser Umstand auf nordische Heimat weisen.

Abb. 115a. Bogenfeld in Erwitte in Westfalen. Der hl. Michael, der Schutzpatron der Deutschen.

23. Heidenkirchlein. (Das Wodansbild von Dunningen; das Flachbild von Bietenhausen; Kuppingen; Oberwittichhausen; Grünsfeldhausen; Burgerroth; Holzkirchen; Langenstein.

Im Oberamt Rottweil liegt das Pfarrdorf Dunningen; als Tuningas 786 erwähnt; wohl vom Eigennamen Tunno (Oberamtsbeschreibung). Dunningen hat eine Kirche, die dem hl. Martin geweiht ist. Der Hauptteil der Kirche ist erst im 19. Jahrhundert neu erbaut. An einem bis 1921 im Unterbau des Turms, jetzt in der Vorhalle eingemauerten Stein steht die Jahreszahl 1494; unter diesem Stein ist ebenfalls eingemauert ein offenbar sehr viel älterer Stein mit einem ganz roh gearbeiteten Flachbild. Es stellt eine auf einem Thron sitzende Gestalt zwischen zwei Tieren vor.

Abb. 116. Wodanstein in Dunningen.

Eine örtliche Überlieferung will Dunningen von Diana ableiten, die zur Zeit der römischen Besetzung des Zehentlandes als Diana Abnoba im Schwarzwald verehrt wurde. Diese Ableitung des Namens ist sicher unrichtig. Aber der Überlieferung liegt nach einer Richtung doch wohl eine richtige Ahnung zugrunde wie so häufig; nämlich darin, daß die Wohnstätte Dunningen und die gottesdienstliche Benutzung des Hügels, auf dem jetzt die Kirche steht, zeitlich weit zurück und in vorchristliche Zeiten hinweist.

Auf einem Hügel nicht weit vom Ort, an der alten Straße nach Rottweil; liegt eine unscheinbare Kapelle. Der Bau stammt aus dem 17. oder 18. Jahrhundert und zeigt auch keine älteren Einzelheiten. Aber die Stiftung ist älter. Die Kapelle heißt Heiligkreuz-Kapelle und wird im Volksmund die Säukapelle genannt. Die Legende erzählt, Schweine hätten dort alte Steinbildnereien aus dem Boden gewühlt; darunter ein Bild des Gekreuzigten. Man habe das ausgegrabene Steinbild von dort weggebracht, zweimal. Beidemale habe es am andern Morgen wieder an der alten Stelle gelegen; bis man sich dann endlich entschlossen habe, das Bild an seinem Platz in der Erde zu belassen und an dieser Stelle eine Kapelle zu weihen. Die Kapelle ist heute noch besonders beliebt bei solchen, die mit Schweinezucht und Schweinehandel zu tun haben.

Erst dadurch, also nachträglich, ist der hl. Antonius mit der Kapelle in Verbindung gebracht worden als Patron der Schweine und Schweinezucht; wie das in einem übrigens aus unserer Zeit stammenden in der Kapelle aufgehängten Gedichtchen geschieht. Diese Schutzherrschaft des hl. Antonius, des Abts, nicht des Antonius von Padua, über die Schweine ist ja sehr widerwillentlich entstanden; das Schwein neben ihm sollte ursprünglich nur die vielfachen Anfechtungen des Heiligen durch die unreinen Triebe des Teufels bedeuten. Später ist das völlig verwischt und die Beziehung des hl. Antonius zu den Schweinen wird eine ganz andere und lediglich

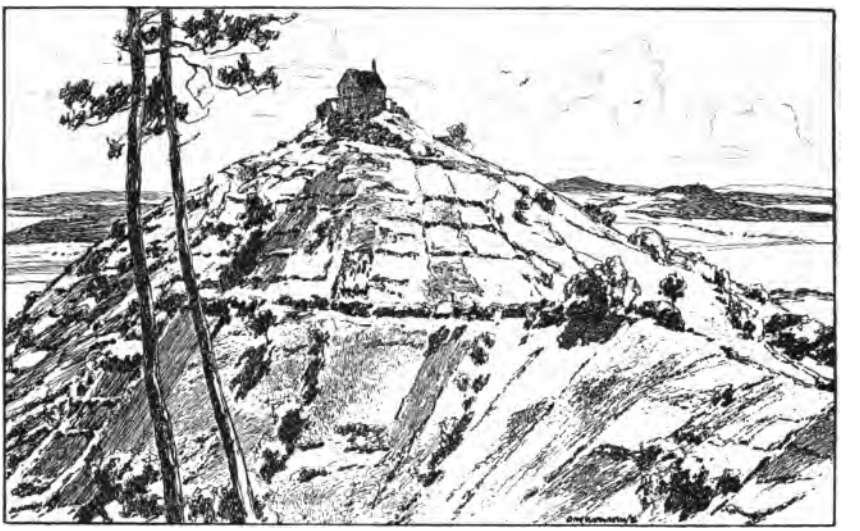


Abb. 117. Wurmlinger Kapelle. Nach einer Zeichnung von Prof. Otto Ubbelohde. Mit Erlaubnis des Verlags Alexander Fischer in Tübingen.

freundliche. Die Antoniter widmen sich besonders der Schweinezucht; sie hatten in Würzburg das Vorrecht, ihre Schweine mit einem Glöckchen am Halse frei umherlaufen zu lassen (Richard Andree, Votive und Weihegaben des katholischen Volks S. 36). Der jetzige Pfarrer des Orts hatte von seinem Vorgänger gehört, daß der Opferstock der Kapelle immer recht ansehnliche Beträge ergebe. Der neue Pfarrer ermahnte deshalb bei seinem Amtsantritt den Mesner, er solle die Kapelle nur des Nachts immer gut abschließen. Darauf erwiderte der Mesner, das habe sich geändert; es sei jetzt fast nie mehr etwas im Opferstock; die Säuleute kämen nicht mehr. Früher hätten die mit Schweinezucht und Schweinehandel befaßten Leute vor geplanten oder nach abgeschlossenen Geschäften

im Vorbeigehen an der Kapelle häufig Gaben in den Opferstock geworfen. Aber seit die neue Straße nach Rottweil eröffnet sei, die unten im Tal und nicht mehr über den Kapellenhügel führe, sei es damit vorbei. So urtümliche Vorstellungen haben wir noch in unserem Volke. Die Leute opferten dort für einen guten Ausgang ihrer Schweinegeschäfte, um ihren Wald- und Hirtenheiligen oder die Diana Abnoba oder den Bauerngott Donar günstig zu stimmen. Aber so viel war ihnen doch wieder die Sache nicht wert, daß sie, als die Straße nicht mehr unmittelbar an der Kapelle vorbeiführte, den kleinen Umweg gemacht hätten, hinauf auf den Hügel. Solche Glaubensvorstellungen — denn eine Glaubensform muß man es doch wohl nennen — haben wir noch unter diesen wohl stark mit alpinem Blut durchsetzten alemannischen Gebirgsleuten.

Der katholische Pfarrer des Ortes, ein sehr unterrichteter und geistig hochstehender Mann, machte, angesichts der kleinen wächsernen Gelübdegaben, die zahlreich an einem kleinen Seitenaltar der Kapelle aufgehängt waren, eine entschuldigende, übrigens echte Duldsamkeit verratende Bemerkung über diese heidnischen Rückstände in seiner Gemeinde. Und tatsächlich hat, wie mehr erwähnt, schon Karl der Große und ein Vierteljahrtausend später Bischof Burchard von Worms diese Art von Verehrung als heidnisch verboten. Ich konnte damals dem Herrn Pfarrer nicht sagen, wie sehr ich diese Duldsamkeit grade schätzte; es wäre zu leicht mißverstanden worden. Ich kann aber jetzt dazu ein Wort des Grafen Gobineau anführen, der sein Lebtag ein guter Katholik war. Gobineau sagt im Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen, Bd. 3, S. 162: „Selbst der Katholizismus ist geneigt, sich im einzelnen durchaus den Trieben, den Vorstellungsweisen, dem Geschmack seiner Gläubigen anzupassen." Gobineau findet in seiner Vielseitigkeit, seiner Weitherzigkeit, seiner Allwendbarkeit gegenüber den Blutsanlagen einen der Hauptvorzüge des Katholizismus" (Schemann, Gobineaus Stellung zu Religion, Christentum und Kirche, in den Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus; Bd. 2, S. 420.

Es war mehrfach im Zusammenhang dieser Untersuchungen darauf hinzuweisen, daß infolge dieser Anpassungsfähigkeit der katholischen Kirche katholische Gegenden mehr Überreste vorchristlicher Gottesverehrung aufweisen, als evangelische. Ich erinnere nur an die Pferdeweihe beim Leonhardiritt, an die Johannisminne usw. (vgl. oben). Das ist „la theologie âu bas peuple, lequel, sans ces inepties, serait reduit souvent à ne pas avoir de croyances du tout". (Die Gottesgelehrsamkeit für das niedere Volk, das ohne solche Kindlichkeiten vielfach dann gar keine Glaubenshoffnungen mehr hätte.)

„Gobineaus Haß gegen die Aufklärer beruhte auf der Erkenntnis, daß diese dem kleinen Manne etwas von seinem Glücke rauben; auf der Überzeugung, daß selbst jene ‚Inepties', wenn wirklich geglaubt, im Gewissensleben immer noch schwerer wiegen als das glaubensloseNichts"; das keinerlei Ehrfurcht mehr kennt; keine Ehrfurcht vor etwas, das anderen Zielen dient als der Lebenserhaltung und dem Lebensgenuß.

Eine gewisse Achtung der kirchlichen Behörden vor dem, was nun einmal für heilig gehalten wird, auch wenn eine kirchenamtliche Begründung aus der gerade herrschenden Lehre nicht gegeben werden kann, ist deshalb sehr wohltätig; und die katholische Kirche ist darin auch durchaus nicht kleinlich. Sie kennt sehr verschiedene Verfahren und handelt durchaus nicht amtsstubenmäßig. In gewissen Gegenden

wird Karl der Große als heilig verehrt. Das kam im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zu kirchenamtlicher Behandlung. Die Kirche erkennt ihn keineswegs als Heiligen an; aber sie duldete seine Verehrung. In Plankstetten bei Biberach wird eine sonst ganz unbekannte Volksheilige Gunthild als Fürbitterin bei Viehseuchen verehrt. „Der Pfarrer von Plankstetten war vor fünfzig Jahren über die Heiligkeit dieser Gunthildis im Unklaren und wandte sich in seinen Zweifeln an das bischöfliche Generalvikariat in Eichstätt. Diese Amtsstelle ließ die Echtheit der Legende unentschieden und verbot das Messelesen, gestattete jedoch die Verehrung der Gunthild, soweit eine solche bestand" (Richard Andree, Votive und Weihegaben des kathol. Volks).

Auch die Glaubens- und Gewissensüberzeugungen sind durch das Blut bedingt und vielleicht grade am meisten, weil sie den höchsten geistigen Auszug der Einzelseele darstellen. Ein Neger, wenn er auch äußerlich zum Christentum bekehrt ist, hat natürlich tatsächlich eine ganz andere Glaubensüberzeugung als ein christlicher Germane und es widerspricht dem nicht, daß die amtliche Lehre dort und hier die gleiche ist. Der Gießener Theologe P. G. Drews — nicht zu verwechseln mit dem Karlsruher Philosophen Drews — hat, wie oben schon einmal in ähnlichem Zusammenhang zu erwähnen war, in den hessischen Blättern für Volkskunde, Verlag Teubner, herausgegeben früher von Strack & Helm, jetzt von Hepding, vor Jahren einmal auf den großen Unterschied hingewiesen, der bei unserem Landvolk zwischen den von der Kirche gelehrten Glaubenssätzen und den wirklich im Volke lebenden Gewissensüberzeugungen und Glaubenshoffnungen bestehe.

Wer wirklich einen lebendigen Begriff von Glaubenskraft und ihrer Bedeutung hat, kann nicht hoffen, man könne jemals die überstinnlichen Überzeugungen aller Mitglieder einer Kirche oder einer Volksgemeinschaft von verschiedener Bildungsstufe und unterschiedener Abstammung in die gleichen Formen bannen. Das wäre nur möglich, wenn alle einzelnen Volksgenossen von gleichen Blutsanlagen und gleicher sittlicher Begabung wären. Die Glaubensformen des Altertums wußten sehr wohl, was sie taten, wenn sie in den Mysterien unterschieden zwischen dem, was sie der Masse lehrten, und dem, was die Eingeweihten erfahren durften; zwischen einer exoterischen und einer esoterischen Form des Glaubens. Die katholische Kirche macht, zwar nicht amtlich, aber in der tatsächlichen Übung, eine solche Unterscheidung.

„Die Religionen spiegeln ja nur Rassen wider und passen sich daher auch derem Stande, vor allem auch dem Sinken derselben an"; Ludwig Schemann, Gobineaus Stellung zu Religion, Christentum und Kirche.

Das selbsttätige Zurückkehren der ausgegrabenen und weggebrachten Steine ist eine Wandergeschichte, die an vielen Orten von heiligen Gegenständen erzählt wird. Aber der geschichtliche Kern der Erzählung könnte der sein, daß dort wirklich alte Steinbilder gefunden worden sind. Daß es gerade Schweine gewesen sind, die sie aufgewühlt haben, kann wiederum auf ältere Beziehung dieser Stätte zu Schweinen, als Opfertieren, Julebern, oder als Schutzbefohlenen des Bauerngottes Donar, deuten; daß also diese Überlieferung echt ist, und nur der namengebende Schutzheilige gewechselt hat. Wie an vielen Stellen in Italien und bei uns ein anderer Heiliger an die Stelle der römischen Pferdegöttin Epona getreten ist. Der Schutzheilige hat gewechselt, aber die besondere Heilkraft des Platzes für Pferde ist geblieben. Zu Königsbach, Amt Durlach, ist

die heilige Dorothea an die Stelle der antiken Pferdegöttin Epona getreten (Fundstätten und Funde in Baden Bd. 2 Fig. 92).

Die große Hauptkirche von Dunningen ist, wie schon erwähnt, dem hl. Martin geweiht, dem Franken, dem Ritter: „Als Ritter vertrat St. Martin den alten Kriegsgott" (J. B. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie).

Der ursprüngliche Kriegsgott der Alemannen war Ziu, aber er wurde später durch Wodan verdrängt. Das Flachbild an der Dunninger Kirche stellt keinen andern dar als Wodan auf dem Himmelsthron, umgeben von seinen Wölfen. „Die Speise, die auf seiner Tafel steht, gibt er seinen beiden Wölfen Geri und Freki. Er selbst aber bedarf keiner Nahrung" (Gylfis Verblendung, Snorra Edda).

Die Schweine spielen, wie schon gesagt, in der Legende die wichtige Rolle, daß sie die Götterbilder entdecken, die man christlich umdeutete, die man dann aber doch lieber in ihrer Erdeverborgenheit beließ; wahrscheinlich um deswillen, weil diese christliche Umdeutung dem Augenschein gegenüber allzu gewaltsam war. Nur das kleine Wodansbild ist über der Erde belassen worden; vielleicht aus Versehen.

Die Oberamtsbeschreibung älterer Fassung schreibt von unserem Steinbild: „An der Westseite des breiten Kirchenschiffs[140]) ist ein uraltes rätselhaftes Bildwerk eingemauert; ein großer giebelförmiger Stein, wahrscheinlich der Deckstein einer Pforte, mit folgender Darstellung: auf einem Thronsessel sitzt eine weibliche Figur (?), zu der zwei Windhunde hinaufspringen... Das Bildwerk gilt für eine Diana, ist aber eher romanisch als römisch." Die Oberamtsbeschreibung erkennt also richtig, daß das Bildwerk nicht römisch ist; sie ist aber in ihrer Ausdeutung des Bildes noch etwas von der älteren Auffassung beeinflußt.

Daß die Verehrung Wodans hier heimisch war, wird bestätigt durch volkskundliche Tatsachen. In nahegelegenen Orten, in Winzeln, Waldmössingen ist die Vorstellung von der wilden Jagd der Geister durch die Lüfte, wenn es stürmt, und sogar unmittelbar der Ausdruck Wodans Heer noch lebendig; sogar in der ursprünglichen Vorstellung, die in der Gegenüberstellung der beiden Säulenköpfe auf dem Michelsberg im Zabergäu zum Ausdruck kommt, daß die Seelen der Bösen mit der wilden Jagd durch die Lüfte fahren müssen.[141])

[140]) Ganz neuerdings, 1921, ist der Stein an eine andere Stelle gesetzt worden; über den Eingang des Treppenhauses.

[141]) Mündliche Mitteilung von Einwohnern, 1921. In Dunningen selbst, das ein stattlicher, halbstädtischer Ort ist, sei allerdings davon nichts mehr zu spüren.

Das Bestreben der christlichen Sendboten, ihre Kirchen an die Stelle früherer Opferstätten zu bauen, um deren Geweihtsein im Volksgemüt durch die neue und christliche Weihe zu verdrängen, mußte die Kirchenerbauer auch vielfach in Berührung bringen mit den körperlichen Resten und Denkmälern des alten Dienstes.

Ihnen gegenüber brauchte man nicht so duldsam zu sein wie gegenüber den eingebürgerten Gebräuchen und den Glaubensvorstellungen. Das Volk freilich wünschte auch hier die Überlieferung festzuhalten. Im Leben des heiligen Kolumban wird ausdrücklich berichtet, daß er in einer der heiligen Aurelia geweihten Kirche am Bodensee die alten Götterbilder vorgefunden habe, die vom Volke geehrt wurden wie früher, ohne daß dieses deshalb seinen neuen Christenglauben verleugnen wollte. Der heilige Kolumban stürzte die Bilder in den Bodensee, wie der heilige Kilian die in Würzburg von ihm vorgefundenen heidnischen Götterbilder in den Main stürzte. Häufig wurden aber auch die vorgefundenen heidnischen Altäre und Bilder in die neue Kirche vermauert. Wenn die uns davon überlieferten Fälle vorwiegend oder sogar fast ausschließlich aus den römisch besetzt gewesenen Gebieten stammen, so ist das leicht erklärlich. Im unbesetzten Deutschland waren naturgemäß meist die Bilder aus Holz. Karl Helm beschreibt in seiner germanischen Religionsgeschichte zwei hölzerne Götterbilder. In Possendorf bei Weimar wurde um die Mitte des 19. Jahrhunderts im Torf ein „drei Fuß hohes, hermenartiges Götzenbild aus Eichenholz, aufrecht stehend", mit eingesetzten erhobenen Armen gefunden; es ist jetzt verschollen (Vor- und frühgeschichtl. Altert. Thür., Würzburg 1909, S. 276).

Für die absichtliche Verwendung der vorchristlichen Denkmale in den Kirchenbau bringt Bernhard Schädel in der obengenannten Schrift über das Mainzer Rad eine Reihe von Belegen. „Wie häufig finden wir heidnische Altäre in den Fundamenten christlicher Kirchen vermauert. Aus den zahlreichen Beispielen, die uns zur Verfügung stehen, seien nur einige zum Beweis genannt. Im Jahre 1804 wurde die Kirche zu St. Martin in Trier abgerissen; in der Tiefe der Kirche fand man einen Altar. Ein mit Inschrift versehenes Viergötterpostament, das auf einen imposanten Säulenbau schließen ließ, wurde 1835 im Mauerwerk unter dem Hochaltar der Kapelle zu Udelfangen im Landkreise Trier gefunden. Beim Abbruche des hinteren Teils der alten Stiftskirche zu Bonn kam in den Fundamenten des Altars ein großer Steinblock, wahrscheinlich eine Ara, zum Vorschein. Außerdem wurde eine Votivara aus Drachenfelser Trachyt in den Fundamenten der Kirche gefunden . . . In Guglingen in Württemberg fand sich ein in die Grundmauern der Kirche eingefügter römischer Altar.

Selbst an und in den Kirchen, nicht nur in ihren Mauern, erhielten sich heidnische Götterbilder bis in unsere Tage. Lehne erwähnt eine dem Herkules geweihte Ara, die sich ehemals in der Aureuskapelle in Mainz befand ... In einer Kapelle des Straßburger Münsters befand sich bis 1825 ein Herkules ... Die unterirdischen Räume, die noch jetzt die ursprüngliche Krypta der Kirche San Clemente bilden, waren für den Mithrasdienst zugerichtet. ... Daß das in der Tat absichtlich geschah, geht auch daraus hervor, daß eine ganz bedeutende Anzahl der durch Haug veröffentlichten Viergötteraltäre in Kirchen ausgegraben wurde."

Hinter dem Altar der Galluskirche zu Brenz ist, wie schon zu erwähnen war, ein dem Apollo Grannus geweihter Altar eingemauert; aber verkehrt, so daß die Schrift auf dem Kopfe steht.

Die Legende der Antoniuskapelle in Dunningen erzählt, wie schon erwähnt, daß die dort gefundenen Götterbilder von Schweinen aufgewühlt worden seien. Die Schweine haben wahrscheinlich ebenfalls eine ältere, vorchristliche Beziehung zu dem Hügel über der Rottweiler Straße.

Das Schwein ist als vorchristliches Opfertier der Germanen bezeugt. Im Volksrecht der salischen Franken wird eine besonders hohe Bußsumme auf die Tötung eines Opferschweins gesetzt.[142])

Von dem Schweineopfer wird weiter unten noch einmal zu reden sein.

Etwas weiter unterhalb im Neckartal, aber auf der rechten Seite, nach der Alb zu, im Hohenzollerischen, führt ein einsames und landschaftlich sehr schönes Seitental nach dem hochgelegenen Ort Bietenhausen. Auf der obersten Höhe des Hügels steht die Kirche. Alle diese „Heidenkirchlein", von denen in diesem und in dem folgenden Abschnitt die Rede ist, stehen auf Anhöhen, zum Teil sogar recht abgelegen von den Wohnstätten; besonders auffällig die oben (Abschnitt II und III) erwähnte Wurmlinger Kapelle bei Tübingen. An dieser Kirche in Bietenhausen ist ein schon oben erwähntes Flachbild eingemauert (Abbildung siehe S. 227), das sehr viel älter ist als der Kirchenbau. Man wird es zunächst als eine Bogenfüllung ansprechen, die über einer Tür saß. Es ist ein Halbkreis von etwa 1½ m Durchmesser. Darauf sind, wie ebenfalls schon erwähnt, dargestellt zwei große Tiere, die nach der spitzen Schnauze und den hohen Beinen wohl Wölfe darstellen sollen, wenn auch die Schwänze nicht gerade sehr wölfisch aussehen. Daß diese Auffassung die nächstliegende ist, wird durch eine Ortssage bestätigt, die sich offenbar erst

[142]) Grimm, Deutsche Mythologie, S. 43. — Man bringt das Schwein mit Fro in Verbindung, den Eber des Fro. Aber Fro ist eben für Deutschland nirgends bezeugt. Grimm hat ihn lediglich aus der nordischen Form sprachgeschichtlich erschlossen.

später gebildet hat und lediglich dadurch, daß man die Tiere für Wölfe hielt. Einem Grafen der Gegend sei ein Kind von Wölfen zerrissen worden und er habe zum Andenken dieses Steinbild gestiftet. Diese Erzählung ist sicherlich umgekehrt erst aus dem Steinbild entstanden und nicht das Steinbild aus Anlaß dieses Ereignisses. Denn zum Andenken an den Tod eines Menschen durch Wölfe errichtet man nicht den Tieren, die diesen Tod verursacht haben, ein lebensgroßes Bild. Die Augsburger heilige Radegunde, die mit Wölfen zu tun hat, kommt hier nicht in Frage. Auch St. Simpert, der ebenfalls einen Wolf führt, ist hier, soweit ich weiß, nicht bekannt. In den Zwischenräumen der Platte sind eine Reihe von Kreisen und Sternen dargestellt, die meines Erachtens als Sinnbilder der Sonne aufzufassen sind (vgl. oben).

Der Dunninger Stein hat, wie die Abbildung zeigt, als Schlußstück über einer Bogenöffnung gesessen. Diese Bogenöffnung kann aber nur ganz schmal gewesen sein; es kann keine Tür gewesen sein, sondern nur ein schmaler Fensterschlitz. Im fränkischen Museum in Würzburg und im Museum in Wiesbaden finden sich zwei ganz ähnliche Steine, die, ebenfalls unten mit einer schmalen Ausbuchtung in ungefährer Halbkreisform versehen, den oberen Abschluß einer Maueröffnung gebildet haben müssen. Der Würzburger, und wenn ich mich recht erinnere, auch der Wiesbadener Stein, sind mit wenig vertieften, bloß zweiflächigen Verzierungen in halberhabener Meißelarbeit von sehr urtümlicher Art versehen; in jener an Holzarbeit gemahnenden Werkkunst, die wir als sehr früh, als merowingisch oder karolingisch ansprechen dürfen. E. Bromner hebt bei Besprechung des Geisenheimer Steins in Wiesbaden (Nassau. Annalen, 42. Band 1913) hervor, wie stark die Bearbeitung jenes Steins die Gewohnheit der Holzbearbeitung erkennen lasse; in der Zweiflächigkeit, in den scharfen Schnittflächen. Bronner vergleicht den Geisenheimer Stein, in dem er die älteste deutsche Darstellung der Kreuzigung sieht, mit dem fränkischen Grabstein aus Niederdollendorf in Bonn und setzt diesen in die Mitte des 7. Jahrhunderts. Dieser ist freilich sicher noch vorchristlich. Ich glaube, man kann aus jener bogenförmigen Öffnung etwas weiteres schließen für die Zeitbestimmung dieser Denkmäler. Werklich könnten diese als deckende obere Abschlüsse einer Öffnung in der Mauer gedachten Werkstücke ebensogut gerade abschließen; denn der Stein muß dabei doch als bloßer Balken tragen; das heißt ohne die erst durch den Keilschnitt ermöglichte Ausnutzung der Festigkeit des Steins gegen Druck; deshalb muß die zu deckende Öffnung so schmal sein. Die zwecklose Ausbuchtung — als Lastverminderung kommt sie nicht in Frage, dazu ist sie zu un-

bedeutend — hat der Künstler offenbar nur vorgenommen, weil ihm irgendein Vorbild vorschwebte. Das heißt: der Künstler hatte ein Keilschnittgewölbe vor Augen, verstand aber dessen Herstellung nicht mehr und ahmte es deshalb äußerlich nach. Wenn diese Erklärung zutrifft, so würde das ebenfalls auf nachrömische, aber ganz früh mittelalterliche Zeit deuten.

Paul Clemen sieht bei einer Reihe von bildhauerischen Arbeiten, die er dem Anfang des 9. Jahrhunderts zuschreibt, aus Ingelheim, Sauerschwabenheim (in Rheinhessen), Bierstatt bei Wiesbaden (Paul Clemen, Merowingische und karolingische Plastik, S. 107) das Kennzeichnende in „der durchaus flachen Behandlung, die jeder Modellierung entbehrt; sie kennt nur zwei Ebenen und die kantige Herausarbeitung des Grundes".

In den Bonner Jahrbüchern 1880, S. 114, beschreibt Friedrich Schneider „ein höchst altertümliches Steinrelief der Apostel Petrus und Paulus beim Petersbrunnen", an einer Kreuzung des alten Wegs nach Bierstadt nördlich von Kastel bei Mainz. Der Grund sei eingetieft, so daß das Relief „über die Fläche der Platte selbst gar nicht hervortrete, eine Art der Behandlung, die in dieser Form sehr altertümlich erscheint" (vgl. dazu auch Max Georg Zimmermann, Die Spuren der Langobarden in der ital. Plastik, 1894). Petrus trägt einen mächtigen Schlüssel mit rautenförmigem Griff, Paulus ein kurzes breites Schwert; die Flur heißt Petersberg.

Die oben erwähnten Steinbildnereien von Dunningen und Bietenhausen weisen dieses Kennzeichen ebenfalls auf. Dieses Merkmal der künstlerischen Art ist als solches sehr deutlich und einwandfrei: im Gegensatz zu manchen stilistischen Merkmalen, mit denen die Kunstgeschichte arbeitet. Solche Merkzeichen sind zuweilen sehr stark von dem künstlerischen So-oder-so-empfinden des Betrachters abhängig und deshalb wissenschaftlich wenig brauchbar. Dieses Merkmal dagegen des nur in zwei Flächen sich bewegenden Flachbildes ist an sich sehr scharf. Eine andere Frage ist es, ob diese Art der künstlerischen Behandlung wirklich auf eine bestimmte Zeit festgelegt werden kann. Dagegen kann man noch nicht ausschlaggebend einwenden, daß es vielleicht auch einmal zu nachweislich sehr viel späterer Zeit noch gefunden wird. Auch in der künstlerischen Art eines Volks gibt es natürlich Rückschläge in frühere Formen. In Gegenden, die von dem jeweiligen Hauptkulturstrom weit abliegen, findet man öfters Kunstformen, die durch ihre Urtümlichkeit zunächst ein sehr viel höheres Alter vortäuschen als das Stück tatsächlich hat; wie die erhaltenen Bauerntrachten unserer Tage die Städterkleidung des achtzehnten Jahrhunderts spiegeln. Hier bei diesen Flachbildern in

bloß zwei Flächen oder mit ausgestochenem Grunde läßt sich nun aber, wenn sie an Kirchen auftreten, also regelmäßig für einen auf der Kulturhöhe seiner Zeit stehenden Bauherrn, mit einiger Bestimmtheit sagen, daß sie aus einer verhältnismäßig frühen Zeit stammen; also rund etwa, daß sie karlingischer oder vorkarlingischer Zeit angehören und demnach vor der Zeit der großen Kaiser aus dem sächsischen, salischen und hohenstaufischen Hause liegen, die ungefähr die rundbogige oder sogenannte romanische Bauart begreift.

Auch ein Grabstein in der Mainzer Steinhalle zeigt diese Art des halberhabenen Bildes aus nur zwei Flächen; der Stein trägt die Inschrift: Gehugi Diederiches Drulinda Sones (s. Abb. 12). Die Inschrift gilt als die älteste Steininschrift in deutscher Sprache.

Freilich finden sich Beispiele dieser Zweiflächensteinbilder auch noch in späterer Zeit. An der Johanniskirche in Gmünd, aus den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhundert, finden sich neben wirklich rundplastischen Reliefs auch noch zweiflächige oder fast zweiflächige.

In den Beiträgen zur deutschen Mythologie bringt J. W. Wolf eine sehr unzulängliche Zeichnung von der Außenseite eines rundbogigen Kapellenchörleins mit Bildhauereien. Er sieht in diesen Wodan, seine Wölfe und seine Raben.

Die Kapelle befand sich in Kuppingen, einem Dorf nicht allzu weit von den zuletzt betrachteten Stätten, im schwäbischen Oberamt Herrenberg. J. W. Wolf glaubt den Chor noch erhalten, was auch zu seiner Zeit schon nicht mehr zutraf; er hat das Denkmal nicht selbst aufgesucht. Eduard Paulus spricht, in den Kunst- und Altertumsdenkmalen im Königreich Württemberg, von einer noch sichtbaren Chorrundung. Tatsächlich ist über der Erde nichts mehr sichtbar. Das Kirchlein ist in den Jahren 1792—96 abgerissen worden.

Auch von den Steinen ist nichts mehr da. Ich vermute nach Besichtigung an Ort und Stelle, daß sie in einem in der Nähe stehenden Hause vermauert sind, das auffällig große und gut gearbeitete Quader zeigt. Vielleicht kann man also doch noch einmal etwas finden. Nach den Berichten aus der Zeit des Abbruchs sollten die Steine freilich zum Erbauen einer Zehentscheuer verwendet werden. Die Abbildung des Chörleins bei Wolf, mit den Bildnereien, die er als Wodansdarstellung deutet, beruht offenbar auf einem Stich in Sattlers topographischer Geschichte des Herzogtums Württemberg, die 1784, also vor der Zerstörung des Kirchleins, erschienen ist. Der Stich ist ja recht mangelhaft für unsere Zwecke; aber er ist offenbar zuverlässiger als die im Rathause zu Herrenberg anfbewahrte Zeichnung, deren lichtbildnerische Aufnahme dem Verfasser durch die Güte des Forstamts Herrenberg vorgelegen hat. Diese Zeichnung weist auf dem vierten der Felder, die durch die zum Dachfries hinauflaufenden Halbsäulen gebildet werden, noch eine weitere bildliche Darstellung auf, die sich auf dem Stich von 1784 nicht findet. Diese vierte Gestalt ist jedoch offenbar ein kecker Zusatz des Zeichners; denn sie zeigt einen Jäger in der Tracht etwa des ausgehenden 17. Jahrhunderts, mit Hut, Pluderhosen und Hirschfänger und einem langen, übrigens für ein Jagdhorn viel zu langen, Horn am Munde. Wir können sogar noch ungefähr nachprüfen, wie der Zeichner zu dieser eigenmächtigen Erfindung gekommen ist. Auf dem Stiche von 1784 liegt vor dem Chor, völlig getrennt von diesem, ein an einen römischen Viergötteraltar erinnernder Steinblock mit einer Gestalt, die nach rechts hin eine lange grade Tuba an den Mund setzt. Diese Gestalt, die

nach dem Stiche übrigens eher weiblich ist, hat offenbar den Zeichner zu jener Jägergestalt angeregt.

C. H. F. Sattler schreibt (Topographische Geschichte des Herzogtums Württemberg, S. 317): „Bei dem Dorfe Kuppingen ist anzumerken, daß daselbst eine schön erbaute Kirche von Quaderstücken zu sehen ist, woran verschiedene Bilder in den Steinen sind, wie der Abriß zeigt. Von diesen meldet die Suevia sacra, daß ein heidnischer Abgott dabei sei. Der Bau selbsten zeigt auch, daß es eine heidnische und zwar römische Bauart ist. Die Bilder aber sehen keinem Götzen gleich, sondern scheinen vielmehr hieroglyphische Figuren zu sein. Und der abgerissene Stein, welcher neben der Kirche auf dem Boden liegt, sieht auch eher einem heidnischen Priester als einem Abgott ähnlich."

Der Bau ist, wie schon die Oberamtsbeschreibung von 1855 hervorhebt, ohne jeden Zweifel nicht römisch, sondern gehört ungefähr dem 11. oder 12. Jahrhundert an. Der lose daneben liegende Stein sieht eher römisch aus. Daß an ein und derselben Stelle römische, germanische und christliche Götterverehrung aufeinander gefolgt sind, ist ja ein häufiger Fall; vgl. oben.

Über die andern Steinbilder am Chor läßt sich nach der Dürftigkeit der Abbildung nichts Bestimmtes sagen. Die Tür der Kapelle zeigte, freilich auch nur nach derselben unzuverlässigen Zeichnung als einziger Quelle, drei langgeschwänzte Tiere. Ein schriftlicher Zusatz auf dieser Herrenberger Zeichnung beschreibt, außer dem besprochenen Jäger mit einem Horn, mit dem gar nichts anzufangen ist, die Bildnereien in folgender Weise: Zwei Vögel, die einem unter ihnen liegenden nackten Kind etwas aus dem Leibe zu reißen scheinen; Wolf sagt, offenbar zu derselben Darstellung, nichts von einem Kinde, sondern spricht nur von den Raben Wodans. Ferner, fährt die Beschreibung der Zeichnung fort, „ein Brustbild mit einer einigen Hand, die es in die Höhe hält, ferner ein kleiner Hund, der einen Hasen fängt; Nr. 4, ein größerer Hund, welchen andere für ein Lamm ansahen".

Der nackte Beter mit aufgehobenen Händen und die Jagddarstellung würde durchaus zu Darstellungen von anderen Kirchen passen, die wir nach Zeit und Gegenstand hier in Verbindung bringen. So findet sich eine betende Halbgestalt in Schwärzloch und Hirsau. Jagddarstellungen sind sehr häufig; vielfach, wenn auch nicht immer, ist dabei die wilde Jagd und demnach eine vorchristliche Vorstellung gemeint (vgl. oben Abschn. 18). Auf die Einarmigkeit soll bei der Unsicherheit der ganzen Überlieferung hier kein besonderer Wert gelegt werden.

Der sogenannte Haingott von Schloß Freyberg im Kreise Querfurt, siehe Bau- und Kunstdenkmäler in Provinz Sachsen, Bd. 27, S. 103, wird als Er, Tiu gedeutet, weil er einarmig ist und weil die Fundstätte der Eraberg und eine Flur in der Nähe die Erau heißen (vgl. oben).[148])

Das verschwundene Kirchlein in Kuppingen war dem hl. Gotthard geweiht. Auch dieser ist hier in diesen alemannischen Landen ein Volksfremder, wie der hl. Martin und der hl. Remigius. Der hl. Gotthard war ein Niederfranke aus den Tagen König Childeberts. Die jetzige Hauptkirche von Kuppingen, ebenfalls auf einer Höhe gelegen, ist dem hl. Stephan geweiht, „St. Stephans Fest fällt auf den 26. Dezember

[148]) Bei A. F. H. Schaumann, Geschichte des niedersächsischen Volks, Göttingen, 1839, S. 115, 118 sind zwei vorchristliche Götterbilder erwähnt: das eine aus Hohenstein am Süntelgebirge, und nur noch in einer Nachbildung erhalten; das andere an einer Kirche in Petzen bei Bückeburg. Schaumann glaubt, auf Grund einer Runeninschrift des einen Steins, daß die Steine einem einheimischen aber vorsächsischen Gotte Osta geweiht seien. Auf beiden Steinen finden sich übrigens, nach Schaumann, Bilder der Sonne und des Mondes.

und wurde von der Kirche von jeher gefeiert. Diese Zeit war als die der Wintersonnenwende dem Fro besonders heilig; er hielt dann seinen Umzug mit dem Eber"; J. W. Wolf a. a. O. S. 117. Joh. Nep. Sepp, Frankfurt, das alte Askiburg, S. 13: „Stephan der Protomartyr, ist an die Stelle des zuerst in den Tod hingegangenen Lichtgottes Baldr (Sigurd) getreten. . . . . Die Stephanskirchen nehmen die Stätte altdeutscher Heiligtümer ein"

In Oberwittichhausen im badischen Kreis Mosbach steht eine Kapelle von achteckigem Grundriß,[144]) gebaut etwa an der Wende des 12. zum 13. Jahrhundert. Von ihr erzählt die Überlieferung ebenfalls, daß sie an der Stelle einer uralten heidnischen Kultstätte stehe. Diese Überlieferung wird hier noch unterstützt durch eine Sage. Diese berichtet, daß die Kapelle, ebenso die gleich zu besprechende verwandte Kapelle im nahen Grünsfeldhausen und die — jetzt verschwundene — zu Gaurettersheim,[145]) von Riesen erbaut seien. Riesen deuten immer auf germanische, vorchristliche Überlieferung; meist auf Donar und seine Kämpfe. Ein alter Mann im nahen, eine halbe Stunde unterhalb gelegenen Grünsfeld erzählte mir von sich aus die Sage in noch bemerkenswerterer Form; der Riese habe von der Höhe aus, auf der die Oberwittichhausener Kapelle steht, seinen Hammer geschleudert; der sei weit davon niedergefallen, im Tal bei Grünsfeldhausen; dort sei dann die Achatiuskapelle gebaut worden.

Die Kapelle in Oberwittichhausen ist jetzt dem heiligen Siegismund geweiht. Diese Weihung ist ziemlich selten. Der heilige Siegismund ist ein etwas dunkler und heute kirchenamtlich nicht mehr recht anerkannter, mindestens in der großen, approbierten, von Georg Ott bearbeiteten Legende von den lieben Heiligen Gottes, Verlag Pustet, Regensburg, nicht aufgeführter Heiliger. Siegismund ward 516 König der Burgunder als Nachfolger seines Vaters Gundobad; er führte die Burgunder vom Arianertum zur römischen Kirche und galt deshalb als Heiliger. Im übrigen war er recht unheilig; er ließ seinen Sohn Sigirich auf Anstiften seiner zweiten Frau ermorden. Vielleicht (nach Albert von Hofmann) ist dieser auf Anstiften einer Frau geschehene Mord eines Burgunder Prinzen in das Nibelungenlied verwoben, in der

[144]) Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Amtsbezirk Tauberbischofsheim.

[145]) Im badischen Denkmälerwerk, an der eben angeführten Stelle, wird der Ort Gauwettersheim genannt; es muß heißen Gaurettersheim. — Ich gebrauche den Ausdruck Denkmälerwerk als einheitliche Bezeichnung für die von den einzelnen Bundesstaaten und selbst von den einzelnen preußischen Provinzen sehr verschieden benannten, auch verschieden wertigen, im ganzen aber eine riesige Kulturleistung darstellenden Aufnahmen des deutschen Kunstbesitzes. Karl Atz, Kunstgeschichte Tirols, hat Recht, wenn er sagt, daß Deutschland und Italien die an Kunstdenkmälern reichsten Länder Europas seien.

Ermordung Siegfrieds auf Anstiften Brunhilds; die Verbindung des Nibelungenlieds mit der burgundischen Geschichte, insbesondere mit der Vernichtung des Burgunderstaats am Mittelrhein durch die Hunnen, steht ja fest. Die Weihung der Kapelle in Oberwittichhausen an diesen Heiligen ist auffällig. Man (bad. Denkmälerwerk a. a. O.) vermutet, daß dieser Schutzheilige erst später hier an die Stelle eines früher vorhandenen anderen Heiligen getreten ist; um so mehr, da in einem Ablaßbrief von 1285 eine dem heiligen Nikolaus geweihte Kirche in Oberwittichhausen erwähnt wird, und da der heilige Siegismund erst in einer erheblich späteren Zeit, nämlich als Karl IV. das Haupt des heiligen Siegismund nach Böhmen überführen ließ, zeitgemäß und beliebt wurde. Die Weihung auf den heiligen Nikolaus ist sehr viel wahrscheinlicher bei einer offensichtlich recht alten Kultstätte; vielfach wählen frühe Kirchengründungen diesen Schutzheiligen. Der heilige Nikolaus verwächst dann bekanntlich sehr stark mit vorchristlichen Vorstellungen; er wird in dieser mittelrheinischen Gegend das, was anderswo der Knecht Rupprecht ist; der kurz vor der Wintersonnenwende und der Zeit der zwölf Weihenächte Gaben und Prügel verteilt. Die starke Verknüpfung des Heiligen mit vorchristlichen Vorstellungen war wahrscheinlich auch der Grund, warum die Kirche den neuaufkommenden Modeheiligen vorzog, der frei von diesen Belastungen war; wie noch am Ende des 19. Jahrhunderts auf dem Berge bei Gengenbach im Schwarzwald (vgl. oben Abschnitt 14) die stark heidenverdächtige Heilige Embett durch Peter und Anna ersetzt wird; wie auf der Höhe bei Burgerroth (vgl. sofort unten) die gerade heilig gesprochene Kaiserin Kunigunde benutzt wird, um die an dieser Stelle alteinheimischen heidnischen Dämonen, hier wahrscheinlich eine weibliche Göttin, zu verdrängen. In Oberwittichhausen hat die Gestalt rechts an der durch ein lisenenartiges Band eingerahmten Mauerfläche über dem Türbogen einen langen gedrehten Stab in der Hand und eine einer Bischofsmütze sehr ähnliche Kopfbedeckung mit einer halbmondförmigen Spitze; sie sieht also immerhin, trotz mancher Auffälligkeiten, einem Bischof, d. h. dem heiligen Nikolaus, Bischof von Myra, ähnlicher als einem König.

Die Überlieferung, daß die Kapelle von Oberwittichhausen an Stelle einer vorchristlichen Verehrungsstätte steht, ist sicher zutreffend. Die Kapelle liegt abseits der Ortschaft auf der Höhe; in einem ummauerten Bezirk. Daraus allein ist nun zwar hier nicht etwa, wie in Wurmlingen oder für das Peterskirchlein bei Brannenburg im Oberinntal, besonderes zu folgern, weil die

Kapelle immerhin, im Gegensatz zu dem eben erwähnten Kirchlein, von der Ortschaft doch noch leicht zu erreichen ist. Aber die viel erörterten und schwierig zu deutenden Bildhauereien des Tors reden eine deutlichere Sprache. Rechts vom Tor, in der Wand, sitzt — und zwar anscheinend noch in der ursprünglichen Lage, im Gegensatz zu den bei der Erneuerung nach dem Dreißigjährigen Krieg versetzten Wölbungssteinen — ein Teufelchen, das mit einer Kette um den Hals an einen Baumstamm gefesselt ist; es hält seinerseits ein sehr viel kleineres bärtiges Männlein an der Kehle. Dieses Teufelchen stellt sicher den vorher an dieser Stelle heimischen Dämon, d. h. den hier früher verehrten Heidengott, dar; der nun so gebannt, unschädlich gemacht und der allgemeinen Verachtung preisgegeben ist. Ohne einen besonderen Grund, nämlich daß der zum Teufel gewordene Heidengott hier vorher umging, hätte man den Teufel nicht an die Wand gemalt. Und die auf den Bogenfeldern dargestellten rätselhaften Gebilde haben alle denselben Sinn; nämlich die Abwehr der früher hier heimischen bösen Geister, die nun gebannt und unschädlich gemacht sind dadurch, daß man ihr Bild und damit sie selbst an die Außenmauer der Kirche gefesselt hat. Daß darüber auch christliche Gestalten an der Kirche gebildet sind, ist nicht auffallend, sondern durchaus gewöhnlich. Man vergleiche die Darstellung an der Südseite der Johanniskirche in Gmünd; vgl. oben Abb. 69. Auch hier, in Oberwittichhausen, hat der Künstler den Heiligen feierlich und steif, das Teufelchen dagegen verhältnismäßig lebendig und gut beobachtet gestaltet; entsprechend wie an der Johanniskirche in Gmünd die kirchlich feierliche und sehr hölzerne Muttergottes oben im Gegensatz steht zu den gut beobachteten Hunden der wilden Jagd darunter.

Die Wölbung des Türbogens in Oberwittichhausen zeigt von links, vom Beschauer aus, auf dem zweiten Stein einen Flügeldrachen; auf dem dritten Flammensinnbilder (??); auf dem vierten ein merkwürdiges, mehrfach hintereinander gesetztes Zeichen; es hat sicher eine Zauberbedeutung und der Zauber soll auf diese Weise gebrochen werden. Es ist dabei etwas verändert, weil man sich noch scheut, es unverändert zu gebrauchen und so am Ende den Dämon und die Zauberwirkung gerade herbeizurufen. Man könnte an ein Blitzzeichen oder an die Sigirune denken; auf Donar den Blitzschleuderer deuten ja auch die Riesen der Ortssage. Der fünfte Stein, zu oberst, enthält einen geflügelten Teufelskopf; der sechste einen ungeflügelten Lindwurm; das vorletzte Feld rechts stellt eine Baumanbetung durch einen Hirsch dar; der Hirsch

ist ein dem Christen feindliches Tier; er führt die wilde Jagd an; sowohl in Gmünd, als auf dem Michelsberg bei Cleebronn; als an der Stirnseite von San Zeno in Verona, wo er, laut der ausdrücklichen Inschrift, den arianischen König, Theoderich, in die Hölle lockt. Auf dem einen Stein von Hornhausen, im Halleschen Museum für Vorgeschichte, der sicher vorchristlich ist, ist „Hirschkuh und Hund, eine religiöse Darstellung" (Hahne, Führer durch das Provinzialmuseum für Vorgeschichte zu Halle) zu sehen. Der letzte Stein der Wölbung, rechts, zeigt Zeichen, die meines Erachtens das Hakenkreuz wiedergeben wollen; etwas verändert, wegen der Gefährlichkeit des Zeichens, wie das Hakenkreuz im Gewände des Donar-Peterskirchlein bei Brannenburg im Oberinntal (vgl. oben Abb. 73). Daß das Hakenkreuz ein heidnisches, gefürchtetes Abzeichen war, halte ich für erwiesen durch das Bogenfeld in Oberröblingen, wo es in unmittelbaren feindlichen Gegensatz zum Lamm Christi gestellt wird (vgl. oben S. 224). Daß es mit der vorchristlichen Götterverehrung, und zwar vorwiegend mit der Sonnenverehrung zu tun hatte, glaube ich durch die Art seiner Verwendung auf den alemannischen und fränkischen Zierscheiben erwiesen zu haben, die sicher Heiltümer sind und wahrscheinlich Sonnensinnbilder.

Die Achatiuskapelle in Grünfeldhausen steht durch die Sage, durch die Bauart und durch die Zeit der Erbauung mit der letzterwähnten Kapelle in einem gewissen Zusammenhang, der auch immer empfunden wurde. Sie liegt allerdings ganz anders, nämlich an einer sehr tiefen Stelle des Bachbetts, des Grünbachs; so tief, daß sie vor der letzten Erneuerung bis zum Scheitel des Eingangstor zugeschüttet war; innen und außen; durch den Bachschlamm. Das Kirchlein ist ganz neuerlich (im badischen Denkmälerwerk, Band Tauberbischofsheim, 1898, vgl. oben, ist noch der alte Zustand gegeben) sorgfältig wiederhergestellt. Die Kapelle ist achteckig, mit einem angebauten, ebenfalls achteckigen Altarraum; aus sorgfältig behauenen Kalksteinquadern, und sehr viel besser erhalten als die Oberwittichhausener Kapelle; „aus der Blütezeit des romanischen Stils" (Denkmälerwerk). Der Grundriß der Kapelle ähnelt, besonders in der Art wie der Chor sich an den Hauptraum anfügt, der alten Hagbykirche bei Kalmar in Schweden; nur daß bei dieser Hauptraum und Chor rund, nicht achteckig sind.

Das Denkmal selbst, künstlerisch höchst reizvoll, gibt hier keine besonderen Anhaltspunkte für eine heidnische Vergangenheit der Stätte. Aber derselbe alte Mann in Grünsfeld, der mir die Sage von dem hammerschleudernden Riesen erzählt hat, erzählte mir folgendes, was sehr einfach aus den Bauakten nachzuprüfen wäre.

Noch bis vor etwa drei Jahren, noch nach der vollendeten Wiederherstellung, habe in der Mitte des Hauptraums ein merkwürdiger Aufbau gestanden, über Manns hoch, wie ein Altar, achteckig; in einer Seitenwand dieses Aufbaus eine halbmeterbreite Öffnung. Der ganze Aufbau habe auf einer breiteren Platte gestanden, unter der viele Asche gefunden worden sei. Der Altar sei der Heidenaltar genannt worden. — Eine durchbrochene Altarmensa würde auf sehr frühe Zeit deuten; ebenso wohl auch die Stellung in der Mitte des Kapellenraums. — Um mehr Sitzraum in der Kirche zu gewinnen, sei dieser Aufbau vor einigen Jahren beseitigt worden. Ich kann die Angaben des Altsitzers in Grünsfeld derzeit nicht nachprüfen; ich kann nur versichern, daß ich sie nicht hervorgelockt haben kann, auch nicht unbewußt; von der Riesensage wußte ich damals noch gar nichts.

Wenn die Grünsfeldhausener Kapelle wirklich im Zusammenhang steht mit der Oberwittichhausener, und wirklich schon vorchristliche Verehrungsstätte war, wird sie mit dem Wasser zu tun gehabt haben. Aber ich wage keinerlei bestimmte Behauptung.

Anders und sehr viel ergiebiger für die hier gesuchten Zusammenhänge liegt es bei der jetzt zu besprechenden Heidenkirche; bei der Kunigundenkapelle auf einer Anhöhe bei Burgerroth, zwischen Röttingen in Unterfranken und Aub.

Die Kapelle liegt ganz einsam, eine halbe Stunde weit vom nächsten, übrigens ganz kleinen Ort. Sie ist ummauert; in der Ummauerung steht eine uralte Linde, die auf frühere Bedeutung des Orts als Versammlungsort und Gerichtsstätte hinweist. Die Kapelle liegt innerhalb einer vorgeschichtlichen Abschnittsbefestigung, wie aus Scherbenfunden hervorgeht (Mitteilung des Provinzialkonservators Professor Hock in Würzburg, Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern, Band Ochsenfurt). „Überall da, wo solche Funde in weiterer Umgebung allein an späteren altchristlichen Kultstätten, zumal wenn diese noch in der Einsamkeit und an prominenten Stellen liegen, auftauchen, stehen wir mit größter Wahrscheinlichkeit auf ältestheiligem Boden" (Rudolf Sillib, Der heilige Berg bei Heidelberg). Aber das erhaltene Denkmal selbst spricht hier noch eine deutlichere Sprache. An dem Bau ist in Resten eine Außenkanzel erhalten.[146]) „Die Kirche soll im Mittel-

[146]) Auch an der schönen Herrgottskirche des unweiten Creglingen findet sich eine Außenkanzel auf einem hohen turmartigen Unterbau. Die Herrgottskirche ist in gotischer Zeit völlig neu gebaut. Aber sie liegt außerhalb des Orts und ist wohl sicher älterer Gründung. Außenkanzeln deuten auf Gottesdienst im Freien. Wo ein solcher in eingebürgerter Überlieferung besteht, liegt vielfach eine vorchristliche Erinnerung vor; wie z. B. auf dem Christenberg bei Marburg in Hessen, der auch eine Außenkanzel hat.

Abb. 118. Von der Kunigundenkapelle bei Burgerroth.

alter Mittelpunkt eines Markts gewesen sein." Die Anhöhe heißt der Altenberg; Altenberg, Altenburg bezeichnen fast immer eine frühere jetzt verlassene Siedelungsstätte; denn nur für Menschenwerk kennt das Volk die Unterscheidung alt oder jung, nicht für ein Naturgebilde. Der Turm steht im Osten, mit vorgekragtem Chorerker. Er hat oben ein romanisches Doppelfenster mit einer sehr merkwürdigen und, soweit ich sehe, sehr seltenen Besonderheit; ich bringe oben, in Abschnitt 12, die drei Abgötter am Turm, eine Entsprechung dazu aus Schwäbisch-Gmünd, der ich ebenfalls eine ganz besondere Bedeutung zuspreche. Ich gebe zunächst die Beschreibung mit den Worten des Bandes Ochsenfurt der bayrischen Kunstdenkmäler. „Dem Tragpfosten des Sattelsteins ist eine karyatidenartige Gestalt vorgesetzt. Sie trägt ein enges Kleid mit Überwurf, auf dem Kopf ein Diadem, in den an die Brust gelegten Händen einen Reif und eine Lilie. Die Haare hängen teilweise über die Schultern nieder... Die Figur war ehedem bemalt... Die Augen, das eine nur erhalten, sind aus grünem Glasfluß eingesetzt." Ich füge hinzu: der Gürtel um die Leibes-

mitte und die herabfallenden Gürtelenden sind deutlich hervorgehoben; wie bei den Abgöttern in Hirsau, wie an dem Steinbild von Wildberg, an dem Heidenpriester des Säulenfußes von Speyer.

Das Bogenfeld der Eingangstür zeigt ein Kreuz, daneben Palmettenfüllung. Das Kreuz über der Eingangstür soll die bösen Geister vom Eintritt in die Kirche abhalten, genau wie der bayrische Bauer auch heute noch sein C M B mit den Kreuzen dazwischen über die Haustür malt, um die bösen Geister zu bannen und vom Eintritt abzuhalten.

Unter dem Chorerker ist ein Löwe und ein bärtiger Kopf mit Katzenpfoten angebracht; am gekehlten Gesims des Chorerkers ein Vogel mit Menschengesicht, gegen ein löwenartiges Tier gewendet; dahinter ein ähnliches Ungetüm, halb Löwe halb Drache, das mit seinem Schwanze einen Menschen umwickelt."

Diese Gebilde bedeuten die bösen Mächte, die an dem früheren Orte heidnischer Götterverehrung besonders heimisch sind. Sie sollen im Bilde und an der Außenseite der Kirche festgemacht und damit vom Eintritt in das Innere abgehalten werden. Solche Darstellungen finden sich häufig; im Verlauf dieser Ausführungen sind vielfache Beispiele davon gebracht worden. Aber ausschlaggebend dafür, daß die Kunigundenkapelle als Verehrungsstätte eine vorchristliche Vergangenheit hat, ist die Gestalt oben in der Schallöffnung des Turmfensters.

Man setzt die Erbauung der Kapelle in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts, also die Zeit, deren Bauten uns auch an andern Orten — Gmünd, Faurndau, Schwertsloch, Brenz, Berchtesgaden — einen großen Teil unseres Stoffs geliefert haben. Die heilige Kunigunde ist 1200 heilig gesprochen worden und jedenfalls dadurch zunächst zeitgemäß und beliebt geworden. Daß man ihr auf dieser einsamen Höhe, fern von jedem größeren Ort, eine verhältnismäßig so reiche Kapelle baute, muß einen besonderen Grund in einem vorher an der gleichen Stelle gestandenen Heiligtum gehabt haben. Die neumodische kirchenamtliche Heilige sollte den früheren Schutzheiligen, der wahrscheinlich auch schon weiblich war, ersetzen, weil dieser zu sehr mit den am Ort haftenden vorchristlichen Überlieferungen verwachsen war; entsprechend, wie es oben für den heiligen Siegismund in Oberwittichhausen gegenüber dem früheren Schutzheiligen Nikolaus angenommen wurde. Ist es doch sogar einer geschichtlich so gut beglaubigten Heiligen wie der heiligen Walburgis, der Base des heiligen Bonifazius, zugestoßen, daß ihr Name mit der Zaubernacht des ersten Mai und ihren uralten vorchristlichen Überlieferungen untrennbar verwuchs.

Das bayrische Denkmälerwerk deutet die Gestalt am Turm als heilige Kunigunde. Wahrscheinlich wurde sie kirchenamtlich bei der Erbauung auch so bezeichnet. Aber der Stifter mußte darauf bedacht sein, der Stätte ihre alte Beliebtheit beim Volke durch die Umtaufe nicht zu nehmen. Er gab ihr daher die alten Sinnbilder der Sonne und des Feuers, den runden Sonnenreif und die dreiflammige Kerze in die Hand.

Nirgendwo begegnen wir diesen Beigaben als Kennzeichen der heiligen Kunigunde. Die Beigaben der Heiligen stehen sonst bekanntlich ziemlich fest und der Künstler pflegt nicht ohne Not darin von der Überlieferung abzuweichen. Die heilige Kunigunde ist häufig abgebildet, aber soweit ich sehe nirgend wo anders mit diesen merkwürdigen Abzeichen. Die bekanntesten Darstellungen der Kunigundenlegende, freilich aus verhältnismäßig später Zeit, finden sich in Bamberg an ihrem Grabmal von Tilmann Riemenschneider. Nach der Legende lebte sie mit ihrem Gatten, dem deutschen Kaiser Heinrich II., in jungfräulicher Ehe; sie entging trotzdem — oder vielleicht gerade deswegen — nicht dem Vorwurf des Ehebruchs, von dem sie sich durch das Gottesurteil der glühend gemachten und mit bloßen Füßen überschrittenen Pflugscharen reinigte. Der Gegenstand in der rechten Hand ist das uralte Zeichen für die Sonne (vgl. oben Abschn. 20); möglicherweise auch der Ring, den der Gode, der Laienpriester, zum Gottesdienst trug und auf den die Eide geleistet wurden (vgl. S. 221). Das Zeichen in der linken Hand ist wahrscheinlich das Zeichen des Feuers (vgl. unten Abschn. 27).

Man könnte bei diesem letzten Abzeichen an einen Szepter denken, der die heilige Kunigunde als Kaiserin bezeichnen soll. Die Szepter haben auf älteren Darstellungen meist die dreiflammige Kerze an der Spitze. Aber hier ist diese so kurz und nahe am Ende gefaßt, daß man meines Erachtens nicht an den Szepter oder Herrscherstab zu denken hat.

In Holzkirchen, östlich Wertheim, Bezirksamt Marktheidenfeld, steht auf einem Berglein beim Ort eine dem heiligen Michael geweihte Kirche; der jetzige Bau stammt aus der Barockzeit. Aber die Gründung ist alt, wie meist, wenn Dorfkirchen dem heiligen Michael geweiht sind. Von diesem Kirchlein erzählt eine Sage, man habe die Kirche zuerst unten im Dorfe erbauen wollen. Aber nächtens seien die Steine immer wieder auf den Berg, von wo sie stammten, zurückgewandert, bis man sich entschlossen habe, die Kirche doch oben zu bauen. Diese Erzählung ist einfach zu verstehen; sie kommt in ganz ähnlicher Form beim Peterskirchlein auf dem Berge über Brannenburg vor (vgl. oben Abschnitt 19)

und hat dort sicher auch die gleiche Ursache. Nämlich die christlichen Glaubensboten wollten sehr begreiflicherweise das Kirchlein zuerst unten im Ort erbauen, da das sehr viel bequemer war, sowohl für sie selbst wie für ihre Pfarrkinder, und da ihnen ja der Berg als solcher nichts sagte. Sie merkten aber, daß das Volk an der alten Stätte hing und zogen deshalb vor, die Weisung Gregors des Großen zu befolgen; die alte Stätte lieber zu verchristlichen, statt eine neue in einen schwierigen Wettbewerb zu setzen. Vielleicht haben sogar die Bauern nächtens die Steine wieder hinaufgetragen, um ihren Willen durchzusetzen, daß das Heiligtum auf dem Berge bleibe.

Unten im Tal, im Bezirke des früheren Klosters, steht eine Mittelpunktskirche, erbaut von Balthasar Neumann 1730. In diesem Bau befindet sich eingemauert ein sehr viel älteres Flachbild aus Stein; nach Dehio aus dem 12. Jahrhundert; oben der Kopf eines Heiligen, der ebenso wie die Umrahmung sicher später hinzugefügt ist (so auch Dehio). In der oberen Hälfte des alten Teils ein Reiter, der als Christus auf dem Esel gedeutet wird. Es fehlt aber jede Andeutung der Zuschauermenge, die sonst regelmäßig den Einzug in Jerusalem kennzeichnet, und das Reittier ist nach den Ohren keineswegs ein Esel sondern ein Pferd. Der Reiter trägt einen flatternden Mantel. Darunter findet sich eine Darstellung, die Dehio als „Gottvater mit dem Einhorn" bezeichnet; er macht aber selbst den Zusatz: „ikonographische Idee nicht recht verständlich". Dieser angebliche Gottvater hat eine Pelzmütze auf, trägt einen langen Bart und hält in den Armen ein Tier mit nach rückwärts gebogenen Hörnern (das Einhorn hat meines Wissens stets ein gerades Horn, und dieses auf der Stirn; dieses Gehörn hier ist ganz regelmäßig angewachsen wie einem Geißbock); das Tier hat einen langen Schwanz. Ich vermute — will es aber freilich nur als Vermutung aussprechen —, daß auf diesem Stein heidnische Dämonen dargestellt sind; damals nicht mehr als Verehrungsbilder, sondern um sie zu bannen und unschädlich zu machen. Daß man dabei einen gewissen Anklang an christliche Gegenstände der Darstellung suchte, würde ganz übereinstimmen mit Beobachtungen an anderen Orten; man fürchtet sich, die Dämonen unmittelbar zu bezeichnen. Der Reiter im flatternden Mantel würde dann Wodan vorstellen, der sicher früher auf dem Berge der Michaelskirche dicht dabei, von der die oben berichtete Sage geht, gehaust hat. Der Bärtige in der Pelzmütze mit dem bockähnlichen teufelsgeschwänzten Fabelwesen im Arm würde Donar bedeuten. Entschieden bestärkt wird diese Vermutung dadurch, daß eine spätere

Zeit die beiden Steinbilder als unheimlich empfand und sie durch den sehr gezwungen darauf gesetzten Heiligenkopf und durch die Einmeißelung der lateinischen Umschrift auf den alten Stein zu verchristlichen suchte; ebenso wie man dem sicher vorchristlichen Bogenfeld mit den Untieren und den Sonnenzeichen in Bietenhausen und dem an der Murrhardter Walderichskirche eingemauerten Türsturz mit dem Sonnenzeichen und dem Heidenpriester durch die später hinzugefügten, absichtlich rätselhaft gehaltenen lateinischen Umschriften einen kirchlichen Anstrich zu geben versuchte (vgl. oben S. 227, 223).

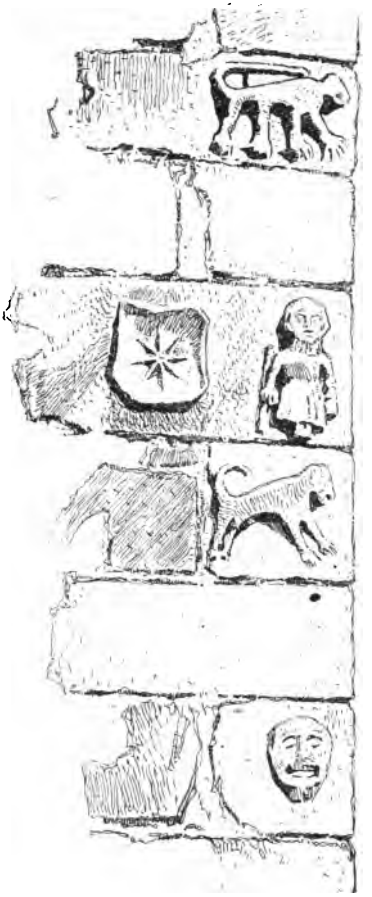


Abb. 119. Von der Kirche zu Langenstein bei Kirchhain (Hessen). Zeichnung von Prof. Otto Ubbelohde.

Das Dorf Langenstein bei Kirchhain in Hessen wurde oben in anderem Zusammenhang erwähnt; dort steht an der Kirchhofmauer (vgl. oben Abschnitt 6) der aufgerichtete Stein, nach dem der Ort seinen Namen hat und der eine Grenze oder eine Gerichtsstätte bezeichnet. An der Kirche nun, die innerhalb des so ausgezeichneten Steinberings steht, finden sich an der Westseite die nebenstehend wiedergegebenen Bildhauereien. Sie sind im Gegensatz zu manchen anderen in diesem Buch besprochenen Steinbildern offenbar gleichzeitig mit der Kirche entstanden, also in verhältnismäßig später, gotischer Zeit; das darunter befindliche Wappen, der Stern von Ziegenhain (?), gibt einen weiteren zeitlichen Anhaltspunkt. Trotzdem, nämlich trotz der verhältnismäßig späten Entstehung, wollen die Bildhauereien, die Fratze, — zwei weitere an der Nordwestecke — die beiden Untiere, der Mann mit Wanderstab, Leibrock und Bart, etwas christenfeindliches darstellen; unholde Mächte, Dämonen, die so an der Außenwand der Kirche im Bilde dingfest gemacht und an weiterer Wirksamkeit und am Eintritt in die Kirche verhindert werden sollen. Der Mann mit Vollbart, Wander-

stab und Mantel entspricht durchaus den Gestalten in Hirsau und Gmünd, die wir mit Bestimmtheit als Abbilder der alten Heidengötter ansprechen konnten. „Langenstein war, wie schon erwähnt, und durch den noch vorhandenen Monolith bezeugt wird, eine alte Kultus- und Gerichtsstätte ... so werden wir dem Ganzen keine Gewalt antun, ... dies Bild für eine Darstellung des Gottes Wuotan zu erklären" (Wilhelm Kolbe, Heidn. Altertümer in Oberhessen, S. 36). In Langenstein soll eine örtliche Überlieferung bestehen, die von dem unheilabwehrenden Gesicht unten mit den gefletschten Zähnen besonderes erzählt; und von dem Ganzen, die vertriebenen Heidengötter seien nach Westen abgezogen und deshalb hier an der Westwand der Kirche noch im Bilde festgehalten worden. „In Wotans Gefolge finden sich stets zwei Wölfe, Geri und Freki." Vgl. Wilh. Kolbe, Heidnische Altertümer in Oberhessen, der lange Stein und das Wotansbild an der Kirche zu Langenstein. „An der ursprünglichen romanischen Kirche waren nun ... alte, auf den ehemaligen Götzendienst bezügliche Bilder eingemauert ... Bei dem Umbau der Kirche bildete man

Abb. 120. Von der Klosterkirche in Holzkirchen bei Wertheim am Main.

dieselben nach ... zur Erinnerung an die ehemalige Bedeutung des Orts als einer heidnischen Kultusstätte. ‚Draußen sind die Hunde und die Zauberer ... und die Abgöttischen' (Offenbarung Johannis 22, 15)." Nach der verhältnismäßig späten Zeit der Bildnereien könnte hier die alte Göttersage für den Künstler schon völlig zum Märchen geworden sein. In Hessen blüht ja das Märchen ganz besonders; nicht sehr weit nördlich von dieser Gegend, in einem Dorfe südlich Kassel, haben die Brüder Grimm ihre Märchen gesammelt. Daß sich als Märchen manches erhält, was früher mit höherem Rang als Göttersage im Volke lebte, ist sicher. Ich erinnere nur an das oben gebrachte schwäbische Märchen von den drei Brüdern Donner, Wetter und Blitz, in denen offenbar Erinnerungen an Donar weiterleben. Die Kegelkugeln, mit denen sie auf ihren Kegelbahnen donnern, kehren nach dem Wurf stets wieder selbsttätig in die Hand des Keglers zurück wie der Hammer Donars nach dem Wurf; das heißt wie der Blitz, den der Gott stets aufs Neue schleudern kann, so oft er ihn auch schon geschleudert hat.

Joseph Sauer, Die Anfänge des Christentums und der Kirche in Baden, 1911, schreibt: „Einbet, Worbet und Wilbet traten an Stelle der germanischen Nornen. Auf den entlegenen Höhen, wo man sonst Wodan zu feiern nicht vergessen konnte, erhoben sich die Michaelskirchen, in Eichelberg bei Eppingen, bei Heidelberg, bei Riegel, Untergrombach, Aufkirch bei Überlingen; auf dem Eichelberg wurden antike Überreste gefunden und ein Weg führt heute noch den Namen Götzenweg ... Daneben her ging auch die in die Liturgie übergegangene Auffassung des Engels als des Seelenführers Abgeschiedener."

Verhältnismäßig viele Kirchen ganz früher Gründung sind rund oder ringseckig von Grundriß. Ich nenne nicht die karolingischen Mittelpunktsbauten Essen, Aachen, Ottmarsheim, Nymwegen, weil hier das ravennatische Vorbild zur Erklärung der gewählten Form zunächst auszureichen scheint. Aber ich erinnere an die runde Kapelle auf der Marienfeste in Würzburg, an die achteckige Gnadenkapelle in Altötting, an die Rundkapelle auf dem Hradschin, an die Sankt Michaelskirche zu Fulda, an die runden Michaelskapellen in Tirol, u. a. Neustift bei Brixen, an eine Anzahl Pfalzkapellen. Ein Forscher spricht sogar einfach vom „germanischen Rundbau". Man braucht sich dieser Behauptung nach nicht anzuschließen, und kann doch feststellen, daß allerdings manche Anzeichen mindestens eine ausgesprochene Vorliebe des Nordens für Rundbauten bekunden. Man denke an das Grabmal des Theodorich,

das doch unzweifelhaft in manchen Zügen fremd und auffällig in der italischen Lagunengegend steht; an die Rundkirchen Bornholms, an die runden Germanenhütten auf römischen Denkmälern, wie der Trajansäule. Die deutsche Baukunst bevorzugt zweifellos in auffälliger Weise die runden Türme im Gegensatz zu den Türmen der Römer mit viereckigen Grundriß. Dieser runde Grundriß begegnet ebenfalls wieder in Ravenna. Aber er herrscht im Norden, wo er dann seinen formvollendeten Ausdruck in den Türmen Dürers findet.

Nun sind freilich jene Kirchen von besonders früher Gründung vielfach Taufkirchen gewesen. Und für diese ist das südliche Vorbild ja ebenfalls vorwiegend rund oder ringseckig von Grundriß (vgl. Heinrich Otte, Kirchliche Kunstarchäologie, 5. Aufl., S. 21).

Willy Pastor, Altgermanische Monumentalkunst, S. 122, hält die Rundkirchen für eine uralte nordische Form. „Daß die Rundkirchen im Mittelpunkt eines rein nordischen Sonnenkultus standen, dafür haben wir Beweise auch außerhalb Bornholms. Von einer Rundkirche in Schweden, der Solwäakirche bei Stockholm, behauptet eine bestimmte Überlieferung, in vorchristlicher Zeit sei sie dem Sonnenkultus geweiht gewesen; und der Name der Kirche selbst (sol schwedisch gleich Sonne) hält alte Erinnerungen fest. Ferner macht Laske darauf aufmerksam, daß „die Tempelherren bei ihrer Auflösung durch Philipp den IV. (1307) und Papst Klemens den V. (1312) der Verleugnung Christi und des Sonnenkultus bezichtigt wurden. Auch sie hatten sich für ihre philosophischen Religionsübungen kleine Rundkirchen erbaut". Ob nicht doch wirklich an diesen Anklagen gegen die Templer mehr begründet war, als man annimmt.[146b])

Die mit Weih zusammengesetzten Ortsnamen — Göttweich, Weihenstephan, Weihenlinden, Weihmörting — des baiwarischen Stammesgebiets sind wahrscheinlich Stätten eines schon vor die christliche Zeit zurückgehenden Gottesdienstes. Altötting, das sicher

[146a]) Vgl. Merzdorf, Die Geheimstatuten des Ordens der Tempelherren, Halle, 1877, S. 93: „so verordnen wir aufs strengste, daß niemand aus der Bruderschaft des Tempels unter die Auserwählten aufgenommen werden kann, den wir nicht wenigstens im Trivium und Quadrivium unterrichtet erfunden haben, ausgenommen die Sarazenen, welche der Irrtümer des neuen Babel ganz und gar unteilhaftig sind"; S. 97: „er soll schwören Haß und unwiderrufliche Feindschaft der Synagoge des Antichrists, des neuen Babels, das ist Roma"; S. 113: „sind wir Laien denn nicht auch Priester, ... daher kannst Du Messe lesen und taufen". — Der Wert dieser Statuten als Zeugnis von vorhandenen Stimmungen ihrer Zeit wird nur wenig vermindert, wenn sie etwa in Wahrheit von Gegnern der Templer so zusammengestellt wären und niemals in dieser Form wirklich von Templern beobachtet worden wären.

ebenfalls eine Stätte von uralter Weihung ist, hat eine sehr alte Kapelle von achteckigem Grundriß.[147])

Die Höhe von Komburg in Schwaben, auf der sich die merkwürdige romanische Kapelle mit ringseckigem Grundriß findet, war zwar nachweislich zuerst Grafensitz, ehe sie Benediktinerkloster wurde. Aber das schließt nicht aus, daß der Berg schon vor dem Bestehen des Herrensitzes eine kultische Bedeutung hatte. Bei dem Hohenzollern, der halb Schwaben beherrscht, macht das merkwürdige frühe Michaelsbild dies sehr wahrscheinlich. Die auf dem Hohenzollern vorhanden gewesene romanische Michelskapelle wurde erst 1461 durch eine gotische ersetzt.

„Die St. Johanniskirche zu Weißenkirchen auf einem weithin beherrschenden Standorte und andere sind zu dem Zwecke erbaut worden, den Sonnenkultus zu verdrängen", schreibt Alois Huber in seiner vom bischöflichen Ordinariat in Salzburg approbierten Geschichte der Einführung und Verbreitung des Christentums in Südostdeutschland. Die schon erwähnte alte Gnadenkapelle in Altötting ist als Mittelpunktsbau an sich ebenfalls zur Himmelsbeobachtung geeignet. Auch die karolingischen und vorkarolingischen Mittelpunktsbauten gehen keineswegs alle auf ravennatische Vorbilder bzw. auf Aachen und Essen zurück. Das in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts umgebaute und entweihte Rundkirchlein des heiligen Quirinus in Gries bei Bozen soll in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts von zwei bayerischen Adeligen, Adelbert und Othar, gebaut sein. Schon oben wurde erwähnt, daß die Kirchen, die die Überlieferung schon Heidenkirchen

[147]) „Man hat, da bei der Einführung des Christentums heidnische Vorstellungen und Gebräuche in den neuen Glauben übergingen, nicht mit Unrecht die schwarzen Madonnenbilder mit den dunklen Bildern der heidnischen Göttin in Verbindung gebracht", sagt H. Schaaffhausen, Eine römische Ädicula von Carden an der Mosel, Bonner Jahrbücher, Heft 89, 1890. Es bleibe dahingestellt, wie weit das, in so allgemeiner Art ausgesprochen, richtig ist. Schaaffhausen hat manche gewagte Behauptung aufgestellt und ist sogar mehrfach unmittelbaren Fälschungen zum Opfer gefallen. Das wundertätige Muttergottesbild in Altötting heißt die schwarze Mutter Gottes. Es ist ein gutes Kunstwerk aus gotischer Zeit, das durch die vielen, seit Jahrhunderten vor ihm brennenden Kerzen geschwärzt ist, und vielleicht kommt die Bezeichnung einfach daher. Andrerseits ist aber Altötting, die alte Malstätte der Bayern, sicher ein vorchristliches Heiligtum gewesen, wie selbst der Führer für die Pilger erzählt. Die kleine Kirche ist, wie schon erwähnt, achteckig und in ihrer Grundanlage karolingisch, wenn nicht noch älter. Der reiche Schatz von Weihegaben erinnert an die alten heidnischen Tempelschätze, von denen uns bei der Erstürmung der Eresburg durch Karl den Großen, bei der Zerstörung eines friesischen Heiligtums durch den hl. Ludger und anderweit berichtet wird, und von denen uns vielleicht im Goldfund von Eberswalde unmittelbar einer in die Hände gefallen ist. — Dem an sich, wie schon erwähnt, künstlerisch recht guten Muttergottesbild in Altötting wird jetzt ein reich mit Edelsteinen und Perlen geschmücktes Gewand umgehängt; das ist jedenfalls sehr urtümlich und bedeutet mindestens künstlerisch und für die Geschmackskultur einen Rückschritt der Neuzeit hinter jene gotische Zeit, die das Standbild einst geschaffen hat.

gewesen sein läßt, verhältnismäßig häufig Mittelpunktsbauten sind. Sonnenheiligtümer mußten natürlich rund oder ringseckig sein, weil sie Himmelsbeobachtung ermöglichen mußten. Ich erinnere nur an den großartigsten Sonnentempel des Nordens, an Stonehenge (vgl. unten S. 315). Man darf immerhin an die Möglichkeit denken, daß der runde Grundriß früher Kirchen eine Nachwirkung des durch sie verdrängten Sonnenheiligtums ist; wenn auch gerade bei den Taufkirchen noch andere Einflüsse in Betracht kommen, wie besonders das Vorbild der öffentlichen Bäder in der Antike.

Man darf diese Vermutung jetzt aussprechen, nachdem das Bestehen der Sonnenverehrung bis in die geschichtliche Zeit hinein und als sogenannter Aberglaube noch in recht späten Jahrhunderten erwiesen ist.

„Das Volk hält die alten Rundbauten für die ältesten Kirchen, wohl wegen der außergewöhnlichen Form; nennt sie oft Heidentempel; vielleicht wußte man aus der Tradition, daß es heidnische Tempel in Rundform auch in Tirol gegeben hat" (Karl Atz, Kunstgeschichte von Tirol und Vorarlberg, S. 191).

24. Das Männliche. (Die verstümmelten Steinbilder von Emetzheim, Rietheim, Belsen, Hemmendorf; die Cannstatter Ringe.)

J. W. Wolf stellt in seinen Beiträgen zur deutschen Mythologie eine Reihe von alten Steinbildern zusammen, die männliche Glieder (phalli) als Sinnbilder der Zeugung tragen. Der frühmittelalterliche Geschichtsschreiber Adam von Bremen berichtet, daß unter den Standbildern germanischer Götter in Upsala in Schweden Fro mit einem ungeheuren männlichen Glied abgebildet gewesen sei; cum ingenti priapo. Wolf berichtet dann aus niederfränkischem Stammesgebiet, aus der Gegend von Antwerpen und Löwen, aus Geldern, daß dort bestehende derartige Steinbilder bis in unsere Zeit hinein aufgesucht und verehrt worden seien; besonders von kinderlosen Frauen, die um Kindersegen baten; aber auch überhaupt in Liebesangelegenheiten. Wolf trägt Nachrichten zusammen über ähnliche Steinbilder auf süddeutschem, alemannischem und bayerischem Boden, die in ähnlicher Weise verehrt worden seien.

Auf einem Hügel bei Belsen, nördlich von Tübingen, steht eine Kapelle, die eine nachweislich sehr alte Überlieferung als „Heidenkirchlein" bezeichnet; sie trägt an der Stirnseite merkwürdige und viel besprochene Steinbilder; Tierhäupter (wovon im nächsten Abschnitt) und eine menschliche Gestalt, die in der Ausführung viel roher und

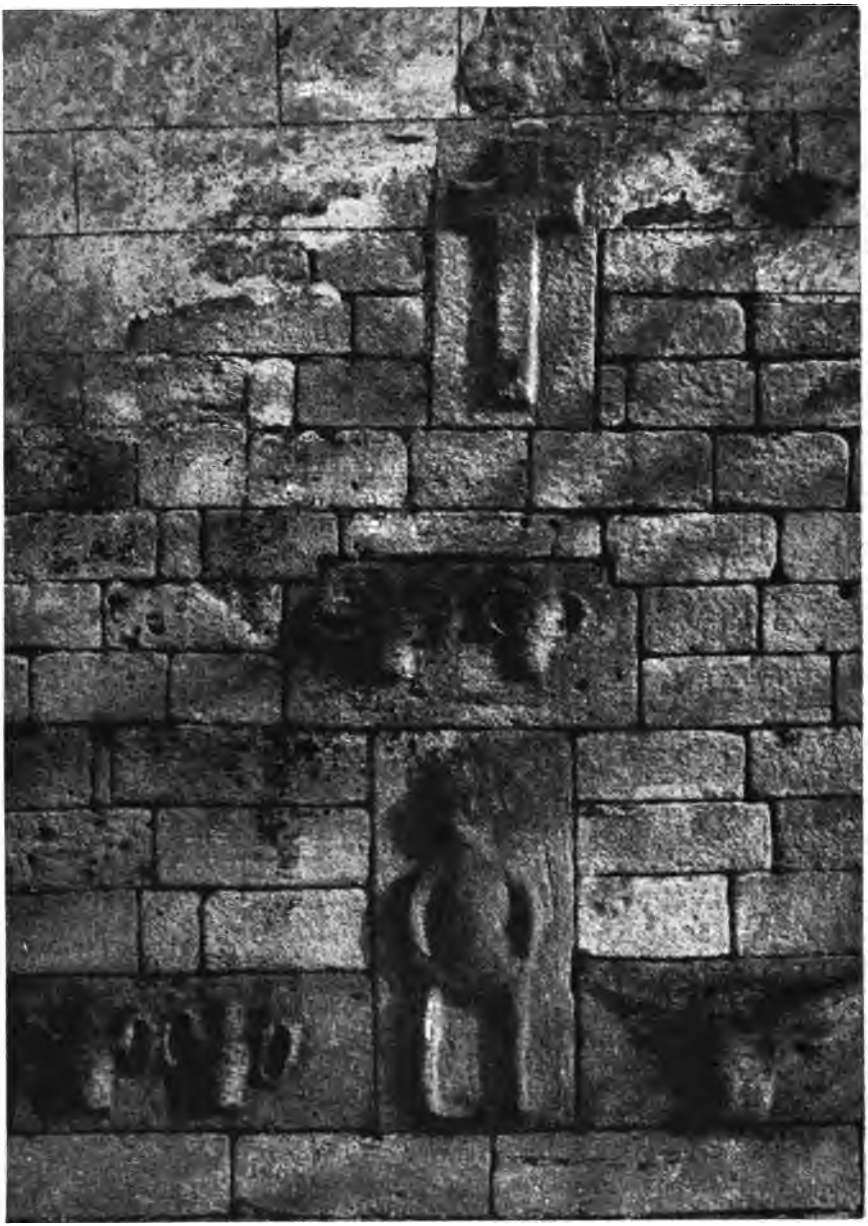


Abb. 121. Von der Kapelle in Belsen; aus „J. Faßenau, Romanische Steinplastik in Schwaben", (Verlag Paul Neff [Max Schreiber], Eßlingen.)

unkünstlerischer ist als die Tierhäupter. Auch diese Gestalt bringt Wolf a. a. O. in diesen Zusammenhang; sie sitzt mit etwas auffällig auseinander stehenden Beinen da. Wolf vermutet, daß in dem verhältnismäßig großen Zwischenraum zwischen den Beinen ein stark hervorgehobenes männliches Glied sich befunden habe; an diesem habe man dann später Anstoß genommen und es deshalb weggemeißelt.

Wolf berichtet, wie auch Panzer, von einem ähnlichen Steinbild aus Emetzheim bei Weißenburg. Auch Simrock spricht davon, hält es aber für römischen Ursprungs verdächtig. Für das alemannische Stammesgebiet weist Wolf noch auf eine Nachricht der alten Oberamtsbeschreibung des Oberamts Rottenburg hin aus den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts. Dort erzählt der Verfasser, Memminger, im Rathaus in Rottenburg befinde sich ein Steinbild aus heidnischer Zeit von verabscheuungswürdiger Art (abominandum quoddam simulacrum). Dieses Steinbild ist jetzt nicht mehr aufzufinden; ich habe mich an Ort und Stelle vergeblich darum bemüht. Aber diese Beschreibung durch Memminger, meint Wolf, könne gar nichts anderes bedeuten, als daß bei diesem Steinbild der Geschlechtsteil besonders hervorgehoben sei. Vielfach sei bei solchen Bildwerken der anstößige Teil später hinweggemeißelt worden. Wolf sieht in der Hocke oder Kniebeugestellung der Beine, in der uns eine Anzahl von alten und sonst schwer bestimmbaren Steinbildern überliefert sind, ein Anzeichen dafür, daß bei diesen der Geschlechtsteil besonsonders hervorgehoben gewesen sei, was dem ungeschickten Künstler bei der Hockestellung eben leichter wurde. Dazu könnte man jetzt aus dem engeren alemannischen Gebiet noch einige Beispiele mehr bringen, als Wolf bekannt waren. In Brackenheim im Zabergäu findet sich ein ähnliches, ganz rohes Steinbild, mit auseinander gespreizten Beinen. In Rietheim, Oberamt Tuttlingen, ist im Kirchturm eingemauert die obere Hälfte einer offenbar ähnlichen, gleich roh gearbeiteten Gestalt. Das Bild ist unten scharf abgeschnitten; die Stützen, auf denen es in der Turmmauer aufsitzt, sind später. Es ist wahrscheinlich, daß der untere Teil der Gestalt absichtlich weggemeißelt ist, und dann könnte sie auch in den obigen Zusammenhang gehören.[148])

[148]) Im Jahre 1580 veröffentlichte Fischart in Straßburg eine Schrift, die sich mit einer Bildhauerei an einem Vierungspfeiler des Straßburger Münsters beschäftigte. Dort war dargestellt, wie ein Hirsch die Messe liest, ein Fuchs das Evangelium, während Hase, Wolf und Bär die Kerze, das Kreuz und den Weihwedel tragen. Damals wurde die Schrift vernichtet und der Drucker bestraft. Im Jahre 1681 besetzten die Franzosen Straßburg. Das Münster wurde damals sofort dem katholischen Gottesdienst zurückgegeben und schon 1685 wurde jene anstößige Bildhauerei weggemeißelt. Eine anscheinend ähnliche Darstellung ist in Brandenburg erhalten.

In Magenheim in Württemberg findet sich ein ähnliches Steinbild; Abbildung bei Kolb, siehe gleich unten. Dicht bei Magenheim befindet sich ein Michelsberg, auf dem schon 793 eine Kirche stand (vgl. oben Abschnitt 17) und sicher vorher eine heidnische Verehrungsstätte.

Wolf erwähnt auch die zwei Ringe der Stuttgarter Staatssammlung, die in den 20 er Jahren des 19. Jahrhunderts in Rothenberg, Oberamt Cannstatt, gefunden wurden. Es haben sich neuerdings in den Beständen des Museums noch zwei ganz ähnliche Ringe gefunden. Man schreibt sie der frühen Eisenzeit zu. Je an dem einen der Paar-Ringe befindet sich eine kleine weibliche, an dem anderen eine kleine männliche Gestalt. Bei beiden ist der Geschlechtsteil sehr deutlich hervorgehoben. Abgebildet bei Ludwig Lindenschmit, Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, Bd. 5 Tafel 57 Fig. 1065.

Abb. 122. Steinbild aus Hemmendorf; Stuttgart, Staatssammlung.

Die Ringe werden, wie gesagt, allgemein der Latenestufe zugeschrieben; sie wären also viel älter als die oben betrachteten Gegenstände.

In der Stuttgarter Staatssammlung findet sich ein sehr rohes Flachbild in Stein; eine männliche Gestalt, sehr breitbeinig gestellt; bei dieser Gestalt ist allem Anschein nach an der Stelle des Geschlechtsteils etwas weggemeißelt. Auffällig ist an dieser Gestalt noch der Kopfputz. Er erinnert an den Kopfputz der zwei Gestalten, die auf einem Holzbrett aus alemannischen Gräbern eingeritzt sind (Abbild. S. 145) und an den Kopf auf dem Gundestruper Kessel; an je einen Kopf auf einem für keltisch gehaltenen kleinen Denkmal in Bonn und auf dem Goldschmuck von Waldalgesheim; auf einer Schnalle von Gammertingen (vgl. oben S. 145); auf dem Ring von Wittislingen (München), auf zwei Hängebrakteaten von Alten-

Essing (Regensburg). Ich vermute in diesen Wülsten einen priesterlichen Kopfschmuck.

Eine Stunde entfernt von der Stadt Weißenburg am Sand, die noch so wundervolle Bilder deutscher Baukunst bietet, so vor allem den märchenhaften Blick von etwas außerhalb der Stadtmauer auf das Ellinger Tor und die dahinter sich auftürmenden Kirchen, liegt das Dörfchen Emmetzheim, früher auch Emenzheim geschrieben. „Der Götzenhain bei Emmetzheim" spielt, wie schon erwähnt, im älteren germanistischen Schrifttum, so bei Panzer, Wolf, Simrock eine gewisse Rolle. Es hat aber, getreu der älteren Überlieferung, daß man alles aus den Büchern schöpfen könne, niemand für nötig gehalten, sich den vorhandenen Bestand einmal mit eigenen Augen anzusehen. Über den Verbleib der nach jenen Berichten doch wichtig erscheinenden Denkmäler war aus den gedruckten Hilfsmitteln nichts zu erfahren. Am Ort selbst findet sich eine kleine Denksäule aus dem neunzehnten Jahrhundert, die an die angebliche Zerstörung des Götzentempels durch Karl den Großen erinnert. Die Götzenbilder sollten im 18. Jahrhundert noch in einem Wirtsgarten vorhanden gewesen sein. Ein Herzog von Württemberg habe sich um ihre Erhaltung bemüht. Der evangelische Pfarrer des Orts bestätigte, daß am Ort noch eine lebendige Überlieferung von einem vorchristlichen Tempel daselbst berichte und erzählte ferner folgendes: Ende des 18. Jahrhunderts habe ein Ortspfarrer, Erkert mit Namen, die Steinbilder zerschlagen lassen, weil abergläubige Frauen damit Götzendienst getrieben hätten; unfruchtbare Frauen hätten dort um Kindersegen gebetet, in dem sie das Weibliche an ihrem Körper in Berührung brachten mit dem an dem Steinbild befindlichen männlichen Teil. Die Reste der Steinbilder seien dann nach Weißenburg gebracht worden.[149])

[149]) Mußten sie denn unbedingt gleich zerschlagen werden? Hätte es nicht genügt, sie wegzuschaffen? Ein Weib, das um Fruchtbarkeit betet, sollte, auch wenn sie dieses Gebet in absonderliche Formen kleidet, für jeden tiefer Denkenden etwas Rührendes sein. Dieses Gebet ist im tiefsten und wahrsten Sinne fromm; denn es bittet um Pflichten. — Der Mann sieht am Geschlechtsleben immer zuerst das Rohe und Niedrige, weil ihm — freilich begreiflicherweise, da die Natur nun einmal die Lasten der Fortpflanzung so ungleich verteilt hat — der sinnliche Genuß dabei das Wesentliche scheint. Aber „Genießen macht gemein", heißt es in der deutschen Bibel; freilich ohne daß der Prophet diesem Grundsatz selber so ausnahmslos nachgelebt hätte. Dem Weib dagegen bringt das Geschlechtsleben vor allem Schmerzen und Pflichten, darum hat es die edlere Auffassung davon. — In Königshofen bei Straßburg wurde vor einigen Jahrzehnten ein Mithrasheiligtum ausgegraben. Das große steinerne Flachbild mit der Darstellung des stieropfernden Gottes war von den christlichen Priestern ganz planmäßig in kleine Stücke zerschlagen. Der Haß gegen jede Ehrfurchtsform, die eine andere Fassung hat als die amtlich vertretene, scheint nun einmal zum Priesterberuf zu gehören.

In der kleinen Altertumssammlung zu Weißenburg, die im Untergeschoß des Gymnasiums untergebracht ist, fand ich tatsächlich die Reste der Emmetzheimer Steinbilder; das heißt was der Herr Pfarrer davon übrig gelassen hat. Daneben hängt die Karte von Weißenburg aus dem Hohmannschen Atlas von 1720, mit einer in Kupfer gestochenen Abbildung des „Götzenbildes" vor der Zerstörung. Kopf und Brust des Bildes sind noch vorhanden. Sie sind von ganz roher Arbeit, zeigen aber immerhin doch etwas mehr Kunstfertigkeit als die Magenheimer, Rietheimer, Belsener Männer. Die Emmetzheimer Bildhauereien werden vermutlich keltoromanisch sein. Man hat auch an slawische Herkunft gedacht. Sie sehen aber eben ganz anders aus als die Steingestalten aus Bamberg, die in der Münchener vorgeschichtlichen Sammlung aufbewahrt werden und für slawisch gelten. Auch das kleine Erzbild der Greifswalder Sammlung, eine sehr deutlich als weiblich gekennzeichnete Gestalt, die wohl sicher slawisch ist, sieht anders aus. Vergleicht man die Weißenburger Reste mit diesen, so merkt man an jenen doch sofort eine etwas größere Fähigkeit zur Gestaltung der Rundform.

Die örtliche Überlieferung, daß erst Karl der Große den Götzenhain in Emmetzheim habe zerstören lassen, könnte, wie schon erwähnt wurde, ungefähr richtig sein. Lateinische Zinsbauern haben in den Gegenden südlich des rhätischen Grenzwalles — Emmetzheim liegt gerade daran — die germanische Besetzung der Gegend überdauert und werden noch verhältnismäßig spät als lateinische Zinsbauern, Romani tributarii, erwähnt, bis sie im deutschen Volkstum aufgehen. Sie haben an anderen Stellen ihre christlichen Kirchen durch die Jahrhunderte der germanischen Heidenzeit in die christliche Zeit hinübergerettet. Die romanische Bevölkerung war sicherlich zu der Zeit, als die Römerherrschaft in diesen Gegenden zu Ende ging, noch nicht restlos christlich geworden. Also können sich auch heidnisch-keltoromanische Siedelungen und ihre Heiligtümer nach der germanischen Besetzung weiter erhalten haben, so gut wie sich ziemlich sicher christliche gehalten haben.

Die Erhaltung aber jenes abgöttischen Brauchs, den der christliche Pfarrer im 18. Jahrhundert bekämpfte, ist wiederum ein Beispiel jener ungeheuren Zähigkeit, mit der das untere Volk an seinen Überlieferungen festhält; hier an einer Überlieferung, die nicht nur vorchristlich, sondern vermutlich auch vorgermanisch, nämlich romanisch ist. Alle diese recht spärlichen Anhaltspunkte für die von Wolf behauptete Verehrung des Männlichen stammen aus Gebieten innerhalb des römischen Grenzwalles, die zum Römischen Reich gehörten und lateinische Einwohner hatten; so die Nachricht aus Emmets-

heim;[150]) aus linksrheinischem Niederfranken, das Hemmendorfer Steinbild; die Cannstatter Ringe; die vielleicht auch verstümmelten Steinbilder von Belsen und Rietheim und die sehr unbestimmten Nachrichten aus Rottenburg von einem angeblichen Steinbild mit männlichem Glied. Nur die Nachricht des Adam von Bremen von den Götterbildern in Upsala würde ähnliches für germanische Gebiete dartun. Die Nachricht ist aber recht vereinzelt. Die Felszeichnungen von Bohuslän in Schweden enthalten auch Hervorhebungen des Phallus; aber welcher Zeit und welchem Volke gehören sie an? Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß jene Spuren von Phallusverehrung aus Deutschland auf die kelto-römische Bevölkerung zurückgehen und nicht germanisch sind. Die starke Betonung des Geschlechtlichen hängt ja offenbar mit der stärker gereizten Sinnlichkeit des Südländers zusammen; sie spielt daher allgemein im Süden, so in Süditalien und Indien, eine große Rolle. Was aber vor allem für die südliche Heimat jener Phallusverehrung — wenn man überhaupt die paar Spuren davon im Norden als beweiskräftig anerkennen will — spricht, ist der Umstand, daß sie dort, wo sie wirklich bestand, auch heute noch im Volk lebendig ist; während tatsächlich in deutschen Landen sich heute keine Spur davon beobachten läßt. Wäre sie je bei uns lebendig gewesen, so müßten sich in den tieferen Schichten des Volkes auch heute noch mindestens Reste davon finden. Die urtümlichen Glaubensvorstellungen längst vergangener Zeiten sind ja meist noch in der Tiefe der Volksseele in irgend welcher Form vorhanden, wenn sie dann auch von der herrschenden Kirche Aberglauben genannt werden. In Süditalien trägt auch heute noch der Mann aus dem Volk sein Heilszeichen zur Abwehr des bösen Blicks in Gestalt eines Phallus. In Deutschland gibt es davon, soweit ich sehe, keine Spur. Diese wäre aber sicher vorhanden, wenn jene Vorstellungen geherrscht hätten. Richard Andrees sehr sorgfältige, nahezu erschöpfende Arbeit über „Votive und Weihegaben des katholischen Volks in Süddeutschland" bringt, neben den vielen tausenden von Sinnbildern und Formen, die dort behandelt werden, gerade drei kleine Eisenmännlein mit hervorgehobenem Geschlechtsteil zusammen; und von diesen ist es „nicht zweifelhaft, daß es sich um Weihegaben Geschlechtskranker handelt" (S. 111), die um Heilung beten; also keineswegs verraten diese eisernen Männlein einen beabsichtigten Geschlechtszauber oder gar eine Verehrung des Sinnbildes der Zeugung.

[150]) In der Umgegend von Batavia liegt ein altes holländisches Kanonenrohr, das von den eingeborenen Weibern in ganz ähnlicher Weise, wie es von Emmetsheim berichtet wird, um Kindersegen angegangen wird.

Auch dem Nordländer mußte zwar das große Wunder der steten Erneuerung des Lebens oder auch des ewigen Lebens, durch Zeugung und Geburt, zu denken geben und darum irgendwie in seine Vorstellungen von den übermenschlichen Dingen eingehen. Aber der nordische Himmel und der dadurch gegebene Zwang zur Verhüllung des Körpers, der spätere Eintritt der Geschlechtsreife — „spät lernen die Jünglinge die Liebe kennen", sagt Tacitus in der Germania — und die beherrschteren Sinne des Germanen umgaben diese Dinge mit einer gewissen Scheu und Zurückhaltung; im Gegensatz zu der Art des Südländers, der darin roher, andererseits aber bis zu einem gewissen Grade unbefangener und soweit auch natürlicher bleibt. Der kargere nordische Himmel mußte naturgemäß auf die Aufzucht und daher auf das Geschlechtsleben ganz bestimmte Wirkungen haben. „So konnte sich wahrscheinlich nur unter dem Einfluß eines nördlichen Klimas das altarische Gesetz der Einehe bilden" (Max Burckhard, Das Nibelungenlied S. 34).

Das Wunder der Spaltung aller höheren Lebewesen in die beiden Geschlechter — die noch in dem sagenhaften Stammvater Tuisko, dem Zwitter, vereinigt sind — entwickelt umgekehrt wie beim Südländer, bei Germanen die Verehrung des Mütterlichen, die Scheu und Ehrfurcht vor dem Weibe, weil eben die Germanen eine ausgeprägt männliche Rasse sind und daher das Weibliche stark empfinden. Die ausgesprochen männliche Rasse hatte, wie das eine natürliche Wirkung des Gesetzes des Gegensatzes ist, eine größere Ehrfurcht vor dem Weibe als die mehr weiblichen Rassen; nach der Unterscheidung der Rassen von Gustav Klemm, Gobineau u. a. „Die Frauen sind ihnen geradezu eine Art heiliger und prophetisch begabter Wesen; ihr Rat bleibt nicht unbeachtet, ihr Spruch wird nicht überhört" (Tacitus). Die Richtigkeit der Nachricht des Tacitus wird uns außer durch andere Nachrichten durch ein sehr einwandfreies Zeugnis erwiesen; daß nämlich das Wergeld oder die Bußesumme für die Tötung einer Frau bei vielen deutschen Stämmen höher war, als das des Mannes. Und daß man einen Stamm dadurch, daß man ihn zwang, Jungfrauen als Geiseln zu stellen, schärfer gebunden wußte als durch die Gestellung von männlichen Geiseln;[150a]) eine den

[150a]) Die Sugambrer hatten im Jahre 16 v. Chr. den Römern die schwere Niederlage des Lollius beigebracht. Da die Römer diesen Gegner nicht in offenem Kampf besiegen konnten, vernichteten sie ihn auf andere Weise. Im Jahre 8 v. Chr. luden die Römer die Stammeshäupter der Sigambrer zu Friedensverhandlungen ein, nahmen sie treulos und völkerrechtswidrig gefangen, um Geiseln in die Hände zu bekommen gegen das sugambrische Volk. Aber die Geiseln nahmen sich sämtlich das Leben, um ihren Volksgenossen daheim nicht die Entschließung zu behindern. — Im Winter 55 auf 56 v. Chr. verfuhr Cäsar in ganz entsprechend treuloser und wortbrüchiger Weise mit den Usipetern und Tenkteren; er bat die sämtlichen

Völkern des Südens und des Orients, die das Weib für minderwert oder gar für seelenlos und unrein erachten, sicherlich völlig unbegreifliche Sache. In der heiligen Dreiheit, Vater, Mutter und Sohn, reichen Vater und Sohn der Mütterlichkeit die höchste Krone; vgl. den wundervollen Holzschnitt von Dürer. Das ist sehr nordisch empfunden und widerspricht durchaus der hellenistisch-semitischen, oder mittelmeerischen Geringschätzung des Weibes. Die Marienverehrung der katholischen Kirche hat deshalb wahrscheinlich tiefe und in ferne Vergangenheit zurückreichende Grundlagen in der deutschen Volksseele. Die Hingabe der Mutter an die Brut ist die Urform aller Hilfe für ein Mitwesen; aller Menschenliebe. Die menschliche Familie ist ursprünglich mutterrechtlich geordnet, d. h. nur nach der mütterlichen Verwandtschaft bestimmt. Die Familie ist aber die Grundlage aller höheren Formen menschlichen Zusammenlebens und damit alles dessen, was wir unter den Menschen als sittliches Leben ansprechen können. Man könnte kein geeigneteres Zeichen finden, um das höchste Menschliche, nämlich Hingabe, Opfersinn, zu bezeichnen, als dieses, das nun tatsächlich als die Heilandsmutter das meist verbreitete Denkmal in der Christenheit ist.

Daß der Kelte geschlechtlich reizbarer ist als der Germane, ist sicher. Vgl. Heinrich Rückert, Kulturgeschichte des deutschen Volks in der Zeit des Übergangs aus dem Heidentum in das Christentum, Teil 1, S. 171 ff. Im Wesen des heutigen Franzosen prägt sich das ja noch sehr deutlich aus. Der Franzose der Jetztzeit hat die herrschenden Züge ja weder vom Lateiner, dessen Sprache er annahm, noch vom Franken, dessen staatliche und wirtschaftliche Lebensform bis 1789 die herrschende war, sondern vom Kelten, Gallier. Und diese Art ist, nach dem Urteil der maßgebendsten Beurteiler, wie Voltaire, Gobineau, sehr zäh und ausdauernd.

Gerade diese Verschiedenheit zwischen Germanen und Kelten, im Geschlechtlichen und in der Stellung der Frau, berichten ja schon die ältesten Berichterstatter. Cäsar berichtet von den britischen Kelten, sie hätten noch in Weibergemeinschaft gelebt; was für diese verhältnismäßig späte Zeit so auffallend ist, daß man lieber die Zuverlässigkeit eines sonst so verläßlichen Beobachters wie Cäsar bezweifelt hat (E. Windisch, Das keltische Britannien, S. 12).[151])

Führer zu Verhandlungen in sein Lager; dort ließ er sie sämtlich niedermachen und vernichtete in sofort darauffolgendem Angriff ihr führerlos gewordenes Volk. Cäsar kannte genau die Überlegenheit der Deutschen im offenen Kampf; das soll einer der Gründe gewesen sein warum er eine monarchenähnliche Stellung erstrebte Cato beantragte übrigens damals im Senat, man solle Cäsar wegen der an den Usipetern und Tenkteren begangenen Völkerrechtswidrigkeit diesen ausliefern.

[151]) E. Windisch, Das keltische Britannien, S. 166: „. . . Auch diese Blutschande — zwischen Vater und Tochter — könnte zur dunklen Seite der altkeltischen Sittlichkeit gehören, die bei Cäsar ihren Ausdruck gefunden hat."

Friedrich Köpp schreibt, wo er von der bevorzugten Stellung germanischer Kulte im römischen Heer berichtet, die wahrscheinlich auf die Vorzugsstellung der equites singulares, das heißt der aus Germanen sich ergänzenden Garde zurückgeht (Köpp, Die Römer in Deutschland, S. 144): „Auf germanischen Vorstellungen beruht es auch, daß jenen Göttern mit römischen Namen in den Weihungen der Germanen weit öfter, als bei den wirklich römischen Göttern des gleichen Namens der Fall ist, eine weibliche Gottheit zur Seite tritt."

25. Tieropfer. (Belsen, Oberröblingen.)

Das ebenerwähnte Steinbild und die Tierhäupter daneben, auf der Stirnseite der Belsener Kapelle, haben schon viele Deutungsversuche hervorgerufen.[152]) Daß diese christliche Kapelle die Stätte eines vorchristlichen Gottesdienstes einnimmt, wie auch eine alte durch eine Inschrift an der Kirche selbst schon für das 16. Jahrhundert bezeugte Überlieferung will, ist sicher; auch daß der hier bestanden habende, später verchristlichte Gottesdienst etwas mit der Sonne zu tun hatte. Freilich ist dabei, zur Warnung vor allzu eiligen Schlüssen, hervorzuheben, daß jene alte Überlieferung nun neuerdings, seitdem sie Aufmerksamkeit erregt hat, von sich aus sagenbildend gewirkt und den Tatbestand entstellt hat. So bringt Wolf a. a. O. Bd. 1 S. 144 eine Abbildung, die dann von Krause, Trojaburgen Nordeuropas S. 202, übernommen ist. Diese Zeichnung ist unrichtig, sie gibt drei Sonnenbilder auf der Stirnseite, die tatsächlich nicht vorhanden sind.[153]) Auch daß die Lichtöffnungen der Kirche genau nach Ost und West und nach dem Höchststand der Sonne im Süden gerichtet seien, wie Wolf und andere nach ihm berichtet haben, stimmt nicht. Aber an beiden Kircheneingängen sind in auffälliger Weise Sonnenkreise eingemeißelt. Der eine Türsturz ist ja etwas des Erneuertseins verdächtig. Aber selbst wenn das der

[152]) Schriftennachweis bei Gotthold Gundermann, Römische Bildwerke an der Belsener Kapelle. Fundberichte aus Schwaben, Heft 11, 1903.

[153]) Ob sie völlig erdichtet sind, oder vielleicht doch auf eine ältere richtige Aufnahme eines früheren baulichen Zustandes zurückgehen, ist nicht ganz einfach zu entscheiden. Zwar die Sonne unterhalb der menschlichen Gestalt muß erdichtet sein. Denn hier liegt noch der alte Bestand vor; aber der obere Teil der Stirnseite der Kapelle, je ein Streifen der Seiten und die Spitze des Dreiecks sind in neuerer Zeit nach einer Beschädigung durch Erdbeben oberflächlich im Stuck erneuert worden, dabei könnten auch Steine mit Bildwerk beseitigt worden sein. Freilich können auch in diesem Fall die zwei anderen Sonnen von der Wolfschen Abbildung nicht genau an der Stelle, wo die Zeichnung sie bringt, gesessen haben, wie der heutige Bestand noch erkennen läßt.

Fall sein sollte, ist er sicher eine Nachbildung des alten echten; denn die Art der Darstellung ist so selten, daß der zum Ersatze des abgängigen Türsturzes bestellte Steinmetz sie sicher nicht gewagt hätte, ohne hier ein Vorbild zu haben.[154])

Die Gestalt (siehe Abbild. 121) ist als die römische Göttin Herecura gedeutet worden. Für diese Annahme ist Voraussetzung, daß die steinernen Rockfalten der Herecura ganz säuberlich vom Knochengerüst der Beine wegverwittert seien; als ob diese Falten wirklich aus leichterem Stoff und die Beine aus härterem gewesen wären. Da dies aber nicht der Fall ist, konnte eine Gestalt in faltigem Rock unmöglich in der Weise durch die Witterung umgestaltet werden, wie das Ergebnis jetzt zeigt. Die Gestalt ist umgeben von Tierköpfen, einem Stierkopf, zwei Widderköpfen und zwei Schweinsköpfen. Prof. Gundermann sieht in den Köpfen einen Hinweis auf die Opfertiere und bringt Nachweise für solche Opfer aus Cicero, Vergil und einer lateinischen Inschrift aus Pisa. Nun wurde zwei bis drei Wegstunden weit von der Belsener Kapelle, in Wurmlingen auf dem Berge mit der Kapelle, die Uhland zu seinem bekannten Lied angeregt hat, noch bis zum Jahre 1530[155]), unter dem gleichen Volkstum, ein Festmahl gefeiert, bei dem ein wohlgemästeter dreijähriger Stier, drei gemästete Schweine in feierlicher Weise geschlachtet und gegessen werden, dreierlei Brot, dreierlei Bier genossen wird, und wo die Stierhaut und die Tierhäupter eine besondere vorgeschriebene Rolle spielen. Dieses Festmahl auf dem Wurmlinger Kapellenberg ist einfach das Überbleibsel oder die christliche Umbildung eines an derselben Stelle gefeierten vorchristlichen Opfermahls (vgl. oben Abschnitt 2). Sein Weiterbestehen entspricht genau der von Gregor dem Großen im Jahre 601 empfohlenen Bekehrungsart; man solle, um die alten Verehrungsstätten dem Kultus der Dämonen zu entziehen und für den Dienst des wahren Gottes zu bestimmen, statt den Dämonen und dem Teufel Ochsen

[154]) In der Stuttgarter Sitzung der anthropologischen Gesellschaft vom 28. Januar 1882 berichtete Professor Fraas (Bonner Jahrbücher, Heft 72, S. 126) von der altheidnischen Opferstätte auf dem Lochenstein in der von Belsen nicht allzuweit entfernten Alb, wo er Grabungen veranstaltet hatte. Er schließt mit den Worten: „Man versteht den Drang unserer Vorfahren, an diesem Ort der lebenschaffenden Sonne ihre Verehrung darzubringen."

[155]) Ottmar Schönhuth, Die Burgen, Klöster und Kapellen Württembergs, 1860, S. 426. Dort auch ein Abdruck des Stiftungsbriefs des Grafen von Calw aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. Im Jahre 1530 wurde wegen der mannigfachen Irrungen zwischen den katholisch gebliebenen und den evangelisch gewordenen bezugsberechtigten Geistlichen die Teilnahme an der Mahlzeit mit ihren feierlichen genau vorgeschriebenen Gebräuchen durch das Bezugsrecht auf ein ordentliches Mittagsmahl und ein Geldgeschenk ersetzt.

Friedrich Köpp schreibt, wo er von der bevorzugten Stellung germanischer Kulte im römischen Heer berichtet, die wahrscheinlich auf die Vorzugsstellung der equites singulares, das heißt der aus Germanen sich ergänzenden Garde zurückgeht (Köpp, Die Römer in Deutschland, S. 144): „Auf germanischen Vorstellungen beruht es auch, daß jenen Göttern mit römischen Namen in den Weihungen der Germanen weit öfter, als bei den wirklich römischen Göttern des gleichen Namens der Fall ist, eine weibliche Gottheit zur Seite tritt."

25. Tieropfer. (Belsen, Oberröblingen.)

Das ebenerwähnte Steinbild und die Tierhäupter daneben, auf der Stirnseite der Belsener Kapelle, haben schon viele Deutungsversuche hervorgerufen.[152]) Daß diese christliche Kapelle die Stätte eines vorchristlichen Gottesdienstes einnimmt, wie auch eine alte durch eine Inschrift an der Kirche selbst schon für das 16. Jahrhundert bezeugte Überlieferung will, ist sicher; auch daß der hier bestanden habende, später verchristlichte Gottesdienst etwas mit der Sonne zu tun hatte. Freilich ist dabei, zur Warnung vor allzu eiligen Schlüssen, hervorzuheben, daß jene alte Überlieferung nun neuerdings, seitdem sie Aufmerksamkeit erregt hat, von sich aus sagenbildend gewirkt und den Tatbestand entstellt hat. So bringt Wolf a. a. O. Bd. I S. 144 eine Abbildung, die dann von Krause, Trojaburgen Nordeuropas S. 202, übernommen ist. Diese Zeichnung ist unrichtig, sie gibt drei Sonnenbilder auf der Stirnseite, die tatsächlich nicht vorhanden sind.[153]) Auch daß die Lichtöffnungen der Kirche genau nach Ost und West und nach dem Höchststand der Sonne im Süden gerichtet seien, wie Wolf und andere nach ihm berichtet haben, stimmt nicht. Aber an beiden Kircheneingängen sind in auffälliger Weise Sonnenkreise eingemeißelt. Der eine Türsturz ist ja etwas des Erneuertseins verdächtig. Aber selbst wenn das der

[152]) Schriftennachweis bei Gotthold Gundermann, Römische Bildwerke an der Belsener Kapelle. Fundberichte aus Schwaben, Heft 11, 1903.

[153]) Ob sie völlig erdichtet sind, oder vielleicht doch auf eine ältere richtige Aufnahme eines früheren baulichen Zustandes zurückgehen, ist nicht ganz einfach zu entscheiden. Zwar die Sonne unterhalb der menschlichen Gestalt muß erdichtet sein. Denn hier liegt noch der alte Bestand vor; aber der obere Teil der Stirnseite der Kapelle, je ein Streifen der Seiten und die Spitze des Dreiecks sind in neuerer Zeit nach einer Beschädigung durch Erdbeben oberflächlich im Stuck erneuert worden, dabei könnten auch Steine mit Bildwerk beseitigt worden sein. Freilich können auch in diesem Fall die zwei anderen Sonnen von der Wolfschen Abbildung nicht genau an der Stelle, wo die Zeichnung sie bringt, gesessen haben, wie der heutige Bestand noch erkennen läßt.

Fall sein sollte, ist er sicher eine Nachbildung des alten echten; denn die Art der Darstellung ist so selten, daß der zum Ersatze des abgängigen Türsturzes bestellte Steinmetz sie sicher nicht gewagt hätte, ohne hier ein Vorbild zu haben.[154])

Die Gestalt (siehe Abbild. 121) ist als die römische Göttin Herecura gedeutet worden. Für diese Annahme ist Voraussetzung, daß die steinernen Rockfalten der Herecura ganz säuberlich vom Knochengerüst der Beine wegverwittert seien; als ob diese Falten wirklich aus leichterem Stoff und die Beine aus härterem gewesen wären. Da dies aber nicht der Fall ist, konnte eine Gestalt in faltigem Rock unmöglich in der Weise durch die Witterung umgestaltet werden, wie das Ergebnis jetzt zeigt. Die Gestalt ist umgeben von Tierköpfen, einem Stierkopf, zwei Widderköpfen und zwei Schweinsköpfen. Prof. Gundermann sieht in den Köpfen einen Hinweis auf die Opfertiere und bringt Nachweise für solche Opfer aus Cicero, Vergil und einer lateinischen Inschrift aus Pisa. Nun wurde zwei bis drei Wegstunden weit von der Belsener Kapelle, in Wurmlingen auf dem Berge mit der Kapelle, die Uhland zu seinem bekannten Lied angeregt hat, noch bis zum Jahre 1530[155]), unter dem gleichen Volkstum, ein Festmahl gefeiert, bei dem ein wohlgemästeter dreijähriger Stier, drei gemästete Schweine in feierlicher Weise geschlachtet und gegessen werden, dreierlei Brot, dreierlei Bier genossen wird, und wo die Stierhaut und die Tierhäupter eine besondere vorgeschriebene Rolle spielen. Dieses Festmahl auf dem Wurmlinger Kapellenberg ist einfach das Überbleibsel oder die christliche Umbildung eines an derselben Stelle gefeierten vorchristlichen Opfermahls (vgl. oben Abschnitt 2). Sein Weiterbestehen entspricht genau der von Gregor dem Großen im Jahre 601 empfohlenen Bekehrungsart; man solle, um die alten Verehrungsstätten dem Kultus der Dämonen zu entziehen und für den Dienst des wahren Gottes zu bestimmen, statt den Dämonen und dem Teufel Ochsen

[154]) In der Stuttgarter Sitzung der anthropologischen Gesellschaft vom 28. Januar 1882 berichtete Professor Fraas (Bonner Jahrbücher, Heft 72, S. 126) von der altheidnischen Opferstätte auf dem Lochenstein in der von Belsen nicht allzuweit entfernten Alb, wo er Grabungen veranstaltet hatte. Er schließt mit den Worten: „Man versteht den Drang unserer Vorfahren, an diesem Ort der lebenschaffenden Sonne ihre Verehrung darzubringen."

[155]) Ottmar Schönhuth, Die Burgen, Klöster und Kapellen Württembergs, 1860, S. 426. Dort auch ein Abdruck des Stiftungsbriefs des Grafen von Calw aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. Im Jahre 1530 wurde wegen der mannigfachen Irrungen zwischen den katholisch gebliebenen und den evangelisch gewordenen bezugsberechtigten Geistlichen die Teilnahme an der Mahlzeit mit ihren feierlichen genau vorgeschriebenen Gebräuchen durch das Bezugsrecht auf ein ordentliches Mittagsmahl und ein Geldgeschenk ersetzt.

zu schlachten, solche in Lauben um die Kirche bei frommen Festmahlen zum Lobe Gottes und zum Dank gegen ihn verzehren. Ein Konzil von 742 empfindet freilich anders und verbietet diese nur so äußerlich verchristlichten Opferschmäuse, „die dumme Menschen bei den Kirchen nach heidnischer Sitte begehen im Namen der heiligen Blutzeugen und Bekenner und dadurch Gott und seine Heiligen erzürnen" (Saupe, Indiculus superstitionum et paganiarum, S. 14).

Mußte man wirklich, wie Gundermann tat, um zweitausend Jahre in die Vergangenheit zurückgreifen und viele hundert Meilen Wegs zu einem fremden, untergegangenen Volkstum, um die Belsener Tierköpfe zu erklären. Ist das nicht geradezu ein Schulbeispiel für die Erscheinung, die E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit, S. 190, im Auge hat, wenn er von einem Forscher sagt: „Nach dem gewöhnlichen Schicksal Gelehrter entging ihm über dem Studium des Fremdbrauchs die Wahrnehmung des eigenen." Der byzantinische Geschichtsschreiber Agathias des 6. Jahrhunderts berichtet gerade von den Alemannen: „Sie verehren gewisse Bäume, Flüsse, Berghöhen und Schluchten und bringen ihnen Pferde, Stiere und unzählige andere Tiere, denen sie die Köpfe abschlagen, als Opfer dar."

Im Nationalmuseum in Ofenpest wird ein Steindenkmal aufbewahrt, das dem germanischen Stamm der Eravisker zugeschrieben wird; in dem alten Aquinum gefunden. Außer einer Gruppe von drei reich geschmückten Frauen mit einem Kinde zeigt es eine Frau, die eine Schüssel mit einem Schweinskopf trägt; an den Schultern trägt sie große Schmuckfibeln. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß da ein Vorgang aus dem täglichen Leben wiedergegeben werden sollte; das Steinbild wird wahrscheinlich eine Weihebedeutung haben und der Schweinskopf das Opfer darstellen; die schwere Fibel wäre vielleicht der amtliche Schmuck der Priesterin; vgl. oben Abschnitt 20, die Armringe.

In dem 1857 aufgefundenen alemannischen Gräberfelde bei Ulm fanden sich „in vier Gräbern, in welchen reich mit Waffen ausgestattete Männer lagen, zugleich je ein Pferdeskelett und zwar gleichmäßig mit Ausnahme des Kopfes". Dazu schreibt Prof. Haßler (Das alemannische Totenfeld bei Ulm, 1860, in den Verhandlungen des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben): „Wer sollte sich hier nicht der Aussage des Agathias erinnern, daß die Alemannen ihren Göttern verschiedene Tiere, insbesondere Pferde und Ochsen, opferten und das beste Stück, das Haupt, dem Gotte heiligten. . . . Das übrige Fleisch aber in der Opferversammlung

verzehrten . . ., daß das Lieblingspferd des Verstorbenen geschlachtet, das Haupt dem Gotte geweiht, das übrige aber dem Toten ins Grab mitgegeben wurde."

Einen Hinweis auf Opfertiere sehen wir, wie gesagt, auch in den Tierköpfen der Belsener Bildhauereien. Bei dem gleich zu erwähnenden Steinbild von Oberröblingen ist dies ja außer jedem Zweifel, da die Opferhandlung selber deutlich dargestellt ist. Beim Wurmlinger Festmahl werden, wie schon erwähnt, nach Beschaffenheit und Alter ganz genau bezeichnete Tiere in gemessener Weise vorgeführt, dann geschlachtet und mit ebenfalls vorgeschriebenen Getränken verspeist. Die Köpfe der Schlachttiere, die abgezogene Haut spielen eine besondere Rolle. Daß die Tierhäupter von den alten Germanen in bevorzugtem Maße zu Opfergaben benutzt wurden, wissen wir auch sonst aus vielfachen Nachrichten; insbesondere aus einer berühmten Stelle des Tacitus, Annalen, Bch. I, 61, und aus den Briefen Gregors des Großen, in denen er die fränkische Brünhilde ermahnt, den götzendienerischen Mißbrauch des Opfers von Tierhäuptern zu verhindern (vgl. Ulrich Jahn, Die deutschen Opfergebräuche, S. 24). Das Tierhaupt vertrat dabei ganze Tiere. Das ist ja eine allgemeine, bei allen Völkern und zu allen Zeiten auftretende Entwicklung, daß ein Teil oder Teilchen und schließlich ein bloßes Bild die ursprüngliche tatsächliche Gabe vertreten muß; als Opfergabe, als Beigabe für den Toten, beim Menschenopfer.

Jahn (am eben angeführten Ort) sieht in den Pferdeköpfen am Dachgiebel, die „in Deutsch-Kärnten, Tirol, Graubünden, Altbayern, im Böhmerwald, in Thüringen, Westfalen, Oldenburg, Braunschweig, im Westerwald, in der Mark Brandenburg, in Schleswig-Holstein, Pommern, um Danzig und in Skandinavien" vorkommen, eine Erinnerung an das aufgehängte Haupt des Opfertiers. Jahn glaubt sogar in dem Opfer der Knochen und einzelnen Teile des Tieres, das vielfach bezeugt ist, die Erinnerung an eine Sage aus sehr alten vorchristlichen Zeiten zu sehen, die uns nur in der Edda überliefert ist; daß nämlich der Gott die Knochen des verzehrten Opfertiers in die abgezogene Haut wirft und in demselben Augenblick das Tier wieder frisch und munter wie zuvor dasteht.

„In die Johannisfeuer wurden ehemals Tierhäupter und Knochen geworfen" (Jahn S. 40). „Das Opfer der Haut ist allerdings in unseren Sonnwendfeuerbräuchen nicht mehr enthalten; daß aber auch das Fell der Gottheit dargebracht wurde, ersehen wir aus dem in der Vita Barbati (Acta Sanctorum vom 19. Februar, S. 139) beschriebenen Opferfest der Langobarden" (Jahn a. a. O. S. 42).

Nach Höfler (Bericht über einen Vortrag in der Münchener

Monatsschrift „Volkskunst und Volkskunde", 6. Jahrgang, Nr. 3) ist das Totengebäck in Zopfform, das jetzt noch in vielen Gegenden nur zu ganz bestimmten Jahreszeiten, die mit Totenverehrung zu tun haben, gebacken wird, ein Ersatz des Opfers des ganzen Haars und dieses wieder ein Ersatz des noch vorgeschichtlicheren Brauchs, dem Toten sein Lieblingsweib oder seine Lieblingsſklavin mit auf den Scheiterhaufen oder ins Grab zu geben.

E. L. Rochholz berichtet von der Wurmlinger Mahlzeit: „Sie hat ehedem am Dienstag nach Allerseelen stattgefunden und wird jetzt im Oktober, am Dienstag nach der großen Kirchweih daselbst,

Abb. 123. Von der Kirche zu Oberröblingen, Mansfelder Seekreis.

gefeiert. Keiner dieser beiden Termine hat eine kirchliche Weihe für sich; ja auch von der jetzigen Kirchweih behauptet man zu Wurmlingen im Orte selbst, sie sei kein kirchliches, sondern ein ursprünglich heidnisches Fest."

In Oberröblingen, an derselben Kirche, wo das Lamm gegen das Hakenkreuz kämpft (Abb. 79), findet sich ein Steinbild;[156] eine männliche Gestalt, stehend vor einer sitzenden Gestalt; hinter der erstgenannten finden sich ein Pferdekopf und ein Stierkopf. Das Bild kann nur die Darstellung eines Opfers bedeuten; es wird auch regelmäßig so aufgefaßt. An der Kirche in Ober-

[156]) Das Steinbild ist erwähnt und mangelhaft abgebildet bei Heinrich Bergner, Kirchliche Kunstaltertümer; ferner in den Bau- und Kunstdenkmälern der Provinz Sachsen Bd. 19, S. 328.

röblingen findet sich noch weiteres, was auf vorchristliche Bedeutung dieser Stätte hinweist. C. G. Hohmeyer (Die Haus- und Hofmarken, S. 228) berichtet von „runischen Zeichen, wie sie schon an der romanischen Kirche in Oberröblingen sichtbar sind". ↑ ☒ Das Steinbild von Oberröblingen kann nicht, wie man beim Belsener versucht hat, für die griechisch-römische Welt in Anspruch genommen werden; erstens wegen der Art seiner Ausführung; zweitens weil die Römer dort nie gewesen sind und weil wegen der großen Entfernung vom Grenzwallgebiet auch eine Verschleppung aus diesem nach seiner jetzigen Stelle mindestens äußerst unwahrscheinlich ist. Slawisch könnte es allerdings sein; es liegt nur wenig westlich der Saale, die wir im allgemeinen für die Westgrenze des slawischen Vordringens halten.

Die Steinbilder an der Belsener Kapelle hängen mit einer vorchristlichen und zwar nichtrömischen Gottesverehrung zusammen und dieser Gott hatte etwas mit der Sonne zu tun. Die Tierhäupter aber bedeuten die Opfertiere, die diesem Gott geopfert wurden (vgl. E. Windisch a. a. O. S. 79).

Daß die deutschen Stämme noch verhältnismäßig spät in dieser Weise opferten, geht daraus hervor, daß Gregor der Große, wie schon erwähnt, es noch ausdrücklich den Franken verbieten mußte, den Göttern Opfergaben in Gestalt von Tierköpfen darzubringen.

Man hat bei der Belsener Gestalt an den Gott Froh gedacht, dem Schweine geopfert wurden; vgl. Kolb, Zwei Frobilder, in den Württemb. Vierteljahrsheften; in Verbindung mit dem Brackenheimer Steinbild, das allerdings dem Belsener Männlein verwandt scheint. Aber Fro ist eben für Deutschland nirgends bezeugt, sondern nur von den Sprachwissenschaftlern „erschlossen".[157])

Auch an der Belsener Kapelle macht man die Beobachtung wie in Gmünd, daß die Tiergestalten künstlerisch besser sind als die menschliche Gestalt. Es ist aber hier wahrscheinlich, daß diese verschiedenen Bestandteile der Belsener Stirnseite nicht gleichzeitig

[157]) Wie rasch ist der Altsprachler gegenüber etwas gewagterer Vermutung in der deutschen Altertumsforschung mit dem Vorwurf der unbegründeten Einbildung bei der Hand, z. B. gegenüber den Deutungen des Regensburger Schottenportals aus der Lehre von der Götterdämmerung; gegenüber der freilich nun widerlegten Deutung des Baums an der Kirchentüre des Baptisteriums in Parma, an dessen Wurzeln die Tiere nagen, auf die Weltesche der nordischen Lehre. Wie kühne Deutungen läßt man andererseits den reinen Sprachlern und der griechisch-römischen Denkmälerforschung durchgehen, die aus ein paar erhaltenen Fußspuren eines Tempelgiebels frischweg die ganze Bildhauerei dieses Giebels ergänzt. Das Kühnste freilich von wissenschaftlichen Schlüssen und ewig denkwürdig bleibt der von Huschke, Verfassung des Servius Tullius, aus der Rechtsgeschichte als unbedingt im Zusammenhang notwendig und daher sicher einmal vorhanden gewesen „erschlossene" Bovigus; ein bisher naturgeschichtlich völlig unbekanntes Tier, das zum Ziehen und andererseits vermöge seines Rüssels zum Lenken des Pflugs befähigt war!!!

entstanden, sondern erst nachträglich hier vereinigt sind; daß die menschliche Gestalt älter ist, vielleicht noch keltisch.

Die Belsener Kapelle bezeichnet, wie gesagt, sicher eine Stätte, die schon in vorchristlicher Zeit der Götterverehrung diente. In der Zeitschrift des historischen Vereins für das württembergische Franken, Jahrgang 1850, Heft 4, S. 92; Belsenberg und die in seiner Nähe liegenden Ruinen der Kapelle zum heiligen Kreuz, vergleicht der Verfasser, von Biberstein, Belsenberg mit Belsen, Belzhag (Belshag, Belshain), ferner mit Ballenberg (Balinberg) im Badischen und weist auf den Stamm des Gottes Bal, Bel, hin. Mit dem Teufelsnamen Beelzebub ragt ja dieser Göttername noch erkennbar in die deutsche Religionsgeschichte hinein.

Theophil Rupp, Aus der Vorzeit Reutlingens, 1869, will den Namen Belsen mit einem keltischen Gott Belenus und mit dem germanischen Balder zusammenbringen. Ich erlaube mir über sprachgeschichtliche Dinge kein selbständiges Urteil. Das Büchlein von Rupp ist aber in sonstigen Dingen so wenig zuverlässig, daß man auch gegenüber dieser Aufstellung zunächst vorsichtig sein muß. Rupp erklärt die Greife an der Marienkirche in Reutlingen für römisch, was sie zweifellos nicht sind. Und er bringt einen Runenstein aus Reutlingen, jetzt in Stuttgart, der sicher kein solcher ist. Den mehrfach in Deutschland, aber in südwestdeutschen, früher keltischen Gebieten vertretenen Bergnamen Belchen bringt auch Karl Heßler, Urgeschichte und Besiedelung der Umgegend von Kassel, 1920, mit dem keltischen Sonnen- und Totengott Belenus in Verbindung.

Das Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 44. Jahrgang 1896 S. 147, bringt einen Bericht über vorgeschichtliche Kultstätten in Deutschland, zusammengestellt auf Grund von Fragebogen. Dieser Bericht erweist vor allem, so verdienstlich er an sich ist, wie viel hier noch zu tun ist.[157a]) Es fehlt u. a. in der Aufzählung der Christenberg bei Marburg in Hessen. Der Name Christenberg ist sicher alt; denn er deutet auf eine Zeit, der das Christliche des Orts noch besonders hervorgehoben werden mußte. Es wird zwar eine ältere Namensform Kesterburg überliefert. Das hieß aber sicher früher: Kerstenberg; Kersten ist gleich Christen; vgl. Kerstenbrügg. — Hessen ist in jenem Verzeichnis vorchristlicher Kultstätten Deutschlands verhältnismäßig stark vertreten und Niedersachsen. Das ist begreiflich, weil die Hessen außer den Friesen der einzige deutsche Stamm sind, den

[157a]) Götze-Höfer, Vor- und frühgeschichtl. Altertümer Thür., geben an vielen Stellen Nachricht von vermutlichen oder nachweislichen Kultstätten vorchristlicher Zeit aus Thüringen.

schon die ersten geschichtlichen Nachrichten über die Germanen in den gleichen Sitzen finden, die der hessische Stamm heute innehat. Wenn die Sachsen wirklich aus den Chauken erwachsen sind, was freilich zweifelhaft ist, würde das auch für die niedersächsischen Stammlande gelten. Der Sachsenname ist ja von den Namen der großen Völkerbünde Franken, Alemannen, Bayern, Thüringer der älteste; er begegnet schon bei Plinius. Das deutet darauf hin — was auch aus anderen Gründen wahrscheinlich ist —, daß das Sachsenvolk in stärkerem Maße als die anderen größeren Völkerbünde der Deutschen eine Abstammungs- und Blutsgemeinschaft bildete.

Da die Spuren vorchristlicher Götterverehrung überall später absichtlich beseitigt sind, ist es begreiflich, daß sich nicht viel Greifbares erhalten hat. Bei Staden in der Wetterau ist eine solche Stätte erhalten, bei der nicht, wie sonst meist, eine christliche Kirche sich über die ältere Stätte gepflanzt hat; „der wellen Fraa Gestäuhls".

26. Die Zuverlässigkeit der Volksüberlieferung in Sage und Sitte.

Die Oberamtsbeschreibung von Herrenberg erwähnt noch besonders, daß das verschwundene Kirchlein in Kuppingen (siehe oben S. 279) das Heidenkirchlein geheißen habe. Trotzdem gehe es wohl kaum über das 10. Jahrhundert zurück. Von dem Bau, soweit wir noch etwas von ihm wissen, ist dies wohl sicher. Aber über die Zeit der Stiftung ist damit noch nichts gesagt. Auf alle Fälle ist die Bezeichnung Heidenkirchlein, wie schon hervorgehoben, sehr bemerkenswert. Bei näherer Nachprüfung zeigt sich, daß solche Bezeichnung verhältnismäßig selten ist und dann allemal sich findet an Stellen, die allerdings gewisse besondere Kennzeichen aufweisen. Ebenfalls auf alemannischem Gebiet, bei Avolsheim in Unter-Elsaß, steht, auch abseits vom Ort, ein merkwürdiges Kirchlein von sehr alter Gründung mit einer höchst altertümlichen Steinbildnerei im Türsturz (vgl. oben Abb. 92); Dompeter, die Mutterkirche der Gegend (Dehio). Auch dieses Kirchlein wird Heidenkirchlein genannt. Auch bei der Kapelle von Belsen besteht die gleiche Überlieferung, daß sie nämlich auf der Stelle einer heidnischen Verehrungsstätte stehe. Diese Überlieferung wird durch eine Inschrift vom Jahre 1555 als schon recht alt bezeugt.

Die meisten dieser „Heidenkirchlein" heißen Kapellen. Es wäre zu untersuchen, ob dieser Name jeweils alt ist und bis in die

Gründungszeit zurückgeht; in die Zeit der ersten fränkischen Eroberungen und der Bekehrung dieser alemannischen Lande; von der Cappa des fränkischen Volksheiligen Martin stammt der Name und der Begriff Kapelle.

Die Überlieferung von Heidenkirchlein, also daß diese Kapelle oder ihre Stelle schon in der vorchristlichen Zeit eine gottesdienstliche Stätte gewesen sei, berichtet in vielen Fällen richtig. Man hat bisher längst nicht genug Wert gelegt auf solche bloß mündlichen Überlieferungen. Sie sind viel zuverlässiger, als man gemeiniglich und besonders als sich der späte Mensch der papierenen Jahrhunderte denkt, der ja schließlich die schriftliche Niederlegung oder die Akten für das Leben und sogar für wichtiger als das Leben zu halten geneigt ist. Die mündliche Überlieferung ist in frühen Zeiten die einzige Art der Überlieferung; sie ist zunächst Geschichte, Bericht von Tatsächlichem; und nur unwillkürlich, durch die verschiedene Spiegelung der Tatsachen in der Seele des Berichterstatters, dichtet sie freilich auch wohl.

Aber in den wesentlichen Punkten ist diese Volksüberlieferung oft fast unbegreiflich treu; unbegreiflich, wenn man bedenkt, wie häufig eine mündliche Überlieferung im Laufe langer Jahrhunderte weiter erzählt und neu aufgefaßt werden muß; mit allen Gefahren der Veränderung, des Mißverständnisses, der unwillkürlich arbeitenden Einbildungskraft; im Laufe eines Jahrhunderts muß sie mindestens dreimal neu in ein Gedächtnis geprägt werden, da drei Geschlechterfolgen auf das Jahrhundert gehen.

Im Jahre 1899 wurde in der Mark Brandenburg ein großer Grabhügel ausgegraben, das sogenannte Königsgrab von Seddin. Von diesem Hügel war schon früher immer die Sage gegangen, daß in ihm ein großer Fürst begraben liege, in einem dreifachen Sarge, einem erzenen, einem silbernen, einem goldenen. Und man fand im Jahre 1899 tatsächlich folgendes: Ein Brandgrab mit auffallend reichen Beigaben, also das Grab eines Fürsten; die Asche war in einer großen Urne beigesetzt; um diese fand man noch Reste einer Holzkiste und diese wiederum war umgeben von einer sorgfältigen Setzung von Steinplatten. Also aus der älteren Hallstattzeit, in welche man das Grab setzt (Forrer, Reallexikon), hatte sich eine den Tatsachen nahekommende Überlieferung von dieser Fürstenbestattung in einem dreifachen Sarge erhalten; über einen zweimaligen Bevölkerungswechsel hinaus, nämlich die Abwanderung der Semnonen, deren Ersatz durch die Slawen und die Wiederbesetzung durch deutsche Stämme bei der Besiedlung des Ostens. Unterstützt wurde hier die Überlieferung freilich durch das Bestehen eines weitverbreiteten

germanischen Brauchs. Paulus Diakonus, der Geschichtschreiber der Langobarden, berichtet mehrfach von solchen Fürstenbestattungen in dreifachem Sarge.

Und es gibt noch verblüffendere Fälle. In dem mecklenburgischen Dorfe Peccatell wurde der berühmte Weihekessel der Schweriner Sammlung gefunden. Dazu erzählt Forrer, Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer, beim Worte Peccatell: „Bemerkenswert an diesem seltsamen Funde ist weiter, daß nach Lisch, Mecklenburgische Jahrbücher, die Volkstradition schon vor der Öffnung dieser beiden Grabhügel von Schmäusen erzählte, welche die „Unterirdischen" im größeren Hügel abhielten und sich dazu vom kleineren Hügel einen Kessel liehen." Der größere Hügel enthielt die deutlichen Überreste einer Feuerstelle, der kleinere den Kessel!

Abb. 124. Kessel von Peccatel.
Nach „Henne am Rhyn.", Deutsche Kulturgeschichte.

Ihren heiligsten Kessel verehrten die Kimbern dem Kaiser Augustus, als sie nach dem Geschwaderbesuch des Tiberius vom Jahre fünf nach Christi eine Gesandtschaft an den römischen Hof schickten. Damals war der Kessel, den wir uns ungefähr so vorzustellen haben wie den von Peccatel, ein wichtiges gottesdienstliches Gerät und deshalb wurde er der späteren, christlich beeinflußten Vorstellung zum Handwerkszeug der Hexe.

Im Jahre 1905 wurden bei der Stadt Sköfde in Schweden eine goldene Kette und Goldbarren im Gewicht von 4 Kilo gefunden. Dazu heißt es im Bericht der Zeitschrift für Ethnologie 1905 S. 365: „Bemerkenswert ist, daß schon seit alter Zeit in der dortigen Gegend die Sage ging, daß in der Kiesgrube ein Schatz vergraben liege." Die Fundstücke gehören der sogen. Wikingerzeit an.

Es sind in der heutigen christlich beeinflußten Volkssage jedenfalls unholde Geister, die in den Hügeln von Peccatel ihre Feste feiern, weil sie eben einer vorchristlichen Geisterwelt angehören. Die germanische Frauenverehrung erhob die Frauen zu Priesterinnen. Daß die Hexenverfolgungen sich vorzugsweise weibliche Opfer suchten, steht damit in ursächlichem Zusammenhang. Die Vertreterinnen

des alten Götterdienstes hatten in der Volksvorstellung eine gewisse Weihe und den Ruf übersinnlicher Kräfte behalten. Deshalb mußten sie von der Kirche verfolgt werden. Die Hexe der späteren Zeit führt Zauberstab und Hexenkessel; das sind genau die Abzeichen der früheren Priesterin, Runenstab und Weihekessel (A. Freybe, Deutsches Frauenlob, S. 9).

Es ist erklärlich, wenn auch nicht gerade rühmlich, daß sich die Hexenverfolgung in den geistlichen Fürstentümern am längsten erhalten hat. In Preußen hat schon Friedrich Wilhelm der Erste, in Österreich Maria Theresia die Hexenverfolgungen beseitigt, die in Preußen schon vorher tatsächlich nicht mehr vorkamen. Dagegen hat der Fürstbischof von Würzburg noch 1749, der Fürstabt von Kempten im Allgäu noch 1774 je eine Hexe hinrichten lassen; vgl. Karl Weinhold, Die deutschen Frauen, Bd. 1, S. 78.

Der erwähnte Kessel in Schwerin zeigt uns ein solches gottesdienstliches, dem Kelche entsprechendes Gefäß der vorchristlichen Zeit in tadellosem Erhaltungszustand. Der berühmte Kessel aus Judenburg in Steiermark, jedenfalls keltisch, hat sicher auch einen gottesdienstlichen Zweck.

Der so stark asiatisch beeinflußten Lehre der römischen Kirche mußte an sich die germanische Heilighaltung der Frau Widerspruch erregen. „Keine Frau durfte sich dem christlichen Altar nähern und keinen noch so äußeren Dienst an ihm und für ihn besorgen. Beim Abendmahl durften die Weiber als unreine Wesen die Hostie nur mit dem Schleier anfassen, um sie in den Mund zu stecken. So läßt sich begreifen, daß die deutschen Frauen sich jetzt gern den ketzerischen Sekten anschlossen und hier für ihre Neigung zur Innerlichkeit, zum Geheimnisvollen und Gottesdienstlichen mehr Befriedigung fanden als in der herrschenden Kirche, welche nun gegen das Hexenwesen einen vielhundertjährigen Kampf führen zu müssen meinte“ (E. Grötzinger, Reallexikon der deutschen Altertümer, S. 288).

Der geschichtliche Zusammenhang der Hexenverfolgung mit der Inquisition, der Ketzerverfolgung, steht fest. In Deutschland war die Inquisition nie recht so zur Entwicklung gekommen wie in anderen Ländern. Konrad von Marburg, durch seine rohe Behandlung der hl. Elisabeth bekannt, hatte es versucht und es auch auf eine gewisse Zahl von Opfern gebracht. Aber er wurde dann noch beizeiten von hessischen Rittern erschlagen, im Jahre 1233. Innozenz der Achte glaubte das Machtmittel der Inquisition aber nicht entbehren zu können und beschloß, es in etwas anderer Weise, als Hexenverfolgung, in Gang zu setzen; unter geschickter Benutzung von alten übersinnlichen Vorstellungen, die noch im deutschen Volke lebten. Man kann den Deutschen bekanntlich nur sehr schwer im offenen Kampf besiegen, aber sehr leicht betören. In der Bulle Summis desiderantes vom 5. Dezember 1484 gab Innozenz der Achte die Losung, die seit etwa 1450 in Frankreich begonnenen Hexenverfolgungen auch in Deutschland im Großen und planmäßig einzurichten; er wies auf das gefährliche Überhandnehmen der Hexerei in Deutschland hin und beauftragte die Dominikaner Kramer und Sprenger mit der Ausführung; sie gingen ans Werk, mit Folter und Inquisitionsverfahren. Diese sind bekanntlich auch eine Kulturerrungenschaft, die dem germanischen Norden erst aus der Mittelmeerwelt aufgezwungen wurde, ebenso wie der semitische Gedanke des Talion, der gleichen Wiedervergeltung. Im Hexenprozeß lautete gewöhnlich die erste Frage: Glaubst du an Hexerei und an die Hexenzusammenkünfte? Sagte die Beschuldigte nein, so war sie schon damit der Ketzerei schuldig, denn die — damalige — Kirche lehrte ja, daß es Hexen gebe. Bejahte die Beschuldigte die Frage, so war sie damit auch verdächtig; sie weiß Be-

scheid über Hexerei; also hat sie damit zu schaffen. Beide Hexenrichter, Sprenger und Kramer, waren Professoren der Theologie. Welche Abwärtsentwicklung des Geistes in der Kirche bedeutet die Bulle von 1484 gegenüber der Tatsache, daß ums Jahr 780 Karl der Franke, der Große, den mit schwerer Strafe bedrohte, der so dumm und ketzerisch sei, an Hexerei zu glauben; daß ums Jahr 1000 Burchard von Worms den mit mäßigen Kirchenbußen, wie besonderem Fasten und ähnlichem bedrohte, der zauberische Gebräuche mitmachte.

Damals war die Kirche in Deutschland eben noch germanisch geleitet; die Alleinherrschaft des Bischofs von Rom über die christliche Kirche des Abendlandes bereitete sich zwar damals schon vor; aber sie war noch längst nicht in dem Maße ausgebildet wie später, mit dem äußersten, nicht mehr überbietbaren Höchstpunkte in der Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes. Im Mittelalter, also zur Zeit ihrer höchsten Blüte, lag das Herz des Christentums keineswegs im Mittelmeerbecken, sondern am Nordseeabhang Europas, wo auch der Brennpunkt des geistigen Lebens und der staatlichen Ordnung war. Um das einzusehen, braucht man nur an die geschichtliche Tatsache zu denken, daß in den Jahrhunderten, als das eigentliche Deutschland, das Herzland Europas, christlich gemacht wurde, der größte Teil des Mittelmeerbeckens ja dem Christentum wieder verloren ging, an den Islam.

Es ist geschichtsnachträgliche Geschichtsklitterung, wenn man Rom, „die alte Heidin", wie der gut katholische Joh. Nep. Sepp vom kirchlichen Rom schreibt, als einen Mittelpunkt des Christentums ansieht. Rom ist durch die unausrottbar an diesem Orte haftende Überlieferung der Weltherrschaft und durch die Päpste zwar zum politischen Mittelpunkt, zum Ausgangspunkt der machtstaatlichen Bestrebungen der Kirche geworden. Aber diese waren an sich schon ein Abfall vom Christentum; denn sein Stifter hat gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", sondern in den Gemütern; Rom und Christentum sind vielmehr Gegensätze. Die Kirche mußte notwendig in Rom verweltlichen; zu einer bloßen Machtordnung, statt einer Gesinnungsgemeinschaft, werden.

Bemerkenswert an den Hexenverfolgungen ist, daß sie wie schon erwähnt, in den geistlichen Gebieten am schauerlichsten gewütet haben, daß dagegen die größeren weltlichen Fürstentümer, besonders das Herzogtum Württemberg, und die größeren Reichsstädte, sich besser gehalten haben, als die ritterschaftlichen Gebiete und die kleineren Reichsstädte; daß die aristokratisch regierten Kantone der Schweiz wesentlich vernünftiger waren als die demokratischen (siehe Carl Mayer, Der Aberglaube des Mittelalters, 1884).[158])

O. Böckel, Die deutsche Volkssage, berichtet von Schlachtfeldsagen, die rein als Sagen galten und bei denen später der Spaten erwiesen hat, daß die Volkssage tatsächlich eine Kunde von Vorgängen erhalten hatte, die der Geschichte völlig verloren gegangen waren. „Am Ödlisberg im Aargau öffnete man 1835 einen Hügel, von dem die Sage ging, daß dort Geisterscharen kämpften, und fand darin Gerippe und schwarze Asche, offenbar Überreste von Gefallenen."

[158]) Grimm und Lachmann glaubten, daß der Hexenwahn im wesentlichen nordischen Ursprungs sei. Das hat sich aber als unrichtig herausgestellt; vgl. H. B. Schindler, Der Aberglaube des Mittelalters, S. 319 ff.: „Das Hexenwesen hat sich nicht von Norden nach Süden, sondern von Süden nach Norden verbreitet . . . alle Einzelheiten des Hexenwesens waren bereits in der römischen Kirche bekannt, ehe von der Bekehrung Deutschlands, besonders des nördlichen, die Rede war."

Die Stelle bei Altötting, wo 912 die Bayern über die Ungarn siegten, heißt heute noch das Mordfeld (Alb. v. Hofmann).

Ausgrabungen im Kölner Dom 1886 ergaben die genaue Richtigkeit einer uralten und für rein sagenhaft gehaltenen Überlieferung des Volksmundes, daß in die Grundmauern des Doms ein römischer Kanal einbezogen sei (Bonner Jahrbücher, Bd. 82, 1886).

Eine alte Sage der Gegend berichtet, das Dorf Metze sei vor uralten Zeiten eine ansehnliche Stadt gewesen. Neuerliche Forschung hat sehr wahrscheinlich gemacht, daß Metze wirklich die Stelle von Mattium, der Opfermahlstätte der Chatten, bezeichnet, wo sie im Jahre 15 nach Christus von Germanikus überfallen wurden (Tacitus, Annalen), vgl. Karl Heßler, Hessische Landes- und Volkskunde, Bd. I, 2, S. 190.

Von der gewaltigen Steinsetzung des Stonehenge geht bei den Umwohnern der Glaube, „daß, wer ein gutes Jahr haben wolle, am Sankt Johannistage von Stonehenge aus den Sonnenaufgang beobachten müsse" (Willy Pastor, Altgermanische Monumentalkunst, S. 311). Also es hat sich durch bald vier Jahrtausende im Volksmund die richtige Erinnerung erhalten an die Bestimmung dieser Steinsetzung zur Himmelsbeobachtung und Sternkunde; was die Wissenschaft erst ganz neuerdings wiedergefunden hat; der englische Sternkundige Lockyer berechnet in seinem 1906 erschienenen Werk über das Stonehenge darnach das Jahr der Erbauung des Stonehenge auf 1685 vor Chr.

In Straßburg wurde noch zu unserer Zeit von der Kirche St. Aurelien erzählt, daß hier der Franke Arbogast begraben sei. Robert Forrer fand bei Ausgrabungen vor einigen Jahren dort tatsächlich reichausgestattete merowingische Gräber. Also die Überlieferung hatte die geschichtliche Tatsache, daß hier seinerzeit fränkische Vornehme begraben wurden, durch so viele Jahrhunderte richtig aufbewahrt, wenn sie sich auch begreiflicherweise aus dem volksmäßigen Bedürfnis nach Anschaulichkeit heraus einen bestimmten Namen hinzugedichtet hatte.

Es hat sich herausgestellt, daß die in Deutschland zahlreichen Höhen mit dem Namen Hausberg meist Spuren vorgeschichtlicher Ansiedelungen tragen (Robert Forrer, Reallexikon der vorgeschichtlichen Altertümer). Der Bergname ist wie gesagt häufig; ich erwähne den von Forrer noch nicht herangezogenen Hausberg bei Butzbach in Oberhessen mit umfangreichen Ringwällen und Siedelungsresten. Diese Überreste sind alle erst in den letzten Jahr-

zehnten wieder entdeckt; aber der überlieferte Name hat die Tatsache, daß der Berg früher bewohnt war, über ein Jahrtausend lang treu bewahrt. In den hessischen Sagen, herausgegeben von J. W. Wolf, 1853, wird vom Hausberg erzählt, er sei früher bewohnt gewesen und ein alter heidnischer Gott habe dort oben gesessen; was also nun als zutreffend erwiesen ist.

Bei Schloß Amboden, unweit Hasenpoth im Libauischen Kreise, ging von einer bestimmten Stelle im Gelände die Sage im Volksmunde, daß dort Schätze vergraben seien. Äußerlich war nur ein stark abgeflachter Hügel zu sehen, bei dem man künstliche Errichtung vermuten konnte. Der Besitzer des Schlosses, ein baltischer Edelmann, ließ schließlich graben und man fand sehr reich ausgestattete Gräber aus der sogenannten Wikingerzeit; als die Nordmänner von Björkö her ihren Weg nach Süden durch diese Gegenden nahmen, die Düna hinauf, über die schmale Landbrücke zum Dnieper und dann diesen hinunter in die südlichen Meere. Hier ist wohl die richtige Nachricht einfacher so zu erklären, daß an dieser Stelle schon früher Einzelfunde gemacht worden waren.

Robert Forrer (vgl. Anzeiger für elsässische Altertumskunde, Sept. 1916, S. 811) berichtet noch von einem anderen merkwürdigen Fall außer jenem sogenannten Grabe des Arbogast. Es wurden ihm vor dem Beginn der Ausgrabung an den Hügelgräbern von Rimsingen merkwürdige Besonderheiten von dem hier befindlichen angeblichen „Grab des Attila" erzählt, der in einem goldenen Sarge liege mit einem Stein darauf. Tatsächlich war die Bestattungsart eine ganz ungewöhnliche, wie die Ausgrabung ergab, und ihre Besonderheit ließ sich ungefähr mit diesem Jahrtausende alten mündlichen Bericht von der Leichenfeier in Einklang bringen. Also auch hier hatte die mündliche Überlieferung durch eine lange Reihe von Jahrhunderten etwas richtiges aufbewahrt.

Der Hexen- und Teufelspuk, der sich um den Brocken versammelt hat, hat sicherlich geschichtliche Unterlagen; daß nämlich die Niedersachsen, denen die Franken so gewaltsam das Christentum aufgezwungen haben, in den spärlich besiedelten Gebieten des Harzes auch nach dieser gewaltsamen Bekehrung noch heimlich an abgelegenen Stellen ihre heidnischen Feste gefeiert haben. „Mit dem Teufel, den sie fabeln, wollen wir sie selbst erschrecken." (Goethe).[159]) Die Altgläubigen benutzten die Angst der Christen vor den bösen Geistern, um Störenfriede von ihren Feiern fern zu halten.

[159]) Wo hat Goethe diese Nachricht her? Daß er eine bestimmte Unterlage dafür hatte, scheint mir sicher. „Goethe wußte Alles."

Eine alte Moorbrücke westlich Leer in Ostfriesland, aber auf holländischem Gebiet, hieß im Volksmunde die „Romeinsche Brugg". Sie galt den Gelehrten als mittelalterlich; neuerlich ist sehr wahrscheinlich geworden, daß sie ein römischer Bohlenweg aus der Zeit des Germanikus ist (vgl. A. Wilms, Der Hauptfeldzug des Germanikus, S. 74); also auch hier war die Volksmeinung zutreffend.

Die mündliche Überlieferung des Volks, Gebräuche und Sitten, sind sehr viel verläßlichere geschichtliche Quellen, als man lange Zeit annahm. Gebräuche überdauern vielfach sehr lange die steinernen und erzenen Zeugnisse. Märkte und Feste haften an bestimmten Stellen, auch wenn die Ansiedelung oder die kirchliche Stätte, die den Markt entstehen ließ, längst spurlos verschollen ist. „An einer ganzen Reihe von Kastellplätzen, die heute und seit langer Zeit völlig verlassen liegen, sind im Mittelalter und bis in die neuere Zeit, ja beim Kastell Altenburg-Heftrich im Taunus bis zum heutigen Tage, Märkte für eine ganze Reihe diesseits und jenseits des Limes gelegener Dörfer abgehalten worden" (Georg Wolff, Frankfurt in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, S. 103). Ich erinnere an den oben, in Abschnitt 2, erwähnten Jahrmarkt in Keferlohe bei München, der offenbar ebenfalls in sehr frühe Zeiten zurückweist.

Auch die Ackergrenzen könnte man in diesem Zusammenhang erwähnen, die, wie Meitzen nachgewiesen hat, in manchen Gegenden, z. B. bei Friedberg in der Wetterau, noch deutlich die Linien der römischen Landmesser erkennen lassen oder bis vor kurzem erkennen ließen; denn die Feldbereinigung oder Güterzusammenlegung wird in einiger Zeit nun endgültig diese Spur zerstören.

In einem archäologischen Bericht, siehe Seemannsche Kunstchronik, Jahrg. 1919 auf 1920, S. 876, wird aus dem vorrömischen England berichtet, daß in den englischen Domesdayboks der sächsische Königsfrieden auf die gleiche Entfernung von der Stadt Silchester festgelegt wurde, die die römische Verwaltungseinteilung von der vorher bestehenden keltischen Niederlassung übernommen hatte. „Die gallischen Transitzölle der vorrömischen Periode lebten ebenfalls in gewissen, den Kirchen zufallenden Zöllen, fort, die den fremden, die Stadt betretenden Kaufleuten abgenommen wurden."

Alexander von Peez glaubt in der merkwürdigen und uralten Pferdezucht des Sennegebiets am Teutoburgerwald ein altes germanisches Gestüt von heiligen, zunächst für die Tempelzwecke gehaltenen Rosse erkennen zu können.

„Die Holedauer Schimmel stammen von den alten Götterrossen ab, da man diesen zu Ehren nur weiße Pferde züchtete" (Joh. Nep. Sepp, Die Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand, S. 197).

Diese Hinweise sind hier nur zufällig zusammengetragen, da sie für den unmittelbaren Zweck dieser Untersuchungen nur Erläuterungen bieten. Eine nähere Erforschung und vorsichtige Prüfung solcher in Überlieferung und Volksleben bestehenden Urkunden könnte nach vielen Richtungen wichtige wissenschaftliche Ergebnisse zeitigen.

Die Grabhügel von Seddin und Peccatel müssen vor der slawischen Besetzung liegen. Die richtige Überlieferung hätte also ebenso wie in Silchester einen zweimaligen Bevölkerungswechsel dieser Gegenden überdauert; nämlich die Abwanderung der Germanen und die Besetzung durch die Slawen; und die spätere Wiederverdrängung der Slawen durch die Germanen. Es ist aber nicht möglich, daß eine mündliche Überlieferung sich ohne lebende Träger erhält. In einem Vortrag vor der Anthropologenversammlung 1886 in Stettin (Bonner Jahrbücher, Bd. 82) berichtet Dr. Jahn aus Pommern, daß der Volksaberglaube dort noch aus dem germanischen Altertum stamme und durch die spätere slawische Einwanderung wenig verändert sei. Ist nicht aus diesen Tatsachen zu folgern, daß in beiden Fällen der Wechsel der Bevölkerung in den Unterschichten nicht so gründlich war als man annimmt und daß mehr nur die Herrnschicht wechselte. Die Sprache scheint, wie das trotz der welschen Sprache immer noch in den Unterschichten wesentlich germanische Nordfrankreich dartut, verhältnismäßig beweglich zu sein, und daher nicht entscheidend. In seinen ackergeschichtlichen Studien über Sizilien hat Aug. von Waltershausen nachgewiesen, daß trotz des vielfachen Wechsels der herrschenden Schichten in Sizilien, nämlich der Griechen, Karthager, Römer, Normannen, Deutschen, Franzosen (Anjou) usw. die sikulische Unterschicht immer die gleiche geblieben ist.

Ausgrabungen an der Via Appia (Seemannsche Kunstchronik Nr. 52, 1920) haben erwiesen, daß eine uralte Überlieferung über die Gräber der Apostel wahrscheinlich richtig war; „vor allem darf man wieder einmal feststellen, daß man die alten Überlieferungen nicht so leicht vernachlässigen soll". Professor Wossidlo will die Forschung nach der berühmten alten Wendenstätte Rethra ganz auf die im Volksmunde noch lebende Überlieferung aufbauen (Korrespondenzblatt d. dtsch. Gesch. u. Altert.-Ver. 1909).

„Wo ferne Ereignisse verloren gegangen wären im Dunkel der Zeit, da bindet sich die Sage mit ihnen und weiß einen Teil davon zu hegen" (Jakob Grimm).

Dafür sind im vorstehenden einige Beispiele gebracht worden. Grimm fährt aber an der betreffenden Stelle fort: „wo der Mythus geschwächt ist und zerrinnen will, da wird ihm die Geschichte zur Stütze".

Es ist sicher, daß die Sage von Siegfried und der von ihm befreiten Walküre Brünhild ihre älteste Wurzel hat in der Sonnenverehrung und ihren dichterischen Einkleidungen, der Befreiung der Sonnenjungfrau aus der Gewalt der Winterriesen. Es ist aber ebenso sicher, daß in der uns erhaltenen Gestalt der Sage, und zwar auch schon in der eddischen Form, nicht nur im Nibelungenlied, geschichtliche Vorgänge damit verschmolzen sind; der Untergang der Burgunder durch die Hunnen, ferner Dieterich von Bern; vielleicht auch der Streit der fränkischen Königinnen Brünhilde und Fredegunde (Bruinier), und die Ermordung des Sohnes des Burgunderkönigs Siegmund auf Anstiften eines Weibes (Alb. von Hofmann), und möglicherweise auch das Schicksal des Cheruskerhelden Arminius. Das Volk will nicht Dichtung, um dieses späte, bewußt geschaffene und wenig lebendige Wort zu gebrauchen, sondern es will etwas, an das es als tatsächlich glauben kann. Ist ihm der lebendige Glaube an den Kampf der Sonne mit den Winterriesen entschwunden, so müssen seine Seher ihm eben von seiner Geschichte sagen; denn das Volk will Wahrheit, nicht Dichtung.

In derselben Gegend des Odenwaldes, wo am Lindelbrunnen die Sage von Siegfrieds Ermordung örtlich festgelegt ist, findet sich der Gewannname: Burgundhart (Otto Jiriczek, Die deutsche Heldensage S. 86), Spechtshart und der Ortsname Güntherfürst. Man hielt die Verbindung des Lindelbrunnens bei Grasellenbach mit Siegfried bisher für Gelehrtenerfindung. Die Überlieferung scheint aber wirklich alt zu sein. Es ist dieselbe Gegend, wo der Name Wode noch im Volke lebendig ist (vgl. oben S. 204).

Es wurde oben die sogenannte Thidrekssaga, die norwegische Zusammenstellung des Sagenkreises um Dieterich von Bern erwähnt, die aus dem 13. Jahrhundert stammt, also verhältnismäßig sehr jung ist. Waldemar Haupt, (Zur niederdeutschen Dietrichsage, 1914, Palästra, S. 79), hat in Teilen der Thidrekssaga geschichtliche Ereignisse wiedergefunden; aus den Kämpfen der Niedersachsen gegen die Slawen; insbesondere die Vernichtung einer ganzen Abteilung der Barden durch die Slawen im Jahre 1075 am Plöner See. Dieser Zug stammt natürlich aus einer niederdeutschen, nicht aus der ursprünglichen bayrisch-gotischen Fassung der Sage; der nordische Verfasser der Thidrekssaga berichtet ausdrücklich, daß Männer aus Soest in Westfalen, der Stadt der Sussatier des Tacitus, ihm die Saga erzählt hätten.

Südwestlich Gerbstedt im Mansfeldischen steht, in der Nähe des Welfesholzes, der „Hoverstein, ein Kohlensandstein, nur etwa zweidrittel Meter hoch, einen Meter breit, ein drittel Meter dick. Er hat zahlreiche Vertiefungen; seine ganze Oberfläche ist voll Nägel geschlagen; der Stein hatte ein Loch, das für den Eindruck der Hand des Grafen Hoyer von Mansfeld gehalten wurde" (vgl. Götze-Höfer, Vor- und frühgeschichtliche Altertümer Thüringens, S. 27). Daß die Glieder eines Gottes oder bevorzugten Helden sich im Felsen abdrücken, ist ein uralter wiederkehrender Sagenzug; ebenso das Benageln des geweihten Strunks. Am Graben in Wien steht der berühmte Stock im Eisen, das alte Handwerksburschenwahrzeichen Wiens. Man darf hier an eine sehr alte Überlieferung glauben; auch ohne daß man die weitgehenden Behauptungen und Gedankengespinste Guido von Lists anzunehmen braucht.[160])

Nachdem sie am Welfesholze im Jahre 1115 über den fränkischen König gesiegt hatten, hatten die Sachsen einen starken Rückfall in ihren alten Götterglauben, den ihnen der Franke mit Waffengewalt genommen hatte; sie errichteten, wie Heinrich von Herford berichtet, den Thiodute oder Tiodut, das Bild eines Kriegers mit dem Schwerte auf einer Säule. Dieses Steinmal war damals ganz sicher noch ein unmittelbarer Nachkomme der Irmensul, die die Sachsen im Jahre 531 nach ihrem Sieg über die Thüringer errichteten und der Irmensul von der Eresburg, dem sächsischen Volksheiligtum, das Karl der Franke im Jahre 772 zerstörte. Ich habe den Hoverstein am Welfesholze nicht selbst gesehen; ich weiß nicht, ob der Stein sehr alt sein kann. Aber das ist gar nicht ausschlaggebend. Die Überlieferung mit dem Handeindruck des Grafen Hoyer, mit den eingeschlagenen Nägeln ist sicher alt und in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Thiodute von 1115.

Die dortige Bevölkerung, die den Stein durch die Sage von dem Handeindruck in Verbindung bringt mit dem Grafen Hoyer und der Schlacht am Welfesholze, war tatsächlich gut unterrichtet; sie hätte der Wissenschaft, als diese einen Zusammenhang zwischen Irmensul,

---

[160]) Ich weiß nicht, wer zuerst auf den Gedanken gekommen ist nach Kriegsausbruch, diese genagelten Male zu errichten. Es muß ein in der Vergangenheit seines Volks gut unterrichteter Mann gewesen sein. Die Engländer sind auch glatt darauf eingeschnappt und berichteten in ihren Zeitungen, die Deutschen seien in das Heidentum zurück verfallen und errichteten heidnische Standbilder. Am letzten Ende, freilich nur in den untersten Tiefen der unbewußten Erinnerung, mag auch die alte deutsche Vorliebe für das hohe Steinmal, — für den Menhir, die Irmensul, den Thiodute, die Rolandsäule, den gotischen Kirchturm — noch ein wenig dabei im Spiel gewesen sein. (Vgl. oben Abschnitt 6)

Thiodute, Rolandsäule vermutete, einen wichtigen Fingerzeig geben können.

Man hat die vielfach an älteren Bildwerken sich findenden Ungetüme mit einer Kugel vor dem Rachen als die Ungeheuer gedeutet, die die Himmelslichter verfolgen; die man zu verscheuchen sucht durch lautes Geschrei: Vince luna; siege, Mond (vgl. oben Abschnitt 3). „In altdeutschen Kalendern werden Sonnenfinsternisse durch einen Drachen angedeutet, in dessen Rachen sich die Sonne befindet" (E. Mogk, Sonnendämonen, in Hoops Reallexikon).

Die „abergläubigen" Vorstellungen unserer Vorfahren über die reinigende Kraft des Wassers, über den Nutzen von Feuer und Rauch gegen ansteckende Krankheiten, haben sich einfach als zutreffend erwiesen. Ein rheinischer Arzt hat unter der Überschrift: Alte Erfahrungen in neuem Lichte, eine ganze Reihe solcher Tatsachen zusammengestellt. Die für unseren Verstand völlig unbegreifliche Sinnesfeinheit der Tiere, zum Beispiel der Ortssinn der Pferde, läßt es gar nicht als so sehr „abergläubig" sondern als recht begreiflich erscheinen, daß man vor diesem offenbar wirksamen, aber für den menschlichen Verstand so geheimnisvollen Seelenleben des Tieres Ehrfurcht hatte; daß man glaubte, die Rosse könnten auch besser den Willen der überirdischen Wesen erkennen als die Menschen; daß man die Rosse für heilig hielt und aus ihrem Verhalten den Willen der Götter erkennen zu können hoffte.

27. Die heraldische Lilie oder die dreiflammige Kerze.

Nächst dem Kreuzeszeichen und selbstverständlich im großen Abstand hinter diesem, aber doch soweit ich sehe gleich hinter ihm und sowohl an Feierlichkeit der Verwendung als auch an Umfang des Vorkommens weit vor den andern sinnbildlichen und irgendwie mit Weihe oder Zauber zusammenhängenden Zeichen, die das Mittelalter kannte, steht das Zeichen der heraldischen Lilie oder dreiflammigen Kerze.

Wir beschäftigen uns hier nicht mit ihrer heraldischen Verwendung. Diese kann naturgemäß nicht älter sein als das Aufkommen der Wappen selbst, das jetzt in die Mitte des 12. Jahrhunderts gesetzt wird. Die Zusammenhänge, denen diese Schrift nachgeht, gehen aber weiter in die Vergangenheit unseres Volks zurück. Tatsächlich ist aber auch die Verwendung der Lilie oder dreiflammigen Kerze, wie ich sie lieber nennen möchte, älter und nicht auf die Heroldskunst beschränkt. Als die Sitte der Wappen aufkam — ob sie wirklich verhältnismäßig so plötzlich und spät aufkam, wie man heute meint, bleibe dahingestellt[160a]) — begreiflicherweise die Zeichen mit Vorliebe aus dem vorhandenen Bestande an Bildern und Formen gewählt.

Daß viele der alten heraldischen Zeichen eine bestimmte sinnbildliche Bedeutung hatten, ist sicher: und es ist sehr wahrscheinlich, daß diese eben doch für sehr wichtig gehaltenen Dinge auch mit dem wichtigsten Teil des menschlichen Geisteslebens, mit dem alten Volksglauben, zusammenhingen. Aber freilich sind die dahin führenden Wege lange verschüttet. Es läßt sich übrigens der Zeitpunkt noch feststellen, zu dem dies ganz bewußt geschah. Die heutige heraldische Lehre pflegt diese Wendung sogar als den großen Fortschritt zu preisen, den die neuere Zeit, bei uns etwa der Heraldiker Spener um die Wende des 17. Jahrhunderts, gebracht habe. Die frühere Heroldskunst habe sich hauptsächlich mit geheimnisvollen Deutungen der heraldischen Zeichen aus Glaubenslehre und Aberglauben befaßt; Aberglaube nennt bekanntlich die jeweils herrschende Glaubenslehre stets alles, was der älteren, besiegten Glaubensform angehört. Die neuere heraldische Lehre habe erst eine wissenschaftliche Behandlung dieser Dinge nach ihren geschichtlichen Grund-

[160a]) In der Altbayerischen Monatsschrift, Jahrg. 5 Heft 3, wird berichtet von „einem hervorragenden Fund aus der Reihengräberzeit"; dabei ist ein Schildbuckel gefunden worden, verziert mit dem Dreibogen aus vergoldetem Kupferblech; ferner vier kleine Beschläge gleichen Stoffs, zwei Adler und zwei Löwen, die anscheinend als Zierrat auf dem Schilde gesessen haben, also ganz heraldisch verwendet waren.

lagen und ihrer Entwicklung gebracht. Es wird Aufgabe einer tieferen, geschichtlichen Auffassung sein, jene von verstandesklugen Zeiten mißachteten Dinge, jene Deutungen selber, einmal zu untersuchen. Selbstverständlich nicht, um an sie zu glauben, aber um diese Vorstellungen als solche, als Erscheinungen des sagenbildenden und religiösen Volkslebens, zu untersuchen. Es muß hier eine ähnliche Bewegung einsetzen, wie vor einigen Jahrzehnten mit der Volkskunde (Volkslore). Eine flache und „selbstkluge“ [161]) Zeit hat die alten Gebräuche und Vorstellungen gering geschätzt, die in den Unterschichten des Volkstums leben und vielfach uralte Dinge erhalten haben, ja selbst vergessene Wahrheiten bergen können; man hat diese Vorstellungen gering geachtet in kindlichem Stolz, daß man nicht mehr an diese Dummheiten glaube. Daß diese Vorstellungen selbst, die Tatsache, daß sie im Volkstum lebten und zum Teil noch leben, auch einen Gegenstand der wissenschaftlichen Betrachtung bilden könne und bilden müsse, wenn man die Volksseele und ihre völkerpsychologische Entwicklung kennen lernen will, hat zuerst die Religionsgeschichte erkannt.[162])

Die dreiflammige Kerze muß ein Zeichen von hoher Weihung gewesen sein. Es ziert die Krone und den Szepter der Könige. „Bei Ausgestaltung des Szepters tritt die Form der Lilie hervor, die im Mittelalter in Deutschland wie in Frankreich die herrschende Form wird“ (Karl von Amira, Der Stab in der germanischen Rechtssymbolik, besprochen von Richard Schröder in der Zeitschrift der Savignystiftung, Germ. Abt., Bd. XXX). Man braucht dafür keine Belege zu bringen, weil diese überall zutage liegen. Ich erinnere nur an die Nachbildung der deutschen Königskrone, die das Reliquiar mit dem Kopfe Karls des Großen im Domschatz in Aachen auf dem Haupte trägt oder an die Steinbildnerei, die so-

[161]) Verdeutschung für rationalistisch, von Goethe.

[162]) Es ist scheint mir deshalb verkehrt, wenn Otto Hupp, Runen und Hakenkreuz, alle Versuche einer Erklärung und Deutung der heraldischen Zeichen aus zeitlich weiter zurückliegenden Formen und Vorstellungen zu erledigen glaubt durch den Hinweis darauf, daß die Wappen ja verhältnismäßig jung seien. Selbst wenn das richtig sein sollte, ist damit doch nicht das Hineinspielen älterer und uralter Vorstellungen in diese spätere Verwendung der Zeichen ausgeschlossen. Zwar stimme ich mit Otto Hupp überein, daß die Lehre Guido von Lists im wesentlichen ein Spiel der Einbildungskraft ist; und insbesondere seine genaue Deutung und Lesung der vorausgesetzten, schon nach ihrem Vorhandensein zweifelhaften oder vielmehr meist nur von seiner Einbildungskraft geschaffenen runischen Inschriften im Gebälk von Häusern und in Wappen. Aber etwas ganz anderes ist es, ob nicht die alten Sinnzeichen noch weiter verwendet wurden, wo man nun für die sich einführenden Wappen absonderliche Zeichen brauchte. Ein so vorsichtiger Forscher wie der Deutschrechtler Hohmeyer hat nicht gezweifelt, daß in den Hausmarken, die er in jahrzentelanger Arbeit aus Niederdeutschland gesammelt hat, Runenzeichen stecken. Ebenso in den Steinmetzzeichen; der Geheimniskrämerei der Bauhütten mußte ein Zeichen um so lieber sein, je unverstandener es war.

genannte Investitur, in Maastricht, um 1200, die man als eine Belehnung durch Kaiser Friedrich I. von Hohenstaufen deutet (Abbildung bei Ligtenberg, Die romanische Steinplastik in den Niederlanden).

Die Rechtsgeschichtler sind der Meinung, die dreiflammige Lilie oder Kerze sei das Zeichen des Königsfriedens; sie versinnbildliche das Friedegebot des Königs.

Das Zeichen muß aber neben dieser weltlich-staatlichen Bedeutung, wenn diese zutrifft, noch eine kirchlich-glaubensmäßige gehabt haben. Es kommt sehr häufig und an bedeutsamen Stellen

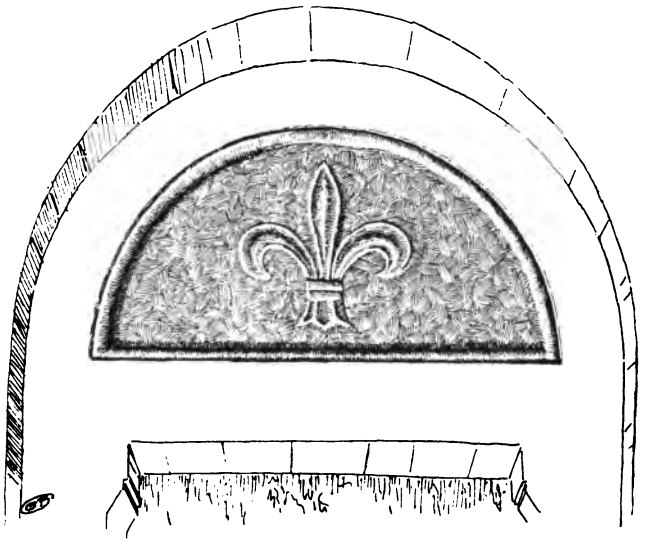


Abb. 125. Bogenfeld in Bebenhausen.

kirchlicher Gebäude vor. Ich bestreite nicht, daß es vielfach auch rein ziermäßig verwendet sein kann und ohne eine besondere sinnbildliche Bedeutung. Aber das trifft auf das Kreuz ebenfalls zu; nämlich daß es gelegentlich einmal auch bloß als Schmuckform verwendet wird; trotzdem wird niemand seine sinnbildliche Bedeutung bestreiten. Ich nenne zunächst einige Beispiele, ganz zufällig herausgegriffen, wo die Form der Kerze wohl vorwiegend oder vielleicht sogar ausschließlich als Zierform gewählt ist. An der reizvollen Pauluskirche in Worms („voll origineller Einfälle" Dehio), die in den Anfang oder die Mitte des 13. Jahrhunderts gesetzt wird, sind die Strebepfeiler mit Lilien gekrönt. Das Chorgestühl zu Doberan,[163]) die Eingangstür des Chors an der Kirche in Steffenshagen in

[163]) Abbildung bei Curt Habicht, Die niedersächsisch-mittelalterlichen Chorgestühle.

Mecklenburg-Schwerin sind, letztere an der ganzen Bogenrundung, mit freistehenden Lilien verziert (Abbildung bei Hans Much, Norddeutsche Backsteingotik).

Der noch vorgotische Taufstein in Altötting ist rings um die Bauchung verziert mit wiederkehrenden Lilien in rundbogiger Umrahmung. Ein ganz ähnlicher steht in Burgkirchen am Wald, Bezirksamt Altötting; in Biburg bei Abensberg; in Grunau, Kreis Weißenfels (Prov. Sachsen). In allen diesen Fällen wird man behaupten können, die Lilie sei dabei reine Schmuckform. Aber dieser Einwand ist meines Erachtens kaum mehr möglich gegenüber dem Bogenfeld aus Bebenhausen, das ich vorstehend bringe oder gegenüber einem romanischen Türsturz in Rodheim vor der Höhe, Kreis Friedberg in der Wetterau; in Aue-Aylsdorf, Kreis Zeitz; weitere Beispiele ließen sich in Menge bringen.

Im Bogenfeld einer elsässischen Kirche (Neuweiler?) ist ein Kreuz gemeißelt; auf dem oberen Rand des linken und rechten Kreuzarms sitzt je eine dreiflammige Kerze oder Lilie. Auch hier kann kaum zweifelhaft sein, daß dieses Zeichen eine bestimmte Bedeutung im kirchlichen Gedankenkreis haben soll.[164])

Und die Auffassung als bloße Zier ist einfach unmöglich gegenüber dem Bogenfeld von Haubersbronn (siehe Abb. 80), das oben in Zusammenhang gebracht wurde mit dem Bogenfeld von Murrhardt, wo der christliche Priester den Heidenpriester und sein Sonnensinnbild mit dem Weihwedel bannt, während das Lamm die siegreiche Kreuzesfahne gegen ihn voranträgt; mit dem Bogenfeld von Oberröblingen am See, wo in einer ganz genau entsprechenden Darstellung das Lamm, unterstützt von dem hier nur durch die segnende Hand angedeuteten Priester, mit der siegreichen Kreuzesfahne, sich umblickend, ob die Herde ihm auch folgt, gegen das hier durch das Hakenkreuz bezeichnete Heidentum vorgeht; mit dem Bogenfeld von Eichel bei Wertheim, wo die dem Lamm feindlichen Mächte einfach durch ein Untier bezeichnet sind. Auf dem Bogenfeld von Haubersbronn steht an dieser Stelle, wo also in fester Überlieferung die unholden, heidnischen Mächte stehen, das Zeichen der Kerze oder Lilie in seiner ganz feststehenden Form der mittleren, aufrechten, etwas größeren Flamme oder Zunge und der zwei nach links und rechts heruntergebogenen seitlichen Zungen oder Blätter.

Das gibt uns nun einen deutlichen Fingerzeig, daß die Weihung

[164]) Ich kann bei den derzeitigen Verhältnissen die Ortsangabe nicht genauer machen. Das Bogenfeld ist besprochen von Eugen Müller oder von Robert Forrer im Anzeiger für elsässische Altertumskunde, Sept. 1917.

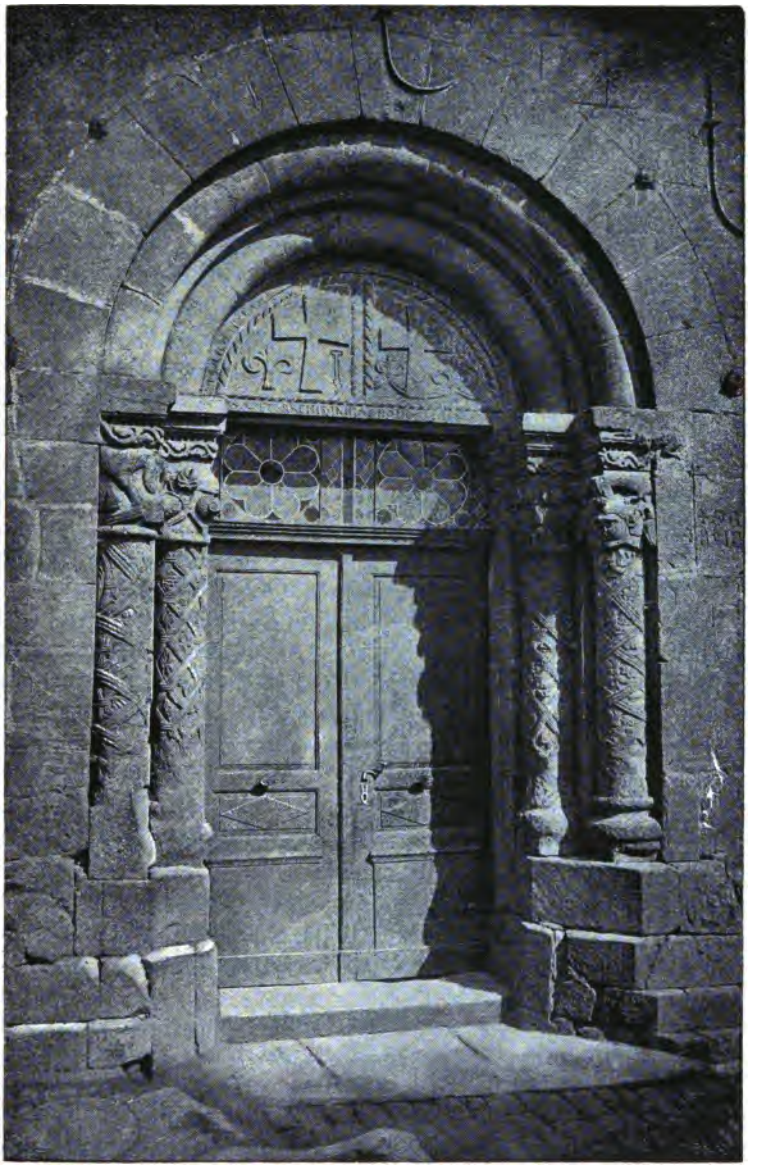


Abb. 126. Kirchtor zu Weinsberg; aus Ed. Paulus, Kunſtdenkmäler Württbg.

oder Zauberbedeutung dieſes Zeichens eine vorchriſtliche war. Wohl machte man ſich dieſe Heiligkeit des Zeichens zunutze, wie man ſich nach der Weiſung Gregors des Großen von 601 die Heiligkeit

bestimmter Orte und bestehender Gebräuche zunutze machte; wie Konstantin sich die bestehende Verehrung des Sonnengottes und seines Zeichens zunutze machte; wie heute die Weihung von wächsernen Gliedern oder die Verehrung eines unamtlichen Heiligen, wie Karls des Großen, wenigstens geduldet wird, so lange die kirchliche Behörde es für zweckmäßig hält.

In dem Bogenfeld der Kirche in Weinsberg, aus der ausgehenden Staufenzeit, in der, wie es scheint, ein gewisses Neuaufleben der alteinheimischen Glaubensvorstellungen stattgefunden hat, ist das Zeichen der Kerze feierlich mit dem des Kreuzes zusammengestellt; als ein Zeichen, das ebenfalls eine übersinnliche geheimnisvolle Bedeutung hat. Die Zusammenstellung mit dem Kreuzeszeichen kann dabei bedeuten, daß man das heidnische Zeichen dadurch bannen will; also daß man dieses als feindlich fürchtet. Es kann aber auch bedeuten, daß man dem Zeichen der Kerze dadurch noch Ehrfurcht beweisen will; ohne daß man einen Widerspruch zur Verehrung des Kreuzes dabei empfindet.

In den Bogenfeldern des rundbogigen Dachfrieses zu Weinsberg findet sich die Kerze und das gerundete Hakenkreuz. Daraus wäre eher zu schließen, daß man das Zeichen der Kerze damals als feindlich empfand; denn die Bogenfüllungen geben soweit ich sehe — Gmünd, Berchtesgaden, Brenz, Schwertsloch, Faurndau — vorwiegend unheimliche, feindlich gemeinte Sinnbilder; z. B. dämonische Fabelwesen mit Tierleib und Menschenkopf.

Die feierlichen Gestalten der Muttergottes und der beiden Fürsten, wahrscheinlich Karlmann und Pipin als Schützer Fuldas, auf den frühen Steinbildern der Kirche auf dem Petersberge bei Fulda tragen die Kerze; die Fürsten am Szepter und damit als Kennzeichen ihrer Herrscherwürde; Maria vielleicht als Himmelskönigin. Die Lilie gilt auch als Zeichen der jungfräulichen Reinheit. Der Engel der Verkündigung trägt sie vielfach in der Hand. Aber das kommt erst viel später.

Jedenfalls ist das Zeichen der dreiflammigen Kerze oder Lilie an den Steinbildern in Fulda als heiliges Zeichen gemeint und noch ohne Widerspruch gegen seine zweifellos vorhandene und später auch vermerkte vorchristliche Vergangenheit.

Eine anscheinend langobardische Platte aus dem Lateran (Abbildung bei Hanftmann a. a. O. S. 183) zeigt die Kerze oder Lilie in ihrer ganz feststehenden Form. Es ist nicht etwa ein linienhaft vereinfachtes Bäumchen; dieses hat meist Zweiteilung in der Krone oder wenigstens am Stamm eine Andeutung von mehreren Blättern. Auf einem bei Bergner, Handbuch der kirchl. Altertümer, S. 547,

wiedergegebenen Türsturz aus Elstertrebnitz hält eine Gestalt mit einem Heiligenschein das Zeichen dem Gekreuzigten entgegen, und vor dieser Gestalt steht diese Staude, oder wie man es unvoreingenommen nennen mag, noch einmal in dreifacher Größe. Bergner deutet die fast völlig gleichgebildeten Zeichen auf diesem Türsturz ganz verschieden; das eine als Lilie, das andere als Baum der Erkenntnis. Die Lilie als Beigabe der Jungfrau, wodurch offenbar Bergner nur auf diese Deutung kommt, ist aber wie mir scheint ganz spät. Bergner spricht bei dem erwähnten Türsturz mit Recht von „einer lapidaren Kurzschrift". Wir wissen aber leider noch zu wenig von der Bedeutung der einzelnen Siegel, um sie lesen zu können.

Die sogenannte heilige Kunigunde von der Bergkapelle bei Burgerroth, von der oben schon die Rede war, trägt in der rechten Hand einen Ring, in der linken die ganz kurz gefaßte und hier in keiner Weise an einen Szepter gemahnende Lilie oder Kerze. Am Schwertslocher Bogenfries erscheint ein der Kerze sehr verwandtes wenn auch etwas schlanker als gewöhnlich ge-

Abb. 127.
Gebälkträger von der Kunigundenkapelle bei Burgerroth.

bildetes Zeichen und hier in besonderer Weise; umgebogen an einer Stelle, an einer anderen gekreuzt mit dem gleichen Zeichen.

Das ist sicher so zu verstehen, daß dieses Zeichen noch als feindlich, dämonisch empfunden wurde und auf diese Weise unschädlich gemacht werden sollte (vgl. oben Abschnitt 2). Es wurde auf die Möglichkeit hingewiesen, daß das Zeichen dort mit der Rune des Schwertes und Schwertgottes zusammenhängt; dort, wo aller Wahrscheinlichkeit nach ein Heiligtum des Ziu bestand; wo sich Denkmäler erhalten haben (an der Spitalskirche in Tübingen, vgl. oben Abschnitt 20), die das Bestehen vorchristlicher Sonnenverehrung an dieser Stelle beweisen.

Ziu war der ältere Hauptgott der Germanen, besonders der Alemannen, und als solcher, bevor ihn Wodan aus dieser Stelle als Himmelsgott verdrängte, auch Sonnengott.

Daß das Zeichen der ineinander sitzenden Kreise, des Kreises und Rades überhaupt ein Sinnbild der Sonne war, ist sicher. Daß die sogenannte heilige Kunigunde von Burgerroth eine einheimische vorchristliche Göttin auf der einsamen Kuppe verdrängen sollte und daß die Erbauer des Kirchleins bewußt dieses Ziel verfolgten, halte ich auch für sicher.

„Es ist sehr auffallend, wie gerade im Elsaß", schreibt der Anzeiger für elsässische Altertumskunde, 1917, S. 811, „das Sonnenrad auf romanischen Türstürzen und Grabplatten verhältnismäßig häufig wiederkehrt." „Früh tritt auch neben das Rad und das Kreuzmotiv oder an dessen Stelle die Lilie." „Wie das Kreuz . . . in annähernder Gestalt bereits in vorchristlicher Zeit als religiöses Symbol auftritt, läßt sich die Lilie schon in Ägypten und bei den Etruskern als heiliges Zeichen nachweisen."

An der Kirche in Tiefenort findet sich ein früher, sicher romanischer, wenn nicht vorromanischer Türsturz (Abbildung in Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens, Heft 37 S. 61, Verlag Gustav Fischer); in der Mitte das Kreuz, auf einer kleinen gewölbten Erhöhung aufgerichtet; links und rechts davon je zwei Lilien oder auch Stauden; sie enthalten noch Zwischenblätter zwischen dem aufrecht stehenden Blatt und den Seitenblättern; diese Zwischenblätter sind verschieden stark ausgebildet, so daß zwei der Lilien wie mehrblättrige Stauden aussehen. Der Ort hieß früher Dieffeshart; oder vielmehr er heißt mündlich noch so; Tiefenort ist eine „Sprachverschönerung" (s. S. 38) der Schreibstube. Hart ist das alte Wort für Waldgebirge (Harz, die Hardt, silva Hercynia). Der Name des Orts könnte also sehr wohl einen dem Tiu geweihten Wald bedeuten. Die Kerzen oder Lilien, die neben das Kreuz gestellt sind, haben ganz sicher eine bestimmte

Zauberbedeutung; es erhebt sich dieselbe Frage wie in Schwertsloch; bedeutet die Lilie das Licht des Himmelsgottes oder seine etwas verhehlte Rune? Die nahegelegene Krayenburg (1184 zuerst erwähnt) zeigt eine vorgeschichtliche Wallanlage.

Bartel Hanftmann (Hessische Holzbauten, Elwert, Marburg), der die richtige Deutung der Hirsauer Gestalten zuerst ausgesprochen hat, sieht in der dreiflammigen Kerze oder Lilie ein Sinnbild des Feuers und damit, wegen des zweifellos bestehenden Zusammenhangs zwischen Sonnenverehrung und Feuerverehrung, auch des Sonnendienstes. Hanftmann findet in der Holzkunst, an Hausbalken, häufige Darstellung des Leuchters und sieht darin eine Beziehung auf Kerzenopfer und Feuerverehrung. „Holzleuchter waren den Alemannenleichen zugelegt, die Wolfgang Menzel zu Oberflacht im württembergischen Oberamt Tuttlingen aufgefunden hat" (E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit S. 166).

Es ist zunächst nur eine Vermutung, daß die dreiflammige Kerze das heilige Feuer bedeute. Sie hat vieles für sich. Aber ich lasse ihre Richtigkeit dahingestellt und beschränke mich auf folgende im Zusammenhang unserer Erörterungen sich ergebende Hinweise. Daß die bei den Germanen alteinheimische Verehrung der Sonne nicht sofort mit der amtlichen Einführung des Christentums verschwunden war, sondern noch lange Jahrhunderte von der neuen Kirche bekämpft werden mußte, wäre schon nach den allgemeinen Entwicklungsgesetzen des religiösen Lebens der Völker als sicher vorauszusetzen; es ist aber (vgl. oben Abschnitt 20) durch steinerne Urkunden einwandfrei zu erweisen. Daß die Verehrung des Feuers enge zusammenhängt mit der Sonne, ist ebenfalls eine allgemeine und auch in der Religionsgeschichte anderer Völker zu beobachtende Tatsache.

„Feuer ist das Beste dem Erdgebornen
Und der Sonne Schein",

lautet ein Weisheitsspruch Odins (Edda).

„Unzweifelhaft ist das Feuer ursprünglich ein Sonnenzauber, der Sonnenschein hervorzurufen bezweckte" (Martin Nilsson, Primitive Religion S. 32). Äußere Gebräuche, bestimmte feststehende Handlungen haben nun meist noch eine stärkere Lebenskraft als die zugrunde liegenden gedanklichen Vorstellungen. „Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel", schreibt Richard Andree, Votive und Weihegaben des katholischen Volks in Süddeutschland, S. 77, „daß der Gebrauch der Wachskerzen in der christlichen Kirche aus dem heidnischen Rom übernommen ist, wofür allein schon beweiskräftig ist, daß anfangs die christliche Kirche gegen diese Sitte eiferte. Lactantius, der Lehrer Konstantins, rief aus: „Sie zünden Gott Lichter an, als ob er im Dunkeln säße." Und das

Verzeichnis der heidnischen und abergläubigen Gebräuche, wie auch später noch Burchard von Worms untersagen ausdrücklich: Lichter, Leuchter, Wachskerzen an bestimmten Orten anzuzünden (luminaria, candelas, ceriolos incendere).

Schon der heilige Augustin wußte, daß das Johannisfest auf ein heidnisches Sonnenfest gepfropft war, und schrieb, um die Beziehung von Johannisfest und Christfest auch für die christliche Welt festzuhalten: „Heute am 24. Juni, wo die Tageslänge abzunehmen beginnt, ist Johannes geboren worden, damit der Mensch erniedrigt werde; an jenem Tage, wo die Tageslänge wieder zunimmt (25. Dezember), ist Christus geboren worden, damit Gott erhöhet werde. Dies ist ein großes Geheimnis" (Krause, Tuiskoland S. 338).

„Der Zusammenhang mit den heidnischen Festen ist am kenntlichsten in Irland erhalten geblieben, wo man heute noch das schon um Mitternacht entzündete Johannisfeuer ‚eine Beleuchtung zu Ehren der Sonne' nennt." „Jeder Ire hat an diesem Tage sein Feuer im Hause zu löschen, um neues von den Druiden zu erlangen. Der Erzdruide entzündete sein Feuer in bekannter Weise . . ., am Schluß der Zeremonie nahm jeder Hausvater einen Brand von dem Altar mit nach Hause für den eigenen Herd" (E. Krause).

Wir brauchen nicht so weit, bis nach Irland, zu gehen, um diese Gebräuche noch lebendig zu finden. Fast in ganz Oberbayern besteht der Brauch, daß nach der im römischen Ritenbuch genau vorgeschriebenen Feuerentzündung und Feuerweihe durch den Priester am Karsamstag die jungen Burschen mit einem daran entzündeten Feuerbrand im Wettlauf zum heimischen Herd laufen, um diesem das neue Feuer und den daran haftenden Segen zu sichern.

„In Nonnenklöstern von Kildare in Irland wird das heilige Feuer durch Aneinanderreiben von Brettern entzündet" (nach einer Nachricht von Eckermann, Religionsgeschichte, angeführt bei E. Krause, Tuiskoland, S. 339).

Das wäre ja nun freilich uraltertümlich; wie der Ritus der verhüllten Hände, wenn der Priester den Kelch hochhält, der nach Albrecht Dieterich in uralte Vorzeit zurückgeht und im ägyptischen Osirisdienst schon begegnet;[165]) bei gewissen gottesdienstlichen Gebräuchen ist, wie die vergleichende Religionsgeschichte zeigt, dem Priester ein steinernes Werkzeug vorgeschrieben; damit beweist der so geübte Gebrauch sein bis in die Steinzeit des betreffenden Volks zurückreichendes Alter.

[165]) Unter den Darstellungen an der erzenen Domtüre zu Augsburg, die sehr schwer zu erklären sind, findet sich eine Gestalt, die mit verhüllten Händen ein Gefäß hochhält, wie der Priester des Osiris das Gefäß mit der Flüssigkeit, in der der Gott selbst ist.

„Am Karsamstag morgen weiht die katholische Kirche das Feuer. Jedenfalls ist dieser Brauch entstanden im Anschluß an die schon vor Einführung des Christentums um die Osterzeit üblichen Feuer" (E. Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche; vgl. auch Joh. Nep. Sepp, Die Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand, Abschnitt 48; Karsamstag und die Feuererneuerung).

„Die ewige Lampe in unseren Kirchen, die Stellung des christlichen Altars nach Osten, so daß der opfernde Priester dem Sonnenaufgang zugewendet ist; das sind alte Überlieferungen" (Bonner Jahrbücher, 1888, S. 84).

„Das leuchtende, wärmende, brennende Feuer erkannte schon der ursprüngliche Mensch als der Sonne wesensverwandt . . ., entflammt man ein Feuer in rechter Art, zu rechter Zeit, dann hilft man damit dem Feuer da droben, der Sonne" (Professor von Schröder, Die Religion des arischen Urvolks, Vortrag 1906 auf der Hauptversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, Korrespondenzblatt des Gesamtvereins, 1907, Nr. 5 und 6).[166])

An einer sehr wichtigen Stelle des religiösen Einzellebens steht aber heute noch im katholischen Kultus eine Kerze, nämlich die sogenannte Römer- oder Sterbekerze, die in der Todesstunde brennen soll. Das Sterben ist, kann man sagen, die ursprünglichste Stelle, wo das Glaubens- und Trostbedürfnis brennend wird; das eigene Sterben; die Furcht vor dem Unbekannten. Die Furcht hat die Götter herbeigerufen, sagt Lukrez, und mindestens der Priester, der diese Furcht so geschickt und unbedenklich als Machtmittel verwendet — „wird das auch standhalten vor der brennenden Sterbekerze" —, hat kein Recht, dem Lukrez die Einseitigkeit und die Unterschätzung des Menschen vorzuwerfen, die in jenem Ausspruch liegt. Der Gedanke an das eigene Sterben und das miterlebte Sterben eines Mitmenschen stellen die dringende Frage, die zu beantworten unmittelbare Beobachtungen nicht ausreichen; die Frage nach dem Verbleib dieses bisher mit diesem Körperlichen anscheinend untrennbar verbunden gewesenen seelischen Etwas. Traum und Tod stellen die philosophische Frage; die Frage nach dem Verhältnis des Bewußtseins oder des Denkens zum räumlichen Wirken und Sein.

Weil an dieser Stelle das Glaubensbedürfnis und das philosophische Bedürfnis — beide sind im tiefsten verwandt

[166]) „Das heilige Feuer der Vestalinnen, wie die ewige Lampe der katholischen Kirche sind die letzten Zeugen eines Kultus, der sich auf die Feuererzeugung als eine heilige Handlung gründet, die überall in den Händen der Priester lag". Driesmanns, Der Mensch der Urzeit; ich führe an nach Herrmann Muchau, Pfahlhausbau und Griechentempel.

oder sogar eins — so uralt sind und am tiefsten sitzen, wird auch der heutige Bestand gerade an dieser Stelle noch erstarrte (rudimentäre) Formen urtümlicher Art aufweisen, die sich in den Tiefen der Volksseele, im sogen. niederen Volk, auch noch werden finden lassen.[167]) Das sogen. niedere Volk, das immer altertümlicher ist als das sogen. gebildete, wird sich durch die neueindringenden Glaubensformen, selbst wenn sie grundsätzlich alles umbenennen, seinen alten und liebgewordenen Bestand an metaphysisch-religiösen Trostmitteln nicht so leicht rauben lassen.[168])

„Das Mitgeben eines Fährgeldes für den in die Schattenwelt überfahrenden Charon hatte sich im Beginn des Christentums in Deutschland in eine Petersteuer verwandelt, die vom Verstorbenen dem Torwart der Himmelspforte entrichtet werden mußte. Das fränkische Totenlager zu Selzen in Rheinhessen ergab Schädel, aus deren unterer Kinnlade Lindenschmit viermal Münzen entnahm, darunter eine mit der griechischen Christuschiffre in einem Palmzweige. Der neuzeitlichen Kirche konnte die Fortdauer dieses Heidenbrauchs kaum unbekannt geblieben sein, da sie selber fortfährt, die dem Sterbenden verabreichte Kommunion Wegzehrung und Viati-

[167]) Und selbstverständlich im Kinde; dieses muß man zuerst beobachten, wenn man gemäß dem biognetischen Grundgesetz frühere Entwicklungsstufen als noch heute vorhanden aufsucht. „Wer rumpelt denn da so", sagte mein vierjähriger Junge, als er zum erstenmal im Freien und deshalb ohne die Möglichkeit, sich das Geräusch von Menschen verursacht zu denken, den Donner hörte. „Da der Kultus des Donnergottes notwendig auf einem allerfrühesten Elementarkult beruht, so muß er aus diesem Grunde unter der Urbevölkerung Europas der verbreitetste gewesen sein; er findet sich daher bei Kelten, Germanen, Slawen, Finnen, Esthen und Lappen in solcher Uebereinstimmung, daß er noch bis in die heutigen Bräuche dieser sonst so verschiedenartigen Volksrassen erkennbar hineinreicht." E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit, S. 28.

[168]) Es geht ja jedem so, wenn man ihm an das rührt, was den Kern seiner Gewissensüberzeugungen und Glaubenshoffnungen ausmacht. Ich las zur Zeit unseres äußersten Tiefstandes, im Sommer 1919, in einem kleinem Aufsatz über Gobineau, daß er sich, anders als es im südischen Zeitalter der Einstein usw. üblich ist, um das Schicksal seiner Bücher und seiner Gedanken, nachdem sie einmal geboren waren, gar nicht mehr gekümmert habe; darunter fand sich der Satz: er glaubte wohl etwas zu fest an die selbsttätige Kraft der Gedanken und an den unausbleiblichen Sieg der Wahrheit. — Ich fühle jetzt noch, obwohl schon wieder etwas mutiger im Glauben, wie mich das damals niederschlug und zusammenriß. Sollte es denn wirklich wahr sein, daß die Lüge stärker ist als die Wahrheit, daß das Niederträchtige das Mächtige ist. — Jedenfalls aber, auch im günstigen Fall, sind die Ernteperioden der Geschichte, nämlich bis unsere Feinde ernten werden, was sie gesäet haben durch Haß und Lüge, so lange, daß, wenn wir Älteren auch noch im Elend sterben, wir damit doch noch lange nicht den endgültigen Beweis hätten, daß unser frommer Köhlerglaube an „das sprachgeschichtlich dunkle" Wort Gott, das in den nordischen Quellen noch als Neutrum erscheint, was es seiner sprachlichen Form nach ursprünglich nur sein kann (E. Mogk, Germanische Mythologie), das heißt an „das Gute", ein Irrglaube war. Also werden wir trotz allem das Fähnlein mindestens so lange wir leben nicht von der Stange herunternehmen.

kum zu nennen" (E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit, S. 191).

Nach einer Nachricht bei von Chlingensperg-Berg, Das Gräberfeld bei Reichenhall, soll der Brauch, dem Toten eine Münze im Munde mitzugeben, in der dortigen Gegend noch bis in die letzten Jahrhunderte bestanden haben.

Die Totengebete haben aus dem oben angegebenen Grund die Wahrscheinlichkeit höchster Altertümlichkeit für sich. Tatsächlich begegnen uns hier auch so merkwürdige und aus der christlichen Lehre nicht abzuleitende Dinge, wie die Sterbekerze und die Formel „das ewige Licht leuchte ihm".

Als der heilige Meinrad erschlagen wird, ruft er sterbend seinen Mördern zu: „Meine Söhne, zündet mir ein Licht an, daß meine Seele nicht ohne Licht aus der Welt sterbe" (Albert Werfer, Deutsches Legendenbuch S. 100).

„In einer heutigen Sitte, die in ganz Deutschland, Nord wie Süd, ohne Unterschied des Bekenntnisses, verbreitet ist, scheint das eigentümliche Jahresopfer auf dem Grabe noch anzuklingen: in der Sitte, auf den Gräbern Angehöriger alljährlich zu Weihnachten oder zu Allerseelen Kerzen abzubrennen. Ein regelmäßig wiederkehrendes Opfer an einen Verstorbenen auf dessen Grabstätte erinnert an heidnische Totengabe und mutet nach Ahnenkult und Vertreibung böser Geister an" (H. Frhr. von Minnigerode, Das Wachszinsrecht, in der Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Band 13 Heft 12).

Der Feuerquirl, der durch Reibung neues Feuer erzeugt, wird noch in späten Jahrhunderten — ein norddeutscher Fall ist für 1842 bezeugt, ein hessischer für 1820 — zur Erzeugung des heiligen „Notfeuers" verwendet. In den eine Drehbewegung vorstellenden Hakenkreuzformen soll, nach vielfach vertretener Meinung, die Erinnerung an diesen das heilige Notfeuer erzeugenden Feuerquirl weiterleben. Ob das richtig ist, bleibe dahingestellt.[169]) „Jene gotteslästerlichen Feuer, die man nyd—fyr nennt" (illos sacrilegos ignes, quod nyd—fyr vocant) verbietet schon der 5. Kanon des Nationalkonzils von 742.[169a])

Die gottesdienstliche Verwendung der Wachskerze im Besonderen hat freilich wohl noch eine weitere vorchristliche Unterlage; in der

[169]) Sollte die Vorstellung des höllischen Feuers eine gleichlaufende Erscheinung der Sagenbildung bedeuten wie, daß Wodan einesteils zum hl. Michael oder Oswald erhoben, andernteils zum Unhold und Führer der wilden Jagd herabgesetzt wird?

[169a]) Vgl. Vierling, Unvertilgbarer Volksglaube und Aberglaube, Oberbayer. Archiv, Bd. 52.

Heiligkeit der Bienen, die man für geschlechtslos hielt (vgl. Ed. Hahn, Bienenzucht, in Hoops Reallexikon).

Es war häufig im Verlaufe dieser Untersuchungen hervorzuheben, daß Denkmälerforschung nicht Selbstzweck sein darf, sondern sich der größeren wissenschaftlichen Zusammenhänge bewußt bleiben muß, denen sie zu dienen hat; denen sie zu dienen hat wenigstens soweit, als sie wissenschaftliche Arbeit zu sein behauptet; also abgesehen von dem bloßen Sammeln von Altertümern und der Freude an diesem Altertum als solcher. Gegen diese soll natürlich an sich nicht das mindeste eingewendet werden; es ist nur für sich allein noch keine Wissenschaft, oder wenigstens höchstens Vorbereitung dazu, Stoffsammlung. Da aber alle Geistes- oder Kulturgeschichte, der die Denkmälerforschung dienen soll, schließlich zu der obersten für dieses Volk und sein Kulturstreben maßgebenden Wertung hinaufführt, kann und soll meines Erachtens eine Untersuchung wie die vorliegende nicht vermeiden, auf jene obersten Ziele des Kulturstrebens und damit auch der kulturgeschichtlichen Forschung hinzuweisen; wo der Zusammenhang daraufführt; wenn man auch damit freilich auf eine sehr umstrittene und umstreitbare oberste Frage gelangt und im Grunde nur Überzeugungen aussprechen, nicht Beweise bringen kann.

Auf den Zweifel, der die Räte des Herzogs Maximilian von Bayern plagte, als sie die Verordnung gegen Aberglauben vom Jahre 1611 verfaßten, nämlich was ist denn nun christlich, was ist abergläubig, fanden sie ja eine verhältnismäßig einfache Auskunft; sie überließen die Lösung oder die Unterscheidung von Glauben und Aberglauben einfach der nach ihrer Meinung zu dieser Unterscheidung schlechthin berufenen und fähigen Stelle, der Kirchenbehörde. Aber die Sache ist nicht so einfach wie die Räte Maximilians von Bayern sich dachten. Erstens ist selbst die katholische Kirche — sehr erfreulicherweise — keineswegs so gleichmacherisch und derart unter eine einheitliche zwingende Formel des Glaubens zusammengefaßt, als es der Lehre nach und auf dem Papier scheint. Die örtlichen Stellen lassen vielmehr gar manche Besonderheit zu, die nicht kirchenamtlich ist. Die örtlichen Stellen haben vielfach „Ehrfurcht vor der Ehrfurcht"; nämlich vor dem, was das Volk nun einmal verehrt; auch wenn dies tatsächlich uralter heidnischer Bestand ist und nur die Namen christlich; wenn nur die drei Schicksalsschwestern oder Nornen, deren Verehrung schon Burchard von Worms ums Jahr 1000 verbietet, nun in einer rührenden Sprachklitterung oder Volksethymologie Einbetha, Wolbetha und Vielbetha genannt werden; wie in Schlehdorf am Kochelsee.[170])

Diese Embett, Worbett, Willbett sind kirchenamtlich nicht als Heilige anerkannt und werden an anderen Stätten ihrer Verehrung, wie z. B. auf dem Bergle bei Gengenbach im Schwarzwald, von der Kirchenbehörde wegen ihrer unchristlichen Vergangenheit beseitigt (vgl. oben Abschnitt 14). Also die Frage, was ist christlich, was ist unchristlich, wird selbst innerhalb der katholischen Kirche nicht schlechthin einheitlich beantwortet; so stark die Kirche auf einheitliche Zusammenfassung der

[170]) Vgl. Sulzbacher Kalender für katholische Christen fürs Jahr 1861, — „Man schmähe nur nicht", schreibt Johann Nepomuk Sepp, „über das deutsche Heidentum; es ist die vorbildliche Religion und vom Christentum nicht zu trennen. Wir sind Kinder der Heiden und unser Volksleben ist dasselbe geblieben". Joh. Nep. Sepp, Die Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand, S. XII, XV: „Wir haben allen Grund, unseren alten Nationalglauben hochzuhalten. . . . . Was im Glauben der Väter wurzelt, geht nicht mehr unter. Jede jüngere Religion übernimmt das Inventar der älteren. . . . . Rom, die alte Heidin, schöpft ihre neuen Dogmen einfach aus der Mythologie". Sepp war gut katholisch und ist in Frieden mit seiner Kirche gestorben.

Macht und der Lehre innerhalb ihres Kreises gerichtet ist; so daß sie in der Neuzeit, nach dem vatikanischen Konzil von 1870, sicherlich und ganz ohne Vergleich die unbeschränkteste und am meisten absolutistische Regierungsgewalt der Erde darstellt. Die Schwierigkeiten, die in jener Frage selbst liegen, sind eben zu groß. Auch wenn sich die gelehrtesten und mindestens dann, wenn das Wissen ausschlaggebend sein soll, die berufensten über diese Frage unterhalten, also z. B. wenn Knöpfler von der katholisch-theologischen Fakultät in München ein Buch Adolf Harnacks von der evangelisch-theologischen Fakultät in Berlin, „Über das Wesen des Christentums", bespricht, wird der, dem es nicht um Dialektik, sondern um lebendige Überzeugungen zu tun ist, nicht allzuviel davon gewinnen; auch wenn ihm im übrigen dabei der Standpunkt des katholischen Beurteilers einfacher und folgerichtiger scheint; nämlich daß er den, den er für das größte sittliche Genie oder wenigstens für das zur weitreichendsten Wirkung gekommene sittliche Genie der Menschheit hält, einfach vergottet, d. h. über menschliches Begreifen hinauszuheben sucht, um so sein Gewicht und seine Wirkung auf die menschlichen Gemüter zu erhöhen. Dieses Verfahren ist vielleicht etwas primitiv, oder sagen wir künstlerisch, mythologisch und verrät darin eine gewisse Angst vor dem Denken. Aber es gibt doch wenigstens etwas greifbareres und verständlicheres, als der „liberale" evangelische Theologe wie Harnack.

Das Wesen des Christentums besteht wahrscheinlich in der Lehre von der Fruchtbarkeit des Martyriums, des Leidens. Und es steht deshalb über dem sonst, z. B. darin, daß er in seinen höchsten Formen jeder Göttersage entbehren zu können glaubt, sehr hochstehenden Buddhismus; denn der Buddhist fürchtet das Leiden und will es selbst um den Preis der Verneinung alles Lebens vermeiden. Er stellt nicht von den drei Ehrfurchten (Goethe, Wilhelm Meister) — Ehrfurcht vor dem, was in uns ist, was über uns ist, was unter uns ist, — diese an die oberste Stelle; die Ehrfurcht vor dem Niedrigen, vor dem Leiden: das Martyrium oder den freiwilligen Opfertod. Ranke drückt dies einmal ganz nüchtern und darum um so eindrucksvoller so aus: „Jesus hatte seinen Tod mit aller Bestimmtheit kommen sehen; aber er wußte, daß dadurch seine Lehre bekräftigt und gerettet werde." — Wenn die christliche Lehre von der Fruchtbarkeit des Martyriums wahr ist, dann liegen darin auch Hoffnungen für das deutsche Volk; daß aus dieser furchtbaren Knechtslage, in der wir heute sind, unseren Enkeln eine um so größere völkische Zukunft erblühen werde.

Es scheint fast ein Gesetz der geistigen Entwicklung zu sein, daß Stiftungen und Einrichtungen mit geistig-sittlichen Zielen sich mit der Zeit völlig verändern, ja in ihr Gegenteil verkehren, wenn ihre Vertreter zu äußerer Macht und wirtschaftlichen Erfolgen gekommen sind; wenn der Beruf aufgehört hat, Opfer zu fordern. Kirchlicher Zusammenschluß der Gläubigen will natürlich ursprünglich das religiöse Leben des Einzelnen stärken. Auf einer gewissen Entwicklungsstufe aber, wenn eine Kirche zu staatlicher Macht und Alleinherrschaft gelangt ist, wird sie dem wirklichen religiösen Leben ihrer Mitglieder allemal feind; weil dieses Leben naturgemäß immer eigenbrödlerisch ist. Auf einer gewissen Entwicklungsstufe sind Kirchlichkeit und Religiosität Gegensätze; wie der Theologe Paul Gottfried Drews einmal sehr richtig gesagt hat. Die katholischen Theologen in Deutschland, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunächst ihre Überzeugung gegen die herrschende Kirchengewalt eingesetzt und sich schließlich doch fast alle „löblich" unterworfen haben, aber auch die evangelischen Berliner Hoftheologen, die früher eifrig zu Hofe gingen, aber andererseits nach der großen Meuterei vom 9. November 1918 „sich den Verhältnissen anzupassen" wußten, hat es offenbar gar nicht nach der Krone des Martyriums gelüstet; „nur kein Opfer". Es scheint eben tatsächlich ein Naturgesetz zu bestehen, daß geistige Einrichtungen nur so lange wirkliches Leben haben, als

ihre Vertreter kämpfen und Opfer bringen müssen für ihre Überzeugungen. Akademien, Kunstakademien und sonstige geistige Akademien, werden leicht zu Hindernissen für das neue und schöpferische Geistesleben. Daß man das Recht, das ist die Unrechtsabwehr, die ursprünglich eine unmittelbare, triebhafte Lebensäußerung der zusammenlebenden Gemeinschaft ist, in bestimmte lehrsatzmäßige und dann rein „vernünftelnd" zu verwendende Formeln faßt, soll natürlich ursprünglich die Unrechtsabwehr verbessern. Auf einer gewissen Entwicklungsstufe der Gesittung und der papierenen Rechtskultur wird aber später das formelhafte Recht, vermöge seiner Spitzfindigkeiten und begrifflich-dogmatischen Art, die das Rechtsgewissen und das eigene Verantwortungsgefühl ganz ausschaltet, zu einer sehr gut verwendbaren Waffe des Unrechts und der Bedrückung. — Auf einer gewissen Kulturstufe gibt man dem Richter eine möglichst gesicherte und gesellschaftlich angesehene Stellung. Das ist natürlich gut gemeint und die längste Zeit auch zweckmäßig. Aber wenn dieser Zustand in ruhigen Zeiten länger bestanden hat, wird daraus ganz allmählich die gänzlich irrige Vorstellung, als ob Richtersein vor allem und in erster Linie eine angenehme Lebensstellung sei. Richtertätigkeit ist vielmehr ursprünglich immer und auch immer wieder, sowie die Rechtsordnung wirklich gefährdet ist, eine furchtbar verantwortliche Stellung, die nur der ausfüllen kann, der Opfer zu bringen bereit ist; der die natürliche Folge der Unrechtsabwehr, die Verfolgung seitens der Ungerechten, nicht fürchtet. Deutsche Gerichte haben jetzt den Satz ausgesprochen, der eine völlige Verneinung des Rechtsgedankens enthält; die rechtliche Gehorsamspflicht für einen Befehl bestehe, wenn die erlassende Stelle im tatsächlichen Besitze der Macht sei. Deutsche Richter haben die Männer wegen Hochverrats verfolgt, die eine durch die hoch- und landesverräterische Meuterei vom 9. November eingesetzte Regierung, beziehentlich deren Nachfolger und Mitgenießer, beseitigen wollten. Kein Reichsanwalt hat sich aber gefunden, der die Hoch- und Landesverräter vom 9. November verfolgt hat; oder Hello v. Gerlach aus Berlin, der jetzt noch, 1921, im Rheinland unter dem Schutz französischer Bajonette „die nützliche Legende" (Graf Herm. Kayserlingk) von der deutschen Kriegsschuld verbreitet und deutsche Zuhörer, die Zweifel zu äußern wagen, durch die Franzosen verhaften läßt. „Hochverrat ist ein Verbrechen, das nur im Falle des Versuchs bestraft wird" höhnen die roten Räuber; man kann ihren Hohn begreifen. — „Urältestes bewährt aufs Neu"; wenn die Grundlagen der Gesittung, Privateigentum, Familie, Staatsgewalt, in Frage gestellt oder zerstört werden, dann muß eben wieder um diese Grundlagen gekämpft werden; der Gott des Kampfes, der Schwertgott, ist zugleich der Gott des Gerichts bei den Deutschen und das blanke Schwert des steinernen Rolands ist das Sinnbild des Gerichts. — Dieser Hinweis auf die weiterliegenden Zusammenhänge und auf den Grundgedanken dieses Buchs, daß die Urzustände noch viel näher liegen als man im allgemeinen weiß, seien zugleich eine Bitte des Verfassers um Entschuldigung für die kleine Abschweifung.

28. Die Bandverschlingung.

Eine herzoglich bayerische Verordnung von 1611 wendet sich gegen heidnischen Aberglauben und seine Gebräuche mit einem langen Verzeichnis von solchen, die bei Strafe verboten werden. Aber der Verfasser wird an einigen Stellen unsicher. Die Verordnung macht daher an mehreren Stellen einen Vorbehalt, sie verbiete die und die bestimmten Gebräuche als heidnisch, falls nicht, sagt sie ausdrücklich, die Kirche etwa solche Gebräuche billige und ihrerseits eingerichtet habe.

Es ist, wie schon erwähnt, begreiflich, daß die Räte des Herzogs Maximilian sich etwas unsicher fühlten, was nun als Aberglaube, was als rechter Glaube zu betrachten sei; besonders wenn sie etwa, was freilich nicht anzunehmen ist, auf ältere kirchliche Vorschriften zurückgingen und sie mit den bestehenden Gebräuchen ihrer Zeit verglichen. In dem mehrerwähnten Verzeichnis abergläubiger und heidnischer Gebräuche, das von Hefele in die Zeit des liptinischen Konzils von 742, von andern später, in die Zeit der Sachsenkriege Karls des Großen, gesetzt wird, werden die hölzernen Weihegaben von Gliedmaßen ausdrücklich als heidnisch verboten (de ligneis pedibus vel manibus pagano ritu), die doch in jeder Kapelle noch zu sehen waren und noch heute zu sehen sind. Das gleiche Konzil verbot, Kerzen am Wege anzuzünden; venisti ad bivia, et ibi aut candelam aut faculam pro veneratione loci incendisti; gingst du an Wegegabeln und hast dort Kerzen oder Flammen angezündet zur Verehrung des Orts, dann sollst du Buße tun.

In diesem Verzeichnis der heidnischen Gebräuche (Indiculus superstitionum et paganiarum) ist das Besuchen heiliger Haine verboten, quos nimidas vocant. Den Erkloh, den heiligen Hain des bayrischen Ziu, des Er oder Erch, nach dem der Erchtag genannt ist, der sonst in Deutschland Dienstag, Ziestag heißt, ließ Karl der Franke zerstören. „Aber noch im 11. Jahrhundert schreibt Arnold von St. Emeran, daß die Bauern das Fällen von Bäumen in heiligen Hölzern für Frevel hielten" (Höfler, Wald- und Baumkulte, S. 68).

Im Bußbuch des Bischof Burchhard von Worms, ums Jahr 1000, heißt es: Hast du, wie gottlose Menschen das tun, Verknotungen geschürzt, um das Vieh vor Seuche und Absterben zu bewahren? (fecisti ligaturas, ... quas nefarii homines faciunt, ... ut animalia, ... liberent a peste et a clade.

Jakob Grimm übersetzt das Wort ligatura, das zusammen mit phylacteriis verboten wird, als Fadenverknüpfung. Die Richtigkeit dieser Auffassung ist bezweifelt worden. Ich führe folgende volkskundliche Tatsache dazu an. Im Jahre 1920 fragte auf einem Gute bei Rosenheim die Viehmagd, als Viehseuchen im Lande waren, bei der Gutsherrin an, ob sie einen Knoten aus einem Strohseil am Stalle aufhängen dürfe; das halte die Seuche vom Stalle ferne. Der Knoten wird in ganz bestimmter Weise geknüpft und am Dachfirst aufgehängt.

Die vielfachen Bandverschlingungen und Verknotungen, die uns an vorgotischen Denkmalen, meist an bedeutsamer Stelle, wie im Türbogen, begegnen, wo die bösen Geister vom Eintritt abgehalten werden sollen, haben sicher eine Zauberbedeutung. Ich bringe zunächst als verhältnismäßig einfache Form des Knotens den von der Schwertslocher Kapelle. Die Ähnlichkeit mit der N-Rune, Naudh, die auch Verknotung bedeuten soll, ist groß. Trotzdem spreche ich nur gerade die Vermutung eines Zusammenhangs aus wie für die an der gleichen Stelle befindlichen Zeichen der dreiflammigen Kerze, die an die Ziurune erinnern. Die Verknotung findet sich in Schwertsloch unter einer bärtigen Gestalt mit Flügeln, die wohl den Erzengel Michael darstellt, wenn auch der ebenfalls vorhandene Lindwurm nicht unmittelbar in Verbindung mit ihm gebracht ist. Am Regensburger Schottentor (s. Abb. 10) steht der Zauberknoten (rechts oben).

Abb. 128. Zauberknoten an der Schwertslocher Kapelle.

An dem inneren älteren Turm des Wetzlarer Doms, aus dem 12. Jahrhundert, nach Dehio, finden sich auf dem durch eine Mittelsäule gestützten Bogenfeld des Turmeingangs links und rechts je ein dem Schwertslocher sehr ähnlicher großer und recht auffälliger Schnörkel oder Knoten. Die Anordnung der beiden Schnörkel in Entsprechung legt ja hier die Auffassung nahe, daß die Schnörkel bloß ziermäßig als Raumausfüllung gedacht sind. Man hat auch an Kreuzzugserinnerungen gedacht. In Bagdad am Talismantor findet sich ein sehr ähnlicher Schnörkel. Dieses Wetzlarer Kirchentor heißt im Volksmunde das Heidentor. Das beweist immerhin so viel, daß man das Fremdartige und Unchristliche daran empfand.

An dem mehrerwähnten Bogenfeld aus Pforzheim (siehe S. 245) haben die Bandverschlingungen wohl sicher eine bestimmte Zauberbedeutung; das geht aus der Verbindung mit den andern Bildern, den Untieren, dem Hahn, dem bärtigen Kopf mit hoher Wahrscheinlichkeit hervor.

Ebenso liegt es auf dem Türsturz von Rüssingen. Aus dem Zusammenhang des Ganzen geht hier ebenfalls als sicher hervor, daß die Verschlingungen in dem ganzen Zauberbild des Türsturzes, das die bösen Geister bannen und vom Eintritt abhalten soll, etwas zu bedeuten hatten.

Abb. 129.
Vom Rüssinger Türsturz in Speyer.

Die Verknotungen auf dem Pforzheimer Bogenfeld zeigen eine verhältnismäßig sehr häufige Form. Sie ist insbesondere bei Bauten, an denen lamparter Steinmetzen gearbeitet haben, in der Lombardei selbst und vermöge ihrer Wanderungen auch sonst im germanischen Europa, so häufig, daß Stückelberg, Langobardische Plastik, einfach von langobardischen Bandverschlingungen spricht.

Schon in den Gesetzen König Rotharis (636 bis 652) begegnen uns jene lampartischen Bauhandwerker, die noch viele Jahrhunderte später auftreten. Sie kamen weit herum. In Königslutter, wo ein gefüllter Bogenfries sich findet in der sonst vorwiegend in Schwaben ausgebildeten Art, ist inschriftlich ein Meister Nikolaus erwähnt, der auch in Modena, Ferrara und Verona gearbeitet hat (Ferd. Eichwede, Beiträge zur Baugeschichte der Kirche des kaiserlichen Stifts zu Königslutter).

Diese Bandverschlingungen werden sicherlich auch rein als Zierat verwendet; sie bilden einen künstlerisch sehr feinen, weil im Gegensatz zur Zierweise der Spätantike auch wirklich rein flächenhaft empfundenen Schmuck. Aber in anderen Fällen erweist auch bei diesen künstlerisch so stark umgebildeten und verarbeiteten Verknotungen die Art der Anbringung und die Verbindung mit anderen Darstellungen, daß sie eine bestimmte sinnbildliche Bedeutung haben.

An der Südseite der Johanniskirche in Gmünd findet sich die Bandverschlingung in Verbindung mit dem wilden Jäger und Hunden. In den Bogenfriesen zu Brenz, zu Schwertsloch finden sich Abwandelungen der Bandverschlingung neben Darstellungen, wie dem fliehenden Hirsch, der Kerze und so weiter, die sicher eine mythologische Bedeutung hatten.

An der Kirche in Wannweil bei Reutlingen finden sich zwei Bandverschlingungen (Abb. 31 S. 125) als Gegenstücke zu dem oben besprochenen rätselhaften schnurrbärtigen Kopf mit dem Vogel; an bedeutsamer Stelle; an den Pfeilern des Chors; an derselben Stelle, wo in der Galluskirche zu Brenz der Altar des Apollo Granus auf

dem Kopf stehend eingemauert ist, und vermutlich in der gleichen Absicht; nämlich um den durch das Sinnbild der Bandverschlingung und durch den bärtigen Kopf mit dem Vogel bezeichneten Unhold oder Heidengott recht zu demütigen, daß er so hilflos dem vor ihm sich vollziehenden Meßopfer beiwohnen muß.

Die kleinen durchbrochenen Erzscheiben der Völkerwanderungszeit zeigen zuweilen auch Bandverschlingungen. Wenn es richtig ist, was oben angeführt wurde, daß die Erzscheiben mit den Strahlengebilden, mit Hakenkreuzen und mit dem Reiter eine religiöse Bedeutung hatten, so ist dies auch für die Erzscheiben mit Bandverschlingungen wahrscheinlich; dadurch würde also die Meinung bestätigt, daß die Bandverschlingung eine bestimmte heilige oder Zauberbedeutung hatte.

Abb. 130. Staatssammlung Karlsruhe. (Aus „Funde und Fundstätten im Großherzogtum Baden", Bd. I.)

Bei Much, Kunsthistorischem Atlas des österreichischen Kaiserreichs, 1889, Abt. I S. 206 Fig. 23, ist ein goldener Siegelring, gefunden bei Prag, abgebildet. Er zeigt die beiden länglichen übers Kreuz gestellten Schleifen, was dort, aber sicher fälschlich, einfach als ein gewöhnliches Kreuz angesprochen wird. Dieses Siegel, auf einem goldenen Ring, als einzige Zeichnung darauf, hat doch sicher eine besondere Bedeutung. Ich erinnere an den oben erwähnten, der gleichen Veröffentlichung entnommenen Ring mit dem Radkreuz.

Die langobardischen Bandverschlingungen, die E. A. Stückelberg a. a. O. zusammengestellt hat und zu gliedern versucht, sind, wie schon erwähnt, zum Teil von höchster künstlerischer Art, indem sie das, was sie anstreben, eine reine Flächenbelebung, in vollendeter Weise erreichen (z. B. Platten aus Chur, S. 71 oder aus San Sabina in Rom, S. 36, 49). Sie stehen künstlerisch hoch etwa über antiken Füllungen der konstantinischen aber auch selbst noch besserer Zeiten, die einen großen übernommenen Formenaufwand auswendig gelernt wiederholen.

Für unsere Auffassung der Bandverschlingung als eines Zauberzeichens oder religiösen Sinnbildes ist es naturgemäß wesentlich, daß sie nicht südlicher sondern nordischer Herkunft ist; was man behaupten könnte, weil sie ja freilich vorwiegend wenn auch wohl nicht so ausschließlich wie Stückelberg, Langobardische Plastik meint,

von lampartischen Steinmetzen verbreitet wird, die damals schon längere Zeit in Berührung mit antiken Denkmalen waren.

Tatsächlich ist es aber außer Zweifel, daß die langobardische Kunstart, die ganz plötzlich und ohne erkennbare Zusammenhänge mit der älteren römischen Kunstweise Oberitaliens dort auftritt, und zwar erst nach der Einwanderung der Langobarden, auch von diesen dorthin gebracht ist. Dabei braucht für diese Frage gar nicht untersucht zu werden, wieviel die Langobarden etwa von Goten oder von Byzanz dabei gelernt haben. Jedenfalls haben sie die Anregung zu ihrer Kunstweise nicht in dem schon lange vor der äußeren Zerstörung des Reichs innerlich zusammengebrochenen Kulturleben Italiens gefunden. Man könnte übrigens, ohne daß hier besonderes Gewicht darauf gelegt werden soll, die besondere Art der lampartischen Kunst tiefer begründet finden in der Art des deutschen Kunstgeistes. Die figürlichen Darstellungen der lampartischen Werkkunst — von den ohnedies schwer unterzubringenden großen Stuckgestalten in Cividale sei abgesehen — sind unglaublich roh; die Flächenverzierung ist höchst vollendet; „weist ausgesprochenen Flächenstil auf" (Strzygowski). Man denkt doch dabei unwillkürlich daran, daß der deutsche Kunstgeist seine höchsten Offenbarungen in reiner Ausdruckskunst, Tonkunst, Farbe, Bau- und Werkkunst, weniger in den darstellenden, naturnachahmenden Künsten, gefunden hat.

Karl Wörmann schreibt (Geschichte der Kunst z. B. S. 108): „Über die Spuren der Langobarden in der italischen Plastik des 1. Jahrhunderts haben Zimmermann und Stückelberg uns unterrichtet, deren Ausführungen freilich in Italien weniger Beifall gefunden haben, als in Deutschland. Daß die steinerne Zierkunst nicht byzantinisch sondern langobardisch ist, hat Rivoira neuerdings betont; freilich um ihr, nicht ganz folgerichtig, jede nordische, germanische Ader abzusprechen. Nennt er selbst unter ihren Verbreitern doch so deutsche Namen, wie den eines Meisters Ruodbert."

„Diese Art (am Pemmoaltar in Cividale, am Taufbrunnen des Siegwald in Cividale) ist wirklich weder spätrömisch noch byzantinisch sondern nordisch."

Und Josef Strzygowski schreibt (Die bildende Kunst des Ostens, 1916, S. 14): „Es steht wirklich außer Zweifel, daß diese Völker, Goten und Langobarden, einen ausgebildeten Geschmack aus dem Osten mitbringen. Er setzt sich allem Einströmen von Antike und Byzanz schroff entgegen und herrscht mehrere Jahrhunderte lang."[171])

[171]) Cattaneo hat sich die längste Zeit dagegen gewehrt, daß die Eigenart und Neuheit dieser Zierweise, deren grundsätzliche Unterschiedenheit von der Antike

Lasteyrie, L'architecture religieuse en France, S. 212, schreibt: „Die Wahrheit ist, daß die Naturvölker, welche in das römische Reich einbrachen und besonders die, die sich Galliens und Oberitaliens bemächtigten, die Franken, Burgunder, Westgoten, Langobarden, eine Kunstweise besaßen, die ihnen eigentümlich war."

Die Langobarden, „ein Volk, das selbst für Germanen als besonders hartnäckig gelten muß" (gens etiam germana ferocitate ferocior), haben auch im Welschland ihre Eigenart gepflegt und festgehalten; in der Rechtsform ihres Gemeinwesens und in anderen Dingen. Paulus Diakonus, der Geschichtsschreiber der Langobarden, berichtet ausdrücklich, daß in den Bildern der langobardischen Ruhmeshalle, die Königin Theudelinde in Monza ausführen ließ, „man den Haarschnitt und die Kleidung dieses Volkes erkennen könne". Auf einer goldplattierten Erzscheibe, die im Bargello in Florenz aufbewahrt wird, ist der Langobardenkönig Agilulf dargestellt mit Gefolge (Abbildung bei Gröbbels, Reihengräberfund von Gammertingen); er trägt einen spitz geschnittenen Vollbart und sein Gefolge ahmt seine Barttracht nach, wie das Gefolge Karls des Großen dessen herabhängenden Schnurrbart trug, das Gefolge Wilhelms II. dessen aufgedrehten. Das Gefolge trägt Helmbusch in ziemlich genau der gleichen Form wie wir ihn noch getragen haben. An dem Helm von Gammertingen ist die Vorrichtung zum Einsetzen des Helmbuschs noch erkennbar. Die Langobarden hielten, auch nachdem sie die lateinische Volkssprache angenommen hatten, noch lange ihre Namen fest. Der Urheber des Theoderichbildes an St. Zeno in Verona nennt sich Willigelmus. Die deutschen Namen haben sich in den oberitalienischen Sitzen der Langobarden ja sehr lange gehalten; bis zu dem italienischen Volkshelden des 19. Jahrhunderts Garibaldi, der den Namen von Garibald, dem bayrischen Schwiegervater des Langobardenkönigs Autari, trägt.

Gustav Kossinna hält die verzierten Lanzenspitzen für eine Besonderheit der Ostgermanen. Der Bestand an Funden ist ja leider

---

er zugab, den Langobarden zuzuschreiben sei, obwohl sie zeitlich erst mit diesen zugleich auftritt. Neuerdings hat Dr. Carlo Cecchelli in seinem Werk über die Taufkirche in Cividale (vgl. den Bericht von Albrecht Haupt in der Seemannschen Kunstchronik, Sept. 1921) die Wertung jener Kunst neu angeregt Es ist übrigens geschichtlich völlig unrichtig, daß der Oberitaliener sich als welsch fühlt; er darf ruhig den Adelsbrief eines starken germanischen Bluteinschlags für sich in Anspruch nehmen. Gobineau erzählt in seiner Ethnographie Frankreichs, die Süditaliener hätten die Piemontesen Viktor Emmanuels Tedeschi genannt und bemerkt dazu, diese Bezeichnung sei ethnographisch wahrscheinlich berechtigt. Bei der italienischen Niederlage im Spätherbst 1917 ritten die piemontesischen Reiterregimenter, deren Offizierskorps sich vorwiegend aus dem alten langobardischen und gotischen Adel zusammensetzt, nach Germanenweise in den Tod, als die Süditaliener wegliefen.

sehr gering; man kann die wichtigeren an den Fingern herzählen; die drei mit den Heilszeichen oder Siegrunen, aus Müncheberg (in Berlin), aus Kovel in Wolhynien (in Petersburg?) und die schon für verdächtig gehaltene in Torcello, wozu Kossinna an der angeführten Stelle (Zeitschrift für Ethnographie, 1905, S. 369); noch einige weitere Beispiele von einfacher verzierten Lanzenspitzen bringt. Es wird hier abgesehen von einer Entscheidung der Frage, ob wirklich die bestimmte Verzierungsart auf eine bestimmte germanische Völkergruppe, hier auf die ursprünglich nur sprachlich bestimmte Gruppe der Ostgermanen, bezogen werden kann. Es wäre wichtig, wenn der Begriff der Ostgermanen, den dann Müllenhoff aus den Nachrichten der antiken Geschichtsquellen auch nach anderen geschichtlichen Merkmalen näher zu bestimmen versuchte, nun etwa auch durch die Denkmälerforschung, durch Funde, bestätigt werden könnte. An anderen Stellen, wo reicherer Stoff an Funden vorliegt, scheint eine Verbindung kunstgewerblicher Besonderheit mit bestimmten germanischen Stämmen möglich; ja in einigen Punkten schon sicher. Götze bringt in seinen gotischen Schnallen (Wasmuth, 1907) so einleuchtende Beweise für seine Behauptung, daß eine bestimmte Art von Schnallen gotischer Herkunft sei, daß man ihm wohl glauben muß. Die Langobarden jedenfalls zeigen, wie schon erwähnt, eine ausgesprochene Eigenart in ihrer Kunst wie sie ja im Gegensatz zu den Ostgoten und mit entsprechend besserem Erfolg auch in ihren staatlich-gesellschaftlichen Einrichtungen der Väter Erbe entschlossener gegen die römischen Einflüsse wahren. Das sogenannte Langobardenkreuz (vgl. oben S. 240) gehört in dieser Gestalt nur den Langobarden an. Wir sind, sagt A. Götze a. a. O., über die Hinterlassenschaft der Langobarden durch das Gräberfeld von Castel Trosino, durch das von Nocera-Umbra, durch Funde aus der Gegend von Cividale und anderweit sehr gut unterrichtet. Das Gräberfeld von Castel Trosino läßt sich durch Münzfunde und andere Umstände zeitlich mit ziemlicher Genauigkeit festlegen, nach Götze auf die Zeit von 578 bis 620 nach Christi Geburt; also in eine Zeit, für die kein anderer germanischer Stamm hier in Frage kommen kann.

29. Ausblicke.
(Über einige Aufgaben der deutschen Geistesgeschichte. Das Ausbreitungsgebiet der deutschen Lebensform.)

Die Begrenztheit menschlichen Einzelvollbringens zwingt zur Arbeitsteilung. Aber man darf darüber nicht vergessen, daß diese Fächerteilung oder das Spezialistentum, wie der Rembrandtdeutsche (Langbehn) sagte, zwar für die Werkstatt, arbeitsfachlich, notwendig ist; daß aber jedem außerhalb der Werkstatt, also jedem anderen als dem engsten Fachmann, diese Erfordernisse der Arbeitstechnik gleichgültig und eher störend sind; wenn er nämlich nicht die Arbeit als solche miterleben und nachprüfen, sondern ein geistiges Ergebnis von jener Gelehrtenarbeit haben und genießen will.

Die Fachwissenschaft der Denkmälerkunde oder Archäologie soll von ihrem Sondergebiet aus Stoff und Einzeluntersuchungen liefern für die großen Ziele der deutschen Geistesgeschichte; von diesem Sondergebiet aus, das sie nun vermöge der vorgenommenen Arbeitsteilung begreiflicherweise genauer ins Einzelne beherrscht, als es dem Vertreter der Glaubensgeschichte, der Schrifttumsgeschichte, der Rechtsgeschichte usw. möglich ist. Die besondere Schulung im Sehen und die mögliche Übersicht über den Gesamtbestand der vorhandenen Denkmäler soll der Vertreter der deutschen Denkmälerforschung voraus haben, um damit den Schwesterwissenschaften — oder auch den vornehmeren, weil auf die größeren Ziele ausgehenden Wissenschaften — dienen zu können. Der Archäologe seinerseits muß sich, wie vielfach im Laufe dieses Buchs zutage trat, auf anderen Sondergebieten, etwa in rein sprachgeschichtlichen Fragen, in schwierigeren Fragen auf sprachlichem, rechtsgeschichtlichem Gebiet, in Einzelheiten der Schrifttumsgeschichte, der staatlichen, Wirtschaftsgeschichte, Siedelungsgeschichte, der Glaubensgeschichte und Kirchengeschichte bei den betreffenden besonderen Fachmännern Rat erholen, wenn seine Aufgabe an den einzelnen Denkmälern ihn auf solche Fragen führt.

Es sei noch einmal kurz durch ein Beispiel erläutert, was also unter fachmännischer Denkmalskenntnis hier verstanden wird. Der bekannte Dornauszieher des kapitolinischen Museums galt die längste Zeit als ein altertümliches (archaisches Werk). Neuerdings wird er, freilich noch nicht allgemein, nur für altertümelnd (archaisierend) gehalten. Meines Erachtens ist diese letztere Ansicht zutreffend. Da urkundliche Beweise fehlen, kann nur die Schulung des Blicks und

Empfindens für solche Dinge hier entscheiden. Ein solches Urteil wird freilich nur schwer für andere zwingend gemacht werden können, weil es eben vorwiegend gefühlsmäßig gefunden ist. Ich kann nur versichern, daß ich diesen Eindruck von dem Dornauszieher schon hatte, als er allgemein für archaisch gehalten wurde und ich von einem Zweifel daran noch nicht wußte.

Im Thermenmuseum in Rom steht der sogenannte Thron der Venus mit den Flachbildnereien der beiden Flötenspielerinnen, der nackten und der bekleideten, und der aus drei Frauen bestehenden Gruppe, die man als Geburtsvorgang deutet. Die Bostoner Sammlung hat vor einigen Jahren ein der Ludovisischen Thronlehne nahe verwandtes Stück erworben. Die Zusammengehörigkeit der beiden, die man als Thronlehnen eines Götterthrons, als Kopf- und Fußlehne eines Bettes im Heiligtum der Aphrodite (Petersen), als Schmalseiten eines großen Altars (Studniczka), gedeutet hat, steht außer Zweifel. Die Echtheit dieses Bostoner Throns ist bezweifelt worden; dieser Zweifel ist nicht, wie Studniczka versucht (Jahrbuch des archäologischen Instituts, 1911), einfach durch den Hinweis auf den zweifellos sehr hohen künstlerischen Wert der Arbeit zu beseitigen. Das hat man auch für die schließlich ja durch das Zeugnis ihres Verfertigers einwandfrei als unecht erwiesene Tiara des Saitaphernes im Louvre angeführt. Und ich glaube der unleugbar große Reiz, den jene beiden Werke in Rom und Boston ausüben, beruht darauf, daß wir sie für so früh halten und mit der entsprechenden Ehrfurcht an sie herantreten, während sie tatsächlich verhältnismäßig sehr modern empfunden sind, und uns deshalb leicht seelisch eingehen; wirklich frühe und alte Sachen sind uns Heutigen zunächst meist herb. Es soll für die Meinung von der Unechtheit des Bostoner Throns nicht allzu großer Wert darauf gelegt werden, daß die Beschädigung des Werks durch die Unbill der Jahrhunderte so ausgesucht rücksichtsvoll und mit Schonung der wichtigsten Teile sich vollzogen hat; das kann ja Zufall sein, wenn auch ein sehr merkwürdiger; denn auch beim Ludovisischen Stück sind die Verletzungen merkwürdig schonend verteilt. Aber folgendes wage ich zu behaupten. Sehr alt, frühgriechisch sind die beiden Stücke nicht; sondern wenn sie wirklich antik sind, gehören sie der sogenannten neuattischen Schule, des Pasiteles und Genossen, an. Die sogenannte esquilinische Venus auf dem Kapitol steht meines Erachtens den Flachbildern der beiden Thronlehnen nahe; in der überfeinerten Art, wie sie auf die Sinnlichkeit wirken will; in der ganzen Behandlung. Streng, in gebundener Werkstattüberlieferung, wie es früher Arbeit entspräche, sind die Gestalten

der Throne, auch des Ludovisischen, ganz sicherlich nicht geschaffen. Dabei wird kein besonderer Wert gelegt auf den starken Zeichenfehler bei dem übergeschlagenen Unterschenkel der nackten Flötenspielerin; auch nicht auf die auffällig moderne Art, wie der Pfühl sich unter das Gesäß schmiegt, wohl aber auf die Art des Flachstils. Man vergleiche einmal mit dem Parthenonfries; bei der Flötenspielerin erscheinen der Schenkel und der Oberarm, die Lenden so, als ob sie höher erhaben gewesen wären und dann an den hervorstehenden Teilen bewußt wieder eingedrückt wären; wie als ob dem Künstler plötzlich eingefallen wäre: halt, ich soll ja einen frühen, möglichst flachen Reliefstil zeigen. Ich gebe natürlich zu, daß solche Behauptungen, die letztlich auf einen künstlerischen Eindruck, also auf ein Empfinden zurückgehen, einem andern nicht durch Beweise schlechthin zwingend gemacht werden können. Ich wage diesen Eindruck trotzdem auszusprechen; ich hatte einen guten Abguß der Flötenspielerin jahrelang täglich vor Augen.

Ich füge diesen absichtlich der Antike entnommenen Beispielen — es kommt natürlich in unserem Zusammenhang nicht darauf an, ob man der darin geäußerten Ansicht über die beiden Kunstwerke inhaltlich zustimmt oder nicht — einen kurzen Hinweis auf in besonderem Sinne denkmälerkundliche Fragen aus dem Verlaufe dieses Buchs hinzu; ob man die Flachbilder, die sich lediglich in zwei Flächen bewegen und die an Holzarbeit erinnern, einer bestimmten Zeit, karolingischen oder merowingischen, zuschreiben kann; wie Clemen und andere (F. Schneider) glauben; was vor allem für das von mir als Darstellung Wodans angesprochene Flachbild von Dunningen wichtig wäre; ob die gehäuften Armringe am Tübinger Flachbild und anderwärts die Bedeutung haben, die ich ihnen zusprechen zu dürfen glaube; ob, wie ich allerdings hoffe, der für die ineinander geschobenen Kreise und für die sternförmigen Gebilde zusammengetragene Stoff reichlich genug ist, um zu beweisen, daß sie nicht rein ziermäßig verwendet, sondern religiöse Sinnbilder waren; ob, was ich nun allerdings unterstützt durch Stellen der schriftlichen Überlieferung bewiesen zu haben hoffe, der Mann im Kreuzgang zu Berchtesgaden den einarmigen Ziu darstellt; ob der behauptete bildgeschichtliche Zusammenhang zwischen dem Wildberger Steinbild und den Hirsauer Turmgestalten besteht; weiter zwischen diesen und den Gnomen und so fort.

Nun birgt aber das Sammeln und Vergleichen alter Denkmäler teils durch den Altertumsreiz, teils durch den vielfach — bei den in diesem Buch untersuchten Denkmalen allerdings nur zum kleineren Teil — vorhandenen künstlerischen Reiz, eine be-

sondere Verführung in sich; nämlich daß man eben das Altertümersammeln als solches und um seiner selbst willen betreibt und dann leicht zu großen Wert auf die einzelnen kleinen Sammlungsgegenstände legt; was Treitschke die „Mikrologie" der geschichtlichen Schule der Rechtswissenschaft nannte. Theodor Mommsen (Röm. Gesch. 1854, Bd. 1, S. 84) spricht einmal von dem Grundsatz der Archäologen: „vorzugsweise nach dem zu forschen, was weder wißbar noch wissenswert ist ... nach der Mutter der Hekabe, wie Kaiser Tiberius meinte".

Deshalb sei schließlich noch der Versuch gemacht, die ungefähren Richtlinien und größeren Zusammenhänge anzudeuten, in die der Verfasser letztlich seine Beiträge zur deutschen Denkmälerforschung sich eingliedern sehen möchte. Diese Ausblicke werden hier gemacht unter der ausdrücklichen Verwahrung, daß es eben nur Andeutungen sein können und daß sie ihren Gegenstand gerade nur bezeichnen, in keiner Weise erschöpfen können.

Der in diesem Buch behandelte Stoff an Denkmälern hat seiner Art nach die nächsten Beziehungen zur Glaubensgeschichte; er berührt an einigen Stellen die Rechts- und die Sagen-, beziehentlich Schrifttumsgeschichte; an andern Stellen auch die staatliche Geschichte Deutschlands.

Das Verhältnis zur Kunstgeschichte ist naturgemäß noch enger, aber eben anderer Art. Die Kunstgeschichte ist ja selber Denkmälerforschung. Der Kunstgeschichtler beschäftigt sich aber nur mit den Denkmälern, die ihn künstlerisch reizen; die er für Kunst hält. Die Kunstgeschichte kann schon ihren Gegenstand gar nicht ohne Werten und Auswahl umgrenzen. Es ist, wie gleich erhellen wird, nicht unwichtig, das zu betonen.

Der Verfasser hat sich auch schon im Laufe der Einzeluntersuchungen stets bemüht, die größeren Zusammenhänge hervorzuheben, denen seine Denkmälerunterſuchungen dienen sollen. Das wird manchen Leser gestört haben; schon wegen der Ichtümlichkeit (Subjektivität) mancher dabei aufgestellten Auffassungen. Diese wird glatt zugegeben; aber die mehr oder minder *subjektive Wertungsgrundlage ist allen geschichtlichen Wissenschaften wesentlich*; ob nun Mommsen die Zeit der Antonine für eine der glücklichsten Zeiten des Menschengeschlechts hält und von diesem materialistisch-imperialistischen Standpunkte aus die Cäsarmörder und ihre Beweggründe sehr subjektiv beurteilt und verdammt; ob Treitschke von seiner entgegengesetzten Staatsauffassung aus, die lieber die Helden als die erfolgreichen Händler

an der Spitze des Staatswesens sieht, die staatliche Entwicklung Europas beurteilt.

Der Ausdruck Germanistik ist, wie man mit Recht gesagt, wenig schön und hat nur den einen Vorzug, daß er nun einmal eingebürgert ist. Man bezeichnet als Germanisten nicht nur den, der die Entstehung der deutschen Sprache erforscht, sowie den, der das deutsche Schrifttum zum besonderen Gegenstand seiner Betrachtung macht; sondern auch den, der sich mit dem deutschen Rechtsleben und seiner Geschichte befaßt.

Auf diesem letzten Gebiet ist ja der Gegensatz besonders hervorgetreten, der die europäische Geistesgeschichte bewegt; nämlich der Gegensatz zwischen der germanischen, nachchristlichen, Nordseekultur einerseits, und der hellenistisch-semitischen, vorchristlichen, Mittelmeerkultur andererseits. Der Gegensatz findet auf keinem anderen Blatt der Kulturgeschichte einen so deutlichen und kennzeichnenden Ausdruck als im Rechtsleben; in dem Kampf des römischen Rechts mit dem deutschen Recht; in dem Gegensatz des römischen Weltstaatsgedankens zu dem deutschen, dem völkischen Staatsgedanken, der mehr auf die freiwillige Einordnung der gegebenen Blutszusammenhänge von Sippen und Stämmen, als auf die Machtausstattung einer einheitlichen Staatsgewalt gegründet ist. Es ist, um die Worte Hippolyte Taines zu gebrauchen, der Gegensatz des klassischen Staatsgedankens, d. i. eines Systems von Autoritäten, das von oben auferlegt ist, zu dem germanischen Staatsgedanken eines Zusammenwirkens der Antriebe, die von unten ausgehen. Dieser letztere Staatsgedanke mußte vorwiegend auf die vorhandenen Blutszusammenhänge und auf Gesinnung, Ehre, freiwillige Einordnung aufbauen; im Gegensatz zu dem Weltstaatsgedanken, dessen Bindemittel Zwang und Lohn sind und dem die völkische Eigenart nur Hemmung ist. Auf den Trümmern des römischen Weltreichs haben sich die europäischen Völkerpersönlichkeiten entwickelt; auf der Grundlage der germanischen Staatengründungen.

Diese grundsätzliche Verschiedenheit des staatlichen und gesellschaftlichen Aufbaus ist eine sehr tiefgreifende und sie führt auf merkwürdige Ähnlichkeiten in weltgeschichtlichen Gegensätzen, die wir heute erleben.

Jede Weltmacht, das heißt eine staatliche Ordnung, die nicht wie die völkischen Gemeinwesen auf eine der Masse ihrer Glieder gemeinsame Gesittungsform und Denkweise und auf den darin liegenden gesellschaftlichen Mörtel aufbauen kann, muß die anderen Bindemittel der gesellschaftlichen Atome um so schärfer gebrauchen.

Drei Hebel halten das gesellschaftliche Getriebe hauptsächlich im Gange; sie muß jedes Gemeinwesen benutzen; diese sozialen Hebel sind Zwang, Lohn und Gemeinsinn. Die nach der natürlichen Eigensucht stets mehr oder minder auseinanderstrebenden Einzelnen müssen durch Zwang und Befehl, vor allem durch die gewaltsame Unrechtsabwehr, zusammengehalten werden; wo dieser Hebel, der Rechtszwang, nicht ausreicht, der allemal nur das Gröbste besorgen kann, muß der Lohn oder die Gewinnhoffnung als Triebkraft eingespannt werden. Alle höheren Leistungen für die Gesamtheit aber, alles was innigere Hingabe an die Sache erfordert, können nur erzielt werden, wenn man die Menschen an ihren eigentlich sittlichen Antrieben faßt, die, entstanden aus der langdauernden Hilfsbedürftigkeit aller höheren Lebewesen in der Kindheit und aus dem dadurch bei Strafe des Untergangs der Art erzwungenen Opfersinn der Eltern für die Jungen, an sich ebenso gegeben sind wie die eigennützigen Antriebe.

Alle höhere Leistung ist von Menschen nur zu erreichen, wenn man sie von innen her, von der Gesinnung aus anfaßt: am Glauben oder Ehre und Gewissen; oder auch Opfersinn; eben jene nicht mehr durch verstandesmäßige Abwägung von Vorteil und Nachteil oder durch den sogenannten wohlverstandenen Eigennutzen erklärlichen Antriebe; „die religiösen Antriebe", könnte man auch sagen, wenn man nur den Begriff des Religiösen weit genug faßt.[172])

Alle Weltmächte müssen neben dem Zwang die Gewinnabsicht der Menschen als Haupthebel der Zusammenarbeit benutzen; da mit dem Verlust der völkischen Geschlossenheit des Gemeinwesens und des daraus entspringenden Gemeinschaftsgefühls notwendig und überall die religiösen oder Gesinnungsantriebe geschwächt und schließlich getötet werden.

Die Verfahrensweise der großen Weltmächte, der zwischenvölkischen oder internationalen Mächte, muß notwendig eine andere sein als die der völkischen Gemeinwesen. Alle Weltmächte müssen auf entwickelteren Wirtschaftsstufen Geldmächte werden und sie

[172]) Martin P. Nilsson, Primitive Religion, S. 3. „Das Gebiet der Religionswissenschaft sind die nicht vernunftmäßig zu erläuternden Reste in der Vorstellungswelt der Menschen und die daraus hervorgehenden Handlungen." Das „nicht vernunftmäßig" bedarf dabei wohl einer Erläuterung. Darunter sind hier offenbar zu verstehen Handlungen, bei denen der Entschluß nicht durch Abwägung von Nutzen und Gefahr und durch die überwiegende Aussicht auf persönlichen Vorteil bestimmt wird; die Erwägungen, die dem Durchschnittsmenschen und einer vorherrschend auf das Wirtschaftliche gerichteten Auffassung als die allein verständigen erscheinen; im Gegensatz zur Triebhaftigkeit oder derjenigen Entschlußbestimmung, die mehr unmittelbares Erlebnis als Abwägung von Gründen und Gegengründen ist.

müssen härter und rücksichtsloser verfahren als eine völkisch gegründete Staatsgewalt. Die Ähnlichkeit zwischen der römisch-antiken und der heutigen allbritisch-alljüdischen Welt- und Geldmacht ist in vielen Beziehungen geradezu verblüffend.

„Karthago. Korinth mußten fallen, Rhodus, Athen, auch Marseille völlig geschwächt werden, damit der Mercator Rom alles in seine Hände bekam ... Silbergruben, Bleigruben erwarben sich die Konsortien in den Provinzen, produzierten selbst Fischbrühe in Spanien für den Massenversand ..., das Großkapital saß in Rom und nährte sich und schwoll durch ungeheuren Zinswucher" (Theodor Birt, Aus dem Leben der Antike, S. 61).

So hat der allbritische Konzern — der kaufmännische Ausdruck bezeichnet das Wesen des Raubverbands vielleicht am besten — jetzt erreicht, daß er nun allein den Weltmarkt und seine Rohstoffe beherrscht, daß er die Preise nach Belieben und ohne Wettbewerb zur Ausbeutung der Verbraucher festsetzen kann.

Die merkwürdige Ähnlichkeit, die zwischen der römischen Welt- und Geldmacht der Spätantike und der derzeitigen Weltlage besteht, tritt aber vor allem auch auf geistesgeschichtlichem Gebiet hervor. Und das ist die Seite, die uns hier im Ausklang der Untersuchungen dieses Buchs noch einer kurzen Betrachtung wert scheint; im Zusammenhang besonders mit dessen allgemeinerem Grundgedanken, daß uralte Vergangenheit und ihre geistigen Triebkräfte noch sehr viel stärker in unserem heutigen Dasein nachwirken als man sich gemeiniglich bewußt ist.

England hat die geistige Vorherrschaft Europas in der übrigen Welt umgemünzt in die wirtschaftliche und machtstaatliche Ausbeutung der Welt; ebenso wie Rom „das letzte und größte der helliniſtischen Reiche", die geistige Vorherrschaft des Hellenentums in der Mittelmeerwelt umgestaltet hat zur wirtschaftlichen und machtstaatlichen Beherrschung der Mittelmeerwelt durch Rom. England ist ein subgermanischer Staat, wie Rom ein helleniſtischer. Beide Weltmächte haben sich dann ausschließlich auf die wirtschaftlichen und machtstaatlichen Ziele geworfen. Sie haben die geistigen Grundlagen ihrer Lebensform vernachlässigen zu dürfen geglaubt; bis zu dem Grade, daß sie beide ihr geistiges Mutterland ungestraft vernichten zu können glaubten. Rom hat Hellas politisch zerstört und England Deutschland; Deutschland, das Heimatland der nordeuropäischen, der nachchristlichen Gesittung.

„Die englische Freiheit kommt aus den Wäldern Germaniens", hat Montesquieu gesagt und ganz ähnlich Gibbon in seinem Untergang des römischen Reichs. Das ist aber noch zu eng. „Die deutsche

Geschichte ist wie ich glaube die geistige Wurzel der europäischen Geschichte," formulierte der englische Geschichtsforscher Kingsley. Aber den schärfsten Ausdruck für das hier gemeinte hat der französische Kirchengeschichtler Montalembert gefunden; und ganz ähnlich der französische Staatsmann Guizot, indem sie nämlich auf die Gesinnung abstellen, die als eigentlicher Lebenskeim und erhaltende Triebkraft jeder besonderen Gesittungsform vorhanden sein muß. Montalembert sagt, „Freiheit und Ehre, das ist es, was Rom und der Welt seit Augustus Zeiten fehlte, und was wir unseren germanischen Vorfahren, den Barbaren, verdanken".

Ehre und Gewissen haben, ist vielleicht der unvorgreiflichste Ausdruck dafür; was man auch Ehrfurcht haben, Religion haben nennen kann. Und unter „Freiheit" kann Montalembert nur verstehen, eigenes Verantwortungsgefühl, persönliches Gewissen; daß man die schwierigsten Entschlüsse auf die eigene Gewissensüberzeugung gründet und nicht auf ein äußeres Sittengesetzbuch.

England — oder wir müssen heute schon sagen der allbritisch-allamerikanisch-alljüdische Weltkonzern mit seinem gallischen Trabanten — wird ohne Zweifel eines schönen Tages erfahren, was Rom wenige Jahrhunderte nach der Errichtung seines Weltreichs erfahren hat; daß ein menschliches Zusammenleben nicht auf die Dauer bestehen kann, wenn man alle Verbindungen unter den Menschen auf den ausschließlichen „Nexus der Barzahlung" zurückführen will; wie Carlyle die ja schon zu seiner Zeit in England stark vorgeschrittene Mammonisierung und Mechanisierung der Welt bezeichnet hat.

Carlyle hoffte eine Genesung der Welt durch den deutschen Gedanken; die Gegner, das heißt die Anhänger der geldmächtlichen Denkweise, befürchteten das gleiche. Darum mußte der Deutsche und der deutsche Gedanke erschlagen werden; „weil man von ihm die neuen Gedanken erwartet" (Lothar Bucher, Aus England, 1853).

Es hat sich an Rom gerächt, daß es geglaubt hat, ohne geistige und sittliche Kräfte auszukommen; daß es Hellas, die Mutter der hellenistischen und damit auch der römischen Kultur, politisch vernichtet hat. Es wird sich auch an England rächen, daß es das Mutter- und der Nordseekultur, Deutschland, politisch vernichtet hat. Für uns ist das freilich nur ein schwacher Trost. „In keinem andern Lande außer etwa in Hellas hat der menschliche Gedanke sich so frei entfalten können wie in Deutschland," sagt Heinrich Heine, dem man gewiß keine Voreingenommenheit für Deutschland nachsagen kann. Griechen und Deutsche sind die eigentlich schöpferischen Völker im Geistesleben Europas, sagt Heinrich von Treitschke. Und sie haben

sich beide dabei — oder dadurch — erschöpft, so daß sie für die notwendigen machtstaatlichen Aufgaben nicht mehr die erforderlichen Kräfte aufbrachten.

Hellas und Deutschland; Makedonien und Preußen. Ein im Nordosten des Volksgebiets wohnender Stamm — in Deutschland Preußen, in Hellas Makedonien — der sich in seiner randstaatlichen und nördlicheren Lage die einfacheren Tugenden der Kriegstüchtigkeit und der Staatsgesinnung bewahrt hatte, führt beide Völker, die Griechen und die Deutschen, noch einmal zu einer gewaltigen machtstaatlichen Zusammenfassung und kulturellen Ausbreitung. Aber das Lebenswerk Alexanders des Großen zerfiel, wie das Lebenswerk Bismarcks zerfallen ist. —

Der Begriff Deutschkunde oder Germanistik im Sinn von deutscher Geistesgeschichte ist weiterer Ausbreitung auf Sondergebiete fähig, als dem bisherigen Sprachgebrauch entspricht. In der deutschen Kunstgeschichte, die bei uns lange sehr vernachlässigt worden ist, gegenüber der Behandlung der antiken und italienischen Kunst; in einer Wissenschaft vom deutschen Christentum wäre die Besonderheit des deutschen Kunstempfindens, des deutschen Glaubensbedürfnisses der wesentliche Gegenstand der Betrachtung.

Was für mich schön ist, das heißt: was mir wunschlose Freude schenkt, was mir Freude macht durch die bloße Betrachtung und wenn es auch in keiner Weise meiner Lebensbehauptung oder Lebensförderung dient; was mir Unbehagen macht durch seinen bloßen Eindruck, ohne daß es irgendwie meiner Lebensbehauptung entgegentritt, also was mir häßlich ist, — wie geartet die Eindrücke sein müssen, um so zu wirken, das bestimmt sich nach der ererbten und anerzogenen Art der betreffenden menschlichen Seele. Und hier besteht ein tiefgehender Unterschied zwischen nordischem und mittelmeerisch-südlichem Empfinden.

Es gibt freilich keine besondere deutsche oder italienische Mathematik oder Naturwissenschaft; wenigstens nicht in den Ergebnissen; wenn auch eher schon die Art des Betriebs oder des Verfahrens durch das unterschiedene Volkstum beeinflußt sein kann. Aber die sachlichen Aufstellungen der Naturwissenschaft müssen natürlich, soweit sie zutreffen, für alle Völker gleich sein. Bei aller kulturgeschichtlichen Betrachtung, also bei aller Rechts- und Staatswissenschaft, bei aller Kunstwissenschaft dagegen liegt es anders. Solche ist allemal, ob sich ihr Vertreter dessen bewußt ist oder nicht, bestimmt durch ein besonders geartetes Wollen oder Werten; durch ein bestimmtes Kulturziel, eine bestimmte Rechtsüberzeugung; ein bestimmtes Geschmacksurteil. Georg Dehio hat in seiner gerade

erschienenen deutschen Kunstgeschichte hervorgehoben — und es war wichtig, daß das einmal hervorgehoben wurde — daß der Vertreter der Kunstgeschichte das Kunstwerk, dessen Entstehungsbedingung er zunächst rein geschichtswissenschaftlich zu erforschen suche, auch auf sich wirken lasse, als künstlerischen Wert für ihn und heute, und daß er diese Wirkung ausspreche. Dieses Geschmacksurteil ist aber letztlich persönlich; d. h. es fällt nach der einzelnen Seele und ihrer Eigenart verschieden aus, was ihr zweckfreie Freude schafft; was ihr künstlerisch hochsteht. Ist dieses Werturteil ichtümlich bedingt, so ist es natürlich erst recht völkisch bedingt; wenn auch in einer nach Abstammung und Schicksalen sich nahestehenden Menschengruppe d. h. in einem bestimmten Volkstum, die Geschmacksäußerungen ihrer Mitglieder eine gewisse Gleichartigkeit und Übereinstimmung zeigen werden.

Man hat gesagt, das nordisch-germanische Kunststreben sei mehr auf das kennzeichnende oder das charakteristische gerichtet; das südländische mehr auf das schöne. Man hat auch einen Gegensatz gebildet von Darstellungskunst und Ausdruckskunst und die letztere als die germanische Form bezeichnet. Benjamin Constant, Reise durch die deutsche Kultur, S. 48, kennzeichnet dies einmal folgendermaßen:[178])

„Der Franzose sagt: sieh, wie ich die Gegenstände beschreibe, der Deutsche, sieh welchen Eindruck die Gegenstände auf mich machen."

Der nordisch empfindende Künstler — wie man neuestens sagt, der Gotiker — ringt um den Ausdruck; der so Geartete empfindet den als den höchsten Künstler, der nicht an die spätere Wirkung seines Werks denkt, der am restlosesten und am rücksichtslosesten und ohne Absicht auf die anderen, auf die späteren Genießer dieser Kunst, das zum Ausdruck gebracht hat, was ihn erfüllte; wenn und soweit dieser subjektive Ausdruck später auf andere wirkt; die Kraft hat, sich andern mitzuteilen und sie zu beeindrucken. Das Streben nach dem Schönen bedeutet leicht ein Streben nach dem, was allgemein geschätzt wird; es führt leicht zu einem Rücksichtnehmen des Schaffenden auf den künftigen Beschauer oder Genießer. Jedes Denken an die spätere Wirkung des Werks birgt in sich etwas, das die Wahrhaftigkeit des Ausdrucks beeinträchtigt.

[178]) Benjamin Constant schreibt das im Jahre 1804. Man sieht daraus, daß die Unterscheidung von Darstellungskunst und Ausdruckskunst keineswegs so neu ist. Richard Benz, Die Grundlagen der deutschen Kunst, Bd. I Mittelalter S. 88: „Der Deutsche geht in allen seinen künstlerischen Äußerungen nicht auf Darstellung aus, wie der antike Mensch, sondern auf Ausdruck."

In der Darstellung des Menschen bedeutet das Streben nach dem Schönen vielfach einfach das Streben nach dem sinnlich Reizvollen. Der große Stendhal — groß nicht als Dichter, aber als Erforscher der Einzelseele und der Völkerseele — schreibt einmal:

In Frankreich gewährt die breite Masse den Namen des Schönen nur dem, was weiblich „ist" (Rüttenauer, Aphorismen aus Stendhal, Bd. I, S. 88). Damit erfährt freilich das reine Schauen, das absichtsfrei sein soll, schon eine Trübung, indem man dabei das Dargestellte auf seine Brauchbarkeit für Lebenszwecke und selbst unmittelbar für sein Begehren einschätzt.

Moltke schreibt einmal: Ich liebe mir die Bauten, zu denen das Bedürfnis den Riß gezeichnet hat. Wenn man dazu noch hinzunimmt, was Moltke jedenfalls, wenn auch vielleicht nur gefühlsmäßig, voraussetzt, nämlich daß diese Zweckmäßigkeit oder Bedürfnisgemäßheit des Werks dem Beschauer sinnenfällig werden muß (vgl. Hans Cornelius, Elementargesetze der bildenden Kunst) — denn die bloße, das heißt nicht von den Sinnen so empfundene Zweckmäßigkeit kann für sich allein niemals künstlerisch wirken — dann bildet jener Moltkesche Ausspruch eine treffliche Kennzeichnung der neuen deutschen Werkkunst. „Die Abneigung der deutschen Baukunst gegen Symmetrie" (Dehio) gehört auch hierher.[174]) Da Moltke jenen Ausspruch etwa dreiviertel Jahrhundert vor dem Entstehen dieser letzteren Bewegung getan hat, darf man wohl in dieser Übereinstimmung eine tiefere Auswirkung der gemeinsamen deutschen Volksart erkennen.

Künstlerisches und sittliches Werten haben ein Gemeinsames; nämlich: in ihrem Wesen Werturteil zu sein; das heißt: daß sie nicht wie die reinen Wissenschaften einen allgemeingültigen und gegebenen Zusammenhang oder eine gesetzliche Notwendigkeit der Erscheinungen zu erkennen suchen, sondern daß sie diese nach einem eigenen letztlich subjektiven Maßstabe schätzen oder ordnen.

Georg Dehio schreibt in seiner deutschen Kunstgeschichte, Bd. I, S. 187, zu der Tatsache, daß die Mittelmeerwelt zunächst die Darstellung der Kreuzigung ablehne, während der Norden sie aufnehme, folgendes. „Als Tatsache der Religionsgeschichte ist die Parteinahme des jungen germanischen Christentums für das Kreuzigungsbild höchlichst der Beachtung wert, wenn wir auch bekennen müssen, daß die bisher versuchten Erklärungen aus be-

[174]) Heinr. Bergner, Grundriß der Kunstgeschichte: „Die Abneigung gegen Gleichmäßigkeit und Gleichgewicht (Symmetrie), gegen Wiederholung eines Musters, gegen Schule und Regel überhaupt."

sonderen germanischen Vorstellungen sich auf wenig sicherem Boden bewegen."

Ich glaube, man kann diese Erscheinung der Glaubensgeschichte und Kunstgeschichte doch einigermaßen erklären; aus dem verschiedenen Kulturziel oder der Unterschiedenheit der obersten Wertungen der Mittelmeerkultur gegenüber denen der Nordseewelt, der germanischen Welt.

Sören Kierkegaard hat meines Wissens zuerst den großen geistesgeschichtlichen Gesichtspunkt ausgesprochen, daß die antike Kultur an erster Stelle eine Kultur der Sinne, eine ästhetische Kultur, gewesen sei, während die nordische, germanische oder christliche Gesittungsform eine Kultur der Gesinnung, eine ethisch gerichtete Kultur sei. Das wird unten noch etwas weiter zu verfolgen versucht werden. Warum der Norden den furchtbaren Vorgang der Kreuzigung als künstlerischen Gegenstand keineswegs scheute, im Gegensatz zum anfänglichen Verhalten der Mittelmeerwelt gegenüber diesem Vorwurf läßt sich dann aber vielleicht folgendermaßen erklären.

Der Süden, oder die künstlerische Weltanschauung, muß naturgemäß Leben und Lebensgenuß höher und ausschließlicher bewerten als dies eine vorwiegend ethisch gerichtete Weltanschauung tun wird; deren Wesen besteht ja im Grund darin, daß ihr das Festhalten gewisser Gesinnungswerte wichtiger scheint als das Leben; daß dieses nicht der Güter höchstes ist.

Der nordische Mensch fürchtet den Tod nicht so wie der Südländer und deshalb scheut er auch nicht seine Darstellung.

Diese geringere Scheu des Nordländers vor dem Tode fiel der Mittelmeerwelt gleich bei ihrer ersten Begegnung mit dem nordischen Menschen auf.

Lukan, gestorben 65 nach Christi, schreibt in seinen Pharsalien (Buch I Vers 439):[175])

„. . . . . Die nördlichen Völker fürwahr sind
Glücklich in ihrem Wahn, da jener größte der Schrecken
Nicht sie bedrängt, die Furcht des Todes. So stürzen die Männer,
Mutig entgegen dem Stahl und sterben mit williger Seele."

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis." Die Gattung, das Volk lebt ewig; und jede Tat wirkt ewig weiter. Jeder Einzelne ist nur ein Teilchen des Weltwillens, der durch die aufeinanderfolgenden Geschlechter hindurchströmt und der in den sich immer erneuernden Einzelnen ewig leben kann. In der Hingabe an das

[175]) Hier angeführt nach Ernst Krause, Tuiskoland, S. 117.

Ganze, im Opfer des Lebens, durchschaut das Ich den Schleier der Vereinzelung; wird es befreit von der Ichsucht, indem es deren Beschränktheit erkennt.

Das sollte hier folgendes sagen: aller Kulturgeschichte liegt ein bestimmtes Werten zugrunde, das nicht allgemein gültig, daher auch nicht im strengen Sinne wissenschaftlich ist. Die drei eigentlich schöpferischen Gebiete der geistigen Betätigung eines Volkes sind die Gestaltung von Recht und Staat, das künstlerische Schaffen und die Form seiner Gewissensüberzeugungen und Glaubenshoffnungen. Diese drei eigentlich schöpferischen Betätigungsfelder des Volksgeistes — denen gegenüber die reine Wissenschaft als Erkenntnis der vorhandenen Zusammenhänge schon geistig geringeren Ranges ist — dieses Neuschaffen geistiger Werte ist abhängig von gewissen triebhaften und letztlich nicht verstandesmäßig erweisbaren Überzeugungen und Willenszielen; von dem bestimmten Inhalt des Rechtsgewissens eines Volkes; von seiner bestimmten Art künstlerische, d. h. von Absichten freie Freude zu empfinden; und von seiner religiösen Begabung oder seiner Fähigkeit, die über das Ich hinausgehenden Zusammenhänge und die dauernden Wirkungen zu erkennen und entsprechend zu handeln. Auch die besondere Form der Gewissensüberzeugungen und Glaubenshoffnungen, für die ein Volk fähig ist, also die Religionsform, liegen zu einem großen Teil im Blute (Dieterich Schäfer, Wie wurden wir ein Volk und wie können wir es bleiben, S. 32).

„Auch ein religiöser Glaube erhält sein endgültiges Gepräge durch das Volkstum des Bekenners. Das gilt auch für das Christentum; obwohl es eine Menschheitsreligion sein will und ist. Daß im deutschen Christentum ein starkes Bedürfnis, die eigene Persönlichkeit zu behaupten, lebendig bleibt, kann nicht verkennen, wer mit dem deutschen Mittelalter auch nur einigermaßen vertraut ist.“ [176])

Das Verlangen nach einer deutschen Kulturgeschichte, einer deutschen Kunstwissenschaft, einer deutschen Rechts- oder Staatsgeschichte, ist also keineswegs eine Einseitigkeit oder Enge des Gesichtskreises, sondern ist erfordert rein durch den Gegenstand der Betrachtung selbst. Diese Sonderung enthält auch an sich noch nicht die Behauptung, daß dieses deutsche Volkstum und seine Geistesbetätigung einen Vorzug vor anderen habe; die besondere Betrach-

[176]) v. Schröder, Vortrag 1906, nach dem Korrespbl. d. Centralv. d. Dtsch. Gesch. und Altertumsvereine. Die Religion des arischen Urvolks, „jene wichtigste und vornehmste Wurzel der Religion, aus welcher der Glaube an ein höchstes, gutes Wesen entspringt, der Glaube an einen Gott, der da will, daß wir so oder so handeln; kurzum einen Gott, dessen wesentlicher Sinn im moralischen Gesetz besteht.“

tung ist vielmehr nur der Ausdruck der Tatsache, daß das deutsche Kulturziel, das deutsche Gewissen, der deutsche Kunstgeschmack eine besondere völkische Art haben, wie die anderer Völker auch; und daß nur diejenige Form der geschichtlichen Betrachtung hoffen darf, einen Zusammenhang in der Erscheinungen Flucht und eine Ordnung oder Entwickelungsrichtung zu finden, die dieses besonders gestimmte Entwickelungsstreben kennt und zum Faden nimmt.

Der tiefste Gegensatz der europäischen Kulturgeschichte ist der zwischen der vorchristlichen hellenistisch-semitischen Mittelmeerwelt und der nachchristlichen germanischen Nordseewelt. Es war schon darauf hinzuweisen, daß sich die damit bezeichneten Kulturkreise nach ihren völkischen Trägern, nach Zeit und Schauplatz auf der Erde — vgl. sofort die von Peezsche Unterscheidung der Wasserscheide Europas — deutlich unterscheiden lassen. Es ist natürlich sehr viel schwieriger, in ähnlicher Weise auch das verschiedene Kulturziel oder die grundlegende Bejahung für beide Gesittungsformen grundsätzlich zu bestimmen. Sören Kierkegaard hat einmal gesagt, die antike Kultur sei wesentlich ästhetisch, die germanisch-christliche wesentlich ethisch gerichtet. Das scheint mir im wesentlichen richtig und ein großartig zusammenfassender Gesichtspunkt zu sein. Man kann sich auch so ausdrücken: die antike Kultur war eine Kultur der Sinne, die christlich-germanische eine Kultur der Gesinnung; etwas anders ausgedrückt: „daß die tiefsten Bedürfnisse in Deutschland nie ästhetischer sondern stets religiöser Natur waren" (Max Sauerlandt, Die deutsche Plastik des Mittelalters, S. 16). Freilich ist damit auch die höchste künstlerische Schöpferkraft gegeben, wenn einmal die ganze Persönlichkeit, d. h. das Religiöse im Menschen sich auf künstlerische Schöpfung zusammenfaßt; die Menschen sind nur solange schöpferisch, als sie religiös sind, sagt Goethe einmal. Wenn jene Unterscheidung richtig ist, so ließe sich damit das verschiedene Höchstziel der beiden Kulturen, das tatsächlich, wenn auch vielfach nur triebhaft und unbewußt, allem Kulturstreben zugrunde liegt, verhältnismäßig einfach umschreiben; freilich leichter nach der andern, verneinenden Seite; nämlich was als das größte Übel betrachtet und am eifrigsten vermieden wird. Ebenso wie man (Grotius, Schopenhauer) richtig gesagt hat, daß das Unrecht die eigentliche gesellschaftliche Erscheinungsform ist, in der das Recht (gleich Abwehr von Unrecht) für die Erfahrung auftritt. Das größte Übel wäre für die antike Kultur ein unangenehmer Sinneseindruck; für die germanisch-christliche ein Opfer an der Gesinnung oder auch das Nicht-Einssein mit sich selbst, der Selbstvorwurf. Sie fürchtete, sagt Pierre Beyle-

Stendhal einmal von einer seiner weiblichen Gestalten, wie eine edle Natur, nicht die Meinung der andern und deren späteren Tadel, aber eigene spätere Selbstvorwürfe.

Kultur der Sinne bedeutet für die höchste Form der antiken Kultur, für das Hellenentum, das Streben nach künstlerischer Vollendung, nach Form; für die späte, entartete antike Kultur das Streben nach Lebenserhaltung und Lebensgenuß des Einzelnen; ungefähr, was wir heute die schlechthin kraftstoffliche (materialistische) Lebensauffassung nennen. Wenn man das Nibelungenlied mit Homer vergleicht, kommt jener Gegensatz in den ganz großen Zügen zu einem merkwürdig klaren Ausdruck. Was den Sänger der Dichtung von Brunhild und Siegfried beschäftigt und zum Ausdruck reizt, sind die heldischen Gewissenskämpfe, der innere Kampf der gewaltigen Persönlichkeiten; daß Brunhild um der erlittenen Kränkung willen den töten muß, den sie doch so heiß liebt, daß sie ihm dann im Tode nachfolgt; daß Kriemhild die Blutrache für ihren Gatten an ihren Brüdern vollziehen muß. In einer älteren Fassung, aus einer Zeit, als die Blutsbande mit den Brüdern noch für heiliger galten als die Verbindung mit dem Gatten, muß sie umgekehrt den Mord der Brüder an ihrem zweiten Gatten, Etzel, rächen. Der alte Hildebrand im Nibelungenliede muß die Gattin des Königs, bei dem sein Herr und Meister zu Gast ist, erschlagen, weil er es nicht ungerächt lassen kann, daß die edelen Recken in wehrlosem Zustand von Weiberhand gefällt worden sind. Hagen im Waltharilied muß nach schwerem inneren Kampf die Mannentreue über die Treue gegen den Waffenbruder und Genossen Walthari setzen, nachdem durch den Tod seines Neffen von Waltharis Hand noch die Treue gegenüber der Sippe angerufen ist und nun den Ausschlag gibt. Im alten Hildebrandslied ist der eigentliche Gegenstand der Gewissensstreit in der Brust des alten Recken; er weiß, daß er seinen Sohn vor sich hat als Gegner; er, der Sohn, glaubt dem Vater die Versicherung, wer er sei, nicht und erklärt es für eine Ausflucht des Feigen, um den Kampf zu meiden; das reizt dann den Alten so und faßt ihn derart an seiner Ehre, daß er kämpfen muß. In Rüdiger von Bechelaren stehen sich die Mannentreue und die Freundestreue einander gegenüber, bis schließlich die Mannentreue siegt und er die Freunde bekämpft. In der Wölsungasage „setzt Signy, die Gemahlin Siggeirs, der ihr den Vater und alle Brüder bis auf Sigmund ermordet hat, alles ein, daß dieser überlebende Bruder die Blutsrache an ihrem Gatten vollzieht; als dieses endlich gelungen ist und König Siggeirs Halle in Flammen steht, weist Signy die Bitte ihres Bruders, hinauszu-

gehen, ab, küßt ihn noch einmal und geht in das brennende Haus, um ihrer Pflicht als Gattin zu genügen und mitzusterben, nachdem sie getan, was sie als Tochter und Schwester hatte tun müssen".

Wie unvergleichlich überlegen ist jene Brünhilde dem Weibchen Helena, das wie eine schöne Sklavin dem folgt, der es gerade raubt. Wie überlegen übrigens auch als Gestaltung des Sängers, in der Nachfühlung dieser ihrer seelischen Kämpfe, ist diese Brünhilde, die nur dem stärksten Helden gehören wollte und dann diesen töten läßt, den sie so liebt, mit ihren verfeinerten, man möchte fast sagen, überfeinerten Ehrbegriffen der Helena, von der uns der Dichter im Grunde nur Körperliches berichtet.

Man kann entsprechende Neigungen in der deutschen Kunstgeschichte feststellen; nämlich daß vor allem die inneren, die seelischen Vorgänge den Künstler beschäftigen und zur Gestaltung anregen. Ernst Heidrich, Altdeutsche Malerei, S. 36, schreibt über Dürer: „In den späteren Jahren Dürers hebt sich immer deutlicher als das Wesentlichste seiner Kunst die Darstellung des Menschen heraus; aller Renaissance entgegengesetzt nicht als Gestalt, als Ideal der vollendeten Form, sondern verstanden als geistige Potenz, als Charakter. Überall schlägt durch das ästhetische Verhalten der ethische Akzent hindurch; der Wahrheit zugleich und der Willensgröße und der Furchtlosigkeit des Sinnes."

Es wurden oben in dem Abschnitt Gottesurteile die Gestalten des Naumburger Domchors erwähnt; in diesen, vor allem in der Uta von Meißen, sind seelische Vorgänge mit einer künstlerischen Vollendung gestaltet, die von der Kunst keiner Zeit und keines Volks je übertroffen wurde. Ja man möchte fast sagen, daß die Grenzen der bildenden Kunst damit schon überschritten werden; mit diesem rücksichtslosen Ausgehen auf das Seelische, das doch im Grunde nur in reiner Ausdruckskunst und nicht in darstellender, nachahmender Kunst restlos gestaltet werden kann. In der Stuttgarter Staatssammlung steht die wunderbare Mutter Gottes aus Murrhardt; mit einem verinnerlichten, verhaltenen Ausdruck des Schmerzes von einer erschütternden Eindrucksgewalt. Wie hoch überlegen an künstlerischer Kraft ist diese Mutter Gottes der vor allem als schönes Weib sich mit anmutigender Geste darstellenden Schmerzensmutter Niobe aus der berühmten Giebelgruppe des Skopas.

Karl Scheffler sagt einmal sehr gut, in einer Betrachtung über die Gotik, die antike Kunst stelle einen Ruhezustand dar, die nordische Kunst einen Zustand seelischer Erregung.

Stendhal einmal von einer seiner weiblichen Gestalten, wie eine edle Natur, nicht die Meinung der andern und deren späteren Tadel, aber eigene spätere Selbstvorwürfe.

Kultur der Sinne bedeutet für die höchste Form der antiken Kultur, für das Hellenentum, das Streben nach künstlerischer Vollendung, nach Form; für die späte, entartete antike Kultur das Streben nach Lebenserhaltung und Lebensgenuß des Einzelnen; ungefähr, was wir heute die schlechthin kraftstoffliche (materialistische) Lebensauffassung nennen. Wenn man das Nibelungenlied mit Homer vergleicht, kommt jener Gegensatz in den ganz großen Zügen zu einem merkwürdig klaren Ausdruck. Was den Sänger der Dichtung von Brunhild und Siegfried beschäftigt und zum Ausdruck reizt, sind die heldischen Gewissenskämpfe, der innere Kampf der gewaltigen Persönlichkeiten; daß Brunhild um der erlittenen Kränkung willen den töten muß, den sie doch so heiß liebt, daß sie ihm dann im Tode nachfolgt; daß Kriemhild die Blutrache für ihren Gatten an ihren Brüdern vollziehen muß. In einer älteren Fassung, aus einer Zeit, als die Blutsbande mit den Brüdern noch für heiliger galten als die Verbindung mit dem Gatten, muß sie umgekehrt den Mord der Brüder an ihrem zweiten Gatten, Etzel, rächen. Der alte Hildebrand im Nibelungenliede muß die Gattin des Königs, bei dem sein Herr und Meister zu Gast ist, erschlagen, weil er es nicht ungerächt lassen kann, daß die edelen Recken in wehrlosem Zustand von Weiberhand gefällt worden sind. Hagen im Waltharilied muß nach schwerem inneren Kampf die Mannentreue über die Treue gegen den Waffenbruder und Genossen Walthari setzen, nachdem durch den Tod seines Neffen von Waltharis Hand noch die Treue gegenüber der Sippe angerufen ist und nun den Ausschlag gibt. Im alten Hildebrandslied ist der eigentliche Gegenstand der Gewissensstreit in der Brust des alten Recken; er weiß, daß er seinen Sohn vor sich hat als Gegner; er, der Sohn, glaubt dem Vater die Versicherung, wer er sei, nicht und erklärt es für eine Ausflucht des Feigen, um den Kampf zu meiden; das reizt dann den Alten so und faßt ihn derart an seiner Ehre, daß er kämpfen muß. In Rüdiger von Bechelaren stehen sich die Mannentreue und die Freundestreue einander gegenüber, bis schließlich die Mannentreue siegt und er die Freunde bekämpft. In der Wölsungasage „setzt Signy, die Gemahlin Siggeirs, der ihr den Vater und alle Brüder bis auf Sigmund ermordet hat, alles ein, daß dieser überlebende Bruder die Blutsrache an ihrem Gatten vollzieht; als dieses endlich gelungen ist und König Siggeirs Halle in Flammen steht, weist Signy die Bitte ihres Bruders, hinauszu-

gehen, ab, küßt ihn noch einmal und geht in das brennende Haus, um ihrer Pflicht als Gattin zu genügen und mitzusterben, nachdem sie getan, was sie als Tochter und Schwester hatte tun müssen".

Wie unvergleichlich überlegen ist jene Brünhilde dem Weibchen Helena, das wie eine schöne Sklavin dem folgt, der es gerade raubt. Wie überlegen übrigens auch als Gestaltung des Sängers, in der Nachfühlung dieser ihrer seelischen Kämpfe, ist diese Brünhilde, die nur dem stärksten Helden gehören wollte und dann diesen töten läßt, den sie so liebt, mit ihren verfeinerten, man möchte fast sagen, überfeinerten Ehrbegriffen der Helena, von der uns der Dichter im Grunde nur Körperliches berichtet.

Man kann entsprechende Neigungen in der deutschen Kunstgeschichte feststellen; nämlich daß vor allem die inneren, die seelischen Vorgänge den Künstler beschäftigen und zur Gestaltung anregen. Ernst Heidrich, Altdeutsche Malerei, S. 36, schreibt über Dürer: „In den späteren Jahren Dürers hebt sich immer deutlicher als das Wesentlichste seiner Kunst die Darstellung des Menschen heraus; aller Renaissance entgegengesetzt nicht als Gestalt, als Ideal der vollendeten Form, sondern verstanden als geistige Potenz, als Charakter. Überall schlägt durch das ästhetische Verhalten der ethische Akzent hindurch; der Wahrheit zugleich und der Willensgröße und der Furchtlosigkeit des Sinnes."

Es wurden oben in dem Abschnitt Gottesurteile die Gestalten des Naumburger Domchors erwähnt; in diesen, vor allem in der Uta von Meißen, sind seelische Vorgänge mit einer künstlerischen Vollendung gestaltet, die von der Kunst keiner Zeit und keines Volks je übertroffen wurde. Ja man möchte fast sagen, daß die Grenzen der bildenden Kunst damit schon überschritten werden; mit diesem rücksichtslosen Ausgehen auf das Seelische, das doch im Grunde nur in reiner Ausdruckskunst und nicht in darstellender, nachahmender Kunst restlos gestaltet werden kann. In der Stuttgarter Staatssammlung steht die wunderbare Mutter Gottes aus Murrhardt; mit einem verinnerlichten, verhaltenen Ausdruck des Schmerzes von einer erschütternden Eindrucksgewalt. Wie hoch überlegen an künstlerischer Kraft ist diese Mutter Gottes der vor allem als schönes Weib sich mit anmutigender Geste darstellenden Schmerzensmutter Niobe aus der berühmten Giebelgruppe des Skopas.

Karl Scheffler sagt einmal sehr gut, in einer Betrachtung über die Gotik, die antike Kunst stelle einen Ruhezustand dar, die nordische Kunst einen Zustand seelischer Erregung.

Den germanischen Dichter beschäftigt und reizt der innere Kampf der Helden, das Wirken von Ehre und Gewissen. Homer dagegen schildert die Kämpfe rein darstellend; er kümmert sich ganz merkwürdig wenig um die innere, seelische Begründung. Ein achtjähriger deutscher Junge sagte zu seinem Vater, der ihm aus Homer vorgelesen hatte, „es ärgert mich doch gar zu sehr, daß da immer, wenn die braven Helden kämpfen, ein Gott kommt und dem einen die Waffe aus der Hand schlägt oder sonst was macht, damit der andere siegt". Also den deutschen Jungen befriedigte die bloße Schilderung der Kämpfe nicht; er will seelisch teilnehmen und ist durch diese bloße Zufälligkeit des Sieges unbefriedigt.

Goethe berichtet einmal an Carlyle von „unseren deutschen ethisch-ästhetischen Bestrebungen". Carlyle selbst nennt er eine moralische Kraft und bezeichnet sicher damit sehr treffend das Wesen Carlyles; übrigens liegt es vielleicht mehr so, daß Carlyle ein sehr heißes Streben nach einer rein heldischen Lebensauffassung hatte, als daß er selbst eine heldische Natur gewesen wäre. Carlyle wird seinerseits, trotz aller seiner unbegrenzten Verehrung für Goethe, geradezu ungeduldig, wenn er, etwa in Goethes Briefen an Schiller, auf die Wichtigkeit stößt, mit der Goethe Schauspielfragen und ähnliche einzelne und kleine Geschmacksdinge behandelt. Man kann vielleicht sagen, es war der Fluch der deutschen Kulturentwicklung, daß der größte und umfassendste Geist, den Deutschland bisher erzeugt hat, so stark von mittelmeerländischer Überlieferung beeinflußt war; daß Goethes, wie er sagt, ethisches Bestreben, anders ausgedrückt seine Richtung auf eine nordische oder Gesinnungskultur, so stark durch die mittelmeerländische Überlieferung der ausschließlich künstlerischen oder Geschmackskultur beeinflußt war. Jene ethische, gewissensbestimmte Richtung war an sich sehr stark in ihm. Er ist uns vielleicht schon heute mehr geistiger Führer, wie rein Künstler. Als Künstler ist ihm, nach seiner eigenen Aussage, Shakespeare unzweifelhaft überlegen. Shakespeares dreihundertjährigen Todestag zu feiern, sollten die Engländer doch den Deutschen überlassen, denen er allein noch lebendig sei, schreibt Bernhard Shaw mitten im Weltkrieg. Shaw ist freilich von Abstammung irischer Jude und haßt im Grunde seines Herzens, wie der walisische Jude Lloyd George, den Geist des alten England, des sächsischen Englands, den „Geist des Abendlandes". Sie könnten sich übrigens beruhigen; der Geist des Abendlandes ist in England längst am Sterben; seit dem erfolgreichen Keltenaufstand, der 1640 und 1688, durch die Einführung der Parlamentsherrschaft und damit der Geldherrschaft, sich vollzogen hat.

Das Werk Shakespeares ist der vollendetste künstlerische Ausdruck der ritterlichen oder Gesinnungskultur, des „Abendlandes". Wenn dieses jetzt wirklich untergeht, wird es wenigstens zwei unvergängliche Urkunden seines Lebens hinterlassen; die eine ist das Gesamtwerk Shakespeares; die andere ist die Geschichte des deutschen Volkes. Darum ist übrigens der Todestag Shakespeares wirklich auch eine wichtige Jahreszahl in jenem Niedergang. In Deutschland begann das jüdische Zeitalter, oder der Niedergang des Abendlandes, wie Victor Hehn richtig sagen konnte, mit dem Tode Goethes.

Ludw. Baruch-Börne wagte seinerzeit den Tod Goethes schlechthin zu begrüßen und darüber zu jubeln; — die Frankfurter Zeitung sprach in den letzten Lebensjahren Bismarcks stets nur vom alten Herrn im Rollstuhl. Das gemeinsame ist der Haß der Kulturfremdlinge gegen die aufbauenden Mächte der deutschen Geistesform. Man hat leider nicht gehört, daß jener elende Schmock, der das in die Frankfurter Zeitung schrieb, gelyncht worden ist. Napoleon schrieb am 2. Dezember 1812 an Marschall Davoust in Hamburg: „Urteilen Sie doch selbst, was zu erwarten ist von einem so braven, so vernünftigen, so kalten, so geduldigen Volke, das von jeder Ausschreitung so weit entfernt ist, daß kein einziger Mann während des Krieges in Deutschland ermordet wurde." — Eigentlich ist diese Meinung Napoleons über die Deutschen schmachvoll; für uns Deutsche nämlich. Man darf freilich sich dabei vor Augen halten, daß Napoleon die Lage so darstellen wollte. Tatsächlich ist doch, wollen wir hoffen, wohl mancher Franzmann damals in Deutschland verschollen. Am 30. März 1282 bei der sog. sizilianischen Vesper, als die französischen Unterdrücker in ganz Sizilien erschlagen wurden, war das Kennwort, das nur der echte Sizilianer und kein Franzose aussprechen konnte, das Wort Ciceri. Das beste Unterscheidungswort für angeborene deutsche Zunge ist das Wort Heu. Das kann kein geborener Franzose richtig aussprechen. — Es ist merkwürdig und entschieden in einem gewissen Sinne bewundernswert, wie einheitlich das alljüdische Aufwärts- und Machtstreben sich äußert, an den verschiedensten Stellen; in zeitlich und räumlich weit getrennten Vertretern. Die planmäßige Leitung ist doch wohl erst aus verhältnismäßig jüngerer Zeit; sie war bisher einfach triebhaft; die Stimme des Blutes, der rassenhafte Zusammenhang gibt jedem einzelnen Mitglied der rassebewußten alljüdischen Gemeinschaft schon rein gefühlsmäßig die Richtung dahin, wo der Lebenswille der Volksgesamtheit hinstrebt. Dazu gehört das Streben, die Helden des Gastvolks herunterzuziehen, weil damit geistige Kräfte dieses Volksganzen zerstört werden. Diese Richtung auf ein machtstaatliches Ziel wird dann freilich noch unterstützt durch die besondere Art des Menschen ohne Ehrfurcht. Man lese in der Zusammenstellung von zeitgenössischen Äußerungen über Goethe bei Emil Schäffer, Goethes äußere Erscheinung, wie die Bemerkungen Mendelsohns und Heines völlig und verblüffend aus dem Ton herausfallen, den alle anderen Besucher anschlagen; durch ihren völligen Mangel an Ehrfurcht.

In diesem Zusammenhang, wo von der Denkmälerforschung als Hilfswissenschaft der deutschen Kulturgeschichte die Rede war, muß ungefähr und wenigstens in ganz großen Zügen, gesagt werden, was hier unter deutscher Kulturgeschichte verstanden wird. Man hat bisher meist nur darunter verstanden ein Sammeln von Einzelheiten zur Geschichte der Zivilisation oder der äußeren Kultur. Unter dieser mag man etwa verstehen die fortschreitende Herrschaft

des Menschen über die Naturgewalten. Der Begriff Kultur, Gesittung, Veredelung greift aber viel tiefer; er begreift die gesamten Willens- und Verstandesanlagen einer menschlichen Gemeinschaft; was der Entwicklung eines bestimmten Volks die dauernden Ziele weist und ihrem Zusammenleben die feste Form gibt. Zur Erläuterung dessen, daß man bisher den Begriff Kulturgeschichte zu eng faßte und zu äußerlich, diene nur folgendes: Paul Herre, in seinem: Deutsche Kultur des Mittelalters in Bild und Wort, schreibt in der Einleitung, nachdem er darauf hingewiesen hat, wie vieles antike Zivilisationsgut im Wein- und Obstbau, in der Kunst des Steinbaus usw., im Norden übernommen worden sei, doch ausdrücklich: Recht und Staat seien in allem wesentlichen germanisch geblieben. So auch Walther Schultze, Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern, 1896, Bd. I, S. 463: „Das Recht ist im Gegensatz zu den meisten anderen Lebensgebieten der fränkischen Zeit in allem wesentlichen, in Inhalt und Form, ein rein germanisches Erzeugnis" (Paul Herre, Deutsche Kultur des Mittelalters, S. 9). Ja; ist denn aber nicht die Äußerung des Rechtsgewissens oder die Form von Recht und Staat sehr viel eher maßgebend und kennzeichnend für die Kulturform, als etwa der Wein- und der Obstbau? Das wird doch niemand bestreiten wollen. Und es fällt gerade von hier aus noch ein besonderes Licht auf das Verhältnis der Römer und Germanen in bezug auf ihre Gesittungsstufe. Der römische Redner und Schriftsteller Annäus Florus berichtet ausdrücklich, das römische Recht, „das grausamer war als die Waffen", habe die Cherusker zum Aufstand gebracht. Die Sieger hatten es nach der Niederlage des Varus besonders auf die Sachwalter abgesehen: „einem von ihnen den Mund zugenäht und die Zunge herausgerissen": „nun höre auf zu zischen, du Schlange". Mit Grund hält man heutzutage das Strafrecht eines Volks für einen wesentlichen Anzeiger seiner Gesittungsstufe. So glauben wir Europäer uns gegenüber den Chinesen, die uns Europäern auf gewissen Gebieten, so in der Geschmackskultur des täglichen Lebens, ohne Zweifel überlegen sind, doch kulturell im ganzen auf höherer Gesittungsstufe fühlen zu dürfen, weil ihre Verbrechensbekämpfung und ihr grausames Strafrecht uns so sehr roh und unzweckmäßig erscheinen. Nun, das Strafrecht und auch die bürgerliche Zwangsvollstreckung der Römer stand, so betrachtet, auf einer tieferen Stufe wie zur gleichen Zeit die entsprechenden Einrichtungen der Germanen. Dabei darf man allerdings in Betracht ziehen, daß die sogenannte öffentliche Strafe oder die Übernahme der Verbrechensahndung durch die Gesamtheit, statt durch den Verletzten und seine

Sippe, schließlich immer etwas in dieser Richtung wirken wird. Wie unverhältnismäßig viel schärfer und roher war die Antwort auf das Verbrechen nach der sogenannten Carolina, dem Strafgesetzbuch aus der Zeit Karls V., des Spaniers und Römlings, verglichen mit den Bußsystemen der deutschen Volksrechte aus der Wanderungszeit und mit den Kapitularien (Gesetzen) der karolingischen Zeit. Dort der Diebstahl regelmäßig mit dem Tode bedroht; während in diesen selbst bei Tötungen der Verletzte und seine Sippe gezwungen wurden, Bußsummen anzunehmen und auf die Rache zu verzichten, wenn der Gegner zur Buße bereit war. Sehr vieles oder das Meiste von diesen Neuerungen nach der schlechteren Seite hin stammt aus der Mittelmeerwelt, aus der es durch die Kirche beziehentlich durch das kanonische Recht nach dem Norden gebracht wurde; wie unter andern das „verhaßte Inquisitionsverfahren". „Die Strafe der Talion findet in germanischen Rechten erst unter dem Einfluß des mosaischen Rechts Eingang" (v. Schwerin, Talion in Hoops Reallexikon der germanischen Altertumskunde). Erst im 19. Jahrhundert hat man im Strafgang wieder auf die alte germanische Einrichtung des sogenannten Anklageverfahrens zurückgegriffen, dessen verteilte Rollen und Trennung des Anklägers vom Richter dem Angeklagten erst die nötige Verteidigungsmöglichkeit gewähren. — Karl der Große bedrohte bei der Sachsenmission noch den mit Strafe, der so dumm sei, an Hexerei zu glauben. 800 Jahre später lohten die Scheiterhaufen, um Hexen zu verbrennen. So war die Gesittungsstufe und die deutsche Kirche unter den steigenden Einfluß der Mittelmeerwelt, der Römer und Spanier, gesunken.

Das wichtigste des Geisteslebens eines Volkes sind die Glaubens- und Gewissensüberzeugungen; diese, nämlich das deutsche Christentum, war doch sicherlich seinem Wesenskerne nach gegensätzlich zu dem entsprechenden Teil der antiken Kultur. Das Christentum ist nach Deutschland im wesentlichen von Norden gekommen; nämlich durch Franken, Iren und Angelsachsen; also nicht vom Mittelmeer aus. Das Mittelmeergebiet war ja auch, worauf schon in diesem Zusammenhang hinzuweisen war, schon im 7. Jahrhundert zum größten Teil vom Islam erfaßt worden, der den Monotheismus schärfer betonte und der verdrängten Vielgötterei des Heidentums geringere Zugeständnisse machte, als die christliche Kirche mit ihrem Heiligendienst. Und in der Kunst, auf dem dritten der drei wirklich schöpferischen Gebiete der Kultur, sind die beiden Künste, die für den neuzeitlichen Stimmungsmenschen die wesentlichsten sind, nämlich Tonkunst und Malerei, im Norden ganz selbständig

entstanden und unabhängig von der antiken Kultur. Die Kunst in Stein zu bauen kommt freilich vom Mittelmeer nach dem Norden. Aber die Holzbaukunst ist eine selbständige Schöpfung des Nordens; das beweisen insonderheit auch die deutschsprachigen Fachausdrücke des Holzbaus; im Gegensatz zu den Fachausdrücken des Steinbaus, die lateinischer Herkunft sind. Die Baukunst in Holz ist aber für den Norden wichtiger und sie ist künstlerisch mindestens vom gleichen Rang wie die Steinbaukunst. Das klingt ja nahezu selbstverständlich. Aber man hat in Zeiten des antiken Banns ja eine so äußerliche Auffassung von Baukunst gehabt, daß man nur steinerne Säulen und Architrave für Baukunst hielt.

Die großen Dome der sächsischen und salischen Kaiser, die ersten selbständigen Schöpfungen der Steinbaukunst in nordalpischen Landen, denen Frankreich oder gar England nichts an die Seite setzen kann,[177]) liegen auch durchaus in der Richtung des Kunstempfindens, das mit dem oben angeführten Wort Moltkes bezeichnet ist und das wir als nordeuropäisch und daher im wesentlichen als deutsch ansprechen dürfen; nämlich des Strebens nach einem möglichst starken Ausdruck des Innenlebens dieser Baugruppen; „die organisatorische Vollendung in der Massenverteilung" nennt es Rud. Adamy, Architektonik, a. a. O. S. 273. Die Erscheinung dieser Kirchen, etwa des Wormser Doms, ist durchaus eigenartig und war neu, mit ihren zwei Chören, mit ihren zahlreichen Türmen; und sie bringt die innere Raumgestaltung in der überzeugendsten Weise nach außen zum Ausdruck; während u. a. St. Trophime in Arles oder Notre Dame in Poitiers eine reiche Schauseite rein ziermäßig davorstellen, die immer noch, wie ihr Vorbild, die Schauseite des antiken Tempels, den Holzbau, nämlich die zwei gegeneinander gewinkelten Dachbalken, stoffwidrig in Stein nachahmt. Gurlitt, Geschichte der Kunst, Bd. I, S. 430, schreibt über Notre Dame la Grande in Poitiers, die von den Franzosen für ein Hauptbeispiel völkisch-gallischen Kunstgeistes gehalten wird, daß „der uferlose Reichtum auf Einfluß keltischen Bluts zurückzuführen sei .... In den Gebieten zwischen der Loire und Garonne macht das Keltentum und mit ihm die Unkunst sich am entschiedensten im Volkswesen Frankreichs geltend; nur in der Bretagne noch mehr".

[177]) Rudolf Adamy, Architektonik des muhamedanischen und romanischen Stils, S. 273. „Den Mittel- und Ausgangspunkt dieser neuen (der romanischen) Kunstweise bildet Deutschland, wo die römischen Reste am spärlichsten vorhanden waren; ja nur auf dieses Land ist in strengem Sinne der Ausdruck romanischen Stils anwendbar, da nur hier eine charakteristische Einheit in den Kunstleistungen herrscht, während in Frankreich, Italien und Spanien ... unter den mannigfaltigsten Einflüssen auch entsprechende verschiedenartige Kunstweisen sich bilden."

„Die Verdoppelung und Einbeziehung der Türme war von allen Änderungen des Nordens gegenüber den südlichen Mustern die folgenreichste, weil sie einen künstlerischen Fortschritt barg. Ihr danken wir die erhabene Größe der deutschen Dome" (Hans Hildebrandt, Regensburg). „Von einem durchaus neuen Gedanken nun geht der Turmbau der germanischen Länder aus; er steht nicht neben der Kirche sondern geht mit ihr eine organische Einheit ein . . . ein freier, selbstzwecklicher, eigentlich künstlerischer Gedanke . . . die vielgliedrigen Turmgruppen haben ihre Heimat in West- und Norddeutschland; der stets konservative Süden beharrte lange beim abgesonderten Einzelturm."

In der Dichtung kommt dieses besondere Kunststreben, das wir als Ausdruckskunst bezeichnen, vielleicht im Werther und Faust zu seinem höchsten und künstlerisch vollendetsten Ausdruck. Ein englischer Beurteiler hat gesagt: Goethe ist nicht ein Weltdichter vom Rang Shakespeares; denn er hat in seinem Menschen immer nur sich selbst gestaltet. Das ist bis zu einem gewissen Grad richtig und kennzeichnet an sich gut die Art der Ausdruckskunst, die sicherlich, ohne daß damit über das anders geartete Kunststreben etwas herabsetzendes gesagt sein soll, für den neuzeitlichen Menschen, für den Stimmungsmenschen, die geistige Form ist, nach der sein künstlerisches Bedürfnis am meisten dringt. Edm. Goncourt weist darauf hin, daß der neuzeitliche, Wirklichkeit schildernde Roman, der auch im wesentlichen Ausdruckskunst, Selbstbekenntnis, nicht Epos ist, von Goethes Werther herkomme.

Diese letzten Ausführungen, die naturgemäß hier nur Andeutungen sein können, wollen das Gebiet der Kulturgeschichte abgrenzen und darauf hinweisen, warum und inwiefern diese allemal völkisch bestimmt sein muß; nicht nur um deswillen, weil es sich bei jeder völkischen Kultur, ihrer Entstehung, ihrem Verlauf und ihrem etwaigen Verfall um einen einzelnen Vorgang handelt; weil die Geschichtsschreibung, wie die Windelband-Rickertsche Schule sagt, idiographisch ist; sondern auch um deswillen, weil das Kulturstreben oder höchste Kulturziel, der Gesichtswinkel, an dem man vielleicht einen Zusammenhang, einen verbindenden Faden in der Fülle der geschichtlichen Erscheinungen zu finden hoffen darf, seinerseits subjektiv, ichtümlich und daher erst recht völkisch bestimmt ist; also selbst wenn man eine Kulturgeschichte eines anderen Volkes schreibt, würde man schon allein mit dem Begriff Kultur, den man anwendet, um seinen Forschungsgegenstand abzugrenzen, eine außerwissenschaftliche Voraussetzung oder auch eine Wollensbestimmtheit in dieses wissenschaftliche Betrachten hereinbringen.

„Der Historiker, der sich nicht ziellos treiben und stoßen lassen will, bezieht die geschichtlichen Vorgänge auf Werte, an deren objektive Geltung er *glaubt*." (G. v. Below, Die deutsche Geschichtschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen, S. 111).

Graf Gobineau hat den innern Gegensatz der beiden Kulturen, der asiatisch-antiken und der nordischen, christlich-germanischen Gesittungsform, in ähnlicher Weise bestimmt, wie die oben berichtete großzügig zusammenfassende Unterscheidung Sören Kierkegaards von Kultur der Sinne und Kultur der Gesinnung (ästhetisch oder ethisch gerichteter Kultur). Es ist mir nicht bekannt, ob und inwieweit der eine vom andern beeinflußt war. Gobineau stand freilich der alten Lehrmeinung noch nahe, die in so merkwürdiger Umdrehung aller nächstliegenden Wahrscheinlichkeit den fernen äußersten Spritzer des nordischen Menschen, die Arier in Indien und Persien, für dessen Ausstrahlungsmittelpunkt hielt; dagegen die Gegend, wo seit den frühesten geschichtlichen Nachrichten bis heute der nordische Mensch am dichtesten vorkommt und am besten gedeiht, für eine vorgeschobene Siedelung. Dabei mußte man noch weiter die von Kossinna mit Recht hervorgehobene äußerste Unwahrscheinlichkeit in Kauf nehmen, daß die Menschen aus einem sonnigen freundlichen Himmel in einen harten und sonnenarmen ausgewandert wären. Deshalb, weil er noch unter dem Druck dieser Lehrmeinung stand, nennt Gobineau bei seiner Zusammenfassung der Völker nach ihrer vorwiegenden Geistesanlage zunächst die Iranier. Aber im übrigen kommt seine Einteilung im wesentlichen überein mit der oben gegebenen.

„Die alten Iranier sind in ethischer, wie die Griechen in ästhetischer, die Römer in politischer Beziehung, das tonangebende Volk gewesen; ein Ruhmestitel, dem Gobineau als ferneren aus ihrem, der Iranier, sozialen Leben hinzufügt, daß die Begriffe gesetzlicher und persönlicher Freiheit, die Einrichtungen eines gesunden, der natürlichen Entwicklung des Volksgeistes entwachsenen Lehnswesens nirgend sonst, außer eben bei den germanischen Stammesverwandten, in ähnlicher Blüte gestanden haben." (Aus Ludwig Schemanns kurzen Lebensbild Gobineaus, das der Reklameausgabe der asiatischen Novellen vorgedruckt ist.)

„Die Griechen in ästhetischer, die Römer in politischer Beziehung." Die Griechen haben die geistigen Werte erzeugt, die Römer haben sie in gangbare Münze umgesetzt und die wirtschaftliche und machtstaatliche Ernte der hellenistischen Kultur in ihre Scheunen gebracht.

Das Verhältnis entspricht genau dem zwischen Deutschland, dem Mutterland der „abendländischen" Kultur, und England. England, die niedersächsische Siedelung, hat aus der geistigen Vorherrschaft der Europäer, die auf dem deutschen Gedanken beruht, nun die wirtschaftliche und machtstaatliche Ausbeutung der übrigen Welt gemacht.

Die Kultur des Abendlandes, die ritterliche, die Gesinnungskultur stammt „aus den Wäldern Germaniens" (Gibbon, Montesquieu). „Alles kommt von Deutschland wie vom Weibe", schrieb der Däne Johannes Vincenz Jensen kurz vor dem Weltkrieg.

„Die Deutschen", schreibt der Franzose Jean Bodin im 16. Jahrhundert, „übertreffen an Humanität den Asiaten, an Kriegszucht den Römer, an Religion den Hebräer, an Philosophie den Griechen, an Geometrie und Arithmetik den Ägypter und Phöniker, an Astrologie den Chaldäer, an Handwerk aber alle Nationen" (angeführt nach Hans Meyer, Das deutsche Volkstum).

Deutschland ist die Mutter alles geistigen Lebens in Europa, schrieb der englische Geschichtsschreiber Charles Kingsley; weil die Deutschen gegenüber der geistig verödenden und entsittlichenden Schablone der römischen Geld- und Weltmacht die Völkerpersönlichkeiten Europas durchgesetzt haben und das in der Spätantike erlöschende geistige Leben Europas zu der hohen Blüte des christlich-germanischen Mittelalters gebracht haben. Im Juni 1915 schrieb der Norweger Ragnar Jacobi im Christianiaer Dagbladet, geistig gesprochen sei die Vorherrschaft der Deutschen ja schon eine vollendete Tatsache. Und um die Mitte des 19. Jahrhunderts schrieb Henry Thomas Buckle in seiner Geschichte der Zivilisation in England, Deutschland habe in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts mehr bedeutende Denker erzeugt als irgendein anderes Land, ja vielleicht als alle andern Länder zusammen.

Deutschland ist der geistige Erdbebenherd Europas; mag man nun das für eine nützliche oder schädliche Wirksamkeit halten. Deutschland ist, wie der englische Minister Haldane noch kurz vor dem Kriege in einer Hochschulrede betont hat, die Heimat aller tiefer gehenden, aller geistlich-sittlichen Umwälzungen in Europa. „Die Geistesgeschichte Europas ist eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nacheinander erklingen" (Goethe); die Renaissance ging von Italien aus und war in ihrem Kerne künstlerisch; die sogenannte große Revolution in Frankreich war nur eine innerpolitische Machtverschiebung. Die deutsche Reformation setzte an den tiefstgehenden Bedürfnissen der Menschenseele, an ihren Gewissensbedürfnissen, an und stürzte daher, mag man das nun loben oder

tadeln, viel mehr um als die künstlerische Bewegung der sogenannten Renaissance oder die bloß politische Bewegung der französischen Revolution. Diesen einheitlichen Zug in der deutschen Geschichte, bei aller sonstigen schauerlichen Wirrnis dieser Geschicke, hat auch Dostojewsky sehr lange vor unserer Zeit erkannt; das stete „Protestieren" der deutschen Eigenseele; gegen die römische staatliche Weltformel; im Jahre 9 nach Christi, im Teutoburger Wald; gegen die einheitliche Formel in Gewissensachen, im Jahre 1517; und jetzt gegen die geldmächtliche Weltformel und Weltunterdrückung durch den alljüdisch-allbritischen Geist.

Die europäischen Randvölker sind sich auch dieser Bedeutung Deutschlands als des Herzens Europas bewußt; wenigstens in ihren geistigen Spitzen.

Die französische Aufklärung und damit freilich auch die französische Revolution wäre nicht möglich gewesen ohne die deutsche Reformation. Viktor Hugo schreibt einmal, Voltaire habe das Schwert Luthers wiederaufgenommen.

Bei Lothar Bucher, dem großen Staatsmann, findet sich eine schon oben erwähnte höchst aufschlußreiche Bemerkung in dieser Richtung; und zwar stammt diese Bemerkung aus den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts, also aus der Zeit, zu der Bucher als Flüchtling in England lebte und in dieser Lage, als verfolgter Steuerverweigerer und Demokrat, gewiß nicht geneigt war zu einer völkischen Überhebung als Deutscher und zu einer Überschätzung der Stellung Deutschlands. Er schreibt vielmehr als nüchterner, staatsmännischer Beobachter; die englischen Staatsmänner sähen wie die russischen Deutschland als das Herz von Europa an und seine Geschicke als schicksalbestimmend für Europa. Bucher berichtet von Versammlungen der englischen Liberalen und von den dabei gehaltenen Reden. „In allem spürt man den heißen Haß gegen Deutschland, von dem man die neuen Ideen erwartet." 1852 ist das geschrieben! Die neuen Ideen, von denen man eine Bedrohung der staatlichwirtschaftlichen Herrschaft Englands über die Welt erwartet. Schon 1815 auf dem Wiener Kongreß erkannte England ganz klar, daß die ungeheuerliche Weltstellung dieses kleinen und von Natur armen Felseneilands auf der Schwäche Europas und deshalb vor allem auf der Schwäche Deutschlands, als des Herz- und Kernlandes von Europa, beruhte. Damals, 1815, schrieb ein amerikanischer Präsident: Die ganzen Kongreßverhandlungen in Wien schienen ja nur den einen Zweck zu haben, die staatlichen und wirtschaftlichen Keime nicht zur Entwickelung kommen zu lassen, die in Deutschland schlummerten.

Als der Weltkrieg 1914 ausgebrochen war, stellte man von altrussischer Seite, um die Kampflust des Muschik zu erhöhen, Deutschland als die Heimat des Umsturzes und des Unglaubens dar; von freimaurerischer, westmächtlicher Seite suchte man umgekehrt den Haß der Völker dadurch gegen uns aufzupeitschen, daß man Deutschland als den Hort der Reaktion darstellte. Sie hatten bis zu einem gewissen Grade beide Recht. Denn die geistigen Gegensätze werden allemal in Deutschland ausgekämpft. — —

Die Denkmälerforschung, sogenannte Archäologie, soll sich, wie mehrfach schon betont wurde, stets der größeren geistesgeschichtlichen Zusammenhänge bewußt bleiben, denen sie dienen soll. Dieses Buch hatte sich mit dem deutschen und an einigen Stellen dem germanischen Denkmälerbestand nach bestimmten Richtungen zu befassen. Es bedarf nur einer etwas näheren Bestimmung, was hier unter germanisch und was unter deutsch verstanden wird.

Eine bestimmte Lebens- und Geistesform, eine völkische Kultur verlangt als notwendige Unterlage der Behauptung ihrer Sonderart ein bestimmtes Volkstum und einen bestimmten Raum auf der Erde. Wie grenzt sich nun das Gebiet der deutschen Geistesform ab: zunächst gegenüber dem umfassenderen germanischen Kreise und dann weiter gegenüber nichtgermanischen, fremdartigen, also vom Standpunkt unserer Kulturform aus barbarischen Ländern und Völkern.

Wir nennen Deutsche diejenigen Germanen, die ungefähr in den gleichen Sitzen, in denen die ersten geschichtlichen Nachrichten sie finden, heute noch seßhaft sind und die die deutsche Sprache sprechen. Diese Sitze umfassen etwa die mitteleuropäische Herzgegend, zwischen den Alpen im Süden und der Seeküste im Norden, der Maas im Westen und der Weichsel im Osten. Die da seßhaften germanischen Stämme gehören zu den Westgermanen. Die ostgermanischen Burgunder haben auf ihrer Wanderung von Bornholm (Burgundholm) nach Burgund (Bourgogne) und der Sabaudia (Savoyen) zwar auch kurze Zeit in Deutschland, in der Gegend von Worms, gesessen. Aber sie können wegen ihrer sprachlichen Stellung und auch wegen ihrer Sitze nicht als Deutsche, sondern nur als Germanen angesprochen werden. Dagegen rechnen wir die Friesen trotz ihrer sprachlichen Sonderstellung als Deutsche, weil sie in diesen mitteleuropäischen Sitzen und die längste Zeit auch in staatlicher Verbindung mit den deutschen Kernstämmen gelebt haben. Germanen, aber nicht Deutsche, sind die Nordgermanen und die Ostgermanen. Zwar hat das Ostgotenreich unter Theoderich dem Großen zeitweilig räumlich und auch staatlich in engem Zusammenhang mit den deutschen Stämmen gestanden. Ja, zu der Zeit als

Theoderich der Große die Alemannen, Bayern und Thüringer gegen die Franken schützte, hatte er ja so etwas wie eine gesamtdeutsche staatliche Stellung; damals, als die Alemannen einen gotischen Herzog angenommen hatten und eine alemannische Stadt zu Ehren Dietrichs von Bern Theodoricopolis nannten (Ludwig Schmidt, Geschichte der germanischen Völker bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts, S. 199). Aber diese Stellung bestand leider zu kurz, als daß wir ihr einen maßgebenden Einfluß bei der Einteilung zuschreiben dürften.

Die Goten waren derjenige germanische Stamm, der am willigsten sich der römischen Gesittungsform einfügte. Die Goten sind auch unter den ersten, die das Christentum annahmen. Ihre staatsgründenden Bestrebungen haben nach verhältnismäßig kurzer Zeit mit ihrem völligen Untergang geendet. Die Franken werden als der roheste deutsche Stamm von den gleichzeitigen Quellen geschildert; sie hatten, vielleicht gerade deshalb, so große politische Erfolge.

Also der Sitz in Mitteleuropa und die westgermanische Sprache bestimmen den engeren Kreis der Deutschen gegenüber dem weiteren der Germanen. Wenn die deutsche Sprache ihm verloren geht, können wir den betreffenden Stamm, auch wenn er noch in ungefährem Zusammenhang mit der mitteleuropäischen Hauptgruppe zusammenlebt, nicht mehr als deutsch rechnen. Dadurch, daß die Langobarden die italische Volkssprache annahmen, die Franken die gallisch-römische Mundart, gehen sie dem Deutschtum im engeren Sinn verloren. Chlodwig und auch noch Karl d. Gr. gehören noch dem deutschen Volkstum an und nicht etwa nur dem Germanentum; denn sie sprachen als Muttersprache noch deutsch (rheinfränkisch) und ihre Heimatgegenden lagen noch zusammenhängend mit geschlossenem deutschen Sprachgebiet. Zwar ist die Sprache nicht in dem Maße ausschlaggebend wie man zeitweilig annahm. Die Iren haben ganz überwiegend die englische Sprache angenommen und sind doch in ihrer Art wie nach ihrem Volksbewußtsein durchaus Iren geblieben. Nordfrankreich, vor allem die Normandie, scheint dem Blut nach noch vorwiegend germanisch zu sein. Die normannischen und bretonischen Truppen der Franzosen von heute sehen rassisch nicht schlechter aus wie unser bester Ersatz, also etwa Westfalen, Holsten, Oberbayern; aber sie haben sich durch die romanische Sprache natürlich von den übrigen Deutschen getrennt. Man rechnet die Sprachenscheidung gewöhnlich, soweit man für einen so allmählichen Vorgang überhaupt einen bestimmten Zeitpunkt bezeichnen kann, von jenem 14. Februar 842, als Ludwig der Deutsche in Straßburg in gallisch-lateinischer Volkssprache schwor, um dem

Gefolge Karls des Kahlen verständlich zu sein, wie umgekehrt Karl der Kahle in deutscher Sprache. Freilich ist auch damals die deutsche Sprache in der westlichen Reichshälfte, in Frankreich, noch keineswegs ausgestorben. Das Ludwigslied, auf den Sieg eines Enkels Karls des Kahlen über die Normannen bei Saucourt, 881, gedichtet, ist noch in deutscher Sprache verfaßt. Der Dichter Hucbald soll als Mönch in Saint-Amand bei Valenciennes gelebt haben. König Chilperich plante die Aufnahme der „vier, der deutschen Sprache eigentümlichen Laute ô, ç, th und w mit eigenen Zeichen in die übernommene lateinische Buchstabenreihe, weil diese eben nicht ausreichte, die deutsche Volkssprache seiner Franken zu schreiben (Paul Piper, Die älteste deutsche Literatur bis 1050, S. 44). Oswald Spengler bringt die Nachricht, die ich hier nicht nachprüfen kann, noch im 16. Jahrhundert habe die Hälfte des Pariser Volkes niederdeutsch (flämisch) gesprochen. Im Nordosten ist die Sprachgrenze ja noch heute verhältnismäßig nahe an Paris. Ryssel (Lille) ist heute noch in der Masse der Bevölkerung niederdeutsch-flämisch. Auch die Eingeborenen von Dünkirchen sprechen bekanntlich noch heute ihre niederdeutsche Sprache. Die Sachsen am Kanal und bis zur Mündung der Somme haben noch bis tief ins Mittelalter an ihrer deutschen Sprache festgehalten.

Es soll damit nur betont werden, daß für die Geistesgeschichte die deutsche Volkszugehörigkeit nicht etwa nach der staatlichen Zugehörigkeit zu einem bestimmten staatlichen Gemeinwesen zu bestimmen ist. Die Karolinger waren, wie gesagt, für ihre Person noch Deutsche. Die Hofsprache war die rheinfränkische Mundart (P. Piper). James Bryce, der englische Geschichtschreiber und Staatsmann, schreibt in seiner Geschichte des heiligen römischen Reichs deutscher Nation: „Das deutsche Königtum war schon ein Band zwischen den deutschen Stämmen und es scheint stark und geeint, wenn man es mit Frankreich unter Hugo Kapet oder mit England unter Äthelred dem Zweiten vergleicht."

Die Ordnung des fränkischen Staatswesens war, trotz freilich sehr vielfacher Einwirkung des römischen Staatsgedankens, doch im wesentlichen noch germanisch. Aber ein großer Teil der von Franken beherrschten Bevölkerung war lateinisch. Die Verträge von Mersen 870 und von Ribemont an der Oise 879 setzten die Maas als Westgrenze Deutschlands fest. Mit dem Verlust dieser seit 925 feststehenden Grenze, als Frankreich 1552 durch den Verrat des Judas von Meißen die Reichsbistümer von Metz, Tull und Wirten (Verdun) rauben konnte, beginnt, nebenbei bemerkt, das ganze Elend der deutschen Schwäche im Westen.

Im einzelnen lassen freilich jene beiden Kennzeichen, die Sprache und die ungefähr mitteleuropäischen Sitze, leicht noch Zweifel. Germanisch im Aufbau und der Leitung waren ja im Grunde alle europäischen Staaten während des ganzen Mittelalters; also auch Frankreich im Süden, obwohl dort die Bevölkerung romanisch war auch von Blut; nicht wie in Nordfrankreich nur von Sprache. Spanien war durch seinen westgotischen Adel, Oberitalien durch Langobarden, Franken und Normannen in ihren staatlich-gesellschaftlichen Einrichtungen stark germanisch beeinflußt. Bei den Langobarden insbesondere kann es zweifelhaft sein, wie lange man sie noch als Deutsche rechnen kann.[178]) Bischof Liutprand von Cremona, der unter den beiden ersten Ottonen lebte, hatte, obwohl romanisch von Sprache, doch ein ausgesprochenes alldeutsches Gemeinbewußtsein. Es wird auch gerade damals, um 950, der alldeutsche Name, Teutonici, Theotisci, in der Reichskanzlei üblich. Liutprand von Cremona antwortet 968 dem Byzantiner Nikephoros Phokas auf eine von diesem verächtlich gemeinte Bemerkung mit einem stolzen Bekenntnis zum gesamt-deutschen Blutsbewußtsein: „Wir, die Langobarden, Sachsen, Franken, Lothringer, Bayern, Schwaben und Burgunder kennen keinen ärgeren Schimpfnamen als: Du Römer".

Marschall Foch sieht ganz germanisch aus. Im Elsaß ist man fest überzeugt, daß er elsässischer Abstammung ist. Es wird zwar in den Zeitungen immer nur von seiner baskischen Heimat berichtet. Aber — sagt man im Elsaß — die Franzosen wollten nur nicht zugeben, daß man sich einen Deutschen habe holen müssen, um — endlich, trotz zehnfacher Übermacht, Hunger, Verrat —, die Deutschen besiegen zu können. Aber wenn das auch nur eine Fabel der im innersten Herzen, trotz — oder vielleicht gerade wegen des ewigen Duckenmüssens — sehr von sich überzeugten Elsässer ist; sicher ist, daß Foch, der nach Art und Aussehen ein rein nordischer Mensch ist, auf der falschen Seite gekämpft hat, indem er die alljüdisch-allbritische Kapitalsherrschaft über die Welt hat erfechten helfen. Er braucht sich dazu nur seinen Clemenceau, mit dem er übrigens sehr schlecht steht, und dessen bevorzugte Mitarbeiter anzusehen. Gaudin de Villaine, der tapfere Vorkämpfer der Judengegner in Frankreich, sagt, um die vorhandene deutschfeindliche Stimmung seines Volks für seine Ziele zu gewinnen, Deutschland sei die Wiege des modernen Judentums. Das ist bis zu einem gewissen Grade richtig und hängt damit zusammen, daß der Deutsche viel duldsamer ist als die anderen europäischen Völker, und von geringerer völkischer Eigensucht. Daß der Deutsche aber doch anthropologisch und in der Gesinnung der eigentlichste Gegensatz zum Juden ist, ist sicher. Der Amerikaner Ford hat das klar erkannt und spricht es in seinem Buch the international Jew aufs schärfste aus. Herr Gaudin de Villaine braucht sich dazu nur einmal ehrlich Rechenschaft zu geben, wie sie schließlich gesiegt und wir verloren haben, um darüber klar zu werden, auf welcher Seite im Weltkrieg das alljüdische Gemeinwesen gekämpft hat. Die Hauptleitung von Newyork; daß einzelne Juden wirklich auch mit dem Herzen auf unserer Seite

[178]) Walter Schultze, Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern, Bd. I, S. 462: „Deshalb hat der langobardische Staat eine noch ganz andere Bedeutung für die deutsche Geschichte als die gotischen Reiche".

gekämpft haben, wird nicht bestritten; so wenig man es leider bestreiten kann, daß Deutsche aus Amerika, deutsche Schweizer gegen ihr Volk gekämpft haben. Herr Gaudin de Villaine hätte sich, um restlose Klarheit zu gewinnen, auf welcher Seite des Weltkriegs die weiße Rasse gekämpft hat, auch nur einmal ein Gefangenenlager in Deutschland, mit seiner Rassenmusterkarte, anzusehen brauchen und es zu vergleichen mit einem Gefangenenlager von Deutschen in Frankreich. „Die Besten der jetzt uns feindlichen Völker eifern durchweg gegen die Heimat ihres Geistes und ihres Bluts", schrieb Otto Hauser-Wien im Oktober 1915 (die Lyrik des Auslandes seit 1800, Voigtländers Verlag.)

Die Bildung der deutschen Völkerbünde oder der großen Stämme, der Franken, Sachsen, Bayern, Schwaben-Alemannen, Thüringer, ist, obwohl sie eines der wichtigsten Ereignisse der deutschen Geschichte ist, noch kaum aufgeklärt. Es klafft schlechthin eine Lücke unserer Kenntnis zwischen den von Tacitus geschilderten Zuständen und denen, die uns wenige Jahrhunderte später in der Völkerwanderung entgegentreten. Von den einzelnen Stämmen, von denen Tacitus erzählt, finden wir zwar noch die Friesen und die Chatten; und zwar in den gleichen Sitzen. Von den andern ist eine große Zahl verschollen; andere sind auf Wanderung. Aber unter den wandernden Stämmen treten ganz beherrschend hervor jene Völkerbünde oder Stämme.

Die Bildung dieser Stämme, wahrscheinlich aus militärischen Bündnissen verwandter kleinerer Stämme, deren Namen dann verschwinden, ist in einem gewissen Sinne, wie schon gesagt, das wichtigste Ereignis der deutschen Geschichte auf staatlich-gesellschaftlichem Gebiet. Der nicht sehr starke Trieb der Deutschen zum Zusammenschluß nach außen und zur Machtordnung hat hier noch sein verhältnismäßig dauerndstes Werk geschaffen. Die ersten Jahrhunderte der deutschen Kaisergeschichte werden schlechthin beherrscht durch den Gegensatz der Königsgewalt zu den Herzogtümern, die auf jener Stammesgrundlage erwachsen sind; abgesehen von dem Herzogtum Lothringen beziehentlich den späteren beiden lothringischen Herzogtümern Ober- und Niederlothringen, die der einheitlichen Stammesunterlage teilweise ermangeln und sich insoweit rein staatlich und auf den Herrscherhäusern aufbauen.

Von den großen Stämmen haben die Thüringer, nach einer kurzen Zeit großer Macht und Blüte, die Geschlossenheit und das Stammesherzogtum am frühesten verloren; sie haben sich von der gemeinen Einkreisung des Jahres 531 und der Schlacht an der Unstrut nie mehr recht erholt. In der staatlichen Zerfahrenheit Thüringens und noch in seiner heutigen Haltlosigkeit gegenüber den roten Zerstörern kann man noch Nachwirkungen jenes Schicksals erblicken. Die Stämme als solche sind so lebendige Gruppen, daß

sie den Verlust der eigenen Herzogsgewalt überdauerten; die sich nur die Bayern bis zu einem gewissen Grade und in starker räumlicher Einschränkung erhalten haben. Noch heute sind die Grenzen der Stämme, nach Sprache und Sitte, genau festzustellen; etwa an der Dreiländerecke bei Donauwörth, wo Bayern, Schwaben und Franken zusammenstoßen; zwischen dem alemannischen Vorarlberg und dem bayerischen Tirol; im nördlichen Elsaß zwischen Alemannen und Franken; und gar an den Grenzen der Niedersachsen, des Stamms, der wahrscheinlich (Ludwig Wilser) die späteste Ausstrahlung der germanischen Völkerwiege darstellt; die in der „Weserfestung" (Albert von Hofmann, Das deutsche Land und seine Geschichte), zwischen Osning und Wiehengebirge, die Herzgegend Deutschlands besetzt halten; an der schon einmal, vor bald zweitausend Jahren, der Ansturm der Mittelmeerischen zerschellt ist und in der, auf westfälischem Sande an dem sagenhaften Birkenbaum, nach uralten Prophezeiungen, die jetzt im Weltkrieg von französischen Schriftstellern wieder hervorgeholt wurden, die Entscheidungsschlacht geschlagen werden soll über das Schicksal Deutschlands.

„Im Jahre 58 n. Chr. kämpften die Hermunduren mit den Chatten um den Besitz der Salzquellen (wahrscheinlich der von Salzungen) und gingen als Sieger hervor. Die Grenze zwischen den beiden Völkern lief seitdem westlich der Werra und deckte sich mit der geschichtlichen hessisch-thüringischen Grenze (Kaufungerwald und Seulingswald), welche noch heute die Sprachgrenze bildet" (Ludwig Schmidt, Allgemeine Geschichte der germanischen Völker bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts, in v. Below und Meineckes Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, S. 184).. Ebenda S. 98: „Die Grenze der Alemannen gegen Burgund fällt im wesentlichen mit der heutigen deutsch-französischen Sprachscheide zusammen. Der Lech trennte sie von den Bayern." So ist es auch heute noch. Keine andere Grenzbildung in Deutschland ist so dauerhaft gewesen als die der Stämme; abgesehen von den Grenzen der Diözesen, die auch uralt sind, und z. B. zwischen Kurtrier und Kurköln den Grenzen der römischen Provinzen Ober- und Niedergermanien folgen.

Die Stämme sind das dauerhafteste und lebenskräftigste staatlich-gesellschaftliche Gebilde Deutschlands; wenn alles zerbrochen ist, wie heute, auf dem schauerlichen Trümmerfelde unserer Tage, ist doch der Zusammenhalt der Stämme noch da und damit der Keim einer neuen Machtordnung, so schwer der Sondertrieb und die Eigensucht der Stämme auch oft das Ganze geschädigt hat. Die großen Stämme haben auch alle, außer den Thüringern, zeitweilig einmal die Führung Gesamtdeutschlands gehabt; also bis zu

einem gewissen Grade abgewechselt in der Führung; erst war diese bei den Franken, dann bei den Sachsen; mit den Staufen bei den Schwaben; mit den Habsburgern bei den Bayern, da die Südostmark bayerisches Siedelungsgebiet ist; mit Preußen im wesentlichen wieder bei den Niedersachsen.

Karl der Große hat sich persönlich noch durchaus als Deutscher gegeben, in Tracht, Sprache und Lebensform. Das hebt selbst der frühere englische Botschafter und Minister Sir James Bryce hervor, der sich jetzt im Kriege eifrig an der Schriftleitung erfundener deutscher Greuel in Belgien beteiligte; gemeinsam mit dem früheren Botschafter Sir Rennel Rodd, der nach 1870 eigens ein Buch geschrieben hat, um die französischen Verleumdungen des deutschen Heeres zu bekämpfen. Bryce hat vor über 40 Jahren, als er noch Professor in Oxford war, ein gutes Buch veröffentlicht über das hl. römische Reich deutscher Nation. Dabei vermerkt er der geschichtlichen Wahrheit gemäß richtig, daß die Deutschen sehr viel früher staatlich zusammengefaßt und mächtig waren als die jüngeren europäischen Nationen, die germanisch-keltisch-lateinischen Mischvölker Engländer und Franzosen.

Die Franzosen müssen sich entscheiden; ob sie das fränkische Nordfrankreich, das rechtsgeschichtlich, sprachlich und für die Erdkunde vom lateinischen Südfrankreich sich deutlich unterscheidet, als kennzeichnend ansehen wollen für die französische Geistesart; oder ob sie Südfrankreich, das Gebiet der Langue-d'oc, des in Geltung gebliebenen römischen Rechts; die nach dem Mittelmeer, nicht nach der Nordsee gewendete Wasserscheide Frankreichs, als das wirkliche Frankreich ansehen wollen.

Die französische Geistesart stellt eine Mischung dar aus keltischer, lateinischer und fränkischer Art. Wollen die Franzosen sich wirklich als die berufenen Träger der lateinischen Kultur ansehen, so müssen sie den Franken Karl aufgeben. Es wäre übrigens eine unbegründete Bescheidenheit, wenn sie sich derart lediglich als eine italische Siedelung und als einen Spätling der römischen Gesittung ansehen wollten und sie müßten gerade die ruhmreichsten Zeiten ihrer Geschichte als unfranzösisch streichen.

Karl der Große war, wie gesagt, für seine Person noch durchaus Deutscher; so undeutsch, oder selbst widerdeutsch, mittelmeerländisch er sonst in seiner Staatsführung in vielen Richtungen war, als Sachsenschlächter, als Romfahrer und Römling, als Judenfreund. Diese drei verhängnisvollen Fehlgriffe des Franken Karl ergeben, wenn man sie recht betrachtet, ganz merkwürdige weltgeschichtliche Zusammenhänge; diese Zusammenhänge führen in durchaus erkenn-

barer Linie bis zu unseren Tagen und bis zu unserem Zusammenbruch.

Der englische Staat ist aus niedersächsischer Siedelung entstanden. Von der Niederelbe aus wurden die Königreiche Ostsachsen, Westsachsen, Südsachsen usw. gegründet, aus denen England erwachsen ist. Wir dürfen freilich hoffen, daß das gute niedersächsische Blut in England jetzt so ziemlich verbraucht ist. Die Herrschaft des Parlaments, seit 1688, bedeutete schon die Beseitigung der germanischen Kulturführung durch die mittelmeerländisch-keltischen Rundköpfe (und Rundschädel?); die Entthronung der Krieger und Ackerbauer durch die Händler. „Puritanischer Geist ist jüdischer Geist" (Sombart). So bedeutete der große Umsturz von 1789 den Aufstand der keltischen Rundköpfe und Bürgersleute gegen die germanischen Führer und die Beseitigung des alten ritterlichen Frankreich; die Herrschaft der kleinen Bourgeois von keltischem Blut, die den Zweck des Lebens im Geldverdienen und leiblichen Behagen sehen. Mit dem Leitwort „Enrichissez vous" faßte der Bürgerkönig Louis Philipp geschickt das Lebensziel dieser Schichten zusammen. Und ebenso bedeutete der November 1918 in Deutschland den Aufstand der kulturunfähigen finnisch-slawischen Unterschicht gegen die germanische Kulturführung.

Da der Blutverlust stets, selbstverständlich leider auch bei uns, das edelste Blut am schwersten trifft, wird wohl in England, wie schon erwähnt, der Weltkrieg endgültig die keltische Unterschicht zur Herrschaft gebracht haben. Das Jahr 1917, in dem England die amerikanische Geldmacht zu Hilfe rufen mußte, weil, nach eigenem englisch-amerikanischem Geständnis (Admiral Seymours 1919 in Bordeaux), Deutschland sonst über den Raubverband und seine gewaltige Überzahl gesiegt hätte, bedeutet wohl auch äußerlich die endgültige Abdankung des alten England, des merry old England Shakespeares. Shakespeare gilt übrigens der massenherrschaftlichen und berufsrednerischen Lehrmeinung durchaus als „reaktionär"; wie übrigens sehr kennzeichnenderweise alle großen Geister: Luther, Goethe, Bismarck, Schopenhauer usw.

Also wir verstehen unter germanisch alles, was west-, ost- oder nordgermanischer Abstammung ist; unter deutsch nur die Westgermanen, die noch ihre germanische Sprache reden und mit den mitteleuropäischen Sitzen in Zusammenhang stehen oder, wie Deutsch-Amerikaner, Deutschrussen noch vor wenigen Geschlechtern gestanden haben. Im Grunde wäre freilich die körperlich-anthropologische Bestimmung das zutreffendste und innerlichste Merkmal für germanische Volkszugehörigkeit. Aber dieses sicherste Merkmal

ist eben für die geschichtliche Betrachtung des Volksganzen nicht verwendbar; erstens weil man für frühere Zeiten regelmäßig keine auch nur halbwegs brauchbare Unterlage hat, außer der allgemeinen Schilderung der körperlichen Erscheinung; zweitens weil auch für die heutige Bevölkerung die anthropologischen Merkmale nicht im Großen festzustellen sind; und drittens wegen der eingetretenen Mischungen des Bluts. Wir rechnen eingedeutsche Slawen des Ostens, alpine Rundköpfe des Südwestens als Deutsche; ganz einfach weil wir nicht anders können, weil die Sprache und der Wohnsitz eine so starke Wirkung ausüben, daß diese Eingedeutschten eben das geschichtliche Schicksal des deutschen Volks geistig und äußerlich teilen und deshalb nicht mehr getrennt werden können. Deshalb bleibt freilich der blutsmäßige Unterschied vorhanden und kann am letzten Ende die wichtigsten geschichtlichen Wirkungen haben. Es wird kein Zufall sein, daß aus der rundköpfigen Südwestecke des Reichs so viele der Reichszerstörer des Jahres 1918 hervorgegangen sind; die Erzberger, Gröner, Fehrenbach usw. Denn das Blut ist in allen geistigen Dingen und damit mittelbar auch im äußeren geschichtlichen Geschehen doch schließlich das ausschlaggebende. Wer die Rote Armee in Berlin in der Zeit des Umsturzes beobachtet hat, dem mußte auffallen, wie ganz anders der Menschenschlag dieser Truppen war, als der unseres alten Heers; wie viel stärker unter diesen roten Truppen ein häßlicher, kleinwüchsiger, fast kalmückischer Schlag vertreten war; die slawisch-finnische Unterschicht, die, aus ihr selbst nur halbbewußten Trieben heraus, getrieben von raubverbändlerischen, bolschewikischen, alljüdischen Werbern, das deutsche Gemeinwesen zerstört hatte. Dabei traten die Kennzeichen des Slawentums in der ganzen Art und Weise dieses Umsturzes hervor; wie das russisch-bolschewikische Vorbild nachgeahmt wurde; wie die Masse sich sofort wieder fremder, nämlich alljüdischer, Führung unterwarf, weil sie selbst zur Leitung unfähig ist.

Schreiber dieses mußte den Einzug der Franzmänner in Straßburg im November 1918 miterleben. Fast das erschütterndste daran war eben die Erkenntnis, daß die Truppen, die Frankreich zunächst dorthin schickte, hauptsächlich Normannen und Bretonen, rassisch noch so ausgezeichnet aussahen. Bald darauf einrückende Südfranzosen sahen allerdings schon viel tröstlicher aus; tröstlicher von unserem Standpunkt, vom Standpunkt des Feindes. Und die durch anamitische, senegalesische, algierische und sonstige Beihilfe zu erwartende Hebung der französischen Geburtenzahl wird ja, wie anzunehmen ist, den Durchschnittsstand des französischen Volkstums nun gerade durch die Ereignisse der letzten Jahre noch wesentlich

verschieben. Aber es wäre sehr wichtig, zuverlässige Unterlagen zu haben, durch Messungen in den Schulen usw., über den verhältnismäßigen Stand unseres Volkstums gegenüber dem französischen und ihren beiderseitigen Besitz an wertvollem nordischem Blut.[179]) Ein vor dem Krieg erschienenes Buch: Engelmann, Das Germanentum und sein Verfall, behauptet, daß der Durchschnitt des französischen Volkstums rassisch höher stehe wie der unsere, weil die germanisch-keltische Mischung Frankreichs besser sei als die germanisch-slawische Deutschlands. Wenn die Urheimat der nordischen Rasse wirklich in Mitteleuropa, in Norddeutschland und Südskandinavien, zu suchen ist, so dürfen wir doch hoffen, daß dieser Boden und damit der eigentliche Ausstrahlungsmittelpunkt der Germanen auch künftighin noch eine gewisse Überlegenheit über die Randvölker des Germanentums behaupten wird, die fremden Blutseinflüssen doch eben noch stärker ausgesetzt sind schon durch ihre Lage, als das Kernland. Und nach der absoluten Zahl sind wir ja ohne Zweifel noch das größte Sammelbecken germanischen Bluts. Das hat ja auch dieser Nibelungenkampf gezeigt, in dem Deutschland sich stärker erwiesen hat als alle andern europäische Staaten zusammengenommen.

Engelmann, in dem oben erwähnten Buche, sieht die Gründe der bisherigen Überlegenheit Deutschlands an eigentlicher Kulturarbeit darin, daß die Führerschaft bisher in Deutschland noch in den Händen von blutmäßig sehr hoch stehenden Schichten gewesen sei. Das wäre ja nun gründlich geändert, wenn es bei dem Zustand nach dem 9. November 1918 verbleiben sollte.

In seinem oben schon erwähnten großzügigen weltgeschichtlichen Ausblick unterscheidet Heinrich Wolf „drei Menschheitswiegen" (vgl. Heinr. Wolf, Deutsche Geschichte ein Kampf gegen Asien; Theodor Weicher 1920), aus denen seit Jahrhunderten immer neue Völkerwellen hervorgebrochen sind, wenn die alten verbraucht waren; Mittel- und Nordeuropa; die hochasiatischen Steppen; Arabien. Aus dem ersten Gebiet kamen Kulturschöpfer (Arier); aus vom zweiten Kulturzerstörer (die tatarischen Mongolen); aus dem dritten Kulturschmarotzer (die Semiten). In ganz ähnlicher Weise hat Alexander von Peez, und zwar so viel ich weiß zeitlich früher, diesen großen kulturgeschichtlichen Gesichtspunkt aufgestellt.

[179]) Gobineaus Völkerkunde von Frankreich ist leider immer noch nicht gedruckt; und die Urhandschrift ist, mit der ganzen Gobineausammlung der Straßburger Bibliothek, jetzt in der Gewalt der Gallier. Diese werden das Buch sicherlich nicht herausgeben. Denn es enthält für sie störende Wahrheiten; z. B.: das Elsaß sei ein deutsches Land; dort falle der Jude noch als fremdartig aus dem Volkstum heraus, was in Frankreich mit seiner stärkeren südlichen Mischung nicht mehr zutreffe.

Alexander von Peez teilt Europa ein nach der großen Wasserscheide, die es durchziehe. Es ergeben sich da drei große Abdachungen; die eine, südliche, von der die Wasser nach dem Mittelmeer fließen; die andere nordwestliche Seite, deren Wasser nach dem Atlantischen Ozean fließen; und schließlich die nach Osten gewandte Seite Europas. Dieser räumlichen Dreiteilung entspräche jeweils auch eine besondere rassehafte Unterlage. Die Südostecke des Mittelmeers war der Ausstrahlungsmittelpunkt der Semiten und der Mittelmeerabhang Europas ihre Einfallspforte. Die nördliche Abdachung Europas bezeichnet die Heimat und den Ausstrahlungsmittelpunkt der Germanen und noch heute den Brennpunkt der nachchristlichen Kulturform. Die Ostabdachung Europas ohne natürliche Grenzen bildet, sagt Alexander von Peez, die Einfallspforte der turanisch-mongolischen Völker, die mit ihrer völligen Unfähigkeit zu wirklicher Gesittung die europäische Welt stets aufs neue bedrohen; von den früheren hunnischen, madjarischen und türkischen Einfällen her bis zu künftig noch zu befürchtender mongolischer Gefahr. Alexander von Peez hat die bolschewikische Bedrohung Europas nicht mehr miterlebt. Sein Weitblick ist deshalb um so erstaunlicher; wie er übrigens auch 12 Jahre vor Ausbruch des Weltkriegs diesen fast auf das Jahr genau vorausgesagt hat; nämlich für den Zeitpunkt, in dem die Zahlen des deutschen Gesamthandels die des englischen erreicht hätten; dann spätestens werde England den Kriegsausbruch herbeiführen. Dieser Zeitpunkt wäre, wenn die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft in demselben Zeitmaß weiter gegangen wäre, wie sie in den Jahren vor dem Krieg sich vollzog, im Jahre 1915 eingetreten. Die bolschewikische Zerstörungssucht ist ja ganz offensichtlich eine kennzeichnende Äußerung des turanisch-mongolischen Volkstums. Das Großrussentum hat an sich schon einen starken tatarischen Einschlag und derzeit hält Lenin seine Herrschaft aufrecht durch lettische und tschuntschusische Truppen. Der gleiche Gesichtspunkt erklärt auch die an sich sonst in vieler Beziehung fast rätselhafte Tatsache, daß das jüdische Volkstum eine so führende Rolle spielt im Bolschewikentum. Die östlichen Juden stammen in großer Zahl von dem zum Judentum missionierten Stamme der Chasaren (vgl. v. Kutschera, Die Chasaren), die am Nordufer des Schwarzen Meeres saßen. Diese östlichen Juden (Askenasy) sind sehr verschieden von den vorwiegend mittelmeerländischen Juden des Westens (Sephardim); diese östlichen Juden sind eben wesentlich turanisch.

Die Kulturgeschichte Frankreichs, besonders die Rechtsgeschichte,

erläutert sehr anschaulich die Richtigkeit jener Alexander-von-Peez-schen räumlichen Unterscheidung. Der Abhang Frankreichs nach der Nordsee und dem Atlantischen Ozean ist zum großen Teil germanisch geworden durch die fränkische Besiedelung. Der Süden blieb im wesentlichen gallorömisch. Noch bis zur französischen Revolution, die ja den Aufstand der Kelten gegen ihre germanischen Kulturführer darstellt (Renan, H. Taine), zerfiel Frankreich rechtsgeschichtlich in zwei Gebiete; nördlich lag das deutschrechtliche Gebiet, das sogenannte Land des Gewohnheitsrechts; südlich lag das römische Gebiet, das Land des geschriebenen Rechts, wie die französische Rechtsgeschichte unterschied. Auch sprachlich entspricht jener räumlichen Unterscheidung eine Verschiedenheit; der Süden Frankreichs hat sich eine besondere Schriftsprache geschaffen, das provenzalische; ja sogar politische Sonderbestrebungen zeigten sich dort noch nach 1870. Nur daß der scharf zusammengefaßte französische Einheitsstaat diese nicht zur Entwicklung kommen läßt; im Gegensatz zu der breiten Wirkung, die der deutsche Sondertrieb, die Glaubensspaltung und die zielbewußte napoleonische Schöpfung der süddeutschen Mittelstaaten den deutschen Sonderbestrebungen verschafft hat, obwohl der völkische und kulturelle Unterschied zwischen Süd- und Norddeutschland viel geringer ist, als der zwischen Nord- und Südfrankreich.

Dieser völkische Gegensatz zwischen Nord- und Südfranzosen, der sich auch im Weltkriege in ihrer Art zu kämpfen gezeigt hat, ist mindestens den geistigen Spitzen Frankreichs auch durchaus bewußt. Montesquieu, der dem alten französischen Adel angehörte, also germanischen Bluts war, spricht einmal von „unseren Vorfahren, den alten Germanen".

J. K. Huysmans, ein heutiger nordfranzösischer Schriftsteller, der dem Namen nach allerdings wohl flämischer Abstammung ist, empfindet den Südfranzosen durchaus als rassisch fremd, was sicher anthropologisch begründet ist. In der Erzählung: Dort unten, deutsch bei Friedrich Rothbart, Leipzig, läßt er seinen Helden bedauern, daß die Jungfrau von Orleans die Engländer verjagt und so die Nordfranzosen mit den Südfranzosen vereinigt habe. Sie habe dadurch: „ein Frankreich ohne Zusammenhang, ein absurdes Frankreich geschaffen ... die widerspenstigsten Nationalitäten, die feindlichsten Rassen aneinander geheftet. Sie hat uns diese Wesen mit dem Nußteint und den Lackaugen geschenkt, diese Schokoladereiber und Knoblauchfresser, die ganz und gar keine Franzosen sind, sondern vielmehr Spanier oder Italiener ... dieses Geschlecht prahlerischer und lärmender, windiger und treuloser Leute, diese

verdammte lateinische Rasse, die der Teufel hole ... Ich fühle mich nur mit Leuten aus dem Norden wohl". Man kommt immer wieder auf den furchtbaren Fehlgriff der europäischen Geschichte, daß die Teilungen von 843 bzw. 870 so völlig verkehrt waren. Deutschland ist anthropologisch viel einheitlicher als Frankreich, das ja auch durch die Wasserscheiden in eine Nordseewelt und eine Mittelmeerwelt zerfällt. In Deutschland ist Mitteldeutschland am meisten rassisch gemischt; daher auch staatlich am zerfahrensten und derzeit politisch am haltlosesten und rötesten; der Oberbayer und der Niedersachse dagegen verstehen sich an sich sehr gut.

Der Kampf der südlichen, mittelmeerländischen, antiken Lebensform und Geistesart mit der nordeuropäischen, germanischen nachchristlichen ist der Kern der europäischen Kulturgeschichte und man kann es als den Hauptgegenstand der deutschen Geistesgeschichte oder der Germanistik bezeichnen, sich dieses Gegensatzes bewußt zu werden. Die mittelländische, antike Kultur war zeitlich früher da und sie hatte das große Übergewicht der wirksameren schriftlichen Überlieferung. Das Alte Testament und das Corpus juris bilden, wenn man einzelne Faktoren in dieser großen, weite Zeiträume überspannenden Entwicklung nennen will, die gewaltigsten Waffen jenes Kampfes der Mittelmeerwelt gegen die Nordseewelt; oder, um mit Heinr. Wolf zu reden, Asiens gegen Europa; und man kann drei besondere Stufen jenes Wiedervordringens der Mittelmeerwelt, nach ihrem Sturz durch die Germanen, unterscheiden; die karolingische Renaissance, mit der der römische Weltstaatsgedanke wieder hervortrat, und später im römischen Kaisertum deutscher Nation seine Wirkung ausübte. An zweiter Stelle die im besonderen Sinne sogenannte Renaissance, deren verhängnisvollste Wirkung außer der Vernichtung der Gotik die Annahme des römischen Rechts in Deutschland war. Als die dritte Etappe jenes Vordringens kann man den sogenannten Klassizismus bezeichnen; er beginnt mit der französischen Revolution und der klassizistischen Umformung des gallisch-fränkischen Staatswesens durch Napoleon; diese leitet, wie Goethe schon erkannt hat, die Umsturzzeit überhaupt ein, die — vorläufig — den Sieg der mittelmeerländischen, nämlich geldmächtlich-weltstaatlichen Form über Deutschland im Jahr 1918 gebracht hat.

Im Rheinland sagte vor einiger Zeit ein englischer Offizier zu einer deutschen Frau: „Äußerlich und nach den nächsten und tatsächlichen Ergebnissen haben wir ja gesiegt; aber moralisch ist Ihr Vaterland der Sieger." Der Brite erklärte begreiflicherweise nicht näher, was er damit meinte. Er wollte wohl

damit sagen, ihr habt euch stärker erwiesen als irgendein anderes Volk Europas und deshalb seid ihr, wenn man richtig wertet, Sieger. Das „moralisch" hat aber doch in diesem Zusammenhang offenbar noch einen tieferen Sinn. Der Brite drückte damit, wenn auch vielleicht ungewollt, das aus, was der Feldmarschall am Schlusse seines Buchs sagt, und was ohne jeden Zweifel zutrifft, daß nämlich kein anderes der an diesem Kriege beteiligten Völker mit so unbelastetem Gewissen aus ihm herausgehen könne wie das deutsche Volk.

Die Feinde haben alles gewonnen; nur sicherlich einen Zuwachs an Ehre bringen sie aus diesem Kriege nicht heim, in dem sie, als sie mit dreifacher Übermacht kamen, geschlagen waren; als sie dann mit fünffacher Übermacht kamen, doch auch erst durch den Dolchstoß der Verräter in den Rücken der deutschen Front diese brechen konnten. Uns aber bleibt fast nichts als die Ehre und das Andenken an die Geschichte, an das Heldentum unseres Volks.

Dreiundzwanzig Staaten stehen auf der einen Seite jener Urkunde, die man den Frieden von Versailles nennt; auf der andern steht nur der eine Name — Deutschland. Daß wir nur nicht zu stolz werden, wir Deutsche, wenn wir an diese Urkunde denken.

Sie, die andern, haben alle Macht und alle Güter der Welt; aber sicher nicht den Ehrenpreis dieses gewaltigsten Nibelungenkriegs aller Zeiten; den haben unbestritten wir.

Wer hat mehr? Die Antwort darauf ist einfach Glaubenssache. Wir können nichts anderes tun als auch in Zukunft unseren „germanischen Göttern und Helden" vertrauen und abwarten, ob wir auferstehen oder endgültig untergehen. Denn entscheiden wird es sich eines Tags, ausgekämpft wird es, ob der deutsche Gott der wahre Gott ist oder der Baal Mammon der Feinde.

Schlagwörterverzeichnis.

Die Namen von Verfassern, deren Schriften benutzt wurden, sind gesperrt.

Aachen, Münster 61, 324.
Abschwörungsformeln 83, 84, 166, 168
Adamy 366.
Adelhausen 182.
Ackergrenzen 318.
Alaistagen 187.
Alemannen 24, 25, 26, 27, 28, 30, 33, 73, 91, 92, 93, 94, 99, 106, 108, 118, 119, 126, 142, 143, 145, 148, 150, 154, 163, 164, 166, 175, 184, 190, 196, 197, 228, 229, 230, 247, 254, 256, 257, 266, 272, 274, 295, 297, 298, 306, 311, 312, 330, 331, 372, 375, 376.
Allergötterſteine 185, 186.
Altenburg-Heftrich 318.
Altenkirchen auf Rügen 35, 166, 167.
Altenſtadt, Michaelskirche 96, 97, 98, 100.
Altertumsforſchung 10, 11, 12, 13.
Altötting 175, 294, 316, 326.
Andlau, Kloſterkirche 98, 99, 103.
Andree 273, 331.
Anthes 141, 142.
Archäologie, ſ. Denkmälerforſchung.
Arminius 68, 82, 229, 320.
Armringe 158, 163, 164, 221, 222, 306, 348.
Aſen 66, 67, 115, 117.
Atz 233, 281, 295.
Augsburg 33, 119, 154.
Augsburg, Dom 332.
Augsburg, Maximiliansmuſeum 258.
Ausdrucskunſt 343, 354, 355, 356, 361, 362, 366, 367.
Avolsheim, Dompeter bei 212, 246, 247, 311.
Axtſinnbild 71, 72, 91.

Baiwaren, ſ. Bayern.
Balder 51, 71, 229, 281, 310.
Balkakra, Krone von 232.
Bamberg, Dom 47, 192, 300.
Bandverſchlingung, langobardiſche 207, 208, 233, 340, 341, 342.
Baſel, Münſter 95, 96, 97.
Baſena 72.
Baukunſt, deutſche 85, 86, 293, 356, 366,
Bayern 34, 38, 50, 52, 54, 57, 58, 59, 62. 70, 94, 97, 98, 119, 120, 121, 134. 164, 168, 169, 177, 179, 180, 196, 197, 233, 241, 295, 375, 376, 377.
Bayern zur Römerzeit 195, 196, 197, 266, 267.
Bayriſch-oſtgotiſcher Sagenkreis 55, 94, 97, 320.
Bebenhauſen 326.
Becker 250, 251.
Belſen 247, 253, 295, 296, 300, 301, 304, 305, 306, 307, 309, 310, 311.
Berchtesgaden, Stiftskirche 43, 49, 63, 64, 65, 66, 67, 163, 348.
Bergner 32, 36, 71, 85, 98, 103, 106, 109, 228, 236, 242, 308, 328, 329, 356.
Bernoulli 118, 129, 130, 190, 192.
Biburg 174, 326.
Bieder 253, 266, 269.
Bienen, Heilighaltung der 336.
Bietenhauſen 223, 226, 227, 242, 276, 278, 290.
Bietigheim 175.
Bockſinnbild 154, 156, 157, 164.
Bollandiſten 118, 119.
Bonn, Muſeum 145, 153, 254, 277.
Borbet, ſ. Schickſalsſchweſtern.
Borinski 41, 97, 98.
Boſtoner Thronlehne 347
Böttticher 132, 133.
Brackenheim 198, 200, 297, 309.
Brenner 242, 244.
Brenz, Galluskirche 33, 167, 341.
Brocken 52, 317.
Bronner, 277.
Brünhild 22, 68, 72, 320, 360, 361.
Brunnenſäulen 86.
Brunoldisſtuhl bei Dürkheim, ſ. Krummholzerſtuhl.
Bryce 373, 377.
Bucher 370.
Bundſchuh, germaniſcher 65, 66.
Burchard, Biſchof von Worms 25, 39, 50, 180, 272, 315, 332, 336, 339.

Burgerroth 158, 174, 222, 282, 285, 286, 329, 330.
Burghausen, Heidenstein 133. 134, 135.
Burgkirchen 326.
Burgunder 68, 94, 320, 371.

Chatten 375, 376.
Chiemgau 60.
von Chlingensperg-Berg 55, 58, 108, 335.
Chlodwig 72, 372.
Christenberg bei Marburg 119, 121, 310.
Christentum 315, 336, 337, 354, 356, 358, 359, 365.
Christliche Kirchen und früherer Götzendienst 35, 81, 82, 156, 157, 158 163, 164, 165, 167, 170, 171, 174, 175, 176, 223, 224, 225, 226, 232, 275, 276, 283, 284, 285, 287, 289. 290, 291, 292, 294, 304, 305, 306.
Christusfieg. I, konstantin., s. Labarum.
Cividale 343, 344, 345.
Clemen 10, 160, 226, 278, 348.
C. M. B. (Kaspar — Melchior — Balthasar) 169, 243, 244, 287.
Cobern-Gondorf 253, 259.
Corvey 82, 84, 87.

Darstellungskunst 354, 355, 356, 361, 362, 366.
Dehio 30, 100, 217, 247, 289, 292, 311, 354, 356.
Denkmälerforschung 10, 11, 12, 14, 15, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 32, 64, 156, 336, 345, 346, 348, 349, 371.
Deutsch oder germanisch 371, 372, 373, 374, 377, 378, 379.
Deutschland 314, 315, 343, 352, 353, 354, 359, 363, 365, 366, 369, 370, 371, 373, 374, 376, 377, 378, 379, 380, 382, 383.
Dietrich, Albrecht 48, 61, 133, 184, 187, 244, 251, 332.
Dietrich von Bern 27, 41, 55, 68, 92, 93, 94, 96, 97, 98, 99, 100, 102, 122, 320, 372.
Dietkirchen a. d. Lahn 58, 59.
Doberan 325.
Dohme 31, 85.
Domaszewski 186, 187.
Donar 28, 36, 42, 91, 93, 118, 121, 129, 137, 138, 139, 148, 164. 169, 187, 191, 195, 210, 212, 214, 215, 216, 217, 281, 283, 289, 292.
Donnersberg b. Kirchheimbolanden 217.
Doppelkreise 73, 330, 348.
Dornauszieher 346, 347.
Drachen, s. Lindwurm.
Dragendorff 136, 137, 169, 180.
Dreiflammige Kerze, s. heraldische Lilie.
Drews 14, 273, 337.
Drudenfuß 32, 125, 243.
Dunningen 270, 271, 272, 274, 276, 277, 278, 348.
Dünzelmann 21.

Ear, s. Schwertgott.
Ebersberg 60.
Eberswalde, Goldfund von 221, 222, 255, 294.
Eccardus 238.
Edda 41, 44, 51, 55, 66, 67, 68, 99, 124, 126, 131, 153, 180, 274, 307, 320, 331.
Eichel b. Wertheim a. M. 225, 326.
Eichelberg, Götzenweg 292.
Eichstätt 266, 267.
Einbede, s. Schicksalsschwestern.
Elsaß 52, 53, 247, 330, 380.
Elstertrebnitz 329.
Emmetzheim 196, 228, 297, 299, 300, 301.
Endres 45, 47, 48, 71, 160.
Engelmann 380.
England 352, 353, 362, 369, 370, 378, 381.
Eresburg 80, 81, 135, 321.
Erch, s. Schwertgott.
Erzarbeit 15, 101, 261, 262.
Esquilinische Venus 347.

Familienmarke, s. Hausmarke.
Fastenau 98, 154, 156, 219.
Fastlinger 195, 215.
Faurndau 32, 33.
Fenriswolf 41, 42, 43, 44, 45, 48, 50, 51, 63, 66, 67, 69, 73, 75.
Fendenheim 239, 240.
Feuer, heiliges 333.
Feuerverehrung 22, 215, 217, 225, 230, 245, 260, 331.
Feuerweihe 332, 333.
Finthen 137, 185.
Fischer 81, 135.
Flamen 373.
Flurnamen 21.
Foch 374.
Folklore s. Volkskunde.
Forrer 143, 234, 235, 265, 312, 313, 316, 317.
Förster 48, 57.
Frank 231.
Franken 25, 26, 27, 39, 55, 56, 68, 81, 82, 91, 92, 94, 95, 110, 119, 141, 145, 150, 166, 185, 190, 196, 200, 295, 301, 372, 373, 375, 376, 377.

Frankreich 314, 356, 366, 369, 370, 372, 373, 374, 377, 378, 379, 380, 381, 382, 383.
Franziß 195, 266.
Fredegunde 68, 320.
Freiburg, Münster 113, 114, 164, 175.
Freising, Dom 39, 40, 41, 42.
Friesen 371, 375.
Fro 15, 36, 281, 295, 309.
Fünfstern, s. Drudenfuß.

Gammertingen 27, 146, 298, 344.
Geisenheim 242, 277.
Geistesgeschichte 10, 12, 14, 17, 19, 20, 63, 336, 346, 350, 352, 354, 358, 359, 363, 364, 367, 371, 373, 383.
Gengenbach 182, 183, 282, 336.
Gerichtsbann 78, 79, 80.
Germanistik 350, 354, 383.
Geschlechtsleben 299, 301, 302, 303.
Glaubensgeschichte, s. Religionsgeschichte.
Gmünd in Schwaben 128.
Gmünd i. Schw., Johanniskirche 151, 157, 170, 171, 174, 176, 205, 207, 208, 279, 283, 284, 286, 291, 309, 341.
Gmünd i. Schw., Salvatorkapelle 171, 172.
Gnomen, s. Kobolde.
Gobineau 63, 150, 272, 273, 302, 303, 334, 344, 368, 380.
Godenhusen 193.
Goldschmidt 42, 69, 71, 98, 102, 105, 106.
Gothein 115, 191.
Goethe 362, 363, 367.
Gotik 85, 112, 113, 114, 162, 189, 361.
Gotiker 355.
Gott 188, 334, 358.
Gottesurteil 104, 105, 106, 108, 109, 110, 111.
Götterdämmerung 39, 40, 56, 124.
Götze 345.
Grabbeigaben 72, 146, 312, 331, 334, 335.
Gradmann 189.
Gregor der Große, Papst 25, 26, 27, 46, 194, 251, 260, 307, 309, 327.
Grimm 12, 15, 80, 122, 160, 276, 315, 319, 320, 321, 340.
Großlinden b. Gießen 110, 111, 210, 211, 212, 213, 214.
Grötzinger 314.
Grunau 326.
Grünsfeldhausen 281, 284, 285.
Gudensberg 193.
Gundermann 304, 305, 306.
Gundestrup 145, 146, 298.
Gylfaginning 41, 45, 66, 180, 274.

Haberfeldtreiben 38, 70.
Hahne 151, 153, 216, 284.
Hakenkreuz 73, 143, 146, 215, 216, 220, 224, 225, 227, 246, 247, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 284, 326, 328.
Hakenkreuz als Sonnensinnbild 247, 252, 259, 267.
Hakenkreuz-Anstecker 266, 267.
Hakenkreuz aus Pferdeköpfen 255, 256, 258, 259, 262, 265.
Hakenkreuz-Scheiben 143, 146, 255, 256, 257, 258, 259, 269, 342.
Hakenkreuz, Vielgestaltigkeit 255, 256, 257, 258, 259, 260, 264, 265.
Halberstadt 42.
Haldane 369.
Halle, Museum f. Vorgeschichte 151, 259, 284.
Hanftmann 156, 331.
Harnack 337.
Haubersbronn 224, 326.
Hauck 26, 50, 187.
Hausberg 316, 317.
Hauser 268.
Hausmarke 34, 309, 324.
Heer 58, 198.
Heidenkirchlein 270, 276, 279, 281, 284, 285, 288, 290, 294, 295, 311, 312.
Heilbronn 175.
Heiligenberg bei Heidelberg 196, 198, 285.
Heiligenberg bei Ovenhausen 197.
Heiligenbuch, deutsches von 1488, 37, 53, 69, 115, 116, 118, 119, 127, 189, 192, 213.
Heinrich II. 62, 150, 167, 192.
Hel 71.
Helm 49, 161, 198, 232, 267, 275.
Hemmendorf 301.
Henning 262, 263.
Heraldik 323, 324.
Herecura 305.
Herkules 28, 88, 164, 165, 169, 195.
Herre 364.
Hertlein 88, 89, 90, 137, 138, 139, 140.
Hessen 88, 90, 93, 203, 210, 213, 214, 290, 291, 292, 310, 311, 316, 317.
Hexen 39, 52, 245, 313, 314, 315, 365.
Hexenverfolgung 313, 314, 315.
Hildebrandslied 55, 360.
Hildebrandt 47, 367.
Hildesheim, Dom 82.
Hildrizhausen 1:5, 246.
Hirsau, Peter-Paulsturm 154, 156, 158, 162, 164, 165, 169, 170, 171, 280, 287, 291, 348.

Hl. Antonius 271.
Hl. Bonifazius 210, 214, 216.
Hl. Emmeran 38, 60, 62, 69, 70.
Hl. Georg 27, 28, 92, 93, 94, 98, 184, 189, 190, 191, 192.
Hl. Gertrud 60, 61.
Hl. Johannes 60, 61.
Hl. Kunigunde 158, 287, 288. 329, 330.
Hl. Martin 25, 27, 28, 60, 61, 189, 190, 192, 210, 274, 312.
Hl. Mauritius 190.
Hl. Menrat 118.
Hl. Michael 27, 28, 42, 43, 60, 61, 97, 98, 102, 150, 189, 191, 192, 193, 194, 197, 200, 201, 202, 210.
Hl. Nikolaus 28, 92, 282, 287.
Hl. Oswald 115, 116, 117, 118, 119, 121, 122.
Hl Pelagia 37.
Hl. Petrus 28, 81, 195, 210, 214, 215, 217, 247.
Hl. Radegunde 72, 119, 129, 121.
Hl. Remigius 25, 26.
Hl Siegismund 122, 281, 282, 287.
Hl. Stephan 28, 60, 61, 280, 281.
Hl. Ulrich 119.
Hl. Walpurgis 52, 53, 287.
Hl. Wolfgang 53, 119, 120.
Hlodyn 55, 69.
Hludana 55, 69.
Hödur 51, 71.
Höfler 51, 60, 63, 132, 179, 228, 307, 339.
von Hofmann 25, 36, 53, 68, 122, 128, 182, 190, 229, 281, 316, 320, 376.
Hofmeister 150.
Hohelied, das 45, 48, 71, 113.
Hohenfolms 176.
Hohenstaufenzeit 30, 112, 164, 176, 227, 242.
Hohenzoller, der 294.
Hohmeyer 34, 309, 324.
Holzbaukunst 15, 161, 162, 228, 233, 267, 266.
Holzgerlingen 160, 161.
Holzkirchen 223, 288, 289, 290.
Homer 360, 361, 362.
Hornhausen 151, 152, 153, 284.
Hoyerstein am Welfesholze 321.
Hülsenbeck 21, 23, 24.
Hupp 324.
Huysmans 46, 382.

Jahn 307, 319.
Ihm 179, 180.
Indiculus superstitionum et paganiarum 51, 306, 339.
Innozenz VIII., Papst 314.
Inquisition 314, 365.
Investitur 325.
Johannisfeuer 332.
Johannisminne 59, 60, 61.
Iranier 368.
Irland 332, 372.
Irmensul 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 91, 137, 160, 321, 322.
Italien 343, 344, 374.
Judenburg (Steiermark) 314.
Judentum 13, 14, 18, 19, 20, 56, 69, 70, 71, 76, 113, 148, 149, 188, 241, 268, 314, 352, 353, 359, 362, 363, 370, 374, 378, 379, 380, 381.
Jupiter 75, 137, 138, 139, 140, 164, 174, 195.
Jupitergigantensäulen 88, 89, 90, 91, 92, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 153, 249, 250.

Karl der Große 38, 48, 55, 80, 81, 82, 87, 161, 196, 272, 273, 299, 300, 315, 324, 328, 339, 365, 372, 377.
Karlsruhe, Staatssammlung 152, 153, 257, 258.
Karolingerzeit 166, 226, 277, 278, 348, 383.
Karolingischer Missionskatechismus 38, 57, 58, 198.
Kaufmann 17, 18, 237.
Keferlohe 29, 38, 318.
Kerze, s. Lilie.
Kerzenopfer 331, 332, 335.
Keyserling, Graf 241, 338.
Kierkegaard 357, 359, 368.
Kingsley 353, 369.
Kirchenpatrozinium 195, 196, 215.
Klassizismus 109, 112, 383.
Kleinwinternheim 137, 185.
Kleve, Schwanenburg 203.
Knöpfler 337.
Kobolde 170, 171, 172, 173, 174, 348.
Kolbe 291.
Kölleda 259.
Köln, Dom 316.
Köln, Sammlung Schnütgen 254, 255.
Komburg 294.
Konstantin, Kaiser 187, 188, 234, 235, 239, 247, 328.
Köpp 19, 140, 304.
Kossinna 221, 222, 225, 227, 232, 255, 344, 345, 368.
Kowel, Speerspitze von 263, 345.
Kraus 191, 246.
Krause 28, 33, 93, 225, 227, 266, 332.
Krautheim 257.

Kreuzsinnbild 38, 176, 225, 234, 236, 237, 238, 239, 242, 243, 244, 246, 248, 287, 325, 326, 328, 330.
Kreuz und Sonnendienst 236, 237, 238, 239, 242, 243, 244, 246, 248, 255.
Kreuzweg 39.
Kriemhild 68, 360.
Krummholzerstuhl b. Dürkheim 239, 250, 251.
Kultur der Gesinnung 351, 353, 354, 357, 359, 362, 363, 368, 369.
Kultur der Sinne 356, 357, 359, 360, 362, 368.
Kulturgeschichte, s. Geistesgeschichte.
Kümmernis, heilige(r) 126, 127, 128, 129, 131.
Kümmernisverehrung 130, 132, 133, 134, 135.
Kunstgeschichte 349, 354, 355, 356, 357, 358, 359, 361.
Kuppingen 279, 280, 311.

Labarum 187, 234, 235, 236, 238, 243, 247, 257.
Labarum und Sonnendienst 234, 235, 238, 239.
Ladenburg, Sebastianskirche 218.
Lammsinnbild 223, 224, 225, 230, 236.
Langbärtigkeit 154, 156, 158, 162, 165, 167, 170, 171, 214, 289, 290.
Langenstein 88, 89, 290, 291.
Langobarden 27, 58, 71, 112, 114, 150, 156, 194, 201, 241, 266, 307, 313, 343, 344, 345, 372, 374.
Langobardenkreuz 240, 241, 345.
Lanze 139, 140, 141, 147, 149, 150, 151, 173, 194, 217.
Lanzenkämpfer 194, 195, 200, 202.
Lauingen, Stadtkirche 167.
Lautlingen 258.
Leer (Ostfriesland) 318.
Lechler 266, 268.
Leichenschmaus 58.
Leonhardiritt 120, 121.
Leutstetten, 180.
Lilie 32, 33, 34, 35, 73, 217, 225.
Lilie, heraldische 73, 158, 243, 260, 261, 288, 323, 324, 325, 326, 328, 329, 330, 331.
Lindelbrunnen 320.
Lindenschmit 12, 17, 27, 148, 149, 232, 236, 241, 256, 261, 298, 334.
Lindwurm 28, 41, 63, 69, 92, 93, 94, 96, 98, 100, 102.
Lindwurmkämpfer 42, 43, 44, 63, 64, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 100, 102, 103, 689, 190.
Loki 71.
Ludovisische Thronlehne 347, 348.
Ludwigslied 373.

Magenheim 200, 298, 300.
Maja Rosmerta 185.
Mailand 248.
Mainzer Dom 95.
Mainzer Jupitersäule 138, 140.
Mainzer Rad 248, 249.
Mainz, Scheibenfibel 144.
Mainzer Zentralmuseum 12, 161.
Malerei 365.
Managarmr, s. Fenriswolf.
Mannheim 248.
Marienverehrung 303, 328.
Marktoberdorf 172, 174.
Marl 21.
Mars, s. auch Schwertgott 33, 81, 88, 137, 169.
Mars Thingsus, s. auch Schwertgott 35, 79, 186, 187.
Matronensteine 179, 181.
Matronenverehrung 178, 179, 180, 181, 183, 184, 185, 186, 196.
Maulbronn 246.
Meransen 182.
Merkur 137, 140, 164, 169, 197, 266.
Merovingerzeit 10, 11, 12, 68, 118, 190, 227, 261, 277, 278, 348.
Michaelsberg bei Kleebronn 198, 199, 200, 202, 274, 284.
Michaelskirchen 191, 192, 193, 194, 292.
Midgardschlange 42, 124.
Minnetrunk 60, 61.
Mithrasdienst 28, 48, 184, 190, 244, 299.
Mittelmeerkultur 314, 350, 352, 354, 356, 357, 359, 365, 383.
Mogk 167, 188, 230, 269, 322, 334.
Moltke 356.
Mommsen 22, 23, 349.
Mondverehrung 48, 49, 50, 67, 225, 229, 230, 280, 322.
Mondwolf, s. Fenriswolf.
Montalembert 353.
Montelius 225, 227, 234, 236, 266.
Montesquieu 352, 382.
Moosburg, Münster 164.
Much 233, 326, 342.
Müller, Sophus 147, 225, 227.
Müncheberger Speerspitze 262, 263, 345.
München, alte Akademie 158, 159.
München, Nationalmuseum 47, 48, 115, 163, 172, 180, 257.
München, vorgeschichtliche Sammlung 300.
Murrhardt, Walderichskirche 163, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 232, 233, 242, 247, 290, 326, 361.

Muspilli 49, 54, 67, 124.
Mütterkultus, ſ Matronenverehrung.
Mythologie, ſ. Sagengeſchichte.

Naglfar 97.
Naſſenfels 266, 267.
Naumburg, Dom 104, 108, 109, 110, 361.
Nehalennia 61.
Nemetona 137, 185.
Neufahrn 126.
Neuweiler 174, 246, 326.
Nibelungenlied 27, 68, 94, 122, 281, 282, 320, 360.
Niederdollendorf 144, 153, 254, 277.
Norden 18, 186.
Nordendorf 157, 148, 149, 257, 258.
Nordfrankreich 372, 374, 377, 382
Nordgermanen 371, 378.
Nordländer 85, 188, 302, 303, 355, 357, 368.
Nordſeekultur 350, 353, 354, 356, 357, 359, 365, 383.
Normandie 372.
Nornen ſ. Schickſalſchweſtern.
Notfeuer 335.
Nürnberg, germaniſches Muſeum 257, 258.

Oberflacht 144, 331.
Oberitalien 344, 374.
Obermarsberg 80, 81, 83, 134, 135.
Oberröblingen 224, 225, 260, 284, 307, 308, 309, 326.
Oberwittichhauſen 281, 282, 283, 284, 287.
Odenwald 203, 320.
Odin, ſ. auch Wodan 28, 41, 44, 116, 124, 147, 152, 153, 204.
Opfertiere 24, 251, 252, 373, 276, 305, 306, 307, 308, 309.
Ordalien 47.
Ortsnamen 21, 39, 30, 38.
Oſiris 61, 332.
Oſtgermanen 344, 345, 371, 378.
Oſtgoten 241, 344, 345, 371, 372.
Oſthofen 149.
Otfried von Weißenburg 46, 166.

Panzer 48, 169, 297, 299.
Parma, Baptiſterium 213, 309.
Parzen 178, 180, 181, 184.
Paſtor 225, 227, 293, 316.
Paulus 33, 219.
Paulus Diakonus 201, 266, 313, 344.
Pavia, Michelskirche 71, 100, 101, 102.
von Peez 20, 28, 29, 195, 253, 318, 359, 380, 381, 382.
Peſſatel 313, 314, 319.
Peterskirchen 160, 210, 211, 212, 215, 216, 217, 218, 260.
Petersberge 216.
Petersberg bei Brannenburg 214, 215, 216, 260, 284, 288.
Petersberg bei Fulda 216, 217, 328.
Peterſen 76, 77, 253.
Pfahlheim 259.
Pfalz 89, 251.
Pferd, Heilighaltung 251, 252, 273.
Pferd und Hakenkreuz 252. 253, 254, 255, 262, 267.
Pferd und Sonnenſinnbilder 252, 253, 254, 255, 262, 267.
Pferdeköpfe am Dachgiebel 253, 307.
Pferdezucht 318, 319.
Pforzheim, Altſtädter Kirche 244, 245, 340, 341.
Pforzheim, Stadtkirche 233.
Pfünz 266.
Phallusverehrung 295, 297, 298, 299, 300, 301.
Phol 229.
Piper 12, 238. 268, 373.
Piſchek 150.
Poitiers, Notre Dame 366.
Polling 180.
Prenzlau, Anhänger 123, 124, 125, 126.
Prenzlau, Marienkirche 165.
Prenzlau, Rolandſäule 79.

Quenſtätt 71.
Quitzmann 34, 40, 71, 94.

Raben 115, 116, 117, 118, 122, 124, 147, 173, 206, 209, 279, 280.
Radkreis 339, 241, 243, 246, 248, 250, 251, 253, 259.
Radkreuz 230, 232, 234, 235, 236, 240, 241, 242, 251, 259, 342.
Radnadeln 226, 232, 250.
Radſinnbild 248, 249, 252, 258, 259.
Rapp 234, 235.
Regensburg, alte Kapelle 167, 168, 169.
Regensburg, Dom 190.
Regensburg, Dominikanerkirche 59.
Regensburg, Donaubrücke 161.
Regensburg, Schottenkirche St. Jakob 39, 40, 45, 46, 164.
Regensburg, Schottenlegende 56.
Regensburg, Schottentor 47, 48, 50, 56, 57, 71, 309, 340.
Regensburg, St. Emmeran 46.
Rechtsgeſchichte 346, 349, 354, 358.
Rechtsleben 338, 350, 351, 354, 358, 359, 364, 365
Rechtsſchutz 76, 78, 79, 80.
Reichenhall, San Zeno 163.
Reiterheilige 189, 190, 191, 192.

Religio, s. Ehrfurchtsformen.
Religionsgeschichte 12, 36, 58, 61, 62, 324. 336, 346, 349, 356, 357, 358.
Renaissance 112, 114, 383.
Riddagshausen 246.
Riehl 71.
Rietheim 297, 300, 301.
Richter 86.
Rimsingen 317.
Rodensteiner 203, 204.
Rochholz 34, 61, 79, 182, 306, 308, 331, 334, 335.
Rolandssäulen 78, 79, 80, 81, 83, 85, 86, 90, 91, 160, 321, 322.
Rom 185, 186.
Rom, kapitolinisches Museum 346, 347.
Rom, Thermenmuseum 347.
Rom und christliche Kirche 315.
Romani tributarii 196, 300.
Rottenburg 297, 301.
Rottweil 254, 255, 270, 272.
Rübezahl 173, 209.
Rudolf von Fulda 84, 87, 88.
Rufach 247.
Rückert 50, 182, 303.
Rundkirchen 293, 294, 295.
Rundköpfe 378, 379.
Runen, s. auch Siegrune, Tiurune 147, 148, 149, 243, 244, 257, 262, 263, 309, 324.
Rupp 310.
Rüssingen 103, 245, 341.

Sachsen 25, 29, 48, 51, 57, 59, 73, 77, 79, 80, 81, 82, 84, 87, 88, 89, 90, 91, 95, 148, 150, 166, 253, 310, 311, 317, 321, 373, 375, 376, 377, 378.
Sachsenspiegel 78.
Sagengeschichte 23, 24, 25, 28, 29, 33, 36, 48, 51, 58, 80, 115, 139, 154, 160, 165, 167, 169, 182, 188, 189, 219, 230, 238, 274, 276, 279, 295, 334, 349.
Sasbach 257.
Sagnot, s. Schwertgott.
Saxo grammaticus 181.
Schaffhausen 22, 66, 176, 294.
Schädel 50, 348, 249, 275.
Schaumann 280.
Schemann, 272, 273, 368.
Schicksalsschwestern 177, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 196, 292, 336.
Schloß Amboden 317.
Schmidt, Ludwig 68, 376.
Schneider 230, 231.
Schrifttumsgeschichte 10, 11, 13, 14, 17, 23, 76, 346, 349.
Schuchhardt 19, 23, 85, 87, 194, 222.
Schulze 133, 236, 237, 364.
Schwaben 17, 33, 39, 91, 94, 98, 116, 145, 169, 189, 197, 198, 375, 376, 377.
Schwärzloch, s. Schwertsloch.
Schwein 270, 271, 273, 274, 276.
Schweitzer 42.
Schwerin, Sammlung von 313, 314.
Schwertgott* 24, 28, 29, 33, 34, 35, 38, 43, 50, 51, 63, 64, 65, 66, 67, 71, 73, 74, 75, 76, 78, 79, 88, 91, 118, 119, 131, 138, 139, 150, 153, 154, 163, 164, 165, 166, 169, 216, 219, 220, 274, 280, 330, 348.
Schwertsinnbild 78, 80, 217.
Schwertsloch 24, 25, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 71, 73, 92, 93, 219, 280, 305, 307, 308, 329, 340, 341.
von Schwind 102, 165, 174
Seddin, Königsgrab von 312, 319.
Seeck 15, 17.
Seelenführer 55, 171, 191, 195, 200, 201.
Seelensinnbild 200, 201, 202.
Sello 78, 79, 83.
Semitismus, s. Judentum.
Sepp 27, 38, 40, 59, 61, 70, 92, 93, 116, 120, 121, 129, 179, 230, 231, 243, 244, 281, 315, 319, 333, 336.
Shakespeare 362, 363, 367, 378.
Shaw 362.
Siebenbürger Märchen 209.
Siegfried 68, 93, 94, 103, 165, 191, 229, 320, 360.
Siegrunen 257, 263, 264, 283.
Sighart 39, 40, 70, 71.
Sigurdsage 40, 42, 55, 68, 94.
Silchester 318, 319.
Simrock 28, 29, 33, 34, 36, 115, 153, 154, 169, 177, 182, 183, 189, 219, 229, 297, 299.
Sintram 97.
Siph 71.
Sköfde 313.
Slaventum 378, 379.
Sommersonnenwende 61.
Sonnengott 238, 239, 250, 253, 262, 328, 330.
Sonnenkreise 73, 219, 221, 222, 223, 225, 226, 227, 232, 233, 242, 247, 277, 288, 304, 330.
Sonnenlauf 225, 226, 268.
Sonnenrad 84, 139, 154, 156, 164, 187, 220, 226, 227, 230, 231, 234, 236, 242, 247, 250, 252, 330.
Sonnenroß 73, 143, 220, 251, 252, 253, 262.

* = Ziu, Tiu, Tyr, Ear, Erch.

Sonnenverehrung 22, 85, 88, 139, 143, 154, 156, 215, 219, 223, 224, 225, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 242, 248, 251, 252, 253, 255, 259, 260, 268, 280, 293, 294, 295, 304, 305, 309, 320, 330, 331.
Sonnenwagen 220, 232, 251, 252, 262, 263.
Spanien 374.
Speyer, Säulenfuß von 103, 163, 222, 245, 287.
Spiralenſchmuck 222, 225, 226, 268.
Spitzberg bei Tübingen 24, 25, 27, 29, 93, 189, 218, 219.
Sprachgeſchichte 10, 12, 14, 15, 23, 29, 30, 76, 62, 126, 130, 182, 203, 228, 293, 309, 310, 346.
Sprater 88, 250.
Staatsgedanke, germaniſcher 350, 354, 358, 364.
Staatsgedanke, römiſcher 350.
Steffenshagen 325.
Steinbaukunſt 161, 162, 227, 228, 233, 267, 366.
Stellung der Frau 302, 303, 304, 313, 314.
Stendhal 356, 360.
Sterbekerze 333, 335.
Sternkreiſe 243.
Stonehenge 316.
Strafrecht 364, 365.
Strahlenſtern 223, 224, 226, 227, 242, 243, 246, 247.
Straßburg, Münſter 297.
Straßburg, St. Aurelien 316.
Straubing, Peterskirche 96, 97, 98, 100.
Strzygowski 343.
Stückelberg 208, 341, 342, 343.
Stuhlfauth 97, 100.
Stuttgart, Kunſtausſtellung 45.
Stuttgart, neues Theater 45.
Stuttgart, Staatsſammlung 139, 143, 144, 145, 158, 160, 253, 254, 257, 258, 298, 361.
Südfrankreich 374, 377, 382.
Südländer 85, 301, 303, 355, 357.
Sueven ſ. Schwaben.
Sunna 229.
Svantevit 35, 167.
Swoboda 267.
Symmetrie 356.
Szepter 217, 233, 288, 324, 328.

Tauberbiſchofsheim 257.
Taufkirchen 293, 295.
Tempelherrnorden 293.
Theoderich d. Große 94, 99, 148, 372.
Theudebert 26, 59.
Thidrekſage 41, 97, 99, 320.
Thiodute 76, 77, 321.
Thor 57, 71, 165.
Thrundholm 232, 252, 268.
Thüringer 375.
Tiefenort 38, 330.
Tierhäupter 295, 297, 304, 305, 306, 307, 309.
Tiu ſ. Schwertgott.
Tonkunſt 365.
Torcello, Speerſpitze von 263, 345.
Totengebäck 308.
von Treitſchke 349, 353.
Trevirer 90, 95, 137, 193.
Trient, Dom 105, 106.
Truchtelfingen 259.
Tübingen, Spitalskirche 219, 221, 222, 226, 227, 228, 232, 233, 330.
Tübingen, Stiftskirche 27, 93, 189.
Tuisko 302.
Turmbau 85, 86, 90, 321, 366, 367.
Tyr ſ. Schwertgott.

Uhland 24, 29, 305.
Untermais, Vigiliuskirche 233.
Urach 257.

Varusſchlachtfeld 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24.
Vechten 186.
Veltmann 22, 23.
Verknotungen 124, 125, 126, 244, 245, 339, 340, 341.
Verona, San Zeno 100, 208, 284, 344.
Verworn 208.
Viatikum 334.
de Villaine 374, 375.
Völkerwanderungszeit 12, 15, 27, 55, 144, 151, 195, 196, 228, 261, 263, 266, 269, 342.
Völuſpa 42, 69.
Volkskunde 11, 14, 18, 21, 120, 324.

Wackernagel 97.
Waldalgesheim 145, 146, 298.
Waltharilied 360.
Wannweil 124, 125, 126, 341.
Warbede ſ. Schickſalsſchweſtern.
Wartburg 100.
Waſſerfrau 102, 174, 175.
Weihegaben 48, 51, 52, 53, 58, 59, 63, 86, 121, 132, 133, 180, 271, 272, 273, 301, 328, 331, 339.
Weimar, ſtädt. Sammlung 72.
Weinsberg 243, 260, 328.
Weiſe 98, 99.
Weißenburg a. Sand 299, 300.
Weißenkirchen 294.
Welſchingen 246.

Weltmächte 350, 351, 352.
Weltuntergangsſage 41, 49, 54, 67, 73, 97.
Welzhofer 18.
Wendel 147.
Werl 21, 24.
Werſchweiler 247.
Weſſobrunner Gebet 54, 67.
Weſtfalen 83, 84, 99, 376.
Weſtgermanen 371, 378.
Wetzlar, Dom 340.
Widar 41, 42, 44.
Widukind 87, 88.
Wien 321.
Wiesbaden, Muſeum 277.
Wildberg 158, 160, 161, 162, 163, 287, 348.
Wilder Jäger 36, 203, 204, 205, 206.
Wilde Jagd 157, 171, 200, 202, 203, 205, 209, 213, 274, 284.
Wilgefortis ſ. Kümmernis, heilige(r).
Willibede ſ. Schickſalsſchweſtern.
Wilſer 220, 228, 266, 376.
Wilſon 100.
Windiſch 178, 179, 185, 303, 309.
Winterſonnenwende 52, 59, 61.
Wodan, ſ. auch Odin, 25, 28, 36, 38, 42, 52, 55, 56, 74, 91, 116, 117, 118, 119, 122, 124, 138, 139, 140, 141, 143, 148, 150, 151, 153, 156, 157, 164, 165, 169, 171, 173, 176, 187, 190, 191, 192, 193, 194, 197, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 209, 210, 213, 214, 216, 229, 264, 266, 274, 279, 280, 289, 291, 292, 320.
Wolf, ſ. auch Fenriswolf, 225, 226, 233, 274, 276, 277, 279.
Wolf Heinrich 20, 380, 383.
Wolff, J. W. 25, 28, 154, 203, 274, 279, 280, 281, 295, 297, 298, 299, 300, 304, 317.
Wölchingen, Johanniterkirche 109, 110, 174.
Wölſungaſage 360.
Worms 94.
Worms, Dom 162, 177, 179, 180, 183, 366.
Worms, Pauluskirche 325.
Worms, Paulusmuſeum 162, 250.
W(u)otan ſiehe Wodan.
Wurmlinger Kapelle ſ. Schwertsloch.
Würzburg, fränkiſches Muſeum 242, 243, 277.
Würzburg, Univerſitätsſammlung 128.

Zangemeiſter 139, 141, 197.
Zauner 28, 38.
Zeus ſ. Jupiter.
Zierrädchen 232, 234.
Zierſcheiben, erzene 142, 143, 144, 145, 146, 147, 151, 152, 153, 233, 234, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 261, 342.
Ziu ſ. Schwertgott.
Ziurune 33, 34, 38, 71, 257, 330.
Zöpfl 81.
Zürich, Erzſcheiben von 152, 153.
Zürich, Groß-Münſter 103, 104, 106, 111.
Zweiflächenſteinbilder 277, 278, 279, 348.
Zwerge ſ. Kobolde.

1918

Aus W. Lindenſchmit d. J., Waldbilder. 1859.

Im Felde unbesiegt

Der Weltkrieg in 29 Einzeldarstellungen

Herausgegeben von General der Infanterie

O. v. Dickhuth-Harrach

Mit den 27 Bildnissen der Mitarbeiter

Erster Band. — 2. Aufl. Preis: geh. Mk. 30.—, geb. Mk. 36.—

Aus dem Inhalt: Der Handstreich auf Lüttich, von General Ludendorff. — Die Schlacht bei Tannenberg, von Generalfeldmarschall v. Hindenburg. — Deutsche Infanterie, von Franz Schauwecker. — Schwere Batterie im Großkampf, von Oberlt. Nieter. — „Emden" im Kreuzerkrieg, von Kapitänlt. Witthoeft. — Brzeziny, von General Litzmann. — Die Winterschlacht in Masuren, von Major v. Redern. — Der Überfall auf die Ayesha-Leute, von Oberbootsmannsmaat Pinkert, mit einer Einleitung von Kapitänlt. a. D. v. Mücke. — Nowo Georgiewsk, von General v. Dickhuth-Harrach. — Das k. u. k. Inf.-Regt. Graf Khevenhüller am Monte San Michele, von Major Barger. — Der Kampf um Gallipoli, 1915—1916, von Marschall Liman v. Sanders. — Skagerrak, von Korvettenkapitän Foerster. — Die Sprengung des Cimonegipfels, von k. u. k. Major Sedlar. — Der Tod von Ypern, von Wilhelm Schreiner. — Die 43. Ref.-Div. am „Toten Mann", von Hptm. v. Frantzius. — Die Kärntner beim Sturm auf den Polounik, von Major Barger. — Der Durchbruch bei Flitsch, von k. u. k. General d. Inf. Krauß. — Die Angriffsschlacht von Cambrai, von General v. Moser. — Der Adler des Weißen Meeres, von Hauptmann Heydemarck. — „UB. 57", von Korvettenkapitän Lützow. — Das Bayerische Inf.-Leib-Regiment beim Sturm auf den Kemmel, von Major Frhrn. v. Prandh. — Truppenverbandplatz, von Dr. Spatz. — Das letzte Mal an der Front, von Oberlt. Freiherrn v. Richthofen. — Ein Kerl, von Walter Bloem. — Das deutsche Asienkorps, von General v. Frankenberg. — Die Ostafrikaner im Weltkrieg, von Generalmajor v. Lettow-Vorbeck. — Ein Zeppelin-Angriff auf England, von Oberleutnant z. S. v. Schiller.

Zweiter Band.

Mit den Bildnissen der Mitarbeiter. — Preis: geh. Mk. 30.—, geb. Mk. 36.—.

Inhaltsverzeichnis: Bukarest, von General-Feldmarschall v. Mackensen. — Feldartillerie, von Hptm. Heitz. — Unsere Pioniere, von Generallt. Schwarte. — Ich hatt' einen Kameraden, von Lt. v. Dickhuth-Harrach. — Das XX. Armeekorps bei Hohenstein, von Generalmaj. Hell. — Die Freiwilligen vor Ypern, von Generalmaj. Baumgarten-Crusius. — Erstürmung Douaumonts, von Hptm. Haupt. — Streifzüge in der Sinaiwüste, von Oberst Frhr. v. Kreß. — Feldgeschütz gegen Dreadnought, von Maj. Lierau. — Deutsche Gebirgsartillerie, von Hptm. Rüdel. — An der Somme 1916, von Generalltn. Balck. — Aus dem Kriegstagebuch einer österr.-ungar. Pionier-Feld-Kompagnie, von Hptm. Regele. — Das bayer. Ref.-Jäger-Batl. Nr. 1 in Rumänien, von Oberstltn. Pflügel. — Der Mineur in Flandern, von Oberstltn. Füßlein. — Der Fall von Görz, von Oberstltn Adam. — Die Infanterie-Nachrichtentruppe im Felde, von Vizefeldw. Wollenzin. — Fliegertod, von Oberltn. Berr. — S. M. S. „Möve", von Korv.-Kap. Graf zu Dohna. — Przemysl, von Generalmaj. Kerchnawe. — Die sächs. 24. Inf.-Div. als „Stoßkeil" der Armee von Below, von Maj. Holthausen. — Vorstoß zur Marne, von Hptm. Matthaei. — An der Westfront nichts von Bedeutung, von Oberlt. Schurig. — Fesselballons, von Hptm. Steegmann. — Gedenke! von Schauwecker.

Aus einigen Urteilen: ... Ein besseres Geschenk gibt es für unsere Jugend nicht .... *Frankfurt-Oderzeitung.* — ... Tiefbewegt legt man das Buch aus der Hand ... Eine bessere Lektüre kann man in der Tat nicht wünschen ... *Eiserne Blätter.* — Das Werk hinterläßt beim Leser nachhaltigsten Eindruck; es ist ein Zeitdokument, nach dem man immer wieder greifen wird. *Die Ernte.* — ... „ein nationales Gedenk- und Trostbuch." *Magdeburger Tageszeitung.*

Preise freibleibend, für das Ausland besondere Preise.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Str. 26

Auf See unbesiegt

30 Einzeldarstellungen aus dem Seekrieg

Herausgegeben von Vizeadmiral **E. von Mantey**

Mit 28 Bildnissen gefallener Helden

Preis geb. Mk. 36.—

Aus dem Inhalt: Vizeadm. v. Trotha, Mit Scheer auf der Kommandobrücke. — Admiral z. D. Souchon, „Goeben und Breslau". — Großadmiral Prinz Heinrich von Preußen, „Blücher". — Korvettenkapitän Firle, Vernichtung des „Goliath" vor den Dardanellen. — Kapitän z. S. von Waldeyer-Hartz, Marinekorps vor Antwerpen. — Korvettenkapitän Foerster, Der 24. Januar 1915. — Korvettenkapitän v. Cappeln, Die Marine am Euphrat. — Mar.-Oberstabsing. Looks, Maschinenpersonal auf einem Schlachtkreuzer in der Skagerrakschlacht. — Vizeadmiral Meurer, Marineexpedition zur Befreiung Finnlands. — Korvettenkapitän Kinzel, Die schweren Marinegeschütze. — Kapitänleutnant Steinbrinck, UC 65 im englischen Kanal. — Korvettenkapitän Doflein, Kriegsfahrten einer Minensuchflottille. — Kapitänleutnant Schiwig, Der letzte Kampf S. M. S. „Leipzig". — Korvettenkapitän Lützow, Versenkung der „Lusitania". — Oberheizer Neumann, Der Endkampf S. M. S. „Cöln". — Oberheizer Zenne, Die letzten Stunden S. M. S. „Wiesbaden". — K. H. Sigismund Prinz v. Preußen, U-Boot gegen U-Boot. — Korvettenkapitän Zander, An der flandrischen Küste. — Kapitänleutnant Moll, Flieger-Erlebnisse. — Korvettenkapitän Boehmer, Die Versenkung der deutschen Flotte in Skapa Flow. — Admiral Scheer, Schlußwort.

Dieses Buch ist gewidmet
Den Mitkämpfern zu stolzer Erinnerung
Deutschlands Jungmannen zum leuchtenden Vorbild
Den Namenlosen auf Meeresgrund in dankbarem Gedenken
Dem ganzen deutschen Volke als Verheißung einer besseren Zukunft

---

Deutschlands Heldenkampf

Der Weltkrieg 1914/18

Von General der Kavallerie **Friedrich v. Bernhardi**

Mit 100 Kartenskizzen. — Preis geh. Mk. 70.—, geb. Mk. 90.—

General v. Bernhardi ist unbestritten einer der allerersten deutschen Militärschriftsteller, dessen Ruf im In- und Ausland, bei Freund und Feind gleich anerkannt ist. Seiner zusammenfassenden, auf der Verarbeitung aller bisher zugänglichen Quellen beruhenden Darstellung des Lebenskampfes des deutschen Volkes gebührt daher ein Ehrenplatz in der Bücherei jedes deutschen Hauses. Bernhardi geht sehr gründlich zu Werke, seine Darstellung der Kämpfe und Schlachten berücksichtigt die einzelnen Truppenteile, die sich ausgezeichnet haben. Das Wesentliche ist ihm aber natürlich das Herausarbeiten der großen Linien, der strategischen und taktischen Gedanken und ihre kritische Beleuchtung. Infolgedessen nimmt die Besprechung der großen Entscheidungen (Marneschlacht, Verfolgung in Rußland, Verdun, Saloniki, Italien, U-Bootkrieg und Schlußoffensive 1918) den Hauptraum des Werkes ein. Auch die politischen Maßnahmen werden besprochen getreu den Überlieferungen der großen deutschen Strategen Clausewitz, Moltke und Schlieffen, nach denen Kriegführung und Politik untrennbare Waffen im Machtkampf der Staaten sind.

Die Kriegsgeschichte für das deutsche Haus!

Preise freibleibend, für das Ausland besondere Preise.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Str. 26

Der Briefwechsel von Jakob Burckhardt und Paul Heyse

Herausgegeben von **E. Petzet.** Mit 2 Bildnissen in Kupfertiefdruck. Geh. Mk. 20.—, geb. Mk. 26.—.

Wie die Briefe für die Kenntnis und das Verständnis Paul Heyses reiche Aufschlüsse bieten, so sind sie auch in ganz besonderem Maße geeignet, den Baseler Gelehrten uns auch menschlich näher zu bringen und den Zauber seiner geistsprühenden und herzenswarmen Persönlichkeit aufs lebendigste wirksam zu erhalten.

Der Briefwechsel zwischen Paul Heyse und Theodor Storm

Herausgegeben von **Gg. J. Plotke.** 2 Bde. mit 8 Abbild. in Kupfertiefdruck. Geh. je Mk. 21.—, geb. je Mk. 28.—.

Die Briefe gewähren eine so vielseitige Anregung und eine so starke Erweiterung und Vertiefung unserer geistigen Anschauung, daß sich ihrem fesselnden Reize kaum ein Leser entziehen wird, wie sehr auch die darin behandelten Fragen, Erlebnisse und Urteile weit ab liegen mögen von den schweren Kämpfen und Sorgen, die unsere Tage erfüllen.

H. St. Chamberlain

Ein Lebensbild, auf Grund eigener Mitteilungen herausgegeben von Prof. **Leop. v. Schroeder.**

Mit vier Bildnissen. Preis steif geheftet Mk. 12.50.

Das Buch zeigt, wie Chamberlain ein Deutscher geworden ist, welch unvergleichlichen Dienst er durch sein Schrifttum dem deutschen Volke erwiesen hat und was es dem großen Germanen schuldet. Leop. von Schroeder ist durch seine engen Beziehungen zu H. St. Chamberlain der berufene Schilderer seines Werdeganges.

Die Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth

Von **Professor Leopold von Schroeder**

Preis: geheftet Mk. 25.—

In diesem vortrefflichen Werke führt uns Schroeder in die Urzeit mit ihrer Religion und ihrem Kultus; er zeigt uns die Wandlungen der arischen Religion im Fortgange der Jahrtausende, macht uns mit dem arischen Mysterium bekannt und weist dann nach, wie das Wagnersche Drama eine Neugeburt des alten Mysteriums in der vollendetsten Form ist. Seine Darstellung, lebhaft und warm, bleibt doch vornehm zurückhaltend und hält die wissenschaftliche Form fest. — Wie tief er von seinem Gegenstand ergriffen ist, möge man aus der Schilderung des Eindrucks entnehmen, den sein erster Besuch einer Tannhäuser-Aufführung im Jahre 1878 auf ihn machte. Sie erschütterte ihn in allen Fasern seines Wesens und er brachte die Nacht unter immer aufs neue strömenden Tränen zu. — Man kann aus dem Buch viel lernen und wird es mit Spannung lesen. *Aus der Nordd. Allg. Zeitung.*

Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies

Von **Dr. Albert Reibmayr**

2 Bände. Preis: geheftet Mk. 90.—.

Das Buch ist heute, da im staatlichen Leben Vorbildung, Eignung und Herkunft bedeutungslos sein sollen, besonders wichtig. Es zeigt den hohen Wert einer vererbten und emporgezüchteten Begabung gegenüber der gleichmäßigen Maße.

Aus einer Besprechung von Hermann Grafen Keyserling, dem weltberühmten Philosophen im „Tag" in Berlin: Als ich die ersten Seiten des Reibmayrschen Werkes gelesen hatte, ließ mich das Buch nicht mehr los; ich las es mit fortlaufend wachsendem Interesse und als ich am Ende war, da wird mir klar, daß R.'s Werk die erste unbedingt ernstzunehmende, der wissenschaftlichen Kritik standhaltende Arbeit darstellt, die über das dunkle und vieldeutige Rassen- und Vererbungsproblem bisher geschrieben worden ist. Hier ist Bleibendes für die Erkenntnis gewonnen.

Preise freibleibend, für das Ausland besondere Preise.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Str. 26

Bücher von Dr. Franz Haiser

Im Anfang war der Streit

Preis geheftet Mk. 20.—,
gebunden „ 26.—.

Nietzsches Zarathustra und die Weltanschauung des Altertums

Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit, dichterischem Schwung und unbeugsamem Willen zeigt Haiser der Menschheit den Weg zur Erkenntnis. Das Buch lehnt sich an Nietzsches Zarathustra an, gibt aber mehr als einen bloßen Kommentar zu den Worten des Meisters. Der Zeitgeist, der aus artloser Mischkultur entspringt und schrankenlose Pöbel- und Geldwirtschaft anstrebt, erfordert heute eine Weiterführung von Nietzsches Gedanken. Die Fragen der Staatsform, der Wehrpflicht, der Machtpolitik, der Frauenherrschaft, des Wertes der Rassen wird hier gründlich erörtert. Kampf ist Haisers Lebensgrund.

Das Gastmahl des Frhrn. von Artaria

Ein Kampf zwischen rassenaristokratischer u. demokratischer Weltanschauung

Umfang 200 Seiten
Geb. Mk. 26.—.

Die Krisis des Intellektualismus

2. Auflage. Preis geheftet Mk. 12.50.

„Der Verfasser offenbart sich in seiner fraglos bedeutsamen Schrift als Rassenhygieniker, dessen erste Forderung Rücksichtnahme auf die Nachkommenschaft ist, der deshalb nicht müde wird zu verkündigen, daß nicht Wissen und nicht Geist den Adelsmenschen hervorbringen, daß ein einfacher Bauer mit unverfälschtem Blut, mit geschlossener harmonischer Weltanschauung ein ganzer Mann sei, für den es auch wahres Glück gebe. Auf jeden Fall gibt die mit Herzenswärme und eindringend sittlichem Ernst geschriebene Schrift zu denken."
(Braufewetter im „Tag").

Ritter, Tod und Teufel

Der heldische Gedanke

Von **Dr. Hans Günther.**
Preis geh. Mk. 20.—, geb. Mk. 28.—.

Ein Erziehungsbuch zu kräftiger, aufrechter Weltanschauung. Eine Kampfschrift gegen den schwächlichen, sinnengierigen und vom Geld versklavten Zeitgeist. Hohe, reine Gedanken, stolzer und kampfesfroher Sinn, Ehrfurcht vor den ewigen Werten machen das mit hinreißendem dichterischen Schwung geschriebene Buch zu einem wahren Trost- und Erbauungsbuch.

Deutsche Schulerziehung

In Verbindung mit hervorragenden Fachleuten herausgegeben von **W. Rein,** Jena.
Mit Buchschmuck von **E. Liebermann,** München.
634 Seiten gr. 8°. — Preis geheftet Mk. 20.—.

Der als moderner Pädagog bestens bekannte Herausgeber hat einen Stab erlesener Mitarbeiter um sich geschart, und sie alle möchten Eltern und Erziehern eine kräftige Anregung bieten. — Alles was nach pedantischer Schablone und nach verknöcherter Paukerei riecht, ist diesem frischen und doch tiefernsten Werk ein Greuel. Leben, wirkliches Leben soll in der Schulerziehung pulsieren. — Überall spürt man die Liebe zu unserer Jugend und den Wunsch nach einem gesunden, dem ganzen Volke zugute kommenden pädagogischen Fortschritt. Den Freunden und Leitern der Jugend als höchst lehrreiche und zugleich interessante Lektüre aufs dringendste zu empfehlen. *„Leipziger Neueste Nachrichten."*

Preise freibleibend, für das Ausland besondere Preise.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Str. 26

Prof. **Erwin Baur** (Berlin), Prof. **Eugen Fischer** (Freiburg),
Priv.-Doz. **Dr. F. Lenz** (München)

Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene

I. Bd.: Menschliche Erblichkeitslehre

wird z. Zt. nicht einzeln abgegeben.

1. Abschnitt: **Abriß der allgemeinen Variations- und Erblichkeitslehre** von Prof. Dr. Erwin Baur, Vorstand des Instituts f. Vererbungsforschung a. d. landw. Hochschule Berlin.
2. Abschnitt: **Die Rassenunterschiede des Menschen** von Dr. Eugen Fischer, o. ö. Prof. der Anatomie in Freiburg i. B.
3. Abschnitt: **Die krankhaften Erbanlagen** von Priv.-Doz. Dr. Fritz Lenz, München.
4. Abschnitt: **Die Erblichkeit der geistigen Begabung** von Priv.-Doz. Dr. Fritz Lenz.

II. Bd.: Menschliche Auslese und Rassenhygiene

Von Priv.-Doz. Dr. Fritz Lenz.

Geheftet M. 38.—. Beide Teile in 1 Band gebunden M. 108.—

Das Buch gibt die unbedingt nötigen naturwissenschaftlichen und medizinischen Grundlagen zu den Erörterungen über den Untergang des Abendlandes und zu allen bevölkerungspolitischen und eugenischen Maßnahmen. Jeder deutsche Arzt, der seinem Volke wieder in die Höhe helfen will, muß sich mit den Tatsachen dieses Werkes vertraut machen.

Die biologischen Grundlagen der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik

Für Gebildete aller Berufe. Von **Hermann Werner Siemens.**

Mit 8 Abbildungen. Geheftet Preis M. 7.20.

„.... Es ist Siemens gelungen, die Grundbegriffe der Erblichkeitslehre und der verwandten Teile der allgemeinen Biologie in einzig scharfer und klarer Weise heranzuarbeiten. Ein wichtiges Hilfsmittel dazu ist ihm eine geschickt gewählte Terminologie, die eine sehr übersichtliche Gliederung der Begriffe ermöglicht."

Münchener med. Wochenschrift.

Deutsche Rassenkunde

Von **Dr. Hans Günther**

Mit zahlreichen Abbildungen und Karten. Preis etwa M. 100.—.

Das erste Buch, das in streng wissenschaftlicher und dabei doch volkstümlicher Weise das Rassenproblem behandelt. Alle auf dem Boden des Deutschen Reiches seßhaften Rassen sind nach Ursprung und Verbreitung, geistiger, körperlicher und wirtschaftlicher Veranlagung eingehend geschildert. Durch prächtige Abbildungen werden die Rassenmerkmale zur Darstellung gebracht.

Allgemeine Biologie

Als Grundlage für Weltanschauung, Lebensführung und Politik.

Von Professor **Dr. H. G. Holle**
Geh. Mk. 26.—,
geb. Mk. 36.—.

Professor Harpf: „Wer über das Wie des Lebens, über die den verschiedenen menschlichen Naturen angemessenen Gestaltungen des Lebens Aufschluß sucht, wie sie sich in völkischen, staatlichen, sittlich-religiösen, rechtlichen und wirtschaftlichen Einrichtungen ausprägen, der kann sich diesen Aufschluß nur aus deren Wesen-Erkenntnis, dem Was des Lebens erschöpfen. Und dazu ist Prof. Holles Lebenskunde mit daraus erschlossener Lebenslehre dermalen der unstreitig beste, ja geradezu einzig zielsichere Leitfaden."

Preise freibleibend, für das Ausland besondere Preise.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Str. 26

Wissenschaftliche und sittliche Ziele des künftigen Deutschtums

Zwölf Vorlesungen, gehalten im Sommersemester 1919 an der technischen Hochschule in Aachen.

Von Professor **Dr. M. Semper.**

Preis geh. Mk. 20.—, geb. Mk. 28.—.

Wie einst Fichte, so treibt nun auch die schwere Not des Vaterlandes Semper dazu, Wege zu suchen, die den deutschen Geist aus dem politischen Zusammenbruch des deutschen Reiches erretten können, um damit die Grundlagen für einen künftigen wirtschaftlichen und politischen Aufstieg zu bauen. Er fordert in allem eine unserer deutschen Geistesart entsprechende wissenschaftliche Arbeit — ohne diese ist keine Rettung möglich.

Weltfreimaurerei Weltrevolution, Weltrepublik

Eine Untersuchung über Ursprung und Endziele des Weltkrieges

Von **Dr. Friedrich Wichtl** (Wien)

8. Auflage.

Preis geh. Mk. 26.—, geb. Mk. 36.—.

Kein Buch hat so rasch die Aufmerksamkeit der politisch interessierten Kreise des deutschen Volkes auf sich gezogen, wie dieses. Es gewährt einen tiefen Einblick in die verhängnisvollen Machenschaften der internationalen Logen.

„Aus dem Wust meist einseitiger, schiefer und entstellter Veröffentlichungen und Enthüllungen über den Weltkrieg ragt das äußerlich nicht sehr umfangreiche und doch inhaltsschwere Buch Dr. Wichtls turmhoch hervor. Nur wer im Besitze dieses Werkes ist, wird den richtigen Einblick in die von dem die Welt beherrschenden Geheimklüngel absichtlich verschleierten Zusammenhänge gewinnen. . . ." *(Polit.-anthropol. Monatsschrift.)*

Die führende nationale Zeitschrift ist:

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von: Geh. Hofrat G. von Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Prof. R. Geyer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, Prof. Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. Dietrich Schäfer, Regierungs-Präsident a. D. Frhr. v. Schwerin, Geheimrat Prof. Seeberg. — Schriftleitung: Dr. Erich Kühn.

Bezugspreis: Vierteljährlich Mk. 24.—, Einzelhefte Mk. 8.—.

Aus dem Inhalt der letzten Hefte: Alkohol und Verbrechen. Von Pastor H. Reuß. — Die Folgen des Krieges für die Volksgesundheit. Von Dr. med. E. Harmsen. — Die falsche Front im Kampfe gegen die Geldherrschaft. Von Prof. Dr. E. Jung. — Musik und Bühne. Von Dr. K. Grunsky. — Fichte und das gegenwärtige Deutschland. Von Prof. H. Schwarz. — Straßburg und der deutsche Gedanke. Von Prof. M. Wundt.

Einige Urteile:

Die Monatsschrift „D. E." halte ich für die gegenwärtig beste, zielsicherste und zuverlässigste Leiterin zu einer klaren, gesicherten, deutschen Zukunft. *Prof. G.*

Der starke, frische, echt deutsche Geist, den die Zeitschrift atmet, und das sichere, zielbewußte einheitliche Streben, das in der Behandlung der einzelnen Fragen zutage tritt, erfreut außerordentlich. *Dr. H.*

Preise freibleibend, für das Ausland besondere Preise.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Str. 26

RETURN TO ➡ CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 HOME USE	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.
Books may be Renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW

MAY 29 1992

AUTO DISC CIRC JUN 11 '92

FORM NO. DD6
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

LD 21-50m-8,'32

YC 30260

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C039975749

515232

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY